Main Lib.

The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John V. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

S. G. Wachs.

Digitized by Google

Am 1/6. 1824. ist der zeitherige Regiments-Quartiermeister,
Sous-Lieutenant Carl Benjamin Preusker zum ad-
junjirten Rentbeamten zu Gaya ernannt worden.
Er darf die Armee-Uniform tragen.
Hz. Zeit 1824. Nr. 105.

Digitized by Google

Blicke

in die

vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,

zur Erläuterung

des

öffentlichen und häuslichen Volkslebens

im

heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter

der

sächsischen und angränzenden Lande.

Für gebildete Leser aller Stände;

von

Karl Preusker,

Königl. Sächs. Rentamtmann zu Großenhayn, Ritter des Königl. Sächs. Civil-Verdienstordens; Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und anderer Vereine für Geschichte und Alterthumskunde, Industrie und Gewerbe.

Erstes Bändchen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mit 130 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

1841.

Digitized by Google

DD61
P8

Druck von Theod. Höhm.

Digitized by Google

Von der Höhe herab, beim Beschauen vaterländischer Gaue, ergiebt sich ein immer deutlicheres Bild des Ganzen, je weiter das Auge dringt, um, bis zum fernsten Horizonte hin, Beschaffenheit und Zusammenhang des Nahen und Fernen zu erspähen; — so auch bei der Geschichte derselben, im Erforschen und Vergleichen dessen, was früher, und was später geschah.

In nächster Nähe jenes erhabenen Standpunctes belebt noch das leicht bemerkbare Schaffen und Wirken thätiger Bewohner die Umgebung; oder es ist, wenn auch der Blick Etwas weiter gerichtet, meist in seinen nähern Ursachen und Folgen, in Saat und Erndte, im Bauen und Vernichten, selbst oft in den Einzelheiten, noch leicht erkennbar. — So die Geschichte der neuesten Zeit, der letzten funfzig Jahre, mit manchen politischen Umwandlungen, geistigen Fortschritten und industriellen Erfindungen, und die, der neueren Zeit, der letzten drei Jahrhunderte; zurückführend bis zu der blutigen Saat des dreißigjährigen Krieges. Selbst zurück bis zu Luther's welthistorischem Beginnen, mit dem gleichzeitigen Entdecken ferner Welttheile und dem Wiederaufleben der Wissenschaften, einen neuern Geist der Zeit hervorrufend; dieß aber als nächste Folge der unsterblichen Guttenbergs-Erfindung.

Doch dem aufmerksamen Beobachter gnügt nicht jener Blick auf die nähern Umgebungen; immer weiter strebt der forschende Sinn, auch wenn das Entferntere sich nicht im gnügenden Zusammenhange ergebe. Denn immer dichter drängen sich dann die Puncte der Aussicht; Hügel und Wälder verdecken oft Städte und Flecken und andere Zeugen thätiger Menschenhand; Thalgründe scheinen die gebahntesten Wege zu unterbrechen, und blinken auch, hier und da, im Silberglanze sich schlängelnde Gewässer zwischen üppigen Auen hervor, so ist dennoch ihr Lauf schwierig zu verfolgen, und ein völlig klarer Ueberblick bleibt selbst dem scharfsichtigsten Auge unerreichbar. Aber sey dieß auch, so vermag, im Vergleich mit schon Erforschtem, der rastlose Beobachter nicht selten den Zusammenhang zu enträthseln und die Wechselwirkung der ewig schaffenden Erde, wie der regen Betriebsamkeit ihrer Bewohner, mit Wahrscheinlichkeit zu erforschen. — So auch bei der Geschichte des Mittelalters! So manche Großthaten reichbegabter

173824

Geister, wie kunstvolle Bau- und Bild-Werke, wichtige Erfindungen und einflußreiche politische und gesellige Einrichtungen, gehören ihm an. Zahlreiche Klosterruinen sind uns verblieben und versetzen den aufmerksamen Wanderer, in ihren Schatten gemüthlich verweilend, in jene Zeiten zurück, wo, vom hohen Chor herab, selbst zur Mitternachtsstunde, die Hora ertönte; wo die einsame Zelle manchen lebensmüden Dulder verbarg, aber auch manch' bösen Plan vernommen haben mag. Ebenso zahlreiche Burgruinen, von deren Burgzinne herab, einst der tapfre Burgherr die heranziehenden Gäste fröhlich begrüßen, — mancher aber auch nach vorbeiziehenden Wanderern spähen ließ, um sie ihrer Bürde unfreiwillig zu entledigen. Noch erfreuen uns liebliche Dichtungen des ritterlichen Minnegesanges, dem sich der bürgerliche Meistergesang anreihte. Und neben der vorherrschenden religiösen Richtung des Mittelalters und dem Ritterwesen, galt es der Ausbildung des Städtelebens, und des, die höhern und niedern Classen wahrhaft vermittelnden Bürgerstandes; anziehend für den Geschichtsfreund durch seine innern und äussern Kämpfe und seine wichtigen Folgen für die Gestaltung einer neuern, gesetzlichern Zeit. Doch Urkunden und Chroniken gewähren oft nur Bruchstücke der Vorgänge; die Lücken mehren sich, je weiter die Geschichte zurückführt, bis zu des Kaiser Heinrichs I. sieg-gekrönten Kämpfen gegen die west-slawischen Nationen und deren Germanisirung; und noch weiter hin, bis zu Karls des Großen thatenreichem Wirken, durch welches ein deutsches Kaiserreich, auf germanischen und christlichen Elementen beruhend, hervorgerufen wurde, dessen tausendjährige Dauer erst die neueste Zeit völlig zu brechen vermochte.

Wer aber von solchem Streben beseelt ist, immer weiter zu blicken, wird, bei jenem Umschauen in der fernen Gegend, mit immer geschärftem Auge, selbst bis zum fernsten, von der Berge Blau umgrenztem Horizonte zu dringen suchen. Würde dieser auch meist vom Heerrauch umdüstert und schien fast die Mühe vergebens, so wird sie dennoch, bei beharrlichem Sinne, oft wundersam belohnt. Wie schon Denen oft erfreulich begegnet, welche des Harzes wild-romantischen Brocken, oder des Rübezahls heimathliche Schneekuppe bestiegen, wo, nach langem Harren, des Gipfels düstre Nebelkappe plötzlich ein günstiger Sonnenstrahl durchbrach und selbst die entferntesten Puncte des Gesichtskreises im klaren Bilde erleuchtete: so wird, bei gleicher Ausdauer, auch ein gleicher Lichtblick erfreuen bei dem Erforschen der Geschichte der alten Zeit, des vaterländischen Alterthums. Auch dieß umhüllt ein, erst hier und da gelüfteter Schleier, und nur nach und nach gelang es unermüdeten Forschern, einzelne, zum Theil noch räthselhafte Ergebnisse zu ergründen. Mehr dem Reiche der Wahrscheinlichkeit, als der Gewißheit angehörend, vermag die Geschichte nur in unsichern Zügen das einfache, aber dennoch beachtungswerthe Leben der Nationen zu schildern, welche damals die vaterländischen Gaue bevölkerten. Und wie die muthvollen Germanen sich um Hermann's und Marbod's Feldzeichen sammelten, um Herd und Vaterland zu schützen; wie sie, Rom's Legionen bekämpfend, dessen Macht brachen; wie später, nach dem Eindringen asiatischer Horden und

der allgemeinen Völkeraufregung, sich neue deutsche Reiche bildeten, zu deren Verschmelzung, zu einem gemeinschaftlichen Ganzen, Karls des Großen Geist und Schwert berufen war. Wie dagegen die Slawen in das von den Germanen zum Theil verlassene Ost-Deutschland einzogen, sich unter Samo's Scepter verbanden, später aber, der Macht und höhern Bildung der Deutschen unterworfen, sich selbst zu solchen umgestalteten. Auch Geister der Kelten zeigen sich in jener Urzeit in Deutschlands Gefilden und selbst da, wo man am wenigsten sie zu erblicken vermeint.

Doch dieß Alles nur im mangelhaften Umrisse; denn so wie das duftig Umhüllte jenes fernen Horizonts sich oft zum unsichern Bilde gestaltet, so umschlingt auch jener Vorzeit Land und Volk die alterthümliche Sage. Wahrheit und Dichtung im wunderreichen Gewande lieblich vermählend, zeigt sie uns, so wie manches uralte Volkslied, die frohen und ernsten Gefühle längst entschwundener Nationen, und, flüchtigen Luftgestalten in dunkler Ferne gleich, ihre mythischen Gebilde, den Wodan und Thor, den Swjatowit und Radegast. Noch deuten bis auf uns erhaltene Opferfelsen, Grabstätte und riesige Wälle, wie Namen und so Anderes, auf uralte Sitten und Gebräuche eigenthümlicher Art, oft als noch zu lösende Räthsel der Gegenwart vorbehalten. Und auch sie verdienen nähere Rücksicht, obschon wenig durch geschmackvolle Formen und Inschriften verziert, deren die Ueberreste der griechisch-italischen Völker, und deshalb fast alleiniger Rücksicht und Hunderten von Erläuterungsschriften, sich zu erfreuen haben, während auf jedes dieser Hunderte kaum eine über jene vaterländische erschien. Denn nur rathsam kann es seyn, neben dem klassischen Alterthume auch die deutsche Vorzeit zu beachten, um in der Heimaths-Geschichte nicht minder heimisch zu seyn, als in Athen's und Rom's Tempeln und Straßen.

Gleich wie aber, von jener Bergeshöhe herab, kein Landstrich isolirt, wie vielmehr, durch Land- und Wasser-Wege verbunden, das Nahe und Ferne in stetem Bezug zu einander erscheint, so auch bei der Vaterlands-Geschichte die frühere und die spätere Epoche. Daher steht die Vorzeit uns nicht so fern, als ein falscher Wahn es oft vermeint. Erhob auch die neuere Zeit sich zu manchem höhern Culturzweige, wie das Alterthum sich deren nicht im Allgemeinen, nur in einzelnen Ständen und hervorstrahlenden Männern zu rühmen hat, so verblieb der Mensch, nach Natur und Wesen, dennoch derselbe und dessen neue Schöpfung fand nicht statt. So manches Edle und Große, wie Thörichte und Ungerechte der frühern Zeit hat sich in neuerer wiederholt, obschon im modernen Gewande, und Vieles, was man einst schon kannte, was jedoch im Strome der Zeiten sich verlor, tauchte nicht selten später, als Neuerfundenes, zum neuen Leben auf. So ist der Staatsbürgersinn der Germanen, mit seinen Tugenden und Mängeln, auf die jüngsten Generationen des neuern Deutschlands vererbt, und manche politische und religiöse, wie gewerbliche und gesellige Einrichtung des Mittelalters auf uns übergegangen. Zahlreiche Ansichten und Gebräuche wurzeln tief in der germanischen und slawischen Vorzeit und erhielten sich bis in des Mittelalters

Uebergangs-Epoche, und deren manche, wie Zahlreiches der letztern, selbst bis zu unsern Tagen; sie sind deshalb, nach Abkunft und Wesen, nur durch näheres Eingehen auf die frühere und mittlere Zeit zu erforschen. Daher wird des Ganzen Zusammenhang nur Dem klar erscheinen, und das Einzelne, nach Ursache und Wirkung, so wie mancher Beweggrund der Vorfälle — der allein auf ihre Folgen achtenden Menge verborgen — nur Dem offenbar werden, der auch in das Gewebe der früheren Zeit zurück zu blicken strebt. Sie ist der erste Band der Lebensgeschichte Deutschlands; am zweiten arbeiten noch Verfasser, Setzer und Drucker.

Die Geschichte aber nur zu kennen, sey nicht allein des Strebens Zweck; ihren Ergebnissen ist ein höherer Werth und Wirkungskreis angewiesen. An ihres Tempels Portale prangt, in goldnen Zügen, der weise Spruch: „Lerne und Wirke!" und von den erleuchtetsten Männern ist darauf hingewiesen, die Lehren der Geschichte nicht unbenutzt zu lassen, für eignes, wie der Völker Wohl. Sie räth uns an, des Mittelalters oft gepriesenen Werth eben so wenig zu überschätzen, als die Jetztzeit schon glücklich zu preisen; sie dringt darauf, die Vorzüge, wie die Mängel von beiden eifrig beachtend, jene einer bessern Zukunft zu erhalten und diesen sorgsam vorzubeugen. Und dieß wäre denn der Forschung höchstes Ziel.

Doch das Gebäu der Vaterlands-Geschichte ist ein Werk für wenig Auserwählte, und Vielen bleibt es nur vergönnt, einzelne Bausteine dazu herbei zu fördern. Solch' einzelne Beiträge sind denn auch in diesen Blättern dargeboten; ob aber brauchbar oder nicht, in Form wie im Gehalt, wird sich wohl späterhin ergeben. Doch des Lohnes dafür schon genug, wenn sie Den, der zur Lectüre sie gewählt, darauf hinweisen sollten, daß, wer des Vaterlands-Geschichte zu kennen und zu benutzen, wer die Gegenwart in ihrem Wesen und Wirken zu begreifen wünscht, auch zurückschauen müsse, auf die, durch zahllose Fäden, mit ihr zusammenhängende Vorzeit, als der Jetztwelt treuestem Spiegel!

UNIVER
OF
CALIFORN

Erste Abtheilung.

Was ich vermochte, sey hier freundlich dem Leser geweiht;
Bilder aus heimischem Gau, Blicke in frühere Zeit!

§. 1. Plan der Schrift.

Geschichtliche Nachrichten sprechen meist jeden Gebildeten an, und im desto höhern Grade, je näher sie auf die vaterländischen Gefilde Bezug haben. Selbst Mindergebildete vernehmen gern Auskunft von den frühern Begebnissen ihrer Wohnorte und deren Umgegend, von den Bewohnern derselben, ihren Thaten, Sitten und Gebräuchen in längst entschwundener Zeit. Sie hören begierig auf die wunderreichen Sagen und gemüthlichen Volkslieder, und zwar mit gesteigertem Antheile, jemehr diese der Urvorfahren Ansichten und Gefühle ahnen lassen; sie betrachten gern die uns verbliebenen Ueberreste von Bauwerken und Geräthen, zumal dann, wenn durch genaue Erläuterung, bei deren Vorzeigung in der Wirklichkeit, oder doch in treuer Abbildung, sie sich mit klarem Blick in jene Zeiten zurückversetzen können. Um so mehr ist dieser Antheil an vaterländisch-historischen Gegenständen bei Gebildetern vorauszusetzen, deren Gemüth dafür noch empfänglicher, und deren Geist, nach Erforschung des Genaueren, noch wißbegieriger seyn wird. Daher ist auch für solche die vorliegende Schrift bestimmt, und überhaupt für Jeden, dem das religiöse und kriegerische, das bürgerlich-gesellige und häusliche Leben der germanischen und slawischen Nationen der vaterländischen Vorzeit, wie das ebenfalls noch so räthselhafte Mittelalter in seinen mannichfachen Verhältnissen, nicht ohne Interesse erscheint. Es gilt dabei nicht allein den sächs. Landen, sondern oft auch den daran gränzenden Provinzen, — mithin dem Mittel-Deutschlande im Allgemeinen —; der vergleichende Blick wird zugleich auf andere Gegenden des deutschen Vaterlandes zu richten seyn, und selbst über dessen Gränzen hinausgehen, wofern sich dadurch Erläuterung zweifelhafter Gegenstände hoffen läßt. Obschon aber der tiefere Geschichts- und Alterthums-Forscher wohl so manches Neue in dieser Schrift finden möchte, so ist dennoch die Absicht des Verfassers keinesfalls, sie allein für jene zu bestimmen; sie soll zugleich gebildeten Lesern aller Standes- und Berufs-Classen eine ebenso angenehme, als belehrende Lectüre gewähren. Sein Wunsch geht vielmehr dahin, daß sie nicht nur in den Repositorien der Gelehrten-Bibliotheken zur gelegentlich erforderlichen Nachschlagung aufgestellt, sondern auch im weitern Kreise beachtet, deshalb in städtische und andere Bibliotheken, wie Lesezirkel für allgemeine Bildung aufgenommen werden möchte, um in

zahlreiche Hände zu gelangen, und dadurch den Zweck zu erfüllen, welcher dem Verfasser bei ihrer Bearbeitung vorschwebte.

Die Geschichte, die Wissenschaft des Menschheitlebens, gilt überhaupt als eine der wichtigsten allgemeinen Bildungswissenschaften, und das Meiste, was der Mensch weiß, ist historischer Art; ihre Betreibung belehrt die Jugend und erfreut das Alter. Sie ist, weise beachtet, die Lehrerin, die Bildnerin der Menschheit, nur meist zu wenig zu diesem Zwecke ernstlich benutzt. Insbesondere aber sind es die Resultate der Culturgeschichte, nehmlich die aus der historisch-pragmatischen Darstellung des allseitigen physischen, wie geistig-gemüthlichen Volkslebens gewonnenen, und das Fortschreiten der Menschheit zu immer höherer Ausbildung ermittelnden Ergebnisse, welche als Endzweck, als die Blüthe alles historischen Forschens gelten; — zumal wird dieß, in Bezug auf das Vaterland, als die erfreulichste Lectüre anzusehen seyn. Die vaterländische Cultur- oder Bildungs-Geschichte früherer Zeit ist aber noch so in Dunkelheit gehüllt, daß, bevor ein das Ganze allseitig umfassendes Werk darüber ausführbar seyn möchte, es noch der genauern Erforschung so mancher einzelnen Bezirke, wie zahlreicher einzelnen historischen Gegenstände bedarf, und daher jede gründliche Mittheilung darüber als willkommen erscheinen wird; dieß Letzte hofft der Verf. auch in Hinsicht der hier dargebotenen Beiträge, theils Neues enthaltend, theils Bearbeitung von schon Vorhandenem, jedoch nach neuern, den Fortschritten der Wissenschaft gemäßen Ansichten.

Die vaterländische Vorzeit, — nehmlich die vorhistorische Zeit, im Gegensatz der durch zahlreiche gleichzeitige Urkunden und andere Schriften, genauer und historisch bekannten Zeitabschnitte — begreift hauptsächlich die heidnische oder germanisch-slawische Periode, das Alterthum, und zwar vom ersten Auftreten der Germanen und Kelten in der deutschen Geschichte, bis zur Ueberwältigung der slawischen Volksstämme im östlichen und nördlichen Deutschlande und deren Bekehrung zur christlichen Religion, wodurch eine höhere Culturstufe derselben herbeigeführt wurde. Allein auch das Mittelalter — meist bis zur Reformation, zuweilen bis zum Ende des dreißigjährigen Kriegs angenommen — läßt sich noch zu dem Bereich der Vorzeit (im weitern Sinne) ziehen, da die bis jetzt veröffentlichten Urkunden und übrigen Cultur-Denkmäler dieses Zeitraums noch viel zu wenig Auskunft über das damalige öffentliche und häusliche Leben darbieten, um eine genügende Uebersicht desselben sich aneignen zu können. Doch die Bibliotheken und Archive enthalten unbestreitbar noch zahllose, darüber belehrende Schätze und der, in den letzten Jahren so gesteigerte Eifer, solche aufzusuchen und zu veröffentlichen, läßt uns noch reiche Ausbeute erwarten, wofern zumal die Theilnahme daran sich in noch weiterem Kreise verbreitet. Und so giebt es auch andere sprechende Zeugen

der Vorzeit, Sitten und Sagen, Geräthe und Bauwerke, die, bei gelungener Entzifferung, wenigstens theilweise den Schleier zu lüften vermögen, welcher noch zum großen Theile jene Periode bedeckt. Es ist aber hohe Zeit, diese Ueberreste des Alterthums genauer in das Auge zu fassen, um sie zur Aufhellung jener vaterländischen Culturgeschichte zu benutzen, sie wenigstens in Schriften und Abbildungen spätern Geschlechtern zu erhalten, denn sie vermindern sich von Jahr zu Jahr. Von Alters her verbliebene Namen, Sitten und Sagen, Lieder und Volksfeste sind meist schon verklungen, oder werden täglich mehr und mehr der Vergessenheit übergeben, mit andern vertauscht oder verschmolzen; alterthümliche Geräthe werden durch den Pflugschaar, oder unaufmerksame und unverständige Menschenhand vernichtet, oder durch den Schmelztiegel in andere Formen gebracht; Opferfelsen werden zu Bausteinen verwendet, und merkwürdige Ring- und Langwälle, so wie Heidengräber, bei der, durch vermehrte Huthungsablösung und Gemeinheitstheilung begünstigten Bodencultur, so völlig geebnet, daß sich selten mehr Spuren davon auffinden lassen. Oefters wird noch das Urkunden- und Handschriften-Pergament vom Buchbinder und Orgelbauer zu ihren Zwecken verbraucht und manches wichtige Actenstück dem Materialhändler zur Vernichtung Preis gegeben; auch wohl mancher Dorfkirche schätzbares Altargemälde und Schnitzwerk vom Gemeinde-Vorstande, zum Besten der allgemeinen Casse, als altes Holz an den Meistbietenden versteigert. Selbst majestätische Burg- und Kloster-Ruinen werden nicht selten, statt sie der dafür gewiß dankbaren Nachwelt zu erhalten, sogar ohne zuvor davon genommene Abbildungen, unbedachtsam abgetragen und verbaut, gelte es auch nur, um mit desto geringern Kosten eine Behausung für Borstenvieh herzustellen. Unzählige interessante Gegenstände dieser Art sind deshalb schon für uns verloren gegangen, da frühere Schriftsteller sie selten der Erwähnung für werth hielten; um so mehr erscheint es als dringende Pflicht der Jetztwelt, solchen denkwürdigen Zeugen von Ansichten und Thaten der Urahnen die möglichste Aufmerksamkeit zuzuwenden und dabei auch den volksthümlichen Sagen geneigtes Ohr zu schenken, weil sie der ältesten Geschichte aller Völker sich anreihen und deren Lücken nicht selten zu vervollständigen vermögen. Und solche Gegenstände aus den sächsischen Landen und benachbarten Gegenden mitzutheilen, ist insbesondere des Verfassers Bestreben mittelst dieser, in mehrere Hefte vertheilten Schrift. Ist auch in Hinsicht des Oertlichen meist ein geographischer Weg angenommen, so ist dennoch keinesweges eine vaterländische Topographie der Vorzeit — zu der es viel zu früh seyn möchte — beabsichtigt; in welcher Reihenfolge jedoch, zur ansprechendern Abwechslung, manche allgemeine Gegenstände vertheilt sind. Wer aber eine, mit Bedacht hierbei nicht gewählte, streng wissenschaftliche Anordnung ungern

vermiſſen ſollte, wird einigen Erſatz dafür in der ſyſtematiſchen Ueberſicht des Abgehandelten am Schluſſe der Schrift erlangen, wo möglichſt auch Haupt-Reſultate in Bezug auf das vorher im Einzelnen Mitgetheilte erfolgen ſollen. Und könnten, bei den zahlreichen noch ſo räthſelhaften Gegenſtänden, welche die frühere Vorzeit betreffen, auch nur manche derſelben zur Gewißheit gebracht, oder doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit erläutert werden, ſo daß bei vielem Andern die Löſung der Zukunft überlaſſen bleiben müßte, ſo wird es dennoch ſchon genügen, von jenen eine genauere Schilderung dargeboten zu haben. Sollte gütigen Leſern es gefällig ſeyn, zu deren Vervollſtändigung dienende oder ſonſt geeignete Beiträge zu der Schrift aus dem Kreiſe ihrer Erfahrungen, dem Verf. zukommen zu laſſen, ſo würde es dankbar erkannt werden; größere Vollſtändigkeit ſolcher Schriften iſt ſtets nur durch Mitwirkung Mehrerer zu erlangen.

Der Verf. beabſichtigt bei dieſer Schrift zugleich den Verſuch, auf die Kunde der vaterländiſchen Vorzeit im größern Publicum hinzuweiſen, damit ſie mehr und mehr zum Gemeingute aller Gebildeten werde. Dadurch hofft er, — ſollte ſich dieſer Verſuch einigermaßen als gelungen ergeben — dem geſchichtlichen Wiſſen zahlreiche Freunde zu gewinnen und zumal ſie zur erhöhten Liebe zu vaterländiſch-hiſtoriſchen Beſchäftigungen hinzuleiten, um dann ſelbſt culturhiſtoriſche Reſultate zu erzielen und anzuwenden. Jede Wiſſenſchaft ſoll und kann für das practiſche Leben Nutzen bringen, ſey es durch Belehrung für deren Anwendung zur geiſtig-ſittlichen Bildung, oder zum Geſchäftsbetrieb, oder auch nur zur angenehmen geiſtreichen Unterhaltung und Erheiterung. Jede Wiſſenſchaft iſt todt und keines Falls der Betreibung werth, welche für das Menſchenleben ſich nicht brauchbar erweiſet, dadurch nicht ſelbſt Leben erhält, — ſelbſt lebt; vergl. Anmerkung I. An der Beſchäftigung mit der vaterländiſchen Geſchichts- und Alterthumskunde, kann aber, wenn auch nur in geſchäftsfreien Stunden — ſo gut wie an der nicht minder rathſamen naturwiſſenſchaftlichen — jeder Gebildete manchen Antheil nehmen, weil es nicht immer tiefer Gelehrſamkeit, nur eines klaren, denkenden Verſtandes, mit regem Bildungseifer und Sinn für ſolche Gegenſtände dazu bedarf; daher iſt der gebildete Bürger und Landwirth, der Forſtmann, Militair und Verwaltungsbeamte ebenſo dazu geeignet, als der Arzt und Juriſt, der Schulmann und Theologe. Wie aber der Einzelne ſich dieſen oder jenen, für ihn, in ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen beſonders geeigneten Gegenſtand zur nähern Beachtung wählen könne, iſt §. 3. Anm. III. vorgeſchlagen. Oefters iſt es nur der Mangel an Anregung zu einer nützlichern Beſchäftigung, daß man ſich überhäufter Romanen- und Journal-Lectüre und andern wenig anrathſamen Zeitvertreibungen hinzugeben pflegt. Doch eines hohen Vortheils, wenn man der

Vaterlandsgeschichte nähere Beachtung schenkt, und überhaupt der Vaterlandskunde, sey hier noch gedacht; es ist die sich dadurch erhöhende Vaterlandsliebe.

Das Hauptsächlichste des Inhalts dieser Schrift ist im Texte enthalten, so daß man nöthigenfalls auch nur den letztern allein beachten kann, wofern man an der weitern Ausführung der behandelten Gegenstände, in den, jedem Paragraph angefügten Anmerkungen kein Interesse finden sollte. Doch wünscht der Verf. auch letztere nicht überschlagen, da sie zahlreiches, ebenfalls Berücksichtigungswerthes enthalten, welches, nur zur Raumersparung, aus dem Text in die Noten verwiesen werden mußte, um das Buch nicht zu bogenreich werden zu lassen, wodurch, bei erlangtem billigern Preise, die Hoffnung gesteigert wird, es in desto zahlreichere Hände gelangen zu sehen. In der Anmerk. II. ist Näheres über die Vorarbeiten des Verf. mitgetheilt, welcher bereits mehrere ähnliche Versuche herausgab, und, zum günstigen Gelingen des vorliegenden, nicht nur auf die historisch-alterthümlichen Ergebnisse anderer Gegenden, sondern auch auf die so oft einflußreiche Localität bei örtlichen Gegenständen, und die sprachliche Ortsnamen-Erläuterung Rücksicht nahm, über welche letztere die Anmerk. III. Näheres erwähnt. Dem Verf. gelang es aber auch, über besonders schwierige Verhältnisse sich mit rühmlichst bekannten Geschichts- und Alterthums-, wie Sprach-Forschern zu berathen, so wie er nicht minder von zahlreichen, später dankbar zu nennenden Freunden, Zeichnungen und Beschreibungen von Gegenständen erlangte, die er nicht selbst an Ort und Stelle zu untersuchen vermochte. Doch geschah Letzteres bei einem großen Theile, um möglichst Selbsterforschtes darbieten und desto mehr für Treue der Mittheilungen stehen zu können; denn dieß ist dringendes Erforderniß aller historischen Nachrichten, und das Wesen der Geschichte überhaupt — die Wahrheit. Doch die Schrift kann für sich selbst sprechen; möge man sie wenigstens der Ansicht und Prüfung würdigen!

Die Angabe der Abkürzungen und sonstiger, bei dem Text und den Kupfern zu beachtenden Gegenstände ist Anmerkung IV. enthalten, welche letztere deshalb nicht zu überschlagen seyn wird.

Anm. I. Allerdings bedarf es gründlicher Materialien-Sammlungen, wie darauf beruhender Hauptwerke gelehrter Art bei der Geschichts- und Alterthumskunde, wie bei jeder Wissenschaft, und ebenso gelehrter Männer, um dieselben, um ihrer selbst willen, in immer größerer Tiefe zu erforschen und weiter fortzuführen. Es bedarf aber auch andernseits allgemein ansprechender, die Form gelehrter Systeme vermeidender Schriften, um historisches, wie anderes Wissen in immer weitern Kreise zu verbreiten und, seinem Zweck gemäß, in das Leben einzuführen; denn nur dieß Letztere, zur immer höhern geistigen Ausbildung des Menschen, kann und muß, wie schon gedacht, der letzte, der Endzweck jeder Wissenschaft seyn. Dieß ist es, was oben, bei der erwähnten Popularisirung gemeint war; dieß Wort im rechten, edlern Sinne genommen, als Verbreitung nützlichen Wissens im größern Kreise des Volks, wenigstens dessen bildungsfähigerm Theile, mittelst besonders dazu geeigneter, allgemein verständlicher, und, unbeschadet genauer Belehrung, immer auch ansprechender Schriften; — über

welche, wie über deren weitere Verbreitung mittelst Aufnahme in, für den gebildetern Bürgerstand gegründete Stadtbibliotheken u. Lesezirkel, um zugleich die Lectüre nachtheiliger Romane ꝛc. verdrängen zu helfen, in d. Verf. Schr. über Bibliotheken, Lesezirkel ꝛc. Heft II. ausführlicher gesprochen ist. — Und die historische Vaterlandskunde gehört unbezweifelt zu den Wissenschaften, welche ganz besonders jene Verbreitung im weitesten Kreise verdienen.

Als vor mehrern Decennien, nach Beendigung des französisch-europäischen Krieges, in Deutschland ein reger Sinn für Erforschung der vaterländischen Vorzeit erwachte, und zahlreiche Vereine dafür gegründet wurden, war viel Hoffnung vorhanden, einen immer größern Kreis gebildeter Männer dafür belebt zu sehen; doch der Erfolg hat dem noch nicht Genüge geleistet. Es fehlte noch sehr an Herausgabe allgemein ansprechender Schriften darüber, und die so vielseitige Alterthumskunde wurde zumal dadurch fast in Verruf gebracht, daß man sie oft nur auf Ausgrabung von Urnen und deren Auffschichtung in Masse bezog und damit die Sache abgethan glaubte, während die für das größere Publicum weit ansprechendern Abtheilungen, die Sitten-, Sprach- und Sagen-, wie die mittelalterlichen Kunst-Alterthümer, sehr unbeachtet blieben und zu wenig an die Hauptsache jener Beschäftigung gedacht wurde, nehmlich culturhistorische Resultate zu ermitteln. Doch in neuester Zeit läßt sich ein wiederum neuerwachter Sinn dafür in letzter, rechter Art bemerken, für dessen Verbreitung in allen deutschen Provinzen kräftig gewirkt werden sollte. Und so wie die Kunde des an sich todten Gesteins, die Geognosie und Geologie, in das geistige Leben der Gebildeten hervorgerufen wurde durch einen Leonhardt, so wird auch die Kunde des mit den Menschen in noch näherem Bezug stehenden deutschen Alterthums und Mittelalters jener Verbreitung im weitern Kreise sich zu erfreuen haben, wenn sich Männer finden werden, geeignet, das Belehrende dabei mit dem Angenehmen, auf immer ansprechendere Art zu verbinden.

Anm. II. Die vom Verf. früher herausgeg. Schriften gleicher historisch-antiquarischer Tendenz (außer mehrern kleinern Abhandlungen) sind: Oberlausitzische Alterthümer; erster Beitrag mit 3 Steindrücken, Görlitz 1827; (auch abgedruckt im neuen Lausitz. Magazine B. VII.) — weiterhin oft durch: O. L. Alterth. angeführt; ferner: Beschreibung einiger bei Radeberg aufgefundener Urnen mit unbekannten Characteren, nebst Nachrichten von and. alterthüml. Gegenständen der dasigen Gegend, mit 2 Steindr. Halle 1828. (In Kruse's deutsch. Alterthümer, B. II. mit aufgenommen; in Rosenkranz Zeitschrift f. Geschichte der german. Völker, Halle 1832. L. I. H. 2., ein Nachtrag dazu mit neuern Resultaten). — Ueber Mittel und Zweck der vaterländ. Alterthumsforschung, eine Andeutung, Leipz. 1829, der Oberlaus. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Görlitz zu ihrem 50jähr. Jubiläum gewidmet. — Sie erfreuten sich sämmtlich einer günstigen Aufnahme, und die letzte, ungeachtet ihrer Kleinheit, auf 20 beifälliger Recensionen. — Der Verf. fand schon in der Jugend an historischen Beschäftigungen Vergnügen; Chroniken und andere historisch-alterthümliche Schriften wurden, als er noch das Lyceum zu Löbau besuchte, fleißig excerpirt, einige Alterthümer gesammelt und historische Landkarten d. Oberlausitz v. J. 1268 u. 1300 entworfen, diese auch von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissensch. nachsichtvoll aufgenommen, und jetzt, bald vier Decennien später, werden von ihm noch ähnliche Arbeiten unternommen, — wie sich denn oft Lieblingsbeschäftigungen durchs ganze Leben erhalten und immer vom Neuen mit Eifer ergriffen werden. Besonders gelang es dem Verf. seit dem J. 1824, nach erlangtem festern Wohnsitze und günstigern Amtsverhältnissen, dem historischen Studium einige freie Mußestunden widmen und mit zahlreichen Männern gleicher Neigung nähere Verbindung eingehen zu können, daher derselbe auch zum Mitgliede mehrerer derartigen Vereine gewählt wurde; und zwar (außer jener O. L. Gesellsch. d. Wiss. zu Görlitz, den Culturgesellsch. zu Breslau u. Minden, und zahlreicher gewerblicher u. and. Vereine), von den historisch-antiquarischen Gesellschaften zu Dresden, Leipzig, Halle, Hohenleuben, Meiningen, Würzburg, Sinsheim, Freiburg, Wiesbaden, Paderborn, Wetzlar, Berlin, Kopenhagen, der Alterthums-Section d. naturf. Ges. zu Görlitz ꝛc. Von den meisten hatte er sich gefälliger Mittheilung von Büchern, brieflicher Auskunft auf Anfragen u. anderer Begünstigungen zu erfreuen, so daß die Mitgliedschaft mithin nicht, wie so öfters, nur allein in — Empfangnahme des Diploms bestand. Durch alles dieses, so wie durch möglichste Literatur-Benutzung, aber

auch eigne practische Nachforschung und die eigenthümliche, jetzt bis auf 600 Nummern gestiegenen Alterthümer-Sammlung (wovon ein verehrter Freund, Biblioth. D. Klemm in Dresden, in seinem später öfters zu erwähnenden Handbuche der germanischen Alterthumskunde, 1835. S. 437. eine Uebersicht mittheilte) wurde der Verf. in den Stand gesetzt, ein größeres, ausführlicheres Werk über deutsche, zumal sächs. Alterthümerkunde der heidnischen Epoche vorzubereiten. Doch die dazu bestimmten Mußestunden wurden dadurch geschmälert, daß der Verf. während des letztern Jahrzehends sich zugleich veranlaßt fand, die Interessen der neuesten Zeit näher zu beachten und zumal zur Förderung der gewerblichen, wie der gesteigerten allgemeinen Volksbildung rechter Art, theils durch gegründete und geleitete Anstalten dieses Zweckes mitzuwirken, theils durch günstig aufgenommene Schriften, und zwar: Bausteine; über Sonntagsschulen, Gewerbvereine ꝛc. 3 B. 1835. — Förderungsmittel der Volkswohlfahrt 1836. — Ueber Jugendbildung, 4 H. 1837—39. — Ueber öffentliche, Vereins- u. Privat-Bibliotheken, Sammlungen, Lesezirkel ꝛc. 2 H. 1839,40. — woran sich Gutenberg u. Franklin 1840. der Herderolith, der Gewerbgeist u. and. kleinere Schr. anschlossen, wie dieß in d. Schr. über Biblioth. I. S. 8. u. 17. näher bemerkt. Doch wurde vor zwei Jahren, — um die zahlreichen Materialien nicht veralten zu lassen und zugleich dem Geiste rathsame Abwechslung zu gewähren, — der frühere Plan jener größern Schrift über Alterthümer wiederum aufgenommen, zu diesem Zwecke auch manche Reise benutzt und manche neue Verbindung angeknüpft. Da aber zu sehr ins Einzelne gehende alterthümliche Schriften systematischer Art ein zu kleines Publicum finden und der Verf. nach so erfreulichem Erfolge der zuletzt genannten, für einen größern Kreis bestimmten Schriften, ebenfalls auf einen solchen, zur Belebung des Sinnes für vaterländ. Culturgeschichte zu wirken wünschte, so ward jener Plan aufgegeben, und, zugleich mit Bezugnahme auf das Mittelalter, der jetzt vorliegende, als zweckdienlicher und zeitgemäßer gewählt. Und gelingt jene Absicht, so findet sich der Verf. für die so umfassenden, funfzehn Jahre lang durchgeführten mühsamen Vorarbeiten genügend belohnt, obschon manche bereits abgefaßte Hefte zurückgelegt, und die zahlreichen einzelnen Notizen meist unbenutzt bleiben müssen, deren Anzahl (11 Repositorien-Abtheil. betragende Manuscripte) auf 12—15,000 nicht zu hoch angeschlagen seyn möchte; (systematisch geordnet, wie Bausteine II. S. 80. u. Bibliotheken II. S. 163. geschildert ist). Ebenso wurde auch der Versuch einer ausführlichen Erläuterung slaw. Ortsnamen begonnen (Proben davon in d. Lausitz. Magazin 1832. S. 486 u. 1833. S. 521.); bei der weitern Ausführung ergab sich jedoch, daß, — ungeachtet der Unterstützung mehrerer wendisch. Gelehrten, Pastor Seiler in Lohsa, Oberpf. Liebusch in Senftenberg, u. Räde in Göbau u. and. m., zumal aber Pastor Bronisch in Prietzen bei Altdöbern, — des Verf. Muße und Sprachkenntniß dazu nicht ausreichen wollten; daher wurde auch dieß aufgegeben und dagegen manches Resultat jener Arbeit in diese Schrift aufgenommen. (Der Verf. gedenkt später eine kurze Skizze seines Strebens in Bezug auf jene Schriftenherausgabe im Lausitz. Magazin mitzutheilen.) — Noch hat der Verf. allen den geehrten Freunden den herzlichsten Dank darzubringen, welche ihn bei der Herausgabe dieser Schrift und deren Vorarbeiten durch briefliche Mittheilungen, wie Bücherdarleihung und sonst gütigst unterstützten, und zwar — außer manchen schon Verblichenen, (Böttiger in Dresden, Pölitz u. Stieglitz in Leipzig, Bönisch in Camenz, Anton, Neumann, Schneider in Görlitz, Worbs in Pribus, Käufer in Reichenbach, Lubensky in Budissin, Büsching in Breslau, Bergner in Halle u. and. m.) — zumal, (außer oben erw. Pastoren), Oberbibl. Hofr. D. Falkenstein u. Biblioth. D. Klemm, Candid. Schiffner u. General v. Hake in Dresden; Oberbibl. Hofr. D. Gersdorf, von Posern-Klett, D. Espe ꝛc. in Leipzig; Stadtr. D. Klien u. Lehrer Böhland in Budissin; Diac. M. Pescheck in Zittau; Polizei-Rathsherr Köhler u. Past. Haupt in Görlitz; Past. Trabert in Rauscha; Conr. Sause u. Hauptm. v. Pröck in Guben; General v. Minutoli, Hauptm. u. Museums-Dir. v. Ledebur in Berlin; D. Förstemann in Halle; D. Schmidt in Hohenleuben; Hauptm. Krug v. Nidda bei Querfurt; Bibl. Hanka u. Kalina v. Jäthenstein in Prag u. a. m., so wie die Präsidenten, Directoren u. Secretaire der histor. antiquar. Vereine überhaupt; außerdem noch zahlreiche andere, welche in Hinsicht ihrer örtlichen Umgebungen durch Beschreibungen, Zeichnungen ꝛc. von Gegenständen geneigte Unterstützung gewährten, und bei deren spätern Vorkommen dankbar zu erwähnen seyn werden. Sie sämmtlich durch

ein Freiexempl. der Schrift zu erfreuen, erscheint, weil es deren Hunderte bedürfen möchte, unausführbar, so daß es nur an diesem Danke und der Bereitwilligkeit zu gleichem Gegendienste wird genügen müssen.

Noch ist einiger von d. Königl. Bibliothek zu Dresden, der Bibl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Görlitz ꝛc. erlangten wichtigen Manuscripte zu diesem Werke zu gedenken, z. B. Graun's Beschreib. d. wüsten Schlösser in d. sächs. Landen, nebst Noten v. Grundmann, (296 Fol.), ferner: der das Volk u. d. alten Sitten u. Gebräuche d. Oberlausitz betr. Theil der Lausitz. Collectaneen des bekannten Lausitz. Historikers Frenzel; Pastor Körner's wend.-deutsches Wörterbuch u. and. m. — Bei jedem Satze u. jeder Angabe stets die Person oder die Schrift anzuführen, wodurch das Erwähnte in Erfahrung gebracht, ist, der Raumersparung wegen, im Allgemeinen bei diesem Werke unausführbar, wie denn dasselbe überhaupt nicht als ein literär. Magazin gelten soll. In den, von einem oder dem andern Leser gewünschten einzelnen Fällen würde der Verf. auch brieflich nähere Nachricht darüber ertheilen, so weit er sich diese anmerkte. Aus jener Ursache ist auch ein Verzeichniß der bei Ausarbeitung der Schrift benutzten Werke, wie es bei ähnlichen Mittheilungen oft üblich, unterblieben, denn es bedürfte dann der Aufzählung fast aller der so zahlreichen histor. u. alterthüml. Schriften in Bezug auf Sachsen und selbst ganz Deutschland, und der sämmtl. derartigen Gesellschafts-Schriften; die Durchsicht der vorliegenden wird besser selbst beweisen, ob u. wie dabei eine fleißige Benutzung der frühern u. neuern Literatur erfolgt ist; übrigens sind sie meist in den später citirten Handbüchern von Ersch, Klemm ꝛc. speciell aufgeführt, worauf dieserhalb verwiesen werden kann.

Anm. III. In Hinsicht der slawischen, wie deutschen Ortsnamen-Erläuterungen gilt althd. u. altnd. für althoch- und altniederdeutsch, nord. oder scand. für scandinavisch (nehmlich die drei nordischen Länder: Dänemark, Norwegen und Schweden in sich fassend); goth. s. gothisch ꝛc. — Bei den slaw. (nehmlich slawischen) Ortsnamen-Erläuterungen, aber poln. s. polnisch, böhm. s. böhmisch, wend. s. wendisch, olwend. u. nlwend. s. ober- u. niederlausitzisch-wendisch; polab. s. den Dialect des ausgestorbenen Nordslawischen an der Nieder-Elbe u. in den angränz. Ländern (der Polaben ꝛc.) u. so and. leicht erklärliche Abkürzungen. Durch altslaw. ist der Dialect der slaw. Kirchensprache bezeichnet, worauf bei jenen Erläuterungen insofern besonders Rücksicht zu nehmen ist, als in diesem ost-slaw. Dialect sich die ältesten slaw. Schriften erhalten haben (Bibelübersetzung, Nestors Annalen ꝛc.); daher bietet derselbe auch zahlreiche Grundformen slaw. Worte dar, welche in andern Dialecten verloren gingen oder wenigstens mehr oder weniger umgewandelt wurden, so daß sie auf die Ortsnamen seltner Anwendung erleiden. Die letztern sind überhaupt meist uralt, die slaw. in den hiesigen Gegenden wenigstens seit 8 bis 12 Jahrhunderten in Gebrauch, weshalb auch die ältern Dialecte die beste Anleitung zu ihrer Erläuterung geben, u. wozu Dobrowsky's bekannte Institutiones 1822, (Hanka's) Vetustiss. vocabularia, 1833. und so and. Schr. über ältere Dialecte hülfreiche Hand leisteten; aber auch Linde's großes poln. Lexikon, in 6 B. 1809. (zugleich alle slaw. Dialecte umfassend) und die bessern Wörterbücher der slaw. Sprachen; ferner: Schaffarik Ankunft der Slawen ꝛc. Wegen jenes Namensursprungs in sehr frühen Zeiten bedarf es auch weniger Rücksicht auf die seitdem vielfach veränderte Aussprache der bis jetzt erhaltenen Dialecte und deren feinste und neumodische Modulation der eigenthümlich slaw. Laute; eben so wenig auf die seit neuern Zeiten eingeführten Schreibarten, wovon manche oft nur von einigen Schriftstellern angenommen, von andern bestritten wurden. Der eigenthümliche Zischlaut der Polen rz und der gleiche der Böhmen (das punctirte r) sind erst seit dem 13. Jahrhunderte entstanden, und so auch andere Laute, welche ältere Dialecte nicht kennen; sie haben daher in der Regel auf die Ortsnamen auch wenig Bezug, die, wegen jenes frühen Ursprungs, nur nach der ältern Aussprache gebildet, und in dieser, wenn auch nicht immer, doch meist von den Slawen, zuweilen selbst von den Deutschen festgehalten wurden. Schwierige Untersuchungen über räthselhafte Ortsnamen, die meist nur dem slaw. Sprachforscher verständlich seyn würden, und wobei oft ein Name zu bogenreichen Abhandlungen dafür und dagegen, Veranlassungen geben würde, bleiben, da sie nicht im Zwecke dieser Schrift liegen, Andern überlassen. Es gilt hier überhaupt nur leichtern, augenscheinlichern Erläuterungen, wozu es keiner tiefen Kenntniß der Eigenthümlichkeit und gegenseitigen Verwandtschaft aller slaw. Dialecte be-

darf, wie sie zu einer gründlichen etymolog. Forschung solcher schwer zu lösenden Aufgaben allerdings nöthig wird, die sich aber, nur zu diesem Zwecke, wohl Niemand so leicht aneignen möchte. Daß aber z. B. die Orte: Gohra, Göhre, Gurka, Horka ꝛc. von einem dabei liegenden Berge den Namen erhielten, weil gora in fast allen slaw. Sprachen (in böhm. u. olwend. hora, wegen erfolgter Umwandlung des g in h) Berg heißt, (Deminutiv gorka, horka) und so ähnliche Fälle, vermag auch der einzusehen, welcher nicht jene tiefe Kenntniß der slaw. Mundarten und ihrer Geschichte besitzt. Zu solchen einfachen Erläuterungen wird auch die folg. Aussprachbezeichnung dienen, wobei außer dem ż alle übrigen eigenthümlichen slaw. Charactere vermieden sind, da deren ohnehin die meisten Leser dieser Schrift nicht kundig seyn möchten. Zudem bleibt sich die Aussprache zahlreicher Wörter in allen Dialecten fast völlig gleich (obschon in jedem nach eigenthümlicher Art verschieden geschrieben), so daß oft eins derselben und zumal die Grundform nach einem ältern Dialecte genügen wird. Es gilt:

c. poln., böhm., wend. — z; cz poln. u. wend. (auch das wend. cź) — tsch, und so ebenfalls das punct. böhm. c, (so hier cz geschrieben.)

rz. poln. u. rj. hierin st. des punct. böhm. r gesetzt — rsch.; (wird nöthigenfalls von Nicht-Slawen nur als einfaches r auszusprechen seyn, aus dem es auch entstand.)

s. poln. u. böhm. — ss; ss, (so wie das doppelt punct. oder überstrichene s) böhm., u. das poln. sz — sch.

szcz. poln. — schtsch, scheź wend. — schtschj; scź nlwend. — stschj.

z poln. u. böhm. — s; ż in allen slaw. Dialecten als ein französ. j, (oder gelindes sch) geltend.

Das poln. u. niederlaus.-wend., auch in manchen oberlaus. Gegenden gewöhnliche, schräg durchstrichene l, als ein Mittellaut zwischen l u. w geltend, zuweilen wie w gesprochen, ist nur mit l bezeichnet, da es aus demselben entstand, auch in den meisten, u. zumal d. ältern Dial. nicht gefunden wird. Statt der jotirten (mit kurzem i zu sprech.) Vocale wird diesem ein j vor, den jotirten Consonanten ein solches nachgesetzt werden, so weit es zur Namens-Erklärung nöthig erscheint. Das böhm. v wird, allein stehend und im Wortanfange, wie u gesprochen; das mit der Cedille geschriebene poln. a wird dafür mit nachgesetztem (c) bezeichnet werden, und gilt ong, vor Lippenlauten wie om; das gleiche e, ebenso, eng, em, eh. — Ueberhaupt wird die Angabe von schwierig zu lesenden und zu erklärenden Wörtern aus schon erwähnter Ursache möglichst vermieden, und nur Leichteres, als Beispiel gewählt werden. Das Russische, Altslaw. ꝛc. ist, wegen seiner eigenthümlichen slaw. Schriftzeichen, hier nur nach der Geltung der Buchstaben bemerkt. Obschon zur böhm. u. wend. Schrift gewöhnlich deutsche Lettern gebraucht werden, so sind dennoch für die hierin angeführten Wörter dieser Sprachen, lateinische gewählt worden, zur bessern Unterscheidung von der deutschen Erläuterung.

Anm. IV. Die in dieser Schr. gebrauchten Abkürzungen, Schr. statt Schrift, Schrr. st. Schriften, Vers. st. Verfasser u. ähnl. sind gnügend bekannt; Luden's Gesch. gilt s. deutschen, Wachsmuth's Gesch. s. europ. Sitten-Gesch.; Böttiger's Gesch. s. Gesch. Sachsens; Engelhardt's Gesch. s. Cultur-Gesch. S.; Klemm Alt. dessen Handb. d. german. Alterthumskunde; Grimm's Myth. Sprachl. Rechtsk. dessen deutscher Mythologie ꝛc.; Schaffarik (Schaffarschick gesprochen) Gesch., dess. Geschichte d. slaw. Sprache u. Literatur; Alt, dessen slaw. Alterthümer ꝛc. Die Schriften der §. 3 erwähnten Geschichts- und Alterthums-Vereine sind nur durch Schrr. (Jahresbericht ꝛc.) mit Beisatz Leipz., Hall. Pommer. ꝛc. Rezat-V. ꝛc. und so ähnl. kurz bezeichnet; wollte d. Verf. die Literatur mit ausführlichern Titeln angeben, so würde dieselbe allein zahlreiche Bogen füllen. Wer sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt, dem wird jene Notiz und die Nachschlagung in Klemm's Alt. u. and. mit Liter. verseh. Werken leicht gnügen; wer nicht, für den ist die Literatur-Angabe ohnehin gleichgültig. Laus. od. L. Monatschr. und L. Mag. gilt der von der Gesellschaft der Wissensch. zu Görlitz herausgegebenen Monatsschrift, und dem Magazin; Lex. v. S. gilt dem Schumann-Schiffner'schen Lexicon v. Sachsen. Schiffner's Sachs. dessen Handb. d. Geographie, Topographie und Statistik Sachsens, 1840. Engelhardt's dessen Erdbeschr. v. Sachsen. Der Buchstabe S. und s. ist meist für Sachsen, sächs. und Pr. für Preußen, gebraucht; O. L. und N. L. für Ober- oder Nieder-Lausitz, so wie oberl.- und niederlausitzisch; Slaw. für Slawisch. Die Angabe urkundl. bezeichnet die Erwähnung des

Orts, unter den beigesetzten frühern Namen, in Urkunden, und zwar nach deren verschiedenen provinziellen Verzeichnissen, z. B. der Ober-, der Nieder-Lausitz ꝛc. wie Anm. V. §. 3. Bei den angef. Werken von mehr. Bänden beziehen sich d. Jahrzahlen stets auf d. zuletzt erschienenen; sind auch oft nur die Verfasser genannt, so wird sich der weitere Titel aus d. desbalb nachgesehenen Bücher-Catalogen leicht ergeben. Ferner: O. östlich, S. südlich u. s. w.

In Hinsicht der Abbildungen wird hier noch die Bemerkung nöthig, daß manche Gegenstände nur in sehr kleinem Maasstabe wieder gegeben werden konnten, um die lithographirten Tafeln, und dadurch den Preiß der Schrift nicht zu vermehren; allerdings gestaltet sich dadurch Manches etwas anders und oft zierlicher als im Original; allein dieser Mangel trifft mehr oder minder alle verkleinerte Abbildungen. Der Leser möge übrigens nicht so gleich auf Unrichtigkeit der Abbildungen schließen, wenn manche mit der jetzigen Ansicht der Gegenstände nicht völlig übereinstimmen; die letztern sollten nicht gerad, wie sie gestern oder heut vorhanden waren, sondern wie sie sich am deutlichsten und möglichst characteristisch darstellen, dargeboten werden. Mit Bedacht sind daher zuweilen ältere vor 10 und mehr Jahren, selbst vor 50 u. 100 Jahren entnommene Zeichnungen von manchem alterthümlichen Gegenstande, den neuesten vorgezogen worden, da diese ihn nur so wieder geben, wie er seit einiger Zeit verändert worden war, hierbei es aber der möglichst vollständigen und ursprünglichen Ansicht gilt. Manche Ruinen, Opferfelsen, Wälle ꝛc. waren damals noch nicht theilweise vernichtet oder beschädigt, oder nicht von Bäumen umgeben, die jetzt eine gnügende Ansicht verhindern, und eine Abbildung nicht oder nur unvollständig zulassen würden. Daher sind oft auch Nebensachen, Bäume, Gebäude ꝛc. weggelassen, weil sie nicht wesentlich zum Hauptgegenstande gehören, früher nicht da waren, auch vielleicht im Kurzen nicht mehr vorhanden sind, so wie es überhaupt nicht der Zweck ist, durch gefällige Baumgruppen u. dergl. verschönerte Ansichten zu liefern. Manche Gegenstände sind sogar nicht mehr an Ort und Stelle vorhanden, weggeschafft oder vernichtet. So weit es ausführbar war, sind die Abbildungen theils vom Verf. selbst, theils von gütigen Freunden verglichen u. die nöthigen Erläuterungen in der Schrift bemerkt worden. Hat der Verf. auch auf Burg- und kirchliche Ruinen, wie ähnliche mittelalterliche Gegenstände verhältnißmäßig weniger, als auf die der frühern Vorzeit Rücksicht genommen — da jene viel zu zahlreich vorhanden sind, um sie sämmtlich beachten zu können, auch bereits mehr in andern Werken behandelt wurden — so ist dennoch Einiges, gleichsam als Repräsentant der verschiedenen Gattungen, zumal Minderbekanntes oder doch besonders Characteristisches zu Mittheilung gewählt, zugleich dabei auch auf, gewöhnlich sehr unbeachtet gelassene und doch zur genauen Kenntniß der Gegenstände oft unentbehrliche Grundrisse, Rücksicht genommen worden, um die Schrift desto geeigneter zu gestalten, Andere, zur weitern Erforschung der vaterländischen Culturgeschichte zu ermuthigen.

§. 2. Opferfelsen bei Weigsdorf, unweit Zittau.

— — „Nach vierstündiger Wanderung gelangten wir zu dem geheiligten Orte; auf nur wenig gebahnten Wegen, deren Pflasterung man hier nicht zu kennen scheint. Von weiter Ferne schon zeigte sich der Felsenaltar, zwischen zwei Anhöhen des Götterhayns hoch empor ragend; es galt heut dem Jahresfeste des Sonnengottes, der an diesem Tage, im ganzen Jahr am längsten, die Erde mit Licht und Wärme erfreut. Um das Fest mit zubegehen, folgte ich der Einladung meines gütigen Wirths; gastfreundlich wie alle Germanen, — denn Gastfreundschaft ist ihnen heilige Pflicht — hatte er mir sein Haus und seine Begleitung angeboten, um die Gegend zu beschauen, noch vor der Weiterreise zu den Sueven und Vandalen und andern ost-germanischen Nationen. Viele Tempel sah' ich bereits in deren Gauen, doch stets

von einfacher Art, so wie von ihnen die Götter gedacht. „Also auch hier," — rief ich dem gastlichen Begleiter zu — „auch hier kein Tempel, um den Phöbus würdig zu ehren? kein mit Säulenwerk verziertes Gebäu, keine Statüen von edlem Gestein, kunstvoll den Göttern mit lebhaften Farben verähnlicht, und mit köstlichen Stoffen bekleidet?" — „Wähnst du," — erwiederte er, begeistert wie Alle seines Volkes, gilt es dem Preise der Götter, — „es bedürfe bei uns, so wie in eurer stolzen Cäsars-Stadt Roma, der hundert Tempel mit prachtvollgeschmückten Bildsäulen, zum würdigen Dienste der Gottheit? Dann irrst du! Den Göttern gnügt einfaches Opfer, und uns ein einfaches Sinnbild von ihnen, die nur den Willen des großen unsichtbaren Gottes, des siegverleihenden Wodan vollziehen, der vom Urbeginn in Walhalla thront und über Donar und Freija und alle andere sichtbarern Götter mächtig waltet, wie über der Menschen wechselndes Loos. Und, glaube mir, am nächsten sind wir der Gottheit, und mit unsern geringen Gaben immer auch angenehm, ohne viel Priester und Tempelschmuck, in unfriedigten Haynen, auf Hügeln und Felsen, von Natur sich in die Lüfte erhebend, so wie dort des Sonnengottes schmuckloser Altar. Lange vor unsers Volkes Ankunft verehrte auf ihm schon ein früheres seine Gottheit, wie dessen Nachkommen noch zu erzählen wissen, deren hier verbliebenen Urahnen sich unsrer Markgenossenschaft anschlossen, als das übrige Volk sich westlichere Wohnsitze wählte. Frei, und so wie Mutter Erde den heiligen Ort uns gewährte, ist er am heutigen sonnigen Tage zu erblicken; denn hinweggenommen ist die Holzbedachung zum Schutz gegen jegliches Unwetter. Schon seit den ersten Strahlen des anbrechenden Morgenroths lodert auf ihm das heilige Nothfeuer, durch zwei Hölzer entzündet, wie es am heutigen Tage ein uralter Branch. Und so wie hier" — fuhr mein Begleiter eifrig fort — „die Feier heut erfolgt, so auch von den Markmännern im nahen Bojenheim, dessen Gränze dort der Fluß bildet, und in der Semnonen- und Hermunduren-Gaue und allen andern, so weit Thuisko's Geschlecht sich verbreitet. Schau' um dich, und überall erblickst du Rauchwolken in der Ferne, geweiht dem leuchtenden Tagesgestirn zum Sonnenwende-Feste der sommerlichen Zeit; nach dieser wohlthätigen Gottheit ist, wie nach sechs andern, einer der wöchentlichen Tage benannt." — Unter solchem Gespräche wanderten wir weiter. Auf allen Wegen strömten Edelinge und andere freie Männer herbei, gewappnet mit Schild und Frame, wie bei jeder Volksversammlung; auch Freigelassene, Leute, von meinen Gefährten genannt, doch nur unbewaffnet, weil sie hörige Miethleute sind, und selbst den leibeigenen Knechten war ein Festtag vergönnt; so auch zahlreiche Frauen und Kinder, im festlichen Gewande. Wir eilten durch die dichten, aber geordneten Reihen bis

in den, von den freien Männern gebildeten Kreis, wo sich die Edelinge um den Felsenaltar versammelten. Nehmlich die freigewählten Vorsteher und Heerführer des Gaus und der Marken und Gemeinden, wie andere ums Volkswohl verdient gewordene tapfere und weise Männer; auch reiche Landbesitzer und noch andere; manche mit Ringen und Ketten, wie mit Ehren- und Sieges-Zeichen geschmückt, wohl meistens von unsern Cohorten einst erbeutet oder auch in deren Reihen erkämpft. Viel' treffliche Männer lernte ich da kennen, denn auch sie nahmen mich gastlich in ihre Mitte auf, und manche waren gewandter in meiner Sprache, als ich in ihrer barbarischen, die den Römer nicht behagen kann. Bald zeigten sich, auf der Felsenplatte mit den heiligen Kesseln, die Ersten des Volks, um das Fest zu beginnen; ein stattlicher Greis im weißen Gewande, mit dem goldigen Stirnbande geziert, und das Feldzeichen des Gaus haltend. „Das ist der ehrwürdige Arimund", — belehrte mich mein Freund — „unser oberster Priester und Richter, der im Volksdienste ergraute und hochverdiente Gaugraf. Neben ihm, am einfachen Strahlenbilde der heutverehrten Gottheit, der Tempelwart, Liutholf, mit Beschützung und Besorgung des Gotteshauses beauftragt, und mit seinem Diener hier zur Seite wohnend. Seht ferner: eben tritt zu ihnen, im hellen Gewande, mit sonnenglänzenden Haar- und Brust-Spangen und Arm- und Hand-Reifen geziert, Teutolinde, unsere jungfräuliche Rune, des Oberpriesters Schwester, welche heut aus des Opfers Innern die Zukunft verkündet." Hier unterbrach Hörnerklang die Rede des Freundes; denn schon strahlte die Gottheit über unsern Häuptern, im Mittelpuncte ihres Laufs. Der Opferstier wurde bekränzt und ein feierlicher Gesang vom Sängerchor angestimmt. Als des Oberpriesters Weihgebet beendet, des Opferthieres Inneres erforscht, dann Friede und Fruchtbarkeit fürs nächste Jahr, weil es im Götterreiche so beschlossen, dem Volke geweisagt war, herrschte allgemeiner Jubel. Neue Preisgesänge ertönten und die Edelinge und Freien umgingen freudig Hand in Hand und in ihren weitern oder engern Kreisen, dreimal den Altar im muntern Kriegesschritte; vom übrigen Volke wurde dieß in größerer Entfernung nachgeahmet. Dann aber, als die Opferspeise bereitet, und des Thieres Edelstes dem Gotte geweiht, empfingen das Uebrige die Edelinge und Freien, so weit es ausreichen wollte. Auch ward mir eine erkräftigende Mahlzeit zu Theil, und, in kunstvoll geformten Hörnern, köstliches Gersten-Gebräu, auch Meth und Cyder im Kreise herum gereicht, bis der blinde Harfner Heligast, im ganzen Gaue hoch geschätzt, die Heldensage vom Thuisko und seinen Sohn Mann vortrug. Begeisternd stimmten die Freien des Volks, mit ihren Schildern und Waffen aneinander klirrend, in den kriegerischen Schlußgesang, deutscher Freiheit, deutscher Ehre und deutscher Sitte geltend. Später, nach

abermaligem Umgehen des Altars und des Oberprieſters Ermahnung zu Eintracht und edler Sitte, wie ſie der Nation ferner gezieme, ſprach er das Dankgebet an die Gottheit und Jeder blickte voll Ehrfurcht zu dem Himmel, und neigte ſich, wie es ſchon bei dem Weihgebete erfolgte; darauf wallte das geſammelte Volk unter Geſang und Hörnerklang und im geordnetem Zuge, nach Marken und Gemeinden, durch die natürlichen Thore des Altars, und, die letzte Weihe dadurch empfangend, gedachte ein Jeder nun an den Rückweg zum heimiſchen Heerde. Noch aber, bis zu den letzten Strahlen des geprieſenen Sonnenlichts, loderte das heilige Feuer empor, darauf vom Tempelwart gelöſcht mit reinem geweihten Waſſer, das, in heiligen Keſſeln geſammelt, einſt der Himmel ſelbſt herabſendete. Mir aber war ein Freudentag geworden, und beglückende Gefühle der Gottesnähe erfüllten meine Bruſt, wie noch nie in meiner Götter Tempel. Und ein feſter Freundſchaftsbund ward beim Mahle mit dem gaſtlichen Begleiter geſchloſſen, mein Ring, nach üblicher Art, in zwei Hälften gebrochen, und die eine ihm verehrt, damit unſere Nachkommen ſich erkennen, und ſichernden Schutz und Aufnahme ſich gewähren, wenn ein feindlich oder günſtiges Geſchick ſie einſtens zu einander führt." — —

So würde *vielleicht*, wenn ein Römer einſt zur Zeit der Sommer-Sonnenwende (unſerm Johannisfeſte) dieſe Gegend beſucht und uns eine Reiſebeſchreibung hinterlaſſen hätte, ein Bruchſtück derſelben lauten. Doch, iſt dieß auch nicht der Fall, ſo iſt wenigſtens hohe Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß zu jener Zeit ein ſolches Feſt, und zwar nach vorſtehender — nicht auf willkührlichem Phantaſie-Gebilde, ſondern auf begründeten Vermuthungen beruhender — Schilderung, bei *dem* Opferfelſen ſtatt fand, welcher Taf. I. N. 1. in ſeiner jetzigen Geſtalt, von der ſüdlichen Seite betrachtet, abgebildet iſt. Er befindet ſich, hoch gelegen (vergl. Taf. I. N. 17.) auf einem Hügel mit herrlicher Ausſicht in die weiteſte Umgegend, zumal auf die böhmiſchen und ſchleſiſchen Gebirge, nahe bei Weigsdorf und daher nicht weit von der böhmiſchen Gränze. Die Gegend heißt noch der Hayn, (im dortigen provinziellen Ausdruck oft „das Hähnel" genannt), womit bekanntlich ſeit früheſten Zeiten gewöhnlich ein, den Göttern geheiligter, daher gehegter, eingezäunter Wald bezeichnet wurde; noch giebt es da eine Haynſtraße, einen Haynſteig, einen Haynbrunnen ꝛc., auch noch einzelne Buchen und Eichen von dem einſtigen Götzenhayn, der ſchon längs nach und nach niedergeſchlagen wurde, ſo wie auch das vor kürzerer Zeit noch in der Nähe des Felſens häufige Buchen- und Birken-Geſtrüppe der Ackercultur weichen mußte. Der ganze Felſen ſelbſt beſteht noch aus ſechs mächtigen Granitblöcken, wovon der eine auf zwei andern ruht, und mit dieſen einen freien Durchgang bildet; ein Block

steht vom Hauptfelsen etwas entfernt, so daß zwei Personen zwischen beiden durchgehen können; ein abgesprengter Block, der siebente des Felsens, bedeckte sonst ebenfalls die unten befindlichen. Solche Durchgänge zwischen mächtigen Steingruppen dienten in der heidnischen Periode oft zu religiösem Gebrauche, zum feierlichen Durchgange der Opfernden. Der Ort wird seit Menschengedenken von den umwohnenden sächs. und böhmischen Landleuten, zumal an festlichen Tagen, gern besucht; „ein Bischen auf die Druisteine gehen" sagte man sonst; (dieß nicht drei gesprochen, wie es denn auch nicht 3 sondern 7 Steine waren, sondern dru=i, gleichsam, als sollte es auf Druiden deuten, obwohl nicht nothwendig an diese gedacht werden muß, da auch andere Beziehungen zu Grunde liegen konnten z. B. Truhtin, althochdeutsch nicht nur Herr, sondern oft auch Gott). Doch dieser Name, so wie die frühern: Götzentempel, Opfertisch ꝛc. (noch von Carpzow, Leske u. And. erwähnt) sind meist verklungen und die neuere Generation nennt ihn gewöhnlich nur „den großen Stein." Besonders am Johannis=, so wie am Lätare= und am Oster=Tage wird der Ort von jungen Leuten nicht leer, und, zumal am erstern, das herkömmliche Johannisfeuer darauf angezündet. Ueberhaupt steht der Felsen, allgemein als ein uralter gottesdienstlicher Platz angenommen, bei dem Volke in hoher Achtung und Ehren; als frühere Gutsbesitzer Steine davon absprengen lassen wollten, widersetzten sich die Weigsdorfer Einwohner dagegen, und es unterblieb, wie in Anmerk. I. erwähnt. Als ein Ueberrest uralten Opferdienstes kann es wohl angesehen werden, daß vor einigen Jahrhunderten noch einzelne alte Leute beim Sonnenauf= und Untergange dort zu beten pflegten. „Ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger, Tropanus, (1614 — 30 besuchte (so lautet eine Mittheilung des Past. Drechsel) selbst öfters diesen Felsen und bemerkte zuweilen, wenn er des Morgens den Hügel hinaufging, daß ein sehr altes Mütterchen von demselben herabkam. Einst findet er sie beim Sonnenaufgange auf ihren Knieen liegend und betend; als er sie deßhalb zur Rede setzte, antwortete sie ihm: er werde ihr diese Andacht wohl nicht verbieten, denn hierher gehe sie gern und bete viel lieber, als im alten finstern Kirchlein; hier könne sie doch dem lieben Herr Gott recht in sein hold freundliches Angesicht schauen; hierher sei sie schon mit ihrer alten 90jährigen Großmutter gegangen, bei dem Auf= oder Untergange der Sonne, gleich vom Felde weg, oder wie sich's sonst geschickt, und andere Leute hätten es ebenfalls gethan, weil hier einst auch ein Gottestempel gestanden habe." Daß sich ähnlicher heidnischer Gottesdienst an andern Orten ebenfalls lange, selbst zuweilen bis in das spätere Mittelalter erhielt, zumal an wenig bebauten, gebirgigen und von Landstraßen und Städten entfernt gelegenen Orten, ist bekannt, auch wird später noch von gleichen Beispielen die Rede seyn.

Früher hat man bei dem Felsen zuweilen unglasirte Gefäß-Bruchstücke mit Figuren, abgeschliffene Steine, und einen solchen in der Mitte durchbohrt, (mithin eine keltische oder germanische Streitart) gefunden, doch ist davon nichts mehr vorhanden und eine Nachgrabung überhaupt noch nicht erfolgt. Durch die Felsmassen werden Höhlen gebildet, die in Kriegszeiten oft zum sichern Verbergen des Viehs und der Habseligkeiten der Umwohnenden benutzt wurden, und durch welche man auf den obern Block, den sogenannten Opfertisch gelangt. Auf diesem befinden sich (vergl. Tf. II. N. 21.) sieben, von Menschenhand eingearbeitete kesselartige Löcher im Halbkreise, um eine ähnliche, obschon nicht bestimmt begränzte, natürliche Vertiefung; ebenso ist eine künstlich vertiefte Rundung auf den daneben befindlichen Steine bemerkbar. Die zwei nördlichen Halb-Rundungen gleichen mehr Sitzen; theils bei dem Absprengen des Gesteins, theils von tausendjährigen Einwirkungen der Natur, kann allerdings manche Abänderung erfolgt seyn. Solche öfters gefundene sitzartige Eingrabungen, werden meist Teufelssitze, Teufelsstühle ꝛc. genannt, und wohl nur als Plätze für Götterbilder, oder auch als Priestersitze zu erklären seyn; vielleicht dienten die gegen Morgen zu gerichteten, zum religiösen Erwarten und Begrüßen der ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Zu welchem Behufe die runden Vertiefungen bestimmt waren, deren man auch auf ähnlichen Heidenaltären anderer Gegenden bemerkt, (oft 5, 7, 9, im Kreise), ist noch räthselhaft; vielleicht nur zu dem sehr prosaischen Gebrauche der Einstellung von Geschirr, zum Bereiten der Opferspeise am heiligen Feuer, oder zum Auffangen von Regenwasser zum Opfergebrauche und dergl. Zum Ansammeln des Blutes waren sie nicht geeignet, da eine sogenannte Blutrinne fehlt, in welcher jenes bis zum Abhange des Felsens abfließen konnte, wie bei manchen andern Opferfelsen zu bemerken ist. In Sagen wird auch den Riesen deren Benutzung, zum Zermalmen des Getreides zugeschrieben. Die Vertiefungen auf jener Platte sind zu regelmäßig, als daß ein Gedanke an zufällige Einwirkung durch die Witterung möglich wäre. Näheres von der Beschaffenheit des Felsen in d. Anmerk. I.

Die Gegend ist überhaupt merkwürdig, denn dieser Opferfelsen bildete früher mit einem ¾ Stunden davon, bei Mardorf befindlichen ähnlichen, und den §. 4. zu erwähnenden Venus-Stein bei Neudörfel am Wittich-Ufer, ein ziemlich regelmäßiges Dreieck. Jener, kaum 5 Minuten von Mardorf gelegene, ist jedoch seit etwa 20 Jahren völlig zu Bausteinen verwendet worden; er bestand aus zwei Felsgruppen, zwischen denen der Weg durchführte. Die eine, auf der Nordseite, enthielt eine sesselähnliche Vertiefung und hieß der Teufelsstuhl; die liebe Schuljugend pflegte, im Vorbeigehen, gewöhnlich ihn als Sitz zu erproben. Die südliche, der eigentliche Opferstein, zeigte eine größere Vertiefung

von fünf kleinern umgeben, und wurde Teufelsschüssel genannt, wie sich ältere Personen noch genau zu erinnern wissen, auch aus Schriften bekannt ist. Solche Opferaltare sollen sich früher auch bei dem 3 Stunden davon entfernten Dorfe Rieda befunden haben; von noch vorhandenen andern in der Oberlausitz, wie in sächs. Gegenden, wird in spätern §§. die Rede seyn. Vergl. Anmerk. II.

Mehr oder minder ähnliche Opferfelsen, wo ein oder mehrere Steinblöcke auf andern ruhen, und öfters dadurch eine Höhle bilden, finden sich, obwohl seltener mit jenen rundlichen Vertiefungen, auch in andern sächs. und angränzenden Gegenden, in den Marken, in Pommern und auf Rügen, wie in westphälischen, holsteinischen und andern rein-germanischen Gegenden Nord-, seltner Süd-Deutschlands; ebenso in Dänemark, Norwegen, Schweden, den Niederlanden und manchen Provinzen Frankreichs und Englands. Zahlreiche mögen im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden seyn, und nur ein günstiger Zufall oder die Lage in wenig cultivirten Gegenden, erhielt uns manche noch hier und da. Oft scheinen die Blöcke in eine dazu geeignetere Lage versetzt worden seyn; wo es aber an solchen natürlichen Felsen fehlte, sind die Steinwacken mit erstaunenswerther menschlicher Kraft, oft von der Weite her, an Ort und Stelle geschafft und auf einander geschichtet worden. Es finden sich aber auch, zumal in steinarmen Gegenden, zahlreiche Opferplätze, zu welchen künstliche Erdhügel benutzt sind; da von solchen noch besonders gehandelt werden wird, so mag es hier nur den von Steinblöcken zusammengesetzten gelten. Die in jenen Ländern ebenfalls vorhandenen Steingräber, oft Hühnenbetten genannt und aus gleichen Felswacken zusammengesetzt, so daß eine Grabhöhle dadurch gebildet wurde, sind jenen Opferfelsen meist sehr ähnlich, so daß sie leicht mit einander verwechselt werden können, wenn nicht vielleicht augenscheinliche Eingrabung von Opferkesseln und Anderes, auf gottesdienstlichen Gebrauch, oder ein meistens länglich viereckiger Raum im Innern, mit Sceletten, Urnen und dergl. auf ein Grabmal klar hinweiset. Finden sich aber auch diese Gegenstände in deren Nähe, so werden solche Steingebäude in der Hauptsache meistens als Opferorte und nur die Beisetzungen, ausgezeichneten Männern, Fürsten, Helden geltend, als Nebensache anzunehmen seyn. Auf deren jetzt noch sehr gewöhnliche Benennung: Hühnen-, Riesenbetten ꝛc. kann in so fern nicht viel Werth gelegt werden, als der Opferdienst darauf leicht in Vergessenheit gerieth, und nur wegen jenen dabei gefundenen Grabgegenständen nicht auf eine Opferstätte geschlossen wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht wenigstens dafür, daß solche riesenartige Baue, von Natur oder Menschenhänden, wohl in der Regel mehr zu einem allgemeinen, und zwar so nöthigem Zwecke, als der Gottesdienst, bestimmt wurden, und, wenn wir auch Kunde haben, daß zur Errichtung von solchen Felsen-Denk-

mälern für geliebte Fürsten und Anführer oft Tausende von Menschen Hand anlegten, es gewöhnlich nur einzelnen galt. Zudem waren Opferdienst und Begräbniß im Alterthum nahverwandte Gegenstände; schon damals pflegte man die Todten in der Nähe heiliger Orte zu bestatten. Wenn daher auch bei solchen ausgezeichneten Steinen und Hügeln Grabgegenstände vorkommen, so wird meist vorzugsweise auf einen Opferort zu schließen seyn. Aber auch germanische und scandinavische Gerichtsplätze waren durch Steinumsetzungen, (mit höhern Blöcken für Richter und Schöppen) und sonst besonders dazu eingerichtet. — Zwar möchte bei den oben besprochnen Felsen — vielleicht eine bequemere Einrichtung der Höhle, wie zum Heraufsteigen ꝛc. abgerechnet — eine Aufschichtung so mächtiger Felsplatten von Menschenhand, wie anderwärts vorkommt, nicht zu vermuthen seyn; doch hält der Verf. es für angemessen, in Bezug auf solche Transportirung und Hebung von Blöcken von mehreren hundert Centnern, wie sie für die damalige Culturstufe uns fast unglaublich scheint, aus andern Gegenden einige Beweise in der Anm. III. mitzutheilen, zumal da von ähnlichen, obschon mit minderer Anstrengung in benachbarten Gegenden errichteten Denkmälern jener Zeit, auch in dieser Schrift noch die Rede u. sich auf Vorstehendes oft zu beziehen seyn wird. (Taf. II. N. 22—24 zeigt solche aus Holstein, Westphalen und England, wie Anm. III. besagt.)

Nach dem Urtheile der scharfsinnigsten Alterthumsforscher gehören diese Felsenaltäre und aus Steinblöcken zusammengesetzte Gradstätten, wenn nicht (wie höchstwahrscheinlich) ausschließlich, doch meistens ursprünglich den germanischen Nationen an; an Slawen, als den ersten Benutzern derselben, möchte weniger zu denken seyn, wenn sie auch, nach ihrer Einwanderung im Osten Deutschlands, die verlassenen germanischen Opfer- und Grabfelsen ebenfalls zu gleichem Gebrauche benutzten. Daß sich solche in jenen, von ihnen mehrere Jahrhunderte bewohnten östlich-deutschen Gegenden vorfinden, würde zu ihren Gunsten kein genügendes Zeugniß ablegen, vielmehr sollen sie, so viel bis jetzt bekannt, fast nirgends in reinslawischen Gegenden vorkommen, und das Gegentheil müßte erst bewiesen werden, während in reindeutschen und nordischen Gegenden, welche nie Slawen betraten, ihre wahre Heimath und deren größte Anzahl zu finden seyn möchte. Noch eher könnten sie den Kelten ursprünglich zuzuschreiben seyn, weil deren Druidenlehre auf den Steindienst, nehmlich den unerläßlichen Gebrauch von Felsen mannichfacher Gestalt zu Opfer- und andern Zwecken, wesentlich beruht, und sich deren in westdeutschen, englischen, französischen und andern, früher von keltischen Nationen bewohnten Gegenden ebenfalls vorfinden; doch haben sie zum Theil einen andern Charakter, als jene germanischen Opfer- und Gradblöcke; z. B. haben keltische Waagsteine in Deutschland sich wohl noch nicht vorgefunden. So wie aber jene in den scandinavischen Ländern wohl nur den

nordischen Nationen zuzusprechen sind, so auch die gleichen in Deutschland, wohl nur den germanischen. Gerichtliche Protocolle über deren erste Benutzung lassen sich einmal nicht herbeischaffen, daher nur die Wahrscheinlichkeiten sich gegenseitig abwägen.

Das Uebergehen der religiösen Orte von einer Nation auf die andere ist dagegen eine bereits bekannte Erfahrung; ebenso wie die Benutzung der Vertheidigungsorte von frühern und auch spätern Bewohnern der Gegend. Daher dienten dieselben Orte, wo Druidentempel sich befanden, wenn nicht vielleicht spätern germanischen Völkern zu ihrem Cultus, doch den neubekehrten Christen zu Anlegung von Capellen und Kirchen, wie denselben ebenso die gottesdienstlichen Orte der römischen Colonien im süd- und westlichen Deutschlande, in Frankreich, England ꝛc. Wo sich jetzt die Cathedrale zu Rheims und so auch die zu Chartres erhebt, war sonst eine Druidenhöhle. So wurden unbezweifelt frühere germanische Opferorte von den Slawen, und — mit Gewißheit ist es anzunehmen — beider heiligen Orte nicht selten zur Errichtung christlicher Kirchen benutzt. Theils lag es darin, daß die sorgfältig aufgesuchte natürliche Ortslage schon an sich dazu günstig geeignet war. Bei den Germanen, zumal aber bei den Slawen, erscheinen die Opferorte meist auf festen, leicht zu vertheidigenden Plätzen angelegt, oder wenigstens mit Wällen, Steinkreisen ꝛc. umgeben; die ersten christlichen Kapellen bedurften ähnlichen Schutzes, und somit war die Umgestaltung jener Orte, zur Anlegung der letztern, ein sehr naheliegendes Verhältniß. Zahlreiche solcher Kirchen können nachgewiesen werden, in deren Umgebungen noch die Ueberreste heidnischer Wälle vorhanden sind. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Bekehrung war man zumal genöthigt, die Kirchen in den noch dem Heidenthum sehr anhängenden Gegenden, in festen Burgen anzulegen, oder, zu besserer Sicherung gegen feindliche Zerstörung, auf sonstige Art zu befestigen, wie es besonders bei Dorfkirchhöfen der Fall war. Ein anderer Grund war der schon vorhandene Ruf der Heiligkeit des Ortes, so daß neuere Nationen sich dessen gern zu gleichen Zwecken bedienten. Bei der Bekehrung der Heiden zur christlichen Religion kam noch der Beweggrund dazu, daß jene den schon liebgewonnenen Ort, gab es eine Kirche in dessen Nähe, desto eher besuchten, und daß sie dadurch zugleich verhindert waren, denselben heimlich zum heidnischen Opferdienst zu gebrauchen, wenn er bereits in dieser Hinsicht umgestaltet war. Wo man christliche Tempel auf ausgezeichneten Bergen und Felsen oder auf Wällen, wie an günstig gelegenen Quellen, Flüssen, Straßen ꝛc. findet, wird man — so wie da, wo die Sage von Geistern und durch diese bewahrten Schätzen, von daselbst in alten Zeiten beabsichtigter, aber nicht ausgeführter Gründung von Kirchen, Städten u. dergl. m. erzählt — selten irren, nach einem frühern heidnischen Opferorte zu forschen. Unter

der Krypta des Bamberger Doms fand man heidnisches Opfergeräthe, und das pommersche Kloster Belbog zeigt klar auf einen frühern Bielbog-Opferort, und so könnten Hunderte von Beispielen beigebracht werden, wenn es mehreres Beweises bedürfte. Es ist dieß eine allgemeine, selbst in andern Weltgegenden sich ebenfalls ergebende Erfahrung. Der Dom zu Mexico steht genau auf der Stelle des alt-mexikanischen Tempels (oder Teocälli mit seinen fünf Absätzen, dessen oberste Platte zu Menschen- und Thieropfern bestimmt war), und die muthmaßlich auf einen griechischen Tempel gebaute christliche Sophienkirche zu Constantinopel wird noch jetzt von den Türken zu einer Moschee benutzt; — wie sich denn in der Culturgeschichte überhaupt so oft solche Uebergänge aus einem Verhältniß in ein neueres gleichartiges ergeben. Sitten und Gebräuche gehen oft von einem Volke zu dem andern über und erscheinen, von Ferne betrachtet, zwar oft als neu, fast als Gegensätze zu frühern; sie ergeben sich aber in der Nähe, dem Wesen nach, öfters als wenig verändert, selbst die alten Formen zum Theil beibehaltend. So war es zumal mit dem Wechsel der Religionen; selbst die christliche hat bei der Bekehrung der heidnischen Deutschen oft nicht viel Anderes, als einen etwas gemilderten Bilderdienst dargeboten, sobald der Mangel an belehrender Erklärung der christlichen Symbole und so Anderes, in nähern Betracht gezogen wird, worüber in einem andern §. Weiteres erwähnt werden soll. Die Nähe der Weigsdorfer Kirche bei jenem Opferorte wird sich mithin durch das vorher Erwähnte erklären; sie ist zwar nicht auf dessen Stelle gebaut, doch an einem bequemern nahen Orte und der Platz um ihn gehörte (wie Carpzow erwähnt) wenigstens vor Jahrhunderten zur Pfarrwiedemuth. Die Grundstücke heidnischer Opferplätze fielen meist den christlichen Kirchen oder Priestern des Orts zu, und daher sind die Hügel und Wälder, Felder, Wiesen, Quellen und Bäche, welche noch jetzt geistlichen Stellen angehören, oft auch die, welche einst der heidnische Priester ebenfalls benutzte; theils verblieben sie aber auch daranliegenden ganzen Gemeinden zum Eigenthum. Der Verf. kennt mehrere Opferplätze, wie Vertheidigungsorte, welche unbezweifelt von mehrern umliegenden Gemeinden gemeinschaftlich zu jenem Zwecke benutzt wurden und seitdem diesen, noch bis in die neuesten Zeiten, als ebenfalls gemeinschaftliche Huthungsplätze galten, bis die Gemeinheitstheilungen in den letztern Jahren meist auch diese Ueberreste aus einer uralten Zeit vernichteten. Die noch jetzt oft sogenannten heiligen Hayne stammen, wie auch Grimm behauptet, wohl in der Regel noch aus dem Heidenthum; sie wurden bei Einführung des Christenthums, als Gemeingut, gewöhnlich für den Bezirk, oder den Landesfürst in Beschlag genommen; daher noch die Königshayne und ähnlich benannte Orte; ohne Zweifel sind die meisten davon die, als Jagdreviere benutzten Bannforste des Mittelalters.

Daß in jener Gegend drei, nahe bei einander liegende Opferorte vermuthet wurden, kann nicht befremdend erscheinen, da die heidnischen Religionen bekanntlich mehrere Götter neben einander anzunehmen erlaubten; man findet solche oft an einem Orte verbunden, oder doch nicht entfernt von einander, wie z. B. bei Albersdorf im Dithmarsen, wo muthmaßlich auf 3 nahe bei einander befindlichen Altären, dem Othin, Thor und der Freija geopfert wurde. Es galt dabei nicht immer allgemeinen oder National-Gottheiten, sondern auch nur in einzelnen Gegenden verehrten oder Local-Göttern. Doch können die Opferplätze nicht so häufig angenommen werden, daß jeder bewohnte Ort einen solchen besaß; vielmehr gab es deren meist wohl nur für kleinere oder größere Bezirke, und solche können zumal an den Kirchstellen vermuthet werden, zu denen jetzt noch zahlreiche eingepfarrte Orte gehören, wie im Verfolg der Schrift noch mit Beispielen belegt werden wird.

Die, längs Sachsen und Schlesien hin, das angränzende Böhmen umgebende Gebirgs- und Waldgegend scheint überhaupt sehr geeignet, günstige Schutzorte, sowohl in politischer und kriegerischer Hinsicht, als bei religiöser Verfolgungs- oder vielmehr Bekehrungssucht, in frühern Zeiten dargeboten zu haben. Leicht konnten daher sich keltische Ueberreste auch in der oben erwähnten lausitzischen Gegend, um Weigs- und Maxdorf ꝛc. forterhalten, so wie zurückgebliebene germanische, selbst während der Slawen-Herrschaft; nicht minder bot sie eine sichere Freistätte dar, bei der Bekehrungswuth der Deutschen nach der Unterjochung der Sorbenwenden. Daher kann es auch nicht als unwahrscheinlich angenommen werden, daß der heidnische Opferdienst sich dort, bis weit in die Zeiten des Christenthums noch fort erhielt, als dieß schon längst in der angränzenden nördlichen Gegend allgemein verbreitet war. In derselben Gränzgegend giebt es noch mehrere Plätze, Teufelskanzeln und so ähnlich genannt, durch welche, von christlichen Priestern den heidnischen Opferorten beigelegten Namen, man von deren fernerm Besuche abzuschrecken suchte. Die Sonnengottheit („Sunna", in ältesten Dialecten und noch im Mittelalter sagte man oft „Frau Sonne", Frau, als alte Bezeichnung für Göttin) verehrten die Germanen (nach Cäsar), wie die Scandinavier (nach der Edda ꝛc. sich auch vor ihr neigend), und darauf deuten auch manche einfache Abbildungen dieses Gestirns auf entdeckten Alterthümern; ob aber auf dem Weigsdorfer Opferfelsen ihr, oder einer andern Gottheit geopfert wurde, muß, aus Mangel an begründeter Vermuthung, dahin gestellt bleiben; denn der dasige alte Gebrauch des Johannis-Feuers („Sunwentfeuer" noch im Mittelalter genannt) möchte dazu wohl nicht allein genügen. Schon genug, wenn aus dieser Mittheilung die Wahrscheinlichkeit erhellt, daß es, wofern auch nicht ein keltischer, doch ein germanischer Altar war, und wenn selbst vielleicht von Andern bewiesen werden könnte, daß er nur von slawischen

Anwohnern benutzt wurde; es wird sich wenigstens die Schilderung eines unbezweifelten heidnischen Opferorts im Allgemeinen und dessen nähere Beschaffenheit ergeben haben, so weit sie jetzt noch zu ermitteln und zugleich geeignet ist, weitere Vergleichungen mit den so ähnlichen in andern deutschen, wie in den nordischen Ländern, anstellen zu können.

Anm. 1. Der Opferaltar bei Weigsdorf, (letzteres in d. Meißnischen Bisthums-Matrikel v. 1346 Wigandsdorf geschrieben), an der Wittiche, ist noch in Sachsen, aber dicht an der böhmischen Gränze gelegen, so daß ein Theil des Dorfes böhmisch ist und sächs. und böhm. Grundstücke oft zwischen einander hinlaufen; 3¼ Stunden von Zittau nordöstlich, 2 St. südöstlich von Ostritz. Die dasige Kirche soll 1360 erbaut worden seyn, nachdem an ihrem Platze bereits eine schon 1160 errichtete Kapelle bestanden habe, wie in d. oberlaus. Kirchengallerie 1840 N. 59. erwähnt und wo auch der Kampf geschildert ist, als der Ort zur Zeit des 30jähr. Krieges wiederum zum Katholicismus zurückkehren sollte. Die Tracht in dasiger Gegend war, wenigstens früher, so abweichend von den benachbarten Orten, daß Leske (in s. Reise) Abbildungen davon mittheilte; ebenso ist die Mundart der dasigen Gegend sehr eigenthümlich; beides Gegenstände, die bei Erforschung früherer Culturverhältnisse nicht unbeachtet bleiben sollten, da sie oft auf frühere National-Verschiedenheit der Bewohner in Bezug auf die Nachbarschaft deuten.

Von Mauerwerk findet sich keine Spur; zwar sollen alte Leute dem schon im Text genannten Pastor Niger (oder Troppaneger) von solchen in früherer Zeit erzählt haben, allein es hat wohl dabei keiner eigentlichen Mauer gegolten (die Anwendung von Kalkmörtel findet sich nur erst an Gebäuden seit der Besitznahme und Bekehrung der sächs. Lande durch die Deutschen; die Sorben kannten ihn nicht und ebenso wenig wohl die Germanen hiesiger Gegend); vielmehr war es vielleicht eine mauerartige Stein-Zusammenfügung ohne Bindemittel, zumal ein Steinkreis, wie solche die heidn. Opferorte nicht selten umschlossen, jedoch meist schon zerstört und, da sie aus kleinern Steinen bestehen, längst zum Bauen benutzt. Als im J. 1783 ein Theil dieses, von den Umwohnenden sehr geschätzten heidnischen Opferfelsens, von den Leuten des Grafen v. Einsiedel, nach dem Kaufe von Weigsdorf gesprengt wurde, um zum Bauen angewendet zu werden, beschwerte sich die Gemeinde darüber, worauf denn auch jener Gutsbesitzer, als er das Verhältniß erfuhr, das weitere Sprengen untersagte. Und schon 1764 soll eine ähnliche Beschädigung durch den damaligen Ortsbesitzer, von Goldenberg, beim Anbau eines neuen Orts im Hayne, Friedreich genannt, erfolgt seyn, wobei die Gemeinde die Abfuhr verweigerte und das Oberamt, auf günstig abgestattetes Gutachten des Pastors, die Zerstörung des Alterthums untersagte. Die vom Verf. hier mitgetheilte Beschreibung dieses Opfersteins hat er meist dem vor wenig Jahren verst. dasigen Pastor Drechsel, so wie Nachträge dazu, dem jetzigen Pfarrer M. Bähr, und zwar um so mehr zu verdanken, als er diesen Ort nicht selbst besuchen konnte.

Die 7 Felsblöcke ergeben sich am deutlichsten auf dem Grundrisse I. N. 18. u. zwar a, b, c, e u. f; auf a u. b befindet sich noch der Deckstein, der daselbst mit kurzen Strichpuncten angegeben ist (auf T. I. N. 1. der obere) u. an ihn stieß ein zweiter ebenso bezeichneter, der sonst auf a u. c ruhete. Jener oben aufliegende Granitblock (Taf. I. N. 1.) ist gegen 8 Ellen hoch, 14 lang u. 6 bis 8 breit; mit den beiden untern Felsen (Grundriß N. 18. a u. b) auf welchen derselbe wenig Ruhepuncte hat, bildet er eine, abwechselnd 3—6 E. hohe und breite Höhle, welche, wie schon oben erwähnt, in Kriegen zur Verbergung des Viehes ꝛc. benutzt, durch Gerölle des oben abgesprengten Steins aber zum Theil angefüllt wurde. Das Gestein zur rechten Hand (Taf. I. N. 1.) bildet nur einen auf den Grundr. I. 18. mit a bezeichneten Block, obschon mit mehrern Absätzen (er ist oben, nach rechts zu, etwas länger anzunehmen, als die Zeichnung darstellt, die nicht einer schwierigen geometrischen Aufnahme galt, sondern nur einen Totalanblick gewähren soll, der übrigens, wie bei allen solchen Gegenständen, stets verschieden ausfällt, nach dem jedesmaligen Standpuncte des Beschauers). In die Höhle gelangt man zwischen den beiden untern Blöcken N. 18. a u. b hindurch von h bis i; so wie auch von g ein Eingang zwischen b u. c her-

einführt; von i geht der Weg nach k u. d, wo sich an dem Steinblocke a ein terrassenartiger Absatz befindet, mittelst dessen man auf ihn gelangt, so wie auch weiter oben noch einige kleine schmale Stufen befindlich sind; weiterhin dann der sogen. Opfertisch mit den kesselartigen Vertiefungen. Doch ist es jetzt sehr schwierig und nur geübten Kletterern möglich, hinauf zu gelangen, so daß, wer daran nicht gewöhnt, vom Besuche des Felsens nicht den gewünschten Zweck erreichen möchte. Bei seiner Benutzung in frühester Zeit war er unbezweifelt vom jetzigen Schutt und Steingerölle, vom Gestrüppe und leicht zum Ausgleiten veranlassenden Moose frei, auch sonst wohl durch hölzerne Bauwerke zum bequemern Besteigen eingerichtet. (Leichter und bequemer sind dagegen die weiterhin erwähnten Opferfelsen der Königshayner Berge, der Budissiner Gegend ꝛc. Taf. I. 2—10. zu beschauen).

Der schon erwähnte Opfertisch, die oberste der noch vorhandenen Steinwacken (Taf. II. N. 21.) steigt auf einige Ellen vom Westende k bis gegen die Mitte, wo die Vertiefung e unter allen übrigen am höchsten liegt; auf Osten zu senkt sich dann der Fels mehr als 3 Ellen und bildet eine, an den Nebenfelsen anstoßende Vertiefung a; die zwei nördlichen, halbkessel- oder sitzförmigen Löcher b u. c wurden unbezweifelt von dem bis i abgesprengten Felsstück geschlossen. Die gegenseitige Lage der übrigen kesselartigen Löcher ist theilweise sehr regelmäßig; so sind mehrere b, c, d 2 Ellen 10 Zoll von einander entfernt, andere e, f, g u. h aber 1 Elle 14 Zoll; d u. e 1 Elle 3 Zoll. Der Durchmesser u. die Tiefe derselben ist sehr verschieden; die nördlichen Kessel b u. c haben gegen 1 Elle, f, g, h gegen 12 Zoll, das mittlere Loch e hat gegen 18 Zoll im Durchmesser und ist gut ausgehauen, aber nur wenige Zoll tief; andere sind auf 4—6 Zoll tief. Die Witterung mag in so langer Zeit allerdings auch bei den Vertiefungen manche Abänderung bewirkt haben, deren genaue Größen-Ermittelung wegen Moos, Verwitterung ꝛc. nicht so leicht ist, als man sich es denkt. Noch ist auf den Nebenfelsen, auf den der obige mitruht, eine (mit 1 bezeichnete) gleiche Vertiefung zu bemerken, die vielleicht jenen Kreis schließen sollte. Die (mit Strichen angedeuteten), nach einem gemeinschaftl. Centrum gerichteten beiden natürlichen Senkungen, nördl. bei a, u. so auf dem östl. Steine, bilden gleichsam einen natürl. Kessel. Die Puncte, nördl., deuten auf die muthmaßliche Lage des abgesprengten Steins.

Anm. II. Schon Carpzow (in s. Zitt. Annalen III. 1. 1716.) gedenkt des Weigsdorfer Opferfelsens; er vergleicht ihn mit den von Arnkiel beschriebenen cimbrischen, und vermuthet, daß mehrere ähnliche in der Zittauer Gegend vorhanden wären; so wie auch Gerber in s. unerkannten Wohlthaten Sachsens 1700 ihn erwähnt. Superint. Words gedachte seines Besuchs bei beiden obengenannten brieflich an d. Verf. u. so auch in d. Schles. Provinz.-Bl. 1817, Decbr.; er giebt den zu Marx auf ungef. 3 Ellen Höhe u. 8 E. Länge an, mit mehrern kesselartigen Vertiefungen. Die Literatur d. Oder-Lauf. Opferorte hat d. Verf. in s. O. L. Alterth. verzeichnet, u. Peschecks in s. handschr. Liter. über d. O. L. Alterth.

Anm. III. Mächtige Felsblöcke, von Natur seltsam geschichtet oder gestellt, aber auch von Menschenhand errichtet, wurden im frühern Alterthume zu Opferaltären und Grabstätten benutzt; (letztere, von solchen Blöcken gewöhnlich Hühnenbetten genannt; Hühne meist als Held, Riese, doch auch von Wiarda durch Todter erklärt), so wie zu Heldendenkmalen und manche Steinsetzung auch zu Gerichtsplätzen. — Ihre Herbeischaffung und Aufstellung, wo sie von Menschen erfolgte, erforderte oft eine Kraftanstrengung, die uns jetzt in Verwunderung setzt. Die uralten einfachen Maschinen, Walzen, Hebel ꝛc. genügten dazu nicht; man vermuthet, daß zur Hebung der Decksteine vielleicht Erde oder kleinere Steine darunter und zur Seite aufgehäuft, und, wenn jene Blöcke dadurch leichter heraufgeschafft waren, wiederum hinweggenommen wurden. Zudem waren die Menschen kräftiger und wohl auch bereitwilliger dazu, als jetzt, so daß man früher Tausende von Menschen dazu leicht und wohl unentgeldlich erlangen konnte, um zu religiösen oder Sicherungszwecken mitzuwirken (so wie noch im Mittelalter majestätische Kirchenbaue oft ohne große Kosten ausgeführt wurden). Jeder half feldstthätig nach seinen Kräften und benutzte die Dienerschaft dazu. Ferner: daß die Zeit nicht so karg zugemessen war, wie jetzt den meisten Menschen, oder vielmehr, daß man große Vorhaben nicht wie jetzt, in einigen Jahren (meist übereilt, mit baldigem Ruin) ausführen wollte, sondern sich Zeit nahm, im Mittelalter über Dome Jahrhunderte, über Kirchen, Schlösser, Jahrzehende u. länger zubrachte. Dadurch ließ sich im Alterthume vieles jetzt fast Un-

begreifliches leisten, und so wurden manche Felsblöcke vielleicht an ihre jetzigen Plätze geschafft, die wir von Natur schon an denselben befindlich vermuthen.

Zum Beweise solcher Kraftanstrengung sey hier noch auf einige solche Steinbaue hingewiesen, welche Erstaunen erregen, wenn man die Größe und Schwere der nothwendig transportirten Steinmassen näher berechnet, so z. B. ein Steinkreis von 40 colossalen 4—6 Fuß hohen, 2½—4 F. dicken u. breiten Steinblöcken, 10 F. von einander im Kreise, zwar nicht kunstgerecht behauen, doch meist pyramidal geformt, in der Mitte zwei solche 8—10 F. lang u. 4—5 F. breit, bei Bergelau in Pommerellen (Pomm. Jahr. Ber. III. 84). Die Deckplatte eines in Klemm's Alt. S. 105. abgebild. Hünnenbettes im Lüneburgischen, 1—2 F. dick, 16 F. lang, 15 F. breit (an Gewicht auf 367 Centner). Der Altar bei Albersdorf im Dithmarsen besteht (nach Mone) aus einer auf 5 regelmäßig gestellten Steinen ruhenden Platte, 10½ Schuh lang, 8½ breit, 4½ dick. Von den im länglichen Viereck gestellten 12 Einfassungssteinen eines andern dasigen Opferaltars hatte ein Eckstein 6 F. Höhe, 5 F. Breite, 3 F. Dicke. Eben solche zu Decksteinen von Gräbern und Altären angewendete, deshalb herbeigeschaffte Blöcke auf 12 F. lang, 10 F. breit, 3—4 F. dick, bei Wildeshausen im Oldenburgischen, sind in den Westphäl. Prov.-Bl. I. 2. beschrieben. Die, wenigstens in frühern Zeiten in der Mark Brandenburg vorhandenen sind in Beckmann's Beschr. ders. enthalten; die in Pommern, Niedersachsen ꝛc. in den Schriften der dasigen Alterthums-Vereine. Von mehrern solcher Altäre in Holstein giebt Meier (Darstell. aus Nordd. schl. 1816) Nachricht; „Ein ungeheurer Granitfelsen — sagt derselbe — ruht an seinen Ecken auf mehrern großen Unterlagen desselben Gesteins, keine Bearbeitung durch Werkzeug ist sichtbar; es sind Blöcke von 8—10 F. Länge, 5—6 F. Breite, ebenso dick, also mehr als 250 Cubikfuß Inhalt und 30,000 Pfund an Gewicht. Sie sind fast überall, wo man sie findet, auf weit umsichtige Anhöhen gestellt." In Dänemark finden sich (nach Thorlacius Aufsätzen 1813) zahlreiche ähnliche Altäre zum Theil mit Oberlagen von 10 F. Länge u. 7 F. Breite; eben solche auch in Schweden (zumal nach Liliengreen's Alterth.). Die sogen. Bautasteine in scandinav. Ländern sind dagegen nur einfache aufgerichtete Felsblöcke, meist zum Andenken an Helden. — Von den keltischen Felsenaltären ist z. B. bei Poitiers ein auf 5 Pfeilern ruhender Deckstein 25 F. lang u. 17 F. breit; auf Guernsey ruhen auf kleinern, bis 6½ F. hohen Felsen, 5 andere von 8—16 F. Länge u. jeder mit gegen 2—400 Centner Gewicht; zu Carnac bei Quiberon finden sich auf 4000 aufgerichtete Felsen von 4—25 Schuh Höhe in 11 gleichlaufenden Reihen u. so ähnliche in England. Eins der merkwürdigsten dortigen Denkmäler dieser Art ist der Druidentempel Stone-Henge bei Salisbury, aus 4 um einander liegenden Kreisen bestehend, die aus aufgerichteten, jetzt zum Theil umgestürzten, säulenartigen Steinblöcken zusammengesetzt sind. Der äußerste Kreis von etwa 120 F. Durchmesser enthält deren 30 von 18 F. Höhe, meist 2 u. 2 durch einen quer darüber liegenden Stein verbunden, daher einem Π ähnlich; der zweite mit 40 Steinen von 7 F. Höhe ohne, u. der dritte mit 10, von 21 F. Höhe mit solchen Architraben verbunden; der vierte von 30, 18 F. hohen Steinen umschließt einen muthmaßlichen Altarstein, u. zwar von einer blauen Marmorart, während die andern aus einem 15 engl. M. entfernten Steinbruche bei Marlborough zu seyn scheinen. (In der Nähe finden sich größere u. kleinere Grabhügel mit Urnen, Messern, Waffen u. Gebeinen, den holsteinischen Grabstätten ähnlich). Schon Diodor gedenkt dieses druidischen Denkmals als eines Sonnentempels. So giebt es in England noch zahlreiche ähnliche keltische Steinsetzungen; eine besondere Art derselben in England u. Frankreich sind die Waagsteine, welche auf einem oder mehrern andern Blöcken liegend, sich auf- u. abbewegen oder drehen lassen, als eine besondere Eigenthümlichkeit des keltischen Gottesdienstes (s. Mone Myth.). Und so könnte der Vers. noch zahlreiche Orte, nach seinen gesammelten Notizen, verzeichnen u. das Nähere ihrer Beschaffenheit erläutern, wenn nicht jene schon genügten, um auf frühere Leistungen dieser Art hinzuweisen, — wozu oft fast die physischen Kräfte einer ganzen Nation nöthig erscheinen, um solche Steinblöcke aufzustellen und aufzuthürmen, — so daß es den Leser nicht befremden wird, wenn späterhin auch von ähnlichen in unserer Nähe, wenn auch minderbedeutender Größe, die Rede seyn wird. Zu besserer Veranschaulichung ist abgeb. Taf. II. N. 22. jener Opferfelsen bei Albersdorf, (wo es, nach Bolten's Ditmarf. Gesch. mehrere solche giebt, an verschiedenen Orten im Dreieck gestellt); N. 23. ein solches Steindenkmal bei Brunefort im westphäl. Kreise Meppen (Wiganb's Archiv I. 1825) u. N. 24. einige Steine jener Stone-Henge.

§. 3. Die Vaterlandsgeschichte.

Soll die Geschichte — die geordnete Darstellung des wissenswerthen Geschehenen — als eine der einflußreichsten Bildungs-Wissenschaften ihren Zweck erfüllen, so darf sie nicht mehr, nach früherer Gewohnheit, nur als Regenten- und Kriegsgeschichte behandelt werden, höchstens die Staatsveränderungen und das äußere politische Leben des Volks genügend schildernd. Die neuere, höhere Ansicht von derselben verlangt eine allseitige Culturgeschichte der Staaten und der gesammten Menschheit; eben so wie auch bei einzelnen Orten, eine gleiche, auf alle Bildungszustände der Bewohner Rücksicht nehmende Ortsgeschichte, und wegen ausgezeichneter Personen, eine deren Aus- und Fortbildung und die daraus entstandenen Lebensverhältnisse klar zeigende Biographie unerläßlich wird. Die Namen, Jahrzahlen und nähern Verhältnisse der Regenten, wie ihrer Räthe und Heerführer, der Kriege, politischen Umgestaltungen ꝛc. dienen nur zum Rahmen des Ganzen. Einer Culturgeschichte nach den jetzigen Anforderungen ist ein hohes Ziel gesteckt, welches, nach und nach zu erreichen, allerdings nur durch sorgfältige Pflege ihrer einzelnen Theile und Hülfswissenschaften ausführbar wird. Während die Geschichte im eigentlichen, engern Sinne, die Begebenheiten und Verhältnisse nach dem Verlauf der Zeit erzählt, hat sie zugleich die Culturverhältnisse der Nationen zu bestimmten Perioden und nach einzelnen Richtungen, nach der physischen, wie geistig-sittlichen Bildung, und überhaupt das äußere, wie das innere Volksleben allseitig zu beachten. In Bezug auf den Schauplatz der Geschichte liefert die Erd- oder Länderkunde manchen wichtigen Aufschluß, zumal nach Ritter's vielseitiger Auffassung der Geographie; in Hinsicht jener einzelnen Zustände und zwar neuerer Nationen, vermag die statistische und geistig-sittliche Völkerkunde, in Bezug auf Verfassung und Rechte, Sitten und Ansichten und andere nationale Verhältnisse im Einzelnen, das Erforderliche darzubieten, und eben dasselbe, in Bezug auf die alten Völker, die Alterthumskunde. Die zu der letztern Erläuterung erforderliche Alterthümerkunde — als die Kenntniß der noch vorhandenen einzelnen, zumal materiellen Ueberreste der Vorzeit — bildet eine Abtheilung der historischen Denkmälerkunde, welche auch die Urkunden-, Münz-, Wappen-Kunde u. And. umfaßt. Selbst die Sprachkunde, in Bezug auf ältere Dialecte, und die dadurch begünstigten Namen- und andere Wort-Erläuterungen, wie auf gegenseitige Verwandtschaft der erstern, vermag, zur Aufhellung historischer Beziehungen, nicht selten wichtige Aufschlüsse zu liefern. An eine übersichtliche Völkerkunde in geistig-sittlicher Beziehung ist noch nicht genügend gedacht; bis jetzt sind die Schilderungen der Einrichtungen, Sitten und Gebräuche der Nationen meist nur in einzelnen Reisebeschreibungen, oder in Zeitschriften zum momentanen Amüsement der Leser, mitgetheilt worden, obwohl die Geschichte jener Nachrichten

dringend bedarf, die, wenn auch nur meist aus neuern Zeiten hervorgegangen, dennoch zugleich auf ähnliche Zustände in frühern Perioden öfters schließen lassen. Ebenso wenig aber, als man diese ethnographische Kunde der sorgfältigen Beachtung zu historischen Zwecken zu würdigen pflegte, so wenig auch die Alterthumskunde der nicht-classischen Völker früherer Zeit, wie des Mittelalters. Nur die der classischen hat sich einer, oft bis in das Speciellste gehenden Bearbeitung zu erfreuen gehabt, weil das Studium der Philologie, als Hauptsache der Gelehrten-Schulen und der Gelehrten-Bildung, damit in nahem Zusammenhang steht. Die Alterthumskunde der übrigen (germanischen, slawischen, celtischen und andern) Nationen, und zumal die Alterthümerkunde derselben, wurde meist als eine bloße Liebhaberei ohne wissenschaftlichen Nutzen betrachtet; mancher gerühmte Historiker begnügte sich das tausend Mal Gesagte aus frühern Schriftstellern wiederum in sein neues Werk aufzunehmen, und höchstens die Ergebnisse neu aufgefundener Urkunden zu berücksichtigen, ohne jedoch die übrigen Resultate der Alterthumsforscher und ihrer Vereine, wie die der Ethnographen und Reisenden dabei zu Rathe zu ziehen, die oft zu ganz andern, richtigern Ansichten über historische Vorfälle und deren Ursachen und Erfolge zu leiten vermögen. Nur aber, wenn die Geschichte die, durch die Erd- und Völker-, die Alterthums- und Denkmäler-, wie Sprach-Kunde gewonnenen Resultate von den Zuständen der Nationen sorgsam beachtet, wird sie im Stande seyn, die zu erzählenden Vorfälle, nicht blos dem äußern Scheine nach und an sich zu schildern, sondern, was die Hauptsache ist, nach Ursachen und Folgen wahrhaft pragmatisch zu erläutern, wie es sich aus Natur- und Orts-Verhältnissen, Sitten und Einrichtungen, wie kraftvollem Auftreten Einzelner ꝛc. ergiebt; nur dadurch wird das Streben und Wirken, der ruhige oder kriegs- und empörungssüchtige Geist, das Kriegsglück oder der Verfall, überhaupt der Bildungsgang der Nationen, sein Vor- und Rückschreiten und dessen Veranlassung und Wirkung, in ein helleres Licht zu stellen seyn, als bisher in zahlreichen Geschichtswerken dargeboten wurde. Nicht nur das äußere, auch das innere Volksleben, die physische, wie geistig-sittliche Bildung, nach Staatsverfassung, Rechtsgebrauch, Wissenschafts-, Kunst- und Gewerbbetreibung, Sitten und Religion ꝛc. muß in ihrer allseitigen Einwirkung und möglichster Klarheit darzustellen gesucht werden, um den Faden der Verhältnisse und Verhängnisse, so weit es dem menschlichen Geiste möglich wird, im Zusammenhange zu erblicken. Doch dazu bedarf es noch mancher Vorlagen und es ist zu wünschen, daß deshalb immer zahlreicher die dazu erforderlichen einzelnen Gegenstände gründlich erforscht, daß immer genügendere Bausteine herbeigeschafft werden, damit es bald einem Meister gelinge, einen symmetrischen und eurythmischen Bau daraus, einen hohen Dom zu errichten, würdig der Geschichte einzelner Völker, wie der Menschheit überhaupt.

Die ältere, mittlere und neuere Geschichte jeder Nation bildet nur ein Ganzes, und es würde zu sehr kurzsichtigen Resultaten führen, sie einzeln als etwas Selbstständiges zu betrachten. Die Natur mit ihren wundervollen Geschöpfen und Erscheinungen, — von dem für natürliche Augen unsichtbaren Infusionsthierchen neuester Entdeckung, welche, in unzählbaren Milliarden versteinert, feste Körper, selbst ganze Felsmassen bilden, und unter manchen Verhältnissen sogar in ihr einfaches Leben zurückgerufen werden können, bis zum Sphärentanze der Sonnen- und Centralsonnen-Systeme, — lehrt, bei ihrem nähern Betrachten, auf das überzeugendste, wie sich nirgend etwas Isolirtes ergiebt und sich kein Sprung wahrnehmen läßt; wie vielmehr Eins sich dem Andern zum wohlgeordneten Ganzen anreiht, und die Majestät des unerforschlichen Weltenleiters verherrlicht; — so auch bei den historischen Betrachtungen. Bei deren Verfolge zeigt sich oft nicht minder auf überraschende Art, wie Alles Geschehene auf die Lebensbahn des Einzelnen, wie ganzer Nationen, wichtigen Einfluß äußerte; wie Alles zugleich Ursache und Wirkung war und wie Zeit- und örtliche Verhältnisse zum Bildungszwecke vortheilhaft, oft aber auch nachtheilig einwirkten, so daß nicht selten sich ein Weltplan im Gange des Individual-, wie des Volks- und des Menschheits-Lebens, obschon nur in einzelnen lichten Puncten ahnen, doch immer auch mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Ganze schließen läßt. Und ebenso wenig, als die fröhliche, unbesorgte Kinderzeit und das kampfvolle Jünglingsalter bei einer Biographie unberücksichtigt bleiben, nicht das kräftig schaffende Mannesalter allein geschildert werden sollte, weil sich Fäden aus der Kinderzeit bis in des Greisenalters ruhigere Jahre hinüberziehen und oft als einflußreiche Ursachen zu wichtigen Folgen Veranlassung geben; ebenso wenig läßt sich die Kinder- und die Jugend-Zeit der Nationen besonders abschließen, und die spätere Zeit wiederum abgesondert behandeln, ohne gegenseitige Rücksicht auf einander zu nehmen. Daher bedarf es bei der deutschen Geschichte dringend auch der nahen bezugsvollen Beachtung der heidnischen Vorzeit und des christlichen Mittelalters, damit sich immer klarer ergebe, wie — die alte mit der neuern Zeit verbindend — sich so Vieles als Ursache und Folge, als Mittel und Zweck aneinander reiht und wie so Manches gleichsam nur zu Uebergangspuncten aus früheren zu neueren Zuständen zu dienen scheint. So z. B. das Ritter- und Mönchswesen der mittelalterlichen Jahrhunderte, sich oft gegenseitig in Schranken haltend; theils für damals sehr zeitgemäß und wohlthätig einwirkend, theils aber auch nachtheilig in seinen Auswüchsen, die, jemehr sie umsichgriffen, zugleich sich selbst ihr Grab bereiteten, wie denn wohl jedes Uebel auch schon den Keim seiner Vernichtung in sich trägt. Zahlreiche Klöster, zugleich durch Erhaltung wissenschaftlicher Schätze verdient geworden, förderten, nebst kirchlicher Pracht und manchem andern Hülfsmittel, einen,

dem Mittelalter eigenthümlich religiösen Sinn, dessen es, bei dem Uebergange aus dem Heidenthume zur christlichen Lehre, wohl auch bedurfte, und von dessen gesteigerter Höhe noch die zahlreichen mittelalterlichen Stiftungen und die noch als Muster bewunderten majestätischen Dombauten zeugen; selbst manches Märtyrerthum, so wie die abentheuerlichen Kreuzzüge, denen Deutschland zugleich die Zuführung mancher Wissenschaften und gewerblicher Industriezweige aus den, damals auf nicht unbedeutender Culturhöhe stehenden Morgenlande, zu verdanken hat. Bei der rohen Menge konnte jene Religiosität allerdings nur sehr sinnlicher Art, meist nur Form seyn, zumal da man sich selbst nicht scheute, manchen neuen Aberglauben und Götzendienst statt des ungern aufgegebenen heidnischen darzubieten, bis, in späterer Zeit, die Auswüchse des Mönchswesens dringend dazu nöthigten, einer gereinigtern Christus-Lehre die Bahn zu brechen; — wiewohl selbst jetzt noch zahlreiche kirchliche Einrichtungen auf mittelalterlichem Grunde beruhen und sich nur durch dessen Erforschung erläutern lassen. Der damals auf festen Burgen thronende Ritterstand, meist durch Kriegsthaten und reichen Gutsbesitz, wie fürstliche Lehnspflichtigkeit entsprossen, in seinen edlen Gliedern als Muster von Tapferkeit und Edelsinn geltend, und selbst einen wohlthätigen poetischen Sinn, beim Uebergang des Minne- in den Meistergesang, im Volke verbreitend, war in jener gesetzlosen Zeit oft der Schutz der Unschuld und der Handhaber der strafenden Gerechtigkeit, bis das überhand nehmende Stegreifleben ihm den Untergang brachte und ein neuer Geist der Zeit auch ein anderes Adels- und Gutsbesitz-Verhältniß hervorrief; — obwohl immer auch, wie die Staatseinrichtung im Allgemeinen, noch auf Grundlagen beruhend, die im frühesten Mittelalter zu suchen sind. Insbesondere aber führt, — damit noch ein Beispiel gegeben werde, — die Erforschung des Bürgerthums, des städtischen Lebens, in seiner Ausbildung bis in das früheste Mittelalter, und, in Bezug auf seine ächt-freibürgerliche Verfassung, selbst in die germanische Zeit mit allgemeiner Volksvertretung zurück. Es ist zugleich ebenso unterhaltend als belehrend, zu vernehmen, wie zuerst in günstig gelegenen Markt-Orten an Flüssen und Wegen, zumal bei Burgen, sich Handwerker ansiedelten; wie sie für ihren, zur Stadt erhobenen Wohnplatz besondere Rechte erhielten, und sich, zu Innungen verbindend, mehr und mehr Gewerbgeschicklichkeit und Handelsverbreitung, und dadurch zugleich Bildung und Wohlstand erwarben, und wie ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche sich nach und nach veredelten; wie sie aber auch gegen aristokratische Uebergriffe der reichern, angesehenern Mitbewohner zu kämpfen, und sich mit andern Städten zum gegenseitigen tapfern Schutze gegen die ausgeartete Vehme und das Raubritterwesen zu verbinden hatten. Wohl nur durch dieses Streben und Leisten, Dulden und Kämpfen, konnte es gelingen, einen ehrenwerthen, die Höhern und

Niedern im Volke wahrhaft vermittelnden Stand, ein kräftiges, ächt deutsches Bürgerthum, zu gestalten, das, bis zur Jetztzeit, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe eifrig pflegte und edle, reine Sitte und wahre Religiosität Jahrhunderte lang treu in sich bewahrte, und wobei ein ächt germanischer Character und christlicher Sinn, mit neuerer Weltbildung zum erfreulichen Ganzen sich innigst verschwistert; — ein Verhältniß, nur klar zu erschauen, wenn man jenen Bildungsgang von frühen Zeiten an im Einzelnen eifrig zu verfolgen strebt.

Diese Beziehung des Einzelnen auf das Ganze, des Frühern auf das Spätere, wird das Erzielen zahlreicher Resultate der Bildungsgeschichte des Menschen und der Völker ermöglichen, deren Benutzung für das praktische Leben aber nur allein als der wahre, höchste Zweck der Aneignung aller geschichtlichen Kenntnisse gelten kann. — Soviel aber steht fest, daß, je weiter man zu blicken strebt, in das Menschenthum nach allen seinen Richtungen, in die benachbarten Gaue, und, zum Vergleich, selbst in die fernsten Länder, um das Streben und Wirken reich begabter Einzelner, wie ganzer Völker in der Jetztzeit und ihre Leistungen zu erforschen, aber auch zugleich in die frühern Zeiten zurück, desto mehr sich auch der geistig umsichtige Blick zu erheben vermag; — zugleich das Resultat gewährend, wie sehr der Einzelne sich irren muß, der, nur die nächste Nähe und die Gegenwart beachtend, sich so oft für die Hauptsache, für den Mittelpunct hält, um den sich Alles zu drehen habe, und nicht wähnt, welch' ein winziger Punct er sey auf der Erde Rund, das selbst nur, in Raum und Zeit, als ein kleiner Theil erscheint von dem unermeßlichen, in der Hand eines unerforschlichen Leiters ruhenden Weltall. Anmerk. I.

Das Interesse für Geschichte steigert sich zumal durch Beachtung der vaterländischen; diese aber nicht deshalb betrieben, — wie Manche den Sprechern für ihr Studium zum Vorwurf machen — um veraltete Rechte und Gebräuche, die durch den neuern Geist der Zeit ihre Geltung verloren, wiederum, wenn auch zum Vortheil Einzelner, doch zum Nachtheil des Ganzen, von Neuem desto fester zu begründen, sondern um das Alte, wie das Neue, kennen zu lernen. Denn auch das Alte zu beachten, erscheint als dringende Pflicht, und selbst dessen Beibehaltung, wenn es wahrhaft zweckdienlich, und durch besseres Neues nicht zu ersetzen ist, damit nicht das Alte, weil es alt, verbannt, und das Neue, nur weil es neu, gepriesen werde. Doch diese politischen Ansichten vom Geschichtstudium bei Seite gesetzt, sey hier nur von dem wissenschaftlichen und allgemein belehrenden, wie unterhaltenden die Rede. Vaterlandskenntniß, historische und übrige, führt zur Vaterlandsliebe; denn nur das, was in seinen nähern Verhältnissen gekannt wird, — vorausgesetzt, daß es schätzenswerthe sind, — vermag man dadurch lieb zu gewinnen. Die das National-

gefühl erhöhende, zugleich thätig wirkende Vaterlandsliebe, — mit Ehrfurcht und Liebe zu gerechten und weisen Fürsten und Förderung heilsamer vaterländischer Anstalten und Einrichtungen im Gefolge, — schließt auch die gerechte Würdigung des Auslandes und dessen Vorzüge nicht aus; sie fordert sie vielmehr, um letztere, mittelst volksthümlich modificirter Anwendung, zum Wohle des Vaterlandes um so eher benutzen zu können. Daher ziere Jeden die Kenntniß der Vaterlandsgeschichte, die Vaterlandskunde überhaupt und die sich dadurch erhöhende Vaterlandsliebe. Anmerk. II. Wie aber selbst von einer, in vielfach beschränkten Verhältnissen lebenden Nation, den Isländern, die Vaterlandsgeschichte betrieben, dadurch die Bildung zu erhöhen und die Sitte zu veredeln gesucht wird, ist Anm. III. erzählt, weil deren Beispiel wohl in manchen Gegenden zum Nacheifern ermuthigen, und dieß zugleich dazu dienen könnte, mittelst mehr verbreiteter historischer Schriften, die so herrschende Lectüre schwülstiger und unsittlicher Romane und ihre unberechenbaren Folgen, wenigstens zu einem Theile zu vermindern.

So unerläßlich es aber auch ist, sich zuerst eine genügende Uebersicht der vaterländischen Geschichte nach ihren Epochen, Regentenfolgen und ähnlichen Hauptverhältnissen anzueignen, um dann Einzelnes desto leichter einordnen, ihm den rechten Platz nach der Zeit und dem Orte des Vorfalls, im Gedächtnisse anweisen zu können, so genügt dennoch jene allgemeine übersichtliche Kunde nicht allein; es bedarf dabei thätigern Antheils. Einzelne näher gekannte Gegenstände müssen dem Ganzen Leben verleihen, so wie überhaupt nur durch Einzelnes, besonders Beachtetes, das Allgemeine sich zugleich deutlicher versinnlicht und tiefern Eindruck erlangt. Es muß solche klare und ansprechende Bilder geben, um die sich anderes Einzelne dann leichter gruppirt. Daher erscheint es auch rathsam, daß ein Jeder, welchen die Vaterlandsgeschichte anspricht, sich, und zwar solchen einzelnen Gegenständen mit besonderm Eifer zuwendet, die für ihn am interessantesten und am besten ausführbar sind, und daß, wenn sich bei eignem tiefen Forschen wichtige Resultate ergeben, diese von ihm selbst, oder durch Andere veröffentlicht werden, um zum weitern Anbau jener Wissenschaft möglichst mit beizutragen. Noch giebt es für die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten, und so auch der sächsischen und der angrenzenden Lande Vieles zu leisten; um so rathsamer erscheint es, daß nicht nur Geschichtforscher von Fach, sondern auch Gebildete jeden Standes, sich diesen so vielfach einflußreichen Beschäftigungen, wenn auch nur in freien Mußestunden widmen. Zahlreiche Vereine mit ihren so vortheilhaften Einrichtungen, und deren, wie andere öffentliche u. Privat-Sammlungen von Schriften und materiellen Gegenständen historisch-antiquarischer Tendenz, bieten willig die Hand dazu dar; vergl. Anm. IV. Man wird vielleicht sich dazu einzelne Zeitperioden und besondere Richtungen des Volkslebens wäh-

len, auch wohl noch mehr in's Einzelne gehende Gegenstände der Vorzeit; so z. B. Beachtung alter Sitten und Gebräuche, Namen, Sagen und Volkslieder, Bauwerke, Waffen, Geräthe und Aehnliches mehr. Wer an den uns verbliebenen Denkmälern und Geräthen aus frühen Jahrhunderten Schriftzüge und ästhetisch-bildnerische Formen sucht, wird im Mittelalter genügenden Stoff dazu finden. Andere erfüllt vielleicht Eifer für Entzifferung von Urkunden und andern archivischen Nachrichten, für Poesieen der Minne- und Meistersänger, für Erforschung alter Rechtsgebräuche und so and. mehr; denn zahlreich sind die, Anmerk. V. verzeichneten Quellen der vaterländischen Geschichte. Jeder aber wird hauptsächlich die Gegenstände mit Vorliebe beachten, wozu eigenthümliche Neigung, Vorkenntniß und Hauptgeschäft, oder gelegene Oertlichkeit und Anderes ihn besonders begünstigen, wie Anm. VI. beispielweise erwähnt.

Dieß wird auch zur bessern Beaufsichtigung solcher alterthümlichen Gegenstände und zu einer richtigern Ansicht davon in weitern Kreise dienen, damit man z. B. nicht ferner bei Besichtigung von Dorfkirchen findet, daß vielleicht treffliche Altargemälde eines Dürer, Wohlgemuth ꝛc. vom Orts-Schreiner theilweise überpinselt oder von demselben, an schätzbaren Schnitzwerken, dem Engel ein neuer Flügel, dem Teufel ein neuer Pferdefuß oder Anderes, als Restauration in sehr handfester Art und eigenthümlichem Geschmack angefügt ist. Allerdings wird, wie denn bei jedem Vorhaben nicht Alles gelingt, auch hierbei die Mühe zuweilen verloren, das Streben nicht auszuführen, manche Urkunde, Inschrift, mancher Namen ꝛc. nicht zu entziffern seyn. Oder es finden sich andere Hindernisse, wie z. B. unlängst ein namhafter Verein verhindert wurde, an einem muthmaßlichen Opferorte Nachgrabungen zu unternehmen, weil der Besitzer für die Benutzung des Platzes dazu (von wenigen Fuß im Gevierte) 15 Thaler und einen Theil des Gefundenen verlangte, in der Meinung, es gälte einer Schatzgräberei. So herrschen überhaupt noch sehr drollige Ansichten im Volke über die in der Erde aufzufindenden Gegenstände; Vieles davon wird durch den Eifer vernichtet, womit man es oft an's Tageslicht zu fördern sucht, um sich baldigst im Besitz großer Schätze zu setzen, und dem Verf. ist es mehrmal vorgekommen, daß Handarbeiter in Urnen begierig nachsuchten, ob, nach ihrer festen Hoffnung, nicht vielleicht — goldene Repetiruhren darin verborgen wären, als öfters das Höchste, Werthvollste, was es in ihren Augen giebt. Aber auch Spöttereien von Witzbolden, die an geistig-bildenden, unterhaltenden und belehrenden Beschäftigungen nicht Vergnügen finden, werden zuweilen nicht fehlen, jedoch, jemehr sie unbeachtet bleiben, von selbst verstummen. Alle solche Verhältnisse aber werden nicht stören. Sind es doch die gelehrtesten und geschätztesten Männer neuerer Zeit, welche die Beachtung der Vorzeit nach ihren Sagen und Denkmälern anriethen, ein Goethe an ihrer Spitze; —

Walter Scott schildert in seinem Antiquar, auf ergötzliche Art, sich selbst und seine zu Abbotsforth getriebene Alterthums-Liebhaberei, die ihm zugleich manchen Stoff zu seinen gelungensten Dichtungen darbot; hochverehrte Fürsten sind es, welche die Geschichts- und Alterthums-Vereine und derartige Museen gründeten und deren vielfachen Begünstigung nicht müde werden.

Daher möge man nicht zögern, solchen wissenschaftlichen Beschäftigungen sich zuzuwenden, denn sie bieten reiche und reine Freuden dar. Jede neu erhaltene interessante Schrift über Gegenstände des besonders gepflegten Faches, selbst jede neue Notiz, jedes neu erlangte Stück für eine vielleicht angelegte Sammlung, wie deren immer zweckmäßigere Anordnung und Aufstellung, wird manches Vergnügen bereiten; ebenso jedes erforschte Resultat und jede, durch aufgefundene Gründe erfolgte Bestätigung früherer Muthmaßungen, wofern sie sich zumal der Billigung urtheilsfähiger Männer erfreuen kann. Und so noch mannichfache andere Freuden, die — wie bei allen ähnlichen wissenschaftlichen und Kunst-Bestrebungen — allerdings nur ein edles, höher ausgebildetes Gemüth wahrhaft zu schätzen und mit beglückendem Gefühle zu genießen vermag. Der Besuch von historischen öffentlichen, wie Privat-Sammlungen und das Zurhandnehmen einiger interessanten Schriften jenes Fachs, wird die Neigung zu einer solchen Lieblingsbeschäftigung erwecken und erhöhen. Man wird, wenn nur erst damit begonnen ist, durch günstigen Erfolg sich bald überrascht und für die aufgewendeten Mußestunden reichlich belohnt finden, die sich wohl nicht nützlicher und angenehmer verwenden lassen möchten.

Anm. I. Es wird, als schon genügend bekannt, nicht erforderlich seyn, hier ausführlicher zu zeigen, wie mannichfach der Nutzen des allseitigen, Alles beachtenden Geschichtstudiums sich erweiset; wie die Geschichte durch Belebung der Phantasie und Bereicherung des Gedächtnisses mit wahrhaften Bildern, eine erfreuliche Unterhaltung darbietet; wie sie für den Verstand eine vielseitige Belehrung gewährt, nicht nur vom historischen Verlauf des Lebens Einzelner, wie ganzer Nationen und der gesammten Menschheit, an sich, sondern auch zugleich zur Benutzung für das eigne Handeln, um Fehlgriffe zu vermeiden, und schon früher gelungenes Edle in desto größerer Vollkommenheit auszuführen. Nur ist es eine bekannte Sache, daß man diesen hohen Vortheil meist unbeachtet läßt, daß Einzelne, wie ganze Nationen und zumal deren Leiter, dieselben Fehler begehen, über deren nachtheilige Folgen in gleichen frühern Fällen die Geschichte bereits belehrte. Ebenso wenig wird oft beachtet, daß ihr höchster Gewinn dem Gemüthe zu Gute kommt, indem sich nehmlich bei sorgsamem Erforschen ihrer Gesammt-Resultate, das Untergehen des Unrechten, wie der endliche Sieg des Bessern und Wahren ergiebt; so wie, obschon bei manchen Umwegen u. selbst theilweisen Rückschritten, dennoch nach und nach ein unläugbares Fortschreiten der Menschheit im Ganzen. Alles zeugt, — das menschliche Gemüth beruhigend, und immer vom Neuen Ermuthigung gewährend, — von einem das Ganze in höchster Weisheit leitenden Weltplane; allerdings nur in einzelnen Lichtbildern, doch immer genügend, um auf ihn voll festen Vertrauens bauen zu können; wie dieses Resultat — die Philosophie der Geschichte benannt, — von dem edlen Herder so trefflich dargestellt wird, zugleich den Einzelnen auffordernd zur Mitwirkung dieses Weltplans durch eigene harmonische Ausbildung zur ächten Humanität, zur

Veredlung der Menschheit, wie der Verf. in s. Förderungsmitteln I. näher erwähnt hat. In dieser höhern Auffassung erscheint die Geschichte von einem poetischen Geiste durchweht, das gesammte Menschheits-Leben gleichsam zu einem Epos erhabener Art gestaltend, wie bei dem tiefern Eingehen in den Gegenstand Jedem immer klarer werden wird, welcher nicht nur mit einem hellen Verstande, sondern auch mit einem für poetisches Gefühl empfänglichen Gemüthe begabt, und durch Selbstsucht und manche Verkünstelung der Zeit, dem Aecht-Menschlichen noch nicht so fremd geworden ist, sich historischen Betrachtungen im höhern geistigen Ueberblick zu widmen. (Jene Humanitäts-Lehre Herder's hat der Verf. in kurzer Uebersicht zu schildern versucht in seinem „Herderolith" u. seiner „Jugendbildung" I. u. III.)

Anm. II. Das sehr specielle Literaturwerk über die sächs. Geschichte beider Fürsten-Linien, von Weinert, geht leider nur bis 1790; in Ansehung der größern Werke wird es durch Ersch Handbuch der Literatur der Geschichte, 2. Aufl. bis ungefähr 1826 ergänzt. Nur auf einige neuere Schriften über die sächs. Geschichte sey daher hingewiesen, wovon Böttiger's Gesch. d. Kurstaats u. Königr. Sachsens (2 B. 1831) unbedingt den Vorzug verdient; kürzer von Pölitz, Böttiger, Meynert, Engelhardt, Neuhof ꝛc.; Limmer's, in 5 B. 1839, ist wegen mancher Vorurtheile d. Verf., nur beim Vergleich mit andern brauchbar, obschon es manche beachtungswerthe Notiz enthält. In Bezug auf einzelne Bezirke: Hering's Gesch. d. sächs. Hochlandes (Erzgebirges) 3 B. 1828, an archival. Nachrichten sehr reichhaltig, Jahn's voigtländ. Gesch. 1831, Böhland's Budissin u. Oberlausitz; in Betreff der letztern gilt Käufer's jetzt noch als das ausführlichste Werk. Der Geschichte einzelner Städte, wovon die Peschect'sche von Zittau, wegen Umfang, fleißigem Quellenstudium u. unbefangener Kritik als ein Musterwerk zu rühmen ist, wird zum Theil später einzeln gedacht werden. (Gebhard's) Beitrag zur sächs. Culturgesch. 1823, und zumal Engelhardt's Culturgesch. d. sächs. Lande 1801, ist noch sehr beachtungswerth, jedoch nur die früheste Zeit umfassend. Letzteres gilt auch von Niemann's und von Wachter's thüring. Gesch. (diese bis 1247). — Pölitz Gesch. d. ernestin. Sachsens 1827; Herzog's Gesch. d. thüring. Volks 1827; Frommelt's altenburg. Gesch. 1837 u. s. and.; v. Witzleben's Tabellen über d. sächs. Gesch.; das Schiffner-Schumann'sche Lexicon von Sachsen 17 B. u. Schiffner's Handb. d. Geogr., Statistik u. Topogr. Sachsens, bis jetzt 2 B. 1839, verdienen der besondern Erwähnung, da sie auch der ältern Gesch. d. einz. Orte gedenken. Zugleich ist auf eine bald erscheinende histor. Karte v. Sachsen, von Schiffner, aufmerksam zu machen, welche jedem Freunde der sächs. Gesch. unentbehrlich seyn wird. So auch Monographieen z. B. v. Langenn's Herzog Albrecht der Beherzte 1838 u. dessen unter der Presse befindl. Kurfürst Moritz. Ueber die älteste Gesch. z. B. Leutsch Gero, nebst einer Gaugeograph. d. sächs. Lande 1828 u. a. m.; worüber auch die Schrr. d. noch bestehenden gelehrten u. histor. alterth. Vereine in Sachsen u. dessen angränz. Ländern manche Ausbeute gewähren.

In Bezug auf das benachbarte Preußen: zumal Stenzel's Gesch. desselben, 1831; and. v. Pölitz 1828, Leutsch 1825, Hellwing 1833, Stein 1833, Panse 1831, Heinel 1835, Fischer 1836; in Bezug auf d. ältere Geschichte, Riedel's Brandenburg 1831, Möller 1822, v. Raumer's Werke ꝛc.; des östl. Preußens v. Voigt; Gesch. Schlesiens, zumal v. Morgenbesser 1833, Otto 1835 ꝛc.; — Böhmens v. Schneller 1828, zumal gründlich v. Palacky 1837; Bayerns v. Zschokke, Buchner 1830, Mannert 1826, kürzere v. Klemm 1828, Böttiger 1832 ꝛc., wovon es auch über die früheste Gesch. zahlr. Schr. giebt, von Buchner, Obermeyer, Sternberg, Hormayr (Luitpold), Lang (Gaue, Grafschaften) ꝛc.; Anhalts v. Stenzel 1824, Lindner 1833; Würtembergs v. Pahl 1827, Zimmermann 1836, Pfister (Schwaben 1827); Hessens, zumal v. Rommel, 6 B. 1837; Braunschweigs u. Hannovers v. Havemann 1837, Koppe 1822, Hüne 1837. (Möser's osnabr. Gesch. ist, obwohl schon alt, doch noch immer das Muster einer Provinzial-Gesch.); Schaumann's Gesch. d. niedersächs. Volks bis 1180, 1839; auch für Obersachsen sehr beachtungswerth. Ferner, zum Vergl. mit d. stammverwandten Nationen: Gesch. Dänemarks v. Philippi 1836 (über früh. Zeit. v. Clemens 1839 u. Münter's Bekehr.-Gesch.); Schwedens v. Geijer 1834; Lauenburgs v. Koppe 1836; Mecklenburgs v. Dehse 1836, zumal Lützow 1831; Rügens u. Pommerns v. Barthold 1839 (früh. Gesch. v. Kannegießer 1824) und Baltische Studien. Ebenso wird es bei der Gesch. ost-deutscher Staaten oft der Rücksicht auf die übrigen slaw. gelten müssen, z. B. Polens (v. Witzleben

1831, Andree 1831, Bothmar 1832, Friedrich 1839, früh. Gesch. v. Kablubeck 1822, Lelewel's Pytheas ꝛc.); Liefflands (v. Parrot 1838); Rußlands (Karamsin u. Tappe 1831, Bulgarin 1839, Ustrai 1839, unparteiischer v. Strahl 1840 ꝛc.), woran sich — außer ältern Schriften über die Slawen, v. Anton, Gebhardi (Gesch. derf. 1797) ꝛc. — anschließt als ein Hauptwerk: Schaffarick's Gesch. d. slaw. Lit. u. Sprache 1826, dess. Ankunft d. Slawen u. seine bis jetzt nur böhm. u. russ. erschien. slaw. Alterthümer 1836.

Dabei kann die deutsche Geschichte nicht unbeachtet bleiben, da sich die, einzelner Staaten nicht isolirt behandeln läßt; außer den Hauptwerken über sie v. Luden 12 B., Menzel 8 B., zumal Pfister's 5 B. 1835, Böttiger's 2 B. für Gebildete, 2. Aufl. 1839, Menzel's 3. Aufl. 1837; and. v. Schmitthenner 1836, Lorenz, Sölti, Philipp's ꝛc.; v. Duller, popul. m. Abb. 1840, kleinere v. Böttiger ꝛc., (auch ausführlich in Pölitz Weltgesch. f. Gebildete 5 B. 1838 u. ähnl. über allgem. Gesch. v. Becker, Menzel, Rotteck ꝛc. behandelt. — Von b. Schrr. über d. Mittelalter überh. v. Rühs 1816, Tillier 1833, Rehm 1837, Leo 1839, Lochner 1840, Raumer's Schrr. ꝛc.; die hist. Tabellen v. Behse 1838, u. die hist. Karten v. Kruse, Löwenberg, besonders Sprunner 1840, werden dabei zu vergleichen seyn. — In Ansehung b. Gesch. des ältesten (heidn.-german.) Deutschlands außer Adelung 1806, Jacobi 1820, Barth's Urgesch. 1840, Henning's Vorzeit 1819, Kufahl 1831, Mannert 1829, Weitzel 1825, Meidinger's deutsche Volksstämme 1833, Huschberg's (Alemannen u. Franken) 1840, Zeuß (d. Deutschen u. die Nachbarstaaten) 1837. Ferner außer d. alten Klassikern (Tacitus, Cäsar, Ptolemäus ꝛc. u. deren neuesten Ausgaben u. Uebersetz.) die Schrr. über die alte Geogr. Germaniens v. Reichard, Wilhelm, Kruse ꝛc.; die neuesten: Georgi alte Geogr. II. 1. Abtheil. 1840, gedrängt und vollständig; Buchner, Einw. Deutschl. im 2. Jahrh., 1839. — Ueber d. Culturgesch. (außer Hegewisch, Herzog ꝛc., zumal Radlof's Bildungsgesch. 1825, Schreiber, die Deutschen, 2. Aufl. 1834, Wachsmuth's europ. Sittengesch. 5 B. 1839, auch Meiners über Sitten im Mittelalter 1794. 3 B.); über einz. Gegenst. Dahlmann's Quellenkunde d. deutsch. Gesch., 2. Aufl. 1838, Raumer's Stellen aus mittelalterl. Geschichtsschr. 1831, Hauser, über d. Geschichtschr. v. Frankenr. bis zu d. Hohenstaufen 1839 ꝛc. Müller, d. deutsch. Stämme 1840. Weiske, Grundl. d. früh. Verfass. 1836, Müller, die Marken d. Vaterlands 1837, Fürth, die Ministerialen, Leo, die Herzogsämter 1827; über das Städtewesen v. Hüllmann 1829, Sartori, Gaup ꝛc., kürzer Rauschnick 1829, Wilda's Gildewesen ꝛc. Ueber einzelne Regenten und Regentenfamilien: Perz, merowing. Hausmeyer 1819; Stenzel, fränk. Kaiser 1827; über Karl d. Großen v. Dippold 1810, Ideler 1840; Weitz, Heinr. I.; Behse's Otto I. 1829 u. vgl. Leutsch Gero; Ranke', Jahrb. b. sächs. Kaiser 1839; Raumer's Hohenstaufen, 6 B. 1840; Lichnowsky, das Haus Habsburg 1839; ähnl. v. Hormayr, Kurz ꝛc. Ueber d. Kreuzzüge v. Haken 1810, Wilken 1832, Funk 1824, Spittler 1827, Heusinger 1826 ꝛc. Ueber das Ritterwesen v. Büsching 1823, v. Weber 1836. Ueber die Vehme v. Wigand 1825 ꝛc. Ueber mittelalterl. Kirchenverfass. v. Hüllmann 1831, u. die kirchl. Archäologie v. Augusti, Siegel ꝛc. Ueber die liter. u. zumal poet. Cultur; vergl. §. 5. Anm. I.

Anm. III. In dem eisigen Island ist (nach Talvj, Charakteristik d. Volkslieder, Thienemann's u. And. Mittheilungen) dennoch ein heiterer und verständiger Sinn, ein Streben nach geistiger Bildung überhaupt zu finden, insbesondere aber eine seltene Liebe zur vaterländischen Geschichte, wie man sie bei Landbewohnern weit mehr cultivirter deutscher Gegenden schwerlich so allgemein finden möchte. Da wird in den langen Winterabenden, wenn die große Lampe angesteckt, die Familie versammelt ist und die Arbeit beginnt, vom Hausvater oder einer andern dazu geeigneten Person vorgelesen, aber nicht aus Romanen neuesten Geschmacks, sondern aus mancherlei belehrenden Schriften. Besonders gilt es der Geschichte der Vorfahren und zumal Bruchstücken aus der Edda, wobei den Kindern u. dem Gesinde das Nöthige erklärt wird. Auch giebt es wandernde Erzähler, welche tagelang in der Hütte bleiben, bis ihr Wissen mitgetheilt ist und sie dann Andern gleichen Dienst leisten. Oder die Isländer spielen Schach, wobei sich der einfache, redliche Sinn treuer erhält, als durch Kartenspiel und Schänkgelage; oder sie singen uralte Lieder, einfach und doch begeisternd. Selbst der ärmste Isländer nimmt regen Antheil an der dänischen Alterthums-Gesellschaft, welche sich um die Erforschung der frühern Geschichts- und Cultur-Verhältnisse des Nordens fortwährend verdient macht. So wurde auch unlängst, zumal durch

Prof. Rafn in Kopenhagen, eine öffentliche Bibliothek zum allgemeinen Gebrauche der Isländer, zu Reykiawik gegründet. (Bibl. II. S. 19). Das Schachspiel u. Herumziehen d. Sänger war in Scandinavien schon im früh. Mittelalter beliebt.

Anm. IV. Die in Sächsen u. dessen Nachbarstaaten besteh. histor. Vereine sind: der Königl. Sächs. Alterthums-Verein zu Dresden, wo zugleich das historische Museum, das Antikenkabinet, die Porzellan- u. Gefäß-Samml. und and. Königl. Museen, heidnische, wie mittelalterl. Denkmäler und and. ethnogr. Gegenstände darbieten, und wobei der reichen Alterth.-Samml. des Königl. Bibliothekar D. Klemm's, des Secret. jenes Vereins zu gedenken, — welchem Vereine auch die Begründung einer Sammlung mittelalterl. Denkmäler im Dom zu Freiberg zu verdanken ist. Die mit einem frühern Alterth.-Verein jetzt verbundene deutsche Gesellschaft zu Leipzig, mit bedeutenden Schriften- und Münz-, wie Alterthümer-Samml. (heidnischen, wie mittelalterlichen Geräthschaften). (Die dasige Jablonowsky'sche Gesellsch. der Wissensch. hat nur Preisfragen über sächs. u. poln. Geschichte u. National-Oeconomie aufzustellen). In der Oberlausitz wirkt für die Geschichte u. Alterthumskunde mit großem u. rühmlichst anerkannten Eifer die Fonds- u. Mitglieder-reiche Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, welche eine Bibliothek von 30,000 Bänden, u. sehr ansehnliche Alterthums-, Münz-, Urkunden-, Naturalien- u. and. Samml. besitzt, jährlich Preisfragen stellt, eine besond. Zeitschrift herausgiebt ꝛc.; ebendaselbst besteht auch eine Alterthums-Section der naturforschenden Gesellsch. In den umliegenden Ländern finden sich folgende Geschichts- u. Alterth.-Vereine: der voigtländ. zu Hohenleuben, der henneberg. zu Meiningen, osterländ. zu Altenburg, thüringisch-sächs. (mit besond. reichen Samml. u. eigner Zeitschr.) zu Halle, der altmärk. zu Salzwedel, der brandenburg. zu Berlin, und die dasige Gesellsch. für deutsche Sprache u. Alterth., (wobei auch der das. Königl. Akademie der Wissensch. u. der höchst reichhaltigen Königl. Samml. vaterländ. Alterthümer unter Lebebour's Direction zu gedenken); die mecklenburg. Geschichts- u. Alterth.-Gesellsch. zu Schwerin, die pommersche zu Stettin u. Greifswalde, die deutsch. Gesellsch. zu Königsberg. In Schlesien die Alterth.-Section der vaterländ. Culturgesellsch. zu Breslau, wo auch ein akadem. Verein für d. Lausitz. Geschichte u. Sprache, von Stubirenden aus dieser Provinz gebildet, viel Hoffnung erregt, so wie ein Sudeten-Verein außer den naturkundl. auch auf die ethnograph. Gegenstände des Riesengebirges Rücksicht nimmt. Im Königreich Böhmen die Gesellsch. der Wissensch. zu Prag, und der das. Verein für das vaterländ. Museum, so wie es gleich reichhaltige National-Museen für and. österreich. Lande giebt, für Mähren zu Brünn, für Oberösterreich und Salzburg zu Linz, so zu Grätz, Inspruk, Pesth. Im Königr. Bayern besitzt jede Provinz einen histor. Verein, so z. B. Ober-Bayern zu München, (wobei zugleich der dasigen ebenfalls für Geschichte wirkende Akademie der Wissensch. u. der dasigen schätzbaren Museen zu gedenken ist), die Oberpfalz zu Regensburg, Oberfranken zu Bayreuth u. Bamberg, Mittelfranken zu Nürnberg und Ansbach, Unterfranken zu Würzburg u. s. w. In Würtemberg ähnl. Vereine zu Rottenburg u. Rottweil, ein vaterlandskundl. zu Stuttgart; in Baden die Gesellsch. für Gesch. zu Freiburg, der Alterth.-Verein zu Sinsheim; die Gesch.- u. Alterth.-Gesellsch. für das Großherzogth. Hessen zu Darmstadt, für das Kurfürstenth. zu Cassel, für Nassau zu Wiesbaden; der durch Herausgabe von Quellen-Schriftstellern verdiente deutsche Geschichts-Verein zu Frankfurt. Im westl. Preußen ein Alterth.-V. zu St. Wendel, (Sammlungen zu Bonn, Neuwied ꝛc.), die histor. Section der westphäl. Cultur-Gesellsch. zu Minden, die Geschichts- u. Alterth.-Vereine zu Münster u. Paderborn, zu Wetzlar; der niedersächs. zu Hannover (die Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, wegen oft erlass. histor.-antiq. Preisfragen); der schleswig-holstein-lauenburg. Alterth.-Verein zu Kiel, wobei auch der thätigen u. mit einer der bedeutendsten Samml. versehenen nordischen Alterth.-Gesellsch. zu Kopenhagen, wegen mancher nahen Beziehung zu Deutschland zu erwähnen. Und so im noch weitern Umkreise ähnl. Vereine in der culturverwandten Schweiz, in Holland, d. russ. Ostsee-Provinzen (zu Riga) ꝛc., so daß es also für jeden Geschichtsfreund genügende Veranlassung giebt, an vaterländ. Forschungen Theil zu nehmen; — welche Vereine deshalb möglichst vollständig aufgeführt wurden, weil bei späterer, nur sehr kurzen Anführung ihrer Schriften, der Vereinssitz als die Hauptangabe gelten wird.

Klemm, zur Gesch. der deutsch. Samml. für Wissensch. u. Kunst, 1837 enth.

zahlr. historische Data. Die histor. Sammlungen zur Förderung der Culturgeschichte theilen sich in: A. Literarische: Gedruckte Bücher, Manuscripte, Urkunden ꝛc. nebst Kupfern u. Zeichnungen; B. Antiquarische, eigentl. Alterthümer-Samml. 1) klassischer Völker, 2) der mittel-, wie nord- u. osteurop. Völker; die celtisch-gallischen, germanischen, nordischen u. slaw. Alterth.; C. Münz-, Gemmen- u. Wappen- (nebst Siegel-) Samml.; D. Vaterländ.-histor. Samml. a) mittelalterliche, b) Denkmäler-Samml. neuerer Zeit; E. Ethnographische oder völkerkundliche Samml., in Hinsicht fremder, vom Culturzustande der mitteleurop. Nationen wesentlich abweichender Völker, nach verwandten Gruppen geordnet, wie dies in des Verf. Schr. über Bibliotheken II. näher angegeben.

Anm. V. Die historischen Quellen der vaterländischen Vorzeit, des Alterthums (bis zur Verbreitung der christl. Religion und des deutschen Reichs auch über das östl. Deutschland, bis ungef. zum Jahre 1000) wie des christlichen Mittelalters (bis zur Reformation oder zum Ende des 30jähr. Krieges 1648) sind: I. schriftliche oder Literatur-Denkmäler: A. Schriften, a) gedruckte Bücher, in so fern nehmlich gleichzeitig schriftliche (oder auch Beschreibung anderer) histor. Quellen darin enthalten sind, überhaupt die gedruckte Literatur der Vorzeit; b) Handschriften, z. B. Chroniken u. einzelne (zumal gleichzeitige) Erzählungen von Vorfällen jener Zeit; Urkunden, Bullen u. and. Bestätigungsschriften; Landes- u. Stadtrechte, gerichtliche Acten u. and. Archivalien von histor. Werthe; Zins- u. Flur-Register, alte Rechnungen ꝛc. (aus denen sich oft Nachrichten über frühere Ortsnamen, Gränzen, Gerechtigkeiten ergeben); Calendarien u. Mortuarien der Kirchen u. Klöster, Kirchenbücher u. ähnl. geistl. Schrr.; Adelsdiplome, Wappenbriefe, Stammbäume ꝛc.; Briefsammlungen, Stammbücher ꝛc.; poetische Manuscripte, Noten ꝛc. u. ähnl. Schriften früherer Zeit (wovon oft wichtige Bruchstücke auch auf Pergament- u. Papier-Einbänden entdeckt wurden, weshalb auch solche sorgfältig zu beachten sind). B. In- u. Aufschriften an Bau- u. Bildwerken ꝛc., auf Stein, Metallplatten, altem Holzwerke, an Glocken, Taufbecken u. and. Geräthen; auf Fenstern, Fahnen, Gewändern ꝛc.; Monogramme, Steinmetzgerzeichen ꝛc. (Münz-Aufschr. s. unt. II. B.) Ab- oder nachgezeichnet, in Wachs, Gyps ꝛc. abgedruckt, auch wohl mittelst feuchten ungeleimten Druckpapiers mit weicher Bürste aufgedrückt und zumal vor dem Trocknen und Abnehmen, auf jenes noch ein zweiter Bogen mit Kleister befestigt. II. Bildliche oder Kunst-Denkmäler, im weitern Sinne: A. Bauwerke; a) höhere, Hochbau, der eigentl. Baukunst; Kirchen, Kapellen, Gradmäler, Schlösser, Burgen ꝛc. und deren Ruinen, wie einzelne Theile, Portale ꝛc., so auch and. ältere Gebäude zu and. Zwecke; — im ältesten, dem Rundbogen- (byzantinischen, vorgothischen) Baustyle, (vom 8. bis 13. Jahrh.) oder im mittlern, dem Spitzbogen- (eigentl. deutschen, german. fälschlich gothisch genannten) Style (vom 13. bis 16. Jahrh.) oder im neuern, (modernen, wiederaufgenomm. antiken-, vom 16. Jahrh. an). b) Niedere oder Erd- und einfache Steinbaue, z. B. Burgwälle, Schanzen, Grenzgräben, Grab- und Opferhügel, alte Heerstraßen u. Uferbaue. Hierzu gehören auch künstliche Höhlen, Steinkreise, Felsblöcke ꝛc., wobei von Menschenhand nachgeholfen, zur Benutzung von Opfer- oder Wohn- u. Begräbnißplätzen, Denkmalen ꝛc. (Sämmtl. Bauwerke in Abbild., mit Grund- u. Aufriß, auch in verkleinerten Nachbildungen in Kork, Holz, Gyps, Thon, der Nachwelt erhalten). B. Bildwerke früherer Zeit: a) der Bildnerei, Plastik; α) Bildhauerkunst: Statüen, Büsten, Reliefs, Ornamente, Wappen ꝛc.; aber auch β) Steinhauerei, Bildhauerei ohne Kunstwerth: Kreuze, Säulen, Grenzsteine ꝛc. merkwürdiger Art; γ) Bildgießer- u. Formerkunst: Bildnisse, Vasen, Stuccatur-, Cälatur-Arbeit ꝛc.; δ) Bildschnitzerkunst; Bildnisse, Altäre, (deren Tafeln, Flügel), Thüren ꝛc. u. andere (zumal in Holz) geschnitzene Arbeiten; b) Bildgräberei oder Stempel- u. Stein-Schneidekunst, α) Münzen, nach Nationen, Zeiten, Größen, besonderm Gebrauch (z. B. Medaillen, Nothmünzen ꝛc.) geordnet ꝛc.; β) geschnittene Steine (erhab., Cameen, vertieft, Gemmen); γ) Siegel; δ) Münz- u. Siegelstempel. (In Abbildung, verkleinerten Nachbildungen, in Abguß, Abdruck ꝛc.) C. Malerei des Alterth. u. Mittelalters, a) Kunstschrift, schöne oder sonst kunstvolle u. geschickte Schriften; b) Zeichnungen; c) Gemälde (in Oel, Wasser, Kalk ꝛc.); d) eingebrannte Malerei, Glas-, Email-, (oder Schmelz-), Porzellan- u. Wachs-Malerei; e) Musiv-M. (Mosaik, in Stein, Glas, Holz ꝛc.); f) Bild-Weberei, -Stickerei u. -Strickerei ꝛc. (in Kleidungen, Fahnen, Decken ꝛc. des Mittelalters); g) Holz-

schneide- u. h) Kupferstecherkunst. (In Ab- u. Durchzeichnung). D. Geräthschaften übriger Art, zum religiösen, krieger., gewerbl. u. häusl. Gebrauche, in Stein, Thon, Metall, Holz ꝛc., u. zwar a) heidnischer oder vorchristl. und b) mittelalterl. Zeit; Opfer- u. Kirchengefäße u. Geräthe, Urnen; Waffen, Schmucke u. Kleidungsstücken; Haus- u. Spiel-Geräthe; musikal., technische ꝛc. Instrumente u. dergl. m. (In Abbild. oder verklein. Nachbildungen, Abgüssen, Abdrücken ꝛc. Die kleinern Gegenstände meist als Anticaglien bezeichnet; die Reliquien bilden eine besondere Abtheil. der mittelalterl. Gegenstände). III. Lebende Denkmäler oder Ueberreste aus früherer Zeit, fortgeerbt A. in der Sprache, als Volks-Sagen u. -Lieder, Sprüchwörter, alte Namen von Orten, Feld-Fluren, Bergen, Gewässern ꝛc., welche eifrige Erkundigung verdienen, oft auf gottesdienstl., kriegerische, gerichtl. ꝛc. Verhältnisse schließen lassen und zu weitern Nachforschungen Veranlassung geben. Ebenso alterthümliche Namen von Personen, Würden, Verrichtungen ꝛc.; übrigens die Sprachmundarten selbst und deren Idiotismen und Gränzen beachtet; (Sprachproben, Sprachkarten). B. In Sitte; alterthümliche Rechtsgebräuche; Volksfeste und andere Ueberreste früherer Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Trachten, Belustigungen und Spiele. Die Dialect- und Sitten-Beachtung dient oft zur Ermittelung des fremdartig-nationalen Ursprungs der sich dadurch auszeichnenden Bewohner einzelner Gegenden. Auch IV. Natur-Gegenstände kommen bei den historisch-antiquarischen Forschungen oft in Betracht. Z. B. 1) seltene Mineralien in Gradstätten; ebenso 2) Pflanzen, z. B. Getreidearten in alten Opfer- und Wohnorten, uralte Bäume, 5, 7, 9 derselben im Kreise, als frühere Gerichtsplätze ꝛc.; 3) Thierüberreste, Gerippe, Geweihe, Zähne ꝛc.; Muscheln ꝛc. in Opfer- u. Gradstätten; 4) ebenso menschliche Scelette, zuweilen noch am Schädel ꝛc. die fremdartige Nationalität erweisend; 5) heilsame oder übrigens merkwürdige Quellen (oft Wallfahrtsorte), so wie 6) von Natur seltsam gestaltete Felsen und sonstige örtliche Natur-Gegenstände, die, bei näherer Erkundigung, sich öfters als Veranlassung zur Wahl (heidnischer, wie mittelalterl.) gottesdienstlicher, Gerichts- und ähnlicher Plätze ergeben.

Das Urkunden-Studium ist eins der wichtigsten der Geschichtsforschung, u. zumal bedarf es vor Allem genauer Verzeichnisse (Regesten ꝛc.) der auf die vaterl. Geschichte in Landes- wie Privat-Archiven befindlichen Urkunden, die, sodald sie nicht mehr in den Bereich der neuesten, mit der Politik in Beziehung stehenden Zeit gehören, der Geschichte verfallen sind, wie denn auch, dieß jetzt anerkennend, von den früher sorgfältig geheim gehaltenen Archiven, die Schlösser mehr und mehr fallen. In Bezug auf die sächs. Geschichte genügt Adelung's Directorium 1802 nicht mehr und selbst nicht das weit reichhaltigere von Schultes 1825, da es vielmehr eines Urkunden-Verz. mit Benutzung des seit 1831 geöffneten Staatsarchivs bedarf, welches in dieser Hinsicht reiche, der Geschichte angehörige Quellen gewähren wird. Ein genaues Urkunden-Verz. besitzt z. B. die Oberlausitz (2 B. 1799 u. 1820) durch die Gesellsch. d. Wissensch. veranstaltet, welche auch ein Exempl. der in vierfacher Abschrift vorhand. Urkunden verwahrt, wie denn überhaupt für mehrfache Abschriften aller wichtigern urkundl. Schriften, so weit sie nicht gedruckt sind, und deren sichere Aufbewahrung in verschied. Orten, in allen Ländern gesorgt werden sollte. In Betreff der Nieder-Lausitz giebt es das Urk.-Inventarium v. Worbs, Schlesiens ein theilweises von Tschoppe und Stenzel (1832), Brandenburgs v. Raumer (Regesten 1839 mit Kart. u. Urk.-Samml.) Zumal ist dafür Vieles in Bayern (durch v. Lang ꝛc.) gethan worden. Ein anderes Bedürfniß ist die Herausgabe von Quellen-Schriften; in Betreff Deutschlands erfolgt dies von der schon erwähnt. frankf. Gesellsch. für deutsche Geschichte durch Pertz; in Bezug auf einz. Provinzen mit rühmlichen Vorgang, sey die ebenfalls von der Gesellsch. der Wissensch. veranst. neue Herausg. lausitz. histor. Quellen 1838, einer ähnl. v. Stenzel für Schlesien 1835 ꝛc. erwähnt, während größere Länder noch damit zurückgeblieben sind. In Bezug auf die Schriften über die mittelalterl. Baudenkmäler (z. B. Sachsens von Puttrich, so wie über altdeutsche Baukunst überhaupt v. Büsching 1821, Stieglitz 1826, Costenobel ꝛc.), ferner über Schlösser und Burgen im Allgemeinen (z. B. von Scheiger 1838), und über die noch vorhand. deutschen (von Gottschalck ꝛc.) muß auf Ersch schon erw. Handb. der Lit. u. Gesch., und zugleich auf dess. Handb. der Liter. u. Künste, 2. Aufl. 1839, bis 1830 gehend verwiesen werden, so wie auf Weigel's Kunst-Cataloge u. die Buchhandl.-Cataloge seit 1830. Ein

Hauptwerk über die mittelalterl. Waffen, Geräthe ꝛc. fehlt noch. Das Sendschreiben des K. S. Alterth.-Vereins an Freunde kirchlicher Alterthümer in Sachsen, Dresd. 1840 (so an die Geistlichen verth.) enthält eine treffliche Anleitung dazu, nebst Angabe der einz. Gattungen. In Bezug auf die heidnischen Alterthümer Deutschlands, — (worüber [zumal über Einrichtung von Vereinen mit so rathsamen histor.-antiq. Lesezirkeln, Samml., über Aufgrabungen ꝛc.] auch des Verf. kl. Schrift, vergl. S. 6.) handelt — ist insbesondere auf Klemm's Handb. der german. Alterthumsk. mit Kupf. 1835 zu verweisen, da es zugleich eine vollständ. Literatur ders. enthält; der Leitfaden der nord. Alterth.-Kunde, d. der nordischen Alterth.-Gesellsch. zu Kopenhagen 1837 ist zur Uebersicht sehr zweckdienlich; ferner nachträgl. zu Klemm: Kalina v. Játhenstein, böhm. Alterth. 1837; Schrödter u. Lisch, Friederico-Francisceum od. mecklenb. Alterth.-Samml. 1838; Lebebour, das Museum vaterl. Alterth. zu Berlin 1839 u. and. m., welche, so wie viele der zahlr. neuen Schrr. der Gesch.- u. Alterth.-Ver. später noch angeführt werden. Ueber slaw. Liter., Sprache u. Alt. Schaffarik's ꝛc. Werke, vergl. Anm. IV.; Liebusch, Skythica 1836, (obschon nicht wegen d. willkührl. angenomm. alten Sprache u. Vorgeschichte der Slawen, doch wegen zahlr. sprachl. u. örtl. ꝛc. Notizen beachtungswerth); Maciejowsky's slaw. Rechtsgesch. 1837, Geschichtl. Uebersicht der slaw. Sprache u. Liter. 1837. — In Hinsicht der neuern, geistreichern Erforschung der alterthümlichen Vorzeit, muß insbesondere der hohen Leistungen der Gebrüder Grimm — deutschen Grammatik (3 B. 1822—31), Rechtsalterthümer (1829) und deutschen Mythologie (1835) gedacht werden. Sind diese Werke auch für den Gebildeten meist wenig geeignet, insofern er sich über jenen Gegenstand nur im Allgemeinen zu unterrichten wünscht, so bieten sie dagegen dem tiefern Forscher die reichste Belehrung dar, und es wird nur zu wünschen seyn, daß dieselben, nach den vorzüglichsten Ergebnissen, in mehr übersichtlichere Handbücher für jenen Zweck eines weitern Kreises übergetragen werden möchten.

Anm. VI. Der Naturforscher, zumal der Geognost wird, wie schon (der Freiberg.) Werner erwähnte, oft mit dem Geschichts- u. Alterthums-Forscher Hand in Hand gehen; beide können sich gegenseitigen Aufschluß gewähren, nicht nur in Bezug der Wechselwirkung zwischen Natur u. den Menschen, vergl. §. 7; sondern auch bei Nachgrabungen, wo sich bei Kunstproducten der Vorzeit nicht selten auch beachtungswerthe Naturproducte, und selbst urweltliche Ueberreste vorfinden; ebenso bei merkwürdigen Felsen, zu Opferaltären ꝛc. benutzt, wie dieß weiterhin näher erläutert werden soll. Der Mediciner und Anatom wird gefundene Scelette und einzelne Knochen zu erläutern haben, u. vielleicht manche Resultate der Menschen- und Thier-Verbreitung ꝛc. erlangen. Der deutsche und slaw. Sprachforscher wird, indem er zugleich die alterthümlichen Verhältnisse kennen lernt, selbst für sein Studium manchen Gewinn und zugleich Gelegenheit erlangen, jene dagegen in helleres Licht zu stellen, und ebenso der Jurist, (wie Grimm's deutsche Sprachlehre u. Rechtsalterth. dieß genügend erweisen); dem letztern zumal werden die Archive leichter geöffnet, wo sich oft mannichfache Ausbeute findet. Der historische Rechtsforscher erläutert insbesondere das neue Recht aus der Geschichte des alten, der Alterthumsforscher das alte Recht aus dem Alten selbst, und nur hülfsweise aus dem noch bestehenden, während von ihm dieses im Allgemeinen, von jenem das Veraltete unbeachtet bleibt. Den Theologen wird die Kenntniß der heidnischen Mythologie u. das mittelalterl. Kirchenwesen zum Studium der Vorzeit in immer weitern Umfange veranlassen. — Obschon den Künstler nur der ästhetische Werth der bildlichen Denkmäler des Mittelalters interessirt, so wird er dennoch öfters nur dem Alterthumsfreunde die Hinweisung auf das Vorhandene verdanken, welcher letztere sie mehr zur Beziehung auf den Culturgrad des Volkes und ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander beachtet, auch wohl, selbst mit ästhetischem Sinn begabt, mit dem Künstler sich um so enger vereinigen wird, um mit desto mehr Gewißheit die Perioden der angehenden und vollendeten Kunstblüthe zu erkennen und auf die Uebergangsperioden und dabei obwaltenden einflußreichen Nebenverhältnisse desto sicherer zu schließen. Manche geschmackvolle Gefäßformen bietet auch die germanische Zeit dem Künstler dar, oft den griechischen nahe stehend. Der Geschichts- und Alterthums-Forscher bedarf zahlreicher Wissenschaften, allein er dient ihnen wiederum, indem er die Cultur derselben in frühester Zeit schildert. Selbst das klassische, zumal römische Alterthum kann von den Freunden des germanischen

nicht unberücksichtigt bleiben, denn nicht nur, daß klassische Schriftsteller von letztern handeln, zu deren richtiger Deutung selbst klassische Philologen sich mit ersten zu verbinden haben, so werden sie beiderseits auch von den Niederlassungen der Römer in Deutschland, von ihren Befestigungsarten, Waffen, Schmucken, Gefäßen ꝛc. gern Kenntniß nehmen, um das römische von den ächt-germanischen zu unterscheiden und die Gränzen abzumessen, bis wohin die Römer drangen. So bieten sich mithin Viele die Hände bei Ermittelung der alterthümlichen Ueberreste und Zustände, und so Mancher, dem diese vielleicht in Hinsicht auf sein Geschäfts- oder Lieblings-Studium sehr fremdartig erschienen, wird bei deren näherer Beachtung zahlreiche Beziehungen finden und zugleich dringende Veranlassung, sich auch dem historisch-alterthümlichen Wissen möglichst zuzuwenden.

Der gebildete Militair ist wegen mathematischer Kenntnisse und mannichfacher Lebenserfahrung in verschiedenen Gegenden und in Hinsicht vieler Verhältnisse, ganz besonders zum Geschichts- und Alterthums-Forscher geeignet; ihm wird es vorzüglich leicht werden, die Verhältnisse der uralten, wie mittelalterlichen Befestigungen, Waffen und so And. zu ermitteln, wie dieß schon von so vielen der Fall gewesen ist. Aehnliche Vortheile werden den Bau-, Berg-, Forst- und sonstigen Administrations-Beamten, wie Landpfarrern und Lehrern dabei zu Gute kommen, zumal in Rücksicht auf örtliche Untersuchungen, und sie sind es meistens, welche den genannten Vereinen die zahlreichsten Data zu liefern vermochten. Der Kaufmann wird bei diesem Studium manche Erholung finden, und sein ausgebreiteter Wirkungskreis ihn bei Forschungen, wie bei Erlangung von Nachrichten und Denkmälern sehr begünstigen; insbesondere wird ihn die Numismatik anziehen; ebenso werden auch andere Geschäftsmänner ihren Theil dazu beitragen und sich manche angenehme Erholung bereiten können. Der gebildete Landmann wird in seiner Gegend auf alterthümliche Gegenstände achten und derartige Kenntnisse verbreiten, insofern sie auch für den minder Gebildeten anrathsam sind. — Obschon es manche Beispiele giebt, daß einzelne eifrige Forscher die Wirksamkeit ganzer Vereine mit geringer Thätigkeit weit überflügelten, so ist es doch im Allgemeinen nicht zu bezweifeln, daß durch die Verbindung mehrerer zu einem Zweck, dieser sich weit leichter erstreben läßt. Vereinigen sich daher zahlreiche, mit jenen verschiedenartigen Kenntnissen begabte Männer, — im Einzeln durch besondere Oertlichkeit und andere Verhältnisse begünstigt, wobei oft dem einen Manches leicht ausführbar wird, was für den andern unmöglich ist, — zu jenem Zweck der vaterländischen Geschichtsforschung, so läßt sich auch einem höchst erfreulichen Erfolge mit Zuversicht entgegen sehen.

§. 4. Die Feens-Berge bei Ostritz.

Im §. 2. wurde schon des Feenssteins bei Neudörfel erwähnt, oft auch Vens- und selbst Venus-Steine geschrieben; es sind eine Menge wild durch einander geworfener, zum Theil hausgroßer, nahe an der Wittiche gelegener Steinblöcke, wovon mehrere eine schmale Höhle bilden. Alterthümer, welche auf die früheste Zeit bestimmt hinweisen, sind jedoch dabei nicht vorgefunden worden; nur die Oertlichkeit, besonders die jetzt meist verfallene Höhle, so wie Name und Sage deuten auf ein alterthümliches, zumal religiöses Verhältniß hin. Etwa 80 Schritte davon, liegt auf einer, theils von Steinen, theils von der Wittiche umgebenen, fruchtbaren Wiese, das Feenshaus, dessen Besitzer seit Menschengedenken stets der „Feensmann" genannt wird. Noch kürzlich hat ein altes Mütterchen sich an eine alte Erzählung von einem Feensmann erinnert, daß nehmlich von ihrer Urgroßmutter oft erwähnt worden sey, wie sie ihn bald auf diesem, bald auf jenem Wittich-Ufer habe bleichen gesehen; dann sey stets das von ihr geweidete Vieh unruhig

geworden und habe nicht fressen wollen; auch Töpfe habe er bei sich stehen gehabt. Eine andere Sage im Orte erzählt dagegen von einem Wundermanne, der etwa vor 300 Jahren wie ein Einsiedler gelebt habe, und das Orakel und der Helfer der Umgegend gewesen sey; vergl. Anm. I. weitere Nachricht davon. Was den Namen des Felsens anbetrifft, so möchte dabei an die römische Göttin Venus wohl nicht zu denken seyn. Man findet allerdings die alte Göttin Freija (als Gemahlin des höchsten Gottes Othin, Frau eigentlich) in alten Schriften oft als Venus angedeutet und übersetzt; doch eine solche Uebertragung des Namens in das Leben und auf einen bestimmten Ort anzunehmen, würde als eine zu gewagte Hypothese anzusehen seyn. Weniger gewagt erscheint es, Feens von Wodan, Wuotanes (dem Othin der nordischen Völker) abzuleiten, da dieser Name in Zusammensetzungen zuweilen auch „Woens" lautete; (Woens- oder Woons-Waghen, niedersächs. statt Wuodanes-Wagen, Grimm's Myth. 102). Daher vielleicht auch Woens-Berg, Woens-Mann in der ältern Volkssprache verkürzt, statt Wodans-Berg, Wodans-Mann (nehmlich Priester); auf die Schreibart kann es hierbei nicht ankommen. Wäre nun eins oder das andere zulässig, so würde man die drei so nahe befindlichen Opferorte, (den obigen und die beiden im §. 2.) vielleicht als der germanischen Götter-Dreiheit, den Hauptgöttern: Wuotan (der germanische Othin), Thunaer (Thor) und Freija, geweiht, annehmen können, wie dieß schon §. 2. erwähnt. Doch ist noch eine dritte und wohl noch wahrscheinlichere Vermuthung möglich. Die Feen waren der keltischen Druiden-Lehre eigenthümlich, und wenn auch nicht deshalb ein Druiden-Tempel an obigem Ort anzunehmen seyn möchte, so daß sich jener Name von frühester Zeit erhielt, so ging die Feen-Lehre wenigstens aus französischen Sagen in's deutsche Mittelalter zeitig über, wo in Erzählungen und Liedern viel von Feen die Rede war. Die Minnesänger bildeten, zugleich die römische Venus, die Liebesgöttin, dabei im Sinne habend, zumal die Dichtung von einer Frau Venus aus, (Frau damals für Göttin gebraucht), welche gleichsam als Ober-Fee in einem Berge, dem Venusberge, wohnte, der reiche Schätze und ein so lustiges Leben darbot, daß sich sogar auch sehr edle Ritter verleiten ließen, ihr Gesellschaft zu leisten. Der Hörselberg bei Eisenach z. B. wird als ein solcher genannt. Da der oben besprochene Felsen unbezweifelt seit frühester Zeit als ein heidnischer Opferort galt und sich als solcher (aus schon §. 2. bemerkten Gründen) vielleicht bis in das Mittelalter erhielt, wo die Sage vom Feenreiche und später auch von einer Frau Venus volksthümlich wurde, — wohl von eingewanderten Deutschen aus westlichern Ländern mitgebracht —; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man damals den Namen Fee oder Venus auf jene Stätte übertrug, zumal wenn sie einer frühern Göttin gewidmet war. Das

Feenshaus verblieb vielleicht dem Priester auch nach dem Aufhören seiner Dienstleistung und erbte in seiner Familie fort, so wie sein Ansehen und seine vielleicht höhere Kenntniß, die in Wunderkuren, Rathgeben ꝛc. bestehen konnten; daher jene Sage. Ward der Felsen als Feensitz angenommen, so konnte leicht der Name Feensmann auf ihn und seine Besitzung und seine Nachfolger übertragen werden, als Mann (nehmlich Gottesdiener, Priester) der Fee betrachtet. Verbreiten noch jetzt nicht selten glückliche Kuren einen Nimbus um den hülfreichen Erretter, so war es um so mehr in frühern Jahren der Fall, bis man in neuerer Zeit in den Nachkommen des Feensmann eben auch nur gewöhnliche Menschen sah und das frühere Verhältniß dann der Sage verfiel. Scharfsinnigen Forschern wird vielleicht auch eine andere, richtigere Deutung möglich; doch würde aber eine solche nicht erreicht, so wird es wenigstens Niemanden gereuen, bei dieser Veranlassung der warnenden Mähr, wie Frau Venus Hof hielt, und dem Liede vom Ritter Tannenhäuser, der in ihre Liebesnetze fiel, einige Zeit seine Muße zugewendet zu haben, um zu ersehen, wie gefährlich für edle Ritter, und auch wohl für andere ehrliche Leute es ist, sich von der Frau Venus verstricken zu lassen, und wie unheilvoll aber auch, wenn Priester, nicht der eignen Jugend gedenkend, die Verzeihung hartherzig versagen; wie die Anm. II. ausführlicher berichtet.

Nähere Nachricht, obschon immer auch nicht genügend, und ebenso wenig aktenkundig, wie sie Mancher so gern wünscht, giebt es von dem ungefähr 2 Stunden nordwestl. von jener Weigsdorfer Gegend entfernten zweiten-Venus- oder Feens-Berg, oder, wie er von den dasigen Landleuten genannt wird: Feensmännel-Berg (Taf. I. N. 39.), ¼ St. südöstl. von Ostritz und unfern der Neiße. Durch Urbarmachung ist jedoch seit 60 Jahren seine frühere Oberfläche sehr verändert. Außer mehrern Hügeln und Schutthaufen wurde besonders der früher weit größere Wall-Aufwurf südlich abgetragen, so daß nur nördlich noch ein Theil davon vorhanden ist, und einem colossalen Grabe nicht unähnlich erscheint, das schon in der Ferne die Aufmerksamkeit erregt; er ist noch etwa 9 Ellen hoch, 60 Schritte lang, 20 breit, und Taf. I. 39. mit a bezeichnet. Die häufige Auffindung von schlackenartigen Steinen, Kohlen, Thierknochen und Gefäß-Bruchstücken weiset auf einen heidnischen Opferplatz hin, der wahrscheinlich ringsherum mit einem Wall-Aufwurf umgeben war, wie solche öfters vorkommen. Die Sage von einer Burg und der Name des daran stoßenden Platzes, Burgsberg (c) ist wahrscheinlich unbegründet, wie denn in frühern Zeiten ein noch von Wällen zeigender Ort oft ohne Weiteres als ein Burgplatz angenommen wurde, während er sich als eine heidnische Opferstelle oder Verschanzung ergab. Auch hat man früher zuweilen kleine bronzene Figuren gefunden, welche, obwohl nur Vermuthungen darüber geäußert werden können, da sie nicht

mehr vorhanden sind, dennoch als Götzenbilder anzunehmen seyn möchten, — wie dieß Alles Anm. III. näher erwähnt ist.

Der Name des so nahe liegenden Städtchens Ostritz führt zunächst auf die Vermuthung, daß vielleicht jener Opferplatz der altdeutschen Göttin Ostara gewidmet war, die nach Einigen als die Mond-, nach Andern (und darunter auch Grimm) als die Morgen-Göttin angenommen wird; sie muß in großem Ansehen gestanden haben, da eins der höchsten christlichen Feste nach ihr benannt, sie auch durch die in den meisten Provinzen Deutschlands verbreitet gewesenen Osterfeuer verehrt wurde. Die Sonne thut beim Aufgehen am ersten Ostertage drei Freudensprünge, und das am Ostermorgen geschöpfte Wasser hat besonders wunderthätige Kraft, wie das weihnachtliche. Diese und ähnliche Gebräuche und Sagen stammen aus dem Heidenthume und sind nur auf das christliche Fest übergegangen; so wie auch das althochdeutsche „ostar" und altnord. „austr" die Richtung gegen Morgen bedeutet. Dennoch erscheint es sehr zweifelhaft, ob der Ort davon den Namen erhielt, zumal da auch manche slawische Wort-Ableitungen nicht unwahrscheinlich sind. Was den Namen Feensmännel-Berg betrifft, so könnte auch hier die schon oben, in Bezug auf den Venusberg an der Wittiche, ausgesprochene Vermuthung anzunehmen seyn. Wohl wäre es möglich, daß in frühesten Zeiten, von den ersten christlichen Priestern der Dienst der Ostara mit dem der Venus verglichen wurde und von dieser jener Name abstammte, doch noch wahrscheinlicher ist jener Woens-Mann für Wodans-Diener oder Priester. Weniger möchte an eine gleiche Uebertragung von Feen, wie oben erwähnt, am hiesigen Orte zu denken seyn, da die Sagen davon unbedingt in das früheste Alterthum hinaufreichen. Nach einer solchen ist der Feensmännel-Berg in der grauen Vorzeit von einem, von Statur kleinen Völkchen bewohnt gewesen, welches daselbst, früher als die Ostritzer, ansässig war, und von welchem diese, wenn sie Bier brauen wollten, meist eine Braupfanne zu entleihen pflegten. Als Erkenntlichkeit dafür wurde, bei der Rückgabe der letztern, — welche stets bei einem über die Neiße führenden Steg zur Abholung hingesetzt ward, — eine Semmel hineingelegt. Dieß freundschaftlich-nachbarliche Verhältniß dauerte lange Zeit fort, bis einstmals Jemand die Dank-Semmel aus der Pfanne genommen und eine Unreinlichkeit dafür hineingethan hatte. Als in der Folge das Städtchen Ostritz im Besitz von Thurmglocken gelangte und die Feensmännel besonders den Ton der großen Glocke nicht vertragen konnten, haben sie den Berg gemeinsam verlassen und ihren Weg durch die Altstadt von Ostritz, mithin von Osten nach Westen zu genommen; ihre Häupter sind bei diesem Zuge mit Melkgelten bedeckt gewesen. Noch zeigt man einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft wird von den dortigen Einwohnern der-

selben Gesprächsweise gedacht, und z. B. von Jemandem, in sehr kurzen Kleidern, gesagt: „Er geht wie ein Feensmännel" und dergl.; (der Feensweibel wird nirgends gedacht). Und so giebt es noch andere Sagen von ihnen, die meist mit den Zwerg- oder auch mit den Schatz-Sagen übereinstimmen, wie z. B. daß, im Augenblick der Sacraments-Wandlung in der Christnacht zu Ostritz, der Berg sich öffne und man die Männchen bei Goldhaufen sitzen sah, rufend: „Greiff' ein' Griff und streich ein' Strich, und packe dich." An Geister ist jedoch, der allgemeinen Annahme nach, bei der Feensmännel-Sage nicht zu denken; Alles deutet mehr auf den heidnischen Gottesdienst einer Nation, die von den Ostritzer Bewohnern (vielleicht Wenden oder Böhmen, wegen des Ortsnamens) verschieden war, und wobei der Opferkessel, wie überhaupt bei dem germanischen und keltischen Opferdienste, eine große Rolle spielte. Es deutet ferner auf den Abzug der heidnischen Priesterschaft aus der Gegend und wohl zugleich anderer Ueberreste ihrer Nation. Allerdings scheint die Einführung der christlichen Religion damit in Berührung zu stehen, da von jenem, dem heidnischen Gottesdienste völlig fremdartigen Glockengebrauche, die Rede ist, und welches sich ohne Zweifel früher nur auf die kleinern Meßglöckchen bezog, nicht auf die von den Gemeinden erst in späterer Zeit erlangten und sehr kostspieligen Thurmglocken. Dieselbe, anderwärts meist auf die Zwerge bezogene, Sage könnte, so wie jene vom Schatze, im Laufe der Zeit leicht mit der frühern vom Kessel und Auszuge, im Laufe von Jahrhunderten verschmolzen worden seyn, wie es so zahlreiche ähnliche Sagen-Vermischungen giebt, und es mithin ursprünglich hierbei immer auch zwei heidnischen Nationen gelten. Aber welche davon wegzog, so wie die Bedeutung der nicht ohne besondere Ursache erwähnten eigenthümlichen Kopfbedeckung der Priester oder auch der weggezogenen Nation und so Anderes, bleibt noch die Frage. Doch scheint es, daß, aus oben bemerkten Verhältnissen, wohl weniger an eine slawische, als germanische Nation zu denken seyn möchte; die vielen Braupfannen-Sagen deuten klar auf frühere Opferkessel. Anm. IV.

Anm. I. Jene Steinblöcke, mit Gesträuch durchwachsen, erstrecken sich von einer unbedeutenden, jetzt urbar gemachten Anhöhe herab, bis in die darüber hinrauschende Wittiche, und zwar noch auf sächs. Grund und Boden. Am Fuße des Flusses bedeckt zumal ein mächtiger, fünfeckiger, würfelförmiger Granitblock (früher mit vielleicht 40 Fuß Höhe, später abgesprengt) mehrere andere, wodurch eine Höhle gebildet wird, die jedoch bei jenem Sprengen und Einstürzen der Steinblöcke meist verschüttet ist. Sie soll, noch vor etwa 50 Jahren völlig zugänglich, auf 2 Ellen hoch und ¾ breit gewesen, 6—7 Ellen weit horizontal hineingegangen seyn, nach Andern auf 17 Ellen hindurch. Nachgrabungen sind noch nicht erfolgt, und ebenso wenig hat man auf heidnische Zeit bestimmt deutende Alterthümer vorgefunden; beim Baum-Roden fand man aber in ziemlicher Tiefe angebliche Ziegelsteine (vielleicht oft damit verwechselte Schlackensteine, wie sie auf heidnischen Opferplätzen gewöhnlich), und sehr von Rost ergriffene Stäbe, für einen Bratrost gehalten, weil Viele gern sogleich an Schmaus und Braten denken). — In den ältesten Kirchenbüchern wird schon im J. 1521 des Bensmannes gedacht, so wie man auch sein, durch die Lage sehr ausgezeichnetes Haus

für das älteste im Dorfe hält. Jener Name ist so üblich, daß man Vens= meist vor dem des Besitzer setzt, z. B. wie unlängst Vens=Schäfer, und bei dem Namen Schäfer allein nicht an ihn denken würde. Dieß nur zum Beweise, daß es hier nicht einer in neuerer Zeit erdachten Sache gilt.

Anm. II. In mittelalterlichen Poesien wird der Frau Venus, und — wie denn die Geister gewöhnlich in Bergen wohnen — auch ihres Venusberges, oft gedacht. Da hatte sie ihr Hoflager, und da gab es schöne Jungfrauen zu ihren Gespielinnen, reiche Schätze, köstliche Speisen und Getränke, Musik, Spiel und Tanz, überhaupt ein lustiges Leben; dieß lockte manchen Ritter zu ihr. Doch die ernste Beimischung christlicher Ansichten gestaltete dieses fröhliche Wesen bald zu einem Unholde, welche den Verführten um die Seligkeit betröge. So erging es z. B. dem tapfern und edlen Ritter Tannenhäuser sehr übel, der ebenfalls, nachdem er sich schon viel umgesehen, um die allgerühmte schöne Frau zu schauen, in den Venusberg gerieth. Als er aber eine Weile darin gehauset hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich sein Gewissen an, wieder hinaus in die Welt zu gehen, und er begehrte deshalb Urlaub. Frau Venus bot zwar Alles auf, um ihn in seinem Vorsatz wankend zu machen, wollte ihm auch ihre schönste Gespielin zum ehelichen Weibe geben; doch er blieb dabei, gedachte seines Seelenheils und rief die heilige Jungfrau an, so daß jene ihn scheiden lassen mußte. Reuevoll zog er nach Rom zum Padste Urban, und beichtete, daß er ein ganzes Jahr bei Frau Venus gewesen. Da sprach Urban: „Wann dieser dürre Stecken grün wird, den ich in der Hand halte, sollen dir deine Sünden vergeben seyn.“ Da nun an Letzteres nicht zu denken war, zog der arme Tannenhäuser, voll Jammer und Elendes, wieder fort aus Rom, und vom Neuen in der Frau Venus Berg, um für immer darin zu wohnen, ward auch gut aufgenommen. Aber am dritten Tage nach jenem harten Ausspruche begann der Stab grün zu werden, und der Padst sandte Botschaft in alle Lande, sich nach dem edlen Tannenhäuser zu erkundigen. Es war aber zu spät, und er ward nicht wieder gesehen; er saß schon im Berge und hatte sich seine Liebe erkoren, und muß daselbst sitzen, der Hartherzigkeit des Padstes wegen, bis zum jüngsten Tage, wo ihm der liebe Gott einen andern Platz anweisen wird. — Das Lied vom Tannenhäuser befindet sich in mehreren Samml. der mittelalterl. Poesie u. Sagen, von Büsching ꝛc. Grimm (Myth.) meint, daß diese Frau Venus, die schon seit frühen heidnischen Zeiten vorkommende deutsche Frau Holle wäre, die zumal in dem Meißner, einem hessischen Berge, ihren Sitz hatte, und, als dieser Unhold selbst, auch mit dem wilden Heere ausgezogen sey; allein Mone (Untersuch. der Heldensagen u. Anzeigen 1836. 168.) u. And. m. halten diese Verbindung beider nicht für nöthig, die Venus vielmehr für selbstständig, nur in ihrem Berge wohnend; gab es doch überhaupt zahlreiche solche geistigen Wesen, welche, als Berg=, Fluß= und Wald=Nymphen ꝛc., bei den meisten heidnischen Völkern angenommen, noch im Mittelalter als zauberkräftige Feen galten, sich oft menschliche Liebhaber erwählten, und einige Zeit mit ihnen lebten, dann aber sich unsichtbar machten u. dergl. m. Manche, mehr gutmüthiger Art, könnten vielleicht selbst auf Druidinnen deuten, welchen der Dienst der Feen wohl besonders oblag. Diese Letztern waren, wie schon erwähnt, der keltischen Lehre eigenthümlich, und noch finden sich mehrere keltische Feensteine, aus aufgerichteten Opferblöcken bestehend, in Frankreich (bei Vitré, Bois ꝛc.), welche zugleich der Sitz von Zwerg= und Feen=Sagen sind; solche weisen dort, wie überhaupt, wo sie örtlich sind, auf alte Opferplätze hin. Die zahlreichen altfranzösischen Feen=Sagen (von der Melusine u. and.), meist in die Poesie des deutschen Mittelalters übergegangen, können daher wohl, als, obschon sehr entstellte, Ueberreste jenes heidnisch=keltischen Feen=Glaubens angenommen werden.

Uebrigens giebt es in Sachsen noch einen Venus= oder Fengs=Berg im Erzgebirge, (vor Langendorf bei Weißenfels auch eine Ven= od. Venus=Schänke); andere Venusberge in Schwaben (bei Waldsee), in Baden (bei Freiburg), besonders häufig am Oberrhein bei Uffhausen ꝛc.; die schöne Natur und das milde Klima begünstigte dort sehr die Lustgelage im Freien, und wenn manche Ritter vielleicht von der lustigen Gesellschaft spurlos verschwanden, so konnte leicht vermuthet werden, Frau Venus habe sie in die Tiefe ihres Berges gelockt; wie Schreiber (Taschenbuch 1839) in dieser Hinsicht sich über die Venusberge ausführlicher äußert.

Anm. III. Der Feensmännel=Berg liegt auf den, am rechten Neißufer

von Rhonau bis Rieda sich hinziehenden Anhöhen und zwar südöstlich von Ostritz, über den Reißmühlgraben herüber, auf Blumberg zu, zu welchem Dorfe er auch gehört; Taf. I. N. 39. von der Altstadt aus, am Wege von Ostritz nach Marienthal zu, abgebildet. Er ist nordwestl. und nordöstl. steil ansteigend, hängt mit dem Vors-, (nehmlich Burg-) Berge (mit c bezeichnet u. einem Steinbruch mit d) zusammen, und hat mit diesem auf 270 Schritte Länge und 160 Breite. Er gewährt eine angenehme Aussicht auf das freundliche Neißthal, in welchem, unfern vom Berge im J. 1241 das Cisterzienser-Nonnenkloster Marienthal gegründet wurde, wohl nicht allein wegen der auch im frühern Mittelalter zu klösterlichen Sitzen schon sehr gern gewählten romantischen Lage, sondern zugleich wegen des nahen heidnischen Opferorts. Auf dem Feensmännel-Berge will man zwar früher Mauerreste bemerkt haben, doch sind es wahrscheinlich nur Steinsetzungen ohne Kalkmörtel gewesen, die man oft auch Mauern benannt, wie an andern heidnischen Orten; so auch ein Hohlklingen an manchen Stellen, welches, obschon der Berg aus Granitgrund besteht, dennoch von unterirdischen Gemächern herrühren und vielleicht erforscht werden könnte, wenn daselbst weitere Nachgrabungen erfolgten. Eine solche in dem Wall-Aufwurfe (a) durch den Königl. Alterthums-Verein zu Dresden (auf Anregung des Diac. M. Pescheck zu Zittau) veranlaßt, lieferte jedoch keine wichtigen Resultate; jener bestand aus dem gewöhnlichen kiesigen Boden der Gegend, u zeigt nur oben einige Aschenschichte, wo er bereits zu Acker benutzt wird. Darüber giebt Pescheck Nachricht im Lauf. Mag. 1838. S. 282. (so wie der Verf. die übrige Auskunft bei dem Besuche des Berges vom Apoth. Eisler in Ostritz u. And. erlangte). Eine Nachgrabung auf jenem Burgberge führte zu keinem Resultate. Die auf dem Feensmännel-Berge, zumal auf dem zu Feld bearbeiteten Platze am Walle (b der Abbild.) sich oft findenden Gefäß-Bruchstücke, mit einfachen Verzierungen, gleichen andern aus der germanischen Zeit. Die Schlacken bestehen aus meist unkenntlich verschlackten Gestein und gebrannten Thon- und Lehmstücken, wie sie, nebst den (in Hinsicht der Thiergattungen noch nicht genau untersuchten) Knochen, oft auch auf andern heidnischen Opferheerden gefunden werden. Die Cultur hat fast alle basigen früheren örtlichen Verhältnisse zerstört. Auch fanden sich zuweilen kalkige Concretionen, eine Art Beinwelle, die muthmaßlich aus halbverbrannten und dadurch desto eher aufgelöseten Knochen entstanden, ihrer nicht selten bilder-artigen Formen wegen aber um so mehr für Figuren gehalten wurden, als sich früher wirklich bronzene Bilder daselbst vorgefunden haben, die ein Uhrmacher im benachbarten Rusdorf zu Uhrschellen einschmolz. Manche der Letztern waren mit hervorgezogenen Beinen und an den Kopf gestemmten Armen gestaltet, wie erzählt wird; daher vielleicht herkules-artige Figuren, wie sie sich in germanischen, zumal den frühen keltischen Rhein-Gegenden finden und von Klemm (S. 354.) abgebildet sind. Daß von diesen zuweilen gefundenen Bildern aber der Name Feensmännel-Berg herrühre, wie Manche annehmen, ist nicht wahrscheinlich, weil diese wenigen Funde zur Vertauschung eines im Volke längst gebräuchlichen Namens mit einem andern, schwerlich veranlassen konnten.

Anm. IV. Große Kessel und Pfannen, — weniger zum Opferblut, meist zum Kochen der an Priester und Volk vertheilten Opferspeisen und Getränke benutzt — waren an sich schon in damaligen Zeiten ein seltener und werthvoller, daher, in Bezug auf Opferdienst, sehr wichtiger Gegenstand. Von solchen Opferkesseln bei den Cimbern, Sueven, Scythen ꝛc. führt Grimm (Myth. 34.) Stellen an; Mone aber von den der nordischen Asen (oder Göttern) und der Kelten, bei welchen letztern ein besonderer Priesterorden von dem mythischen Kessel der Göttin Ceridwen bestand. In christl. Zeit wurden die Opferkessel den bösen Geistern und Hexen überwiesen, um das Volk desto mehr von dem früher verehrten Gegenstande abzubringen; daher kochen diese noch jetzt oft den Menschen gefährliche Zaubermittel darin.

Schon wurde die Möglichkeit erwähnt, daß der Name Ostritz (urkundl. 1240 Ostroz, Ostrosen, 1331 Ostrow) von der german. Göttin Ostara abstammen könnte, mit hinzugefügter slaw. Endigung durch daselbst ansässig geworbene wendische Einwohner, oder auch böhmische, da der ganze zittauische District bis 1635 stets zu Böhmen gehörte; doch muß auch der fast noch wahrscheinlichern Ableitung aus den slawischen Dialecten gedacht werden. So z. B. von einer insel- oder auch nur halbinselartigen Ortslage, (da die Neiße mehrere Biegungen macht, oder auch der muthmaßlich neuere Mühlgraben schon auf einem

frühern Flußarme beruht) von ostrow in faſt allen ſlaw. Dial. Flußinſel, oder auch von halbinſel-artiger Lage gebraucht; (Deminut. ostrowec böhm. u. Adj. ostrowny; verwandt mit ostry, ſcharf, hervorragend); wovon zahlreiche Ortsnamen jener Art, auch Woſtrow, Aſter ꝛc. abſtammen. Oder auch von der daſigen alten Burg; ostrog, ostroża, in mehrern ſlaw. Dial. Verpalliſadirung, Feſtung; (Adj. ostrożny, Demin. ostrożka) verwandt mit stroża, in den meiſten Dial. die Warte, Wachthaus; wovon als Deminutiv, Adjectiv oder mit Vorworten od. auch deutſch. Worten verbunden, ebenfalls zahlreiche Ortsnamen im öſtlichen Deutſchland vorkommen, Stroſchütz, Straßberg, Straußfurth ꝛc.

§. 5. Die Sage.

Um der Geſchichte kampffeſten Panzer
Schlingt ſich der Sage lieblich' Gewand.

Dieß anerkennend, wird es den gütigen Leſer nicht befremden, zuweilen auch Sagen, — Ueberlieferungen aus dem Munde des Volks ohne hiſtoriſche Gewißheit — in dieſer Schrift zu hiſtoriſchem Zwecke aufgenommen zu finden. Ohne Sage kein Alterthum, ohne Alterthum keine Geſchichte; jede Volksgeſchichte beginnt mit Ueberlieferungen und an dieſe reiht ſich die Sagenwelt an. Die Volksſagen vermögen oft die Lücken der Geſchichte zu ergänzen, und zweifelhafte Nachrichten und Denkmäler zur größern Glaubwürdigkeit zu erheben. Sie gelten gleichſam als Hintergrund der Geſchichte, allerdings nur als die unverbürgte Kunde von etwas früher Geſchehenem, an wirkliche oder erdichtete Perſonen und Orte, oder an ſonſtige Verhältniſſe geknüpft; ſie ſind aber dennoch, als geſchichtliche und mythologiſche Ueberreſte, oft genügende Zeugen von Anſichten und Thaten der Vorfahren, ſo wie der von ihnen erlebten Ereigniſſe in der Natur- und Menſchenwelt. Zuweilen betreffen ſie zugleich als fortdauernd angenommene, ſelbſt auch als zukünftig gedachte Verhältniſſe, nemlich Prophezeihungen. Die Sage iſt das treuſte Abbild der Geiſtes- und Gemüthsart, des Sitten- und Bildungsgrades, überhaupt des volksthümlichen Lebens in der Vorzeit, obſchon ſie, zumal aus dem Heidenthum ſtammend, vielleicht ſelbſt aus einer orientaliſchen Heimath ſchon mit gebracht, die Vorfälle meiſt im romantiſchen Gewande zu ſchildern pflegt.

Viele zeigen von treuer Erinnerung an liebgewonnene uralte Götter, welche allerdings — bei der dagegen aufgedrungenen fremdartigen chriſtlichen Religion nach damaliger Lehrart, mit ſteter Buße und zugleich Zehntenverpflichtung verbunden — von den Germanen und Slawen eben ſo wenig bald vergeſſen werden konnten, als die heitern, menſchlich fühlenden, liebenden wie duldenden Götter Griechenlands und Italiens von den Bewohnern dieſer Länder. Ueberhaupt fällt die Mythologie meiſt der Sage anheim, und erſtere läßt ſich ohne Beachtung der letztern faſt nicht denken. Neben der eigentlichen germaniſchen, wie ſlawiſchen Götter-Region, den größern, mächtigern, meiſt allgemein ver-

ehrten Landes- oder Bezirks-Gottheiten geltend, gab es eine niedere Geister-Region, mit übermenschlichem Wesen, die zumal nur besondern Gegenden eigen waren. Nicht nur Thiere und Pflanzen, mit besonders hervortretenden nützlichen und schädlichen Eigenschaften wurden verehrt, sondern auch Hayne und Felsen, Flüsse und Bäche wähnte man durch geistige Wesen belebt, theils gütiger, theils unfreundlicher Art. Jene größern und eigentlichen Götter, — theils Natur-Gottheiten, gewaltige Naturkräfte personificirend, theils Helden-Gottheiten, wozu tapfre Anführer und Herrscher in späterer Zeit erhöht worden waren — galten bei manchen Nationen jedoch nur als Mittelspersonen eines dunkel geahneten, allmächtigen und Alles leitenden höchsten Gottes; bei andern aber als selbstständige, Böses und Gutes nach Belieben den Menschen zusendende Wesen, die man durch Opfer gewinnen konnte, wie noch jetzt bei manchen südlichen Völkern die christlichen Heiligen. Jene niedern Wesen waren, obschon auch zuweilen durch Opfer zur Gunst gegen den Menschen zu gewinnen, dennoch von weit geringerer Macht, oft jenen mächtigern unterthänig, und hatten nicht selten verborgene Schätze zu bewachen. Riesen bewohnten gewöhnlich die Gebirge, Nixen die Gewässer; beide meist von weit feindseeliger Natur, als das Heer der Elfen und Zwerge, der Buschweibchen und Erdmännchen in ihren Felsen, Höhlen und Haynen; diese dagegen, obwohl zuweilen zudringlich, launisch und eigensüchtig, doch nur feindlich gesinnt bei Spott und Verfolgung, und gegen den freundlichen Menschen sich vielmehr gefällig und nützlich erweisend, daher von diesen gern geduldet, und in manchen Fällen selbst gern gesehen. Als die Opferfeuer erloschen und die Götteraltäre zerstört waren, blieben deren Orte wenigstens noch von solchen Geistern bewohnt und dadurch in fortdauerndem Andenken, selbst zum Theil bis in die neuesten Zeiten, obwohl von den frühern christlichen Geistlichen als Wohnsitze des Teufels verketzert.

Ein mehr historisches Reich der Sage bildete sich durch Erinnerung an die frühern Großthaten einzelner Helden, wie ganzer Nationen, die, jeweiter sie von dem Erzähler in Raum und Zeit entfernt waren, mit desto ausgeschmückteren Zusätzen und in desto mehr romantischem Gewande fortgeerbt wurden. Menschen mit hoher Geistes- und Körperkraft, gestalteten sich in jener Ferne nicht selten zu Göttern und Riesen, dagegen die Ueberreste verdrängter Völker zu Zwergen, nur in einsamen Gebirgen und Wäldern noch Schutz findend. Während Manches dieser Sagen im Lauf der Zeit verloren ging, wurde dagegen, nach Geist und Geschmack phantasiereicher Wiedererzähler, manch Neues, und dem Rein-heidnischen oft auch Christliches mit eingemischt, oder auch eine Sage mit der andern, obgleich nach Zeit und Ort sich fern stehend, dennoch verschmolzen, so daß sich nicht selten ein wundersames und un-

erklärliches Ganze herausstellt. So zeigen die meisten der einen Sagengattung, der größern, als poetisches Ganze abgefaßten und in Schriften erhaltenen Heldensagen, und zwar weniger die nordischen der Edda ꝛc. als die altdeutschen, (z. B. das Niebelungen-Lied) von vielfacher Umänderung, ältere und neuere, heidnische und christliche Elemente umschließend; aber auch die der zweiten Abtheilung, die Volkssagen im eigentlichen, engern Sinn, in kurzer Erwähnung meist nur einzelne Personen und örtliche Vorfälle schildernd, und im Munde des Volks fortgeerbt, erhielten solche Umgestaltung, so daß selbst dem scharfsinnigsten Geschichts- und Alterthumsforscher es selten gelingt, die ursprüngliche Veranlassung von den spätern Zusätzen zu sichten. Demnach überrascht und fesselt ihre Einfachheit und Lebensfrische, ihre seltene Auffassung, ihre phantasiereiche Beziehung, den Zuhörer oder Leser und ein eigenthümlicher Reiz kommt insbesondere den heimathlichen Sagen zu statten. So wie der einst gepflegte Kindergarten, die Spielplätze und so manch' Anderes der fröhlichen Jugendzeit, noch in den späten Mannesjahren das Gedächtniß mit zahlreichen freundlichen Bildern erfüllen, so bieten uns die Sagen aus des Vaterlandes Jugendperiode manche angenehme Unterhaltung dar, und es ist wohl rathsam, solche kennen zu lernen, sich dadurch zu erfreuen und zugleich die historischen Forschungen zu verannehmlichen, welche, bei ihrem ernstern Charakter, solcher Abwechselung oft bedürfen möchten.

Doch nicht blos das mythische und historische, sondern auch das moralische Element der Sagen, verdient eine aufmerksame Beachtung; zumal tritt das letztere in dem Volksmährchen hervor; denn durch das beigemischte Wunderbare streift die Sage mehr oder weniger in das Gebiet der Mährchen mit deren vielartig gestalteter Wunderwelt. Aus beiden ergiebt sich meist der sittliche Sinn des Volks, nur daß das Mährchen auf reiner Dichtung, und die Sage zumal auf Ueberlieferung und einigem, wenigstens muthmaßlich geschichtlichem Grunde beruht, und letztere daher zwischen dem Mährchen und der Geschichte mitten inne steht. Während die christliche Religion ihren Bekennern zugleich die reinste Moral lehrt, und auferlegt, galt es bei dem heidnischen Gottesdienste meist nur der Verehrung der göttlichen Wesen in so fern, als sie den Menschen schützen, ihnen Gutes zufügen, das Böse aber abwehren sollten. Der Sage und dem Mährchen, nebst dem Volksliede, war es daher anheim gegeben, sittliche Begriffe zu verbreiten und weise Rechtssprüche der Zukunft zu erhalten. Daher handeln viele von der glücklichen Bekämpfung böser Mächte, bei guter Absicht und verständiger Ausdauer; vom unverhofften Glücke, nur dauerhaft bei edlem Gebrauche; von den üblen Folgen der Undankbarkeit, Unredlichkeit, Unzufriedenheit, des Neides, ꝛc. und dagegen dem Lohne der treuen Liebe, Unschuld, Rechtschaffenheit, u. dergl. m. Da-

her war jenen Volksdichtungen in der Vorzeit, im Bezug auf die gemüthliche Bildung, eine hohe Wirksamkeit angewiesen, welche die christliche Cultur später weniger erforderlich machte.

Die ächte Volkssage aus fernen Jahrhunderten einer einfachern Lebensweise, ist zugleich meist freundlicher und ansprechender Art, nicht grausenhaft und furchterregend, wie die Gespenster- und Spuk-Geschichten neuerer Zeit, mit welchen der Verfasser die Leser auch verschonen wird, da hier nur poetische Volks-Erinnerungen aus der Vorzeit zur Sprache kommen, deren geistige Wesen uns zu fern stehen, als daß sie, — und selbst das kindliche Gemüth nicht, — mit Furcht erfüllen könnten. Ebenso wenig verdienen die nachgebildeten Sagen-Erdichtungen neuerer Zeit der Beachtung, sondern nur die wahren Volkssagen, nehmlich die, welche im Volke entstanden und in ihm fortlebten und in denen sich der volksthümliche Geist klar ausspricht. Doch die meisten ächten sind schon längst im Munde des Volkes verklungen; um so erfreulicher ist daher der kürzlich neuerwachte Eifer, solche noch möglichst zu sammeln, und zugleich auch der volksthümlichen Poesie des Mittelalters nahe Beachtung zu schenken, die ebenfalls gleiche historische und gemüthliche Beziehungen im reichen Maaße darbietet, und wobei, den rechten, kritischen, Weg zu zeigen, zumal die Gebrüder Grimm sich vieles Verdienst erworben haben. In Hinsicht der noch auf neuere Zeit fortgepflanzten Sagen, sind es besonders Hirten- und Jäger-, wie Fischer- und Schiffer-, auch Bergmanns-Sagen, welche sich am längsten erhielten, und wo sonst ein mehr einsam zu betreibendes Geschäft zu deren Forterben auf jüngere Genossen Veranlassung gab, bei welchen zumal ein günstiger, oft freundlichen Geistern zugeschriebener, Zufall zum Gelingen mitwirkt, und daher um so mehr einem gemüthlich-poetischen Gefühle, zu immer erneuetem vertrauensvollem Hoffen und Harren, reiche Nahrung gewährt wird. Anmerk. I.

Die ächten Volkslieder, von Männern des Volks, oder doch im volksthümlichen Geiste früherer Zeit gedichtet und im Volke von Enkel zu Enkel fortgeerbt, gehören, in so fern sie Sagenstoff, obschon in Gesangform, darbieten, selbst zu den Sagen; sie erhielten sich um so leichter, da sie in jener Form das Gedächtniß mehr zu unterstützen, das Gemüth weit mehr, als in prosaischer Abfassung, anzuregen geeignet waren. Doch dienen diese, meist dem Mittelalter angehörigen Lieder, selbst ohne jene historische Beziehung, zur Charakteristik der Sitten und des gemüthlichen Volkslebens früherer Zeiten überhaupt, und sind daher für die Culturgeschichte wichtig; dabei wird es auch den slawischen, selbst entfernterer Länder gelten, weil sie über zahlreiche, mit den vaterländischen verwandte Verhältnisse Aufschluß gewähren können. Das Volkslied ist vorzüglich in südlichen und mitteldeutschen Gegenden heimisch, zumal in Gebirg

und Thal, wo das Echo melodisch wiederhallt; die Sage erhielt sich noch eher in den nördlichen Gegenden mit ihren ebenen Korngefilden und sandigen Niederungen; beides überhaupt meist nur da, wo die gesteigerte Bodencultur die ursprüngliche Oertlichkeit, mit ihrer, den poetischen Sinn mehr nährenden Abwechslung, ihn noch nicht zu sehr verdrängt hat. Daher ist jener Sinn den mindergebildeten, mehr naturgemäß lebenden Nationen besonders eigen, weshalb auch bei den slawischen sich zahlreiche gemüthliche Volkslieder, nebst der Liebe zu einfachem, oft im Mollton übergehenden Gesange und lustigem Reigen, fort erhielten und noch sorgsam gepflegt werden. — Sagen und Lieder, als die eigentliche Volkspoesie (und später die Legenden), bildeten die Geschichts- und Religions-Bücher, die Mährchen aber die sittliche und zugleich Roman-Lectüre, die Sprüchwörter dagegen die Lebensphilosophie und Rechtslehre der Völker der Vorzeit, und dieß Alles war des Volkes Richtschnur, Trost und Freude. Anm. II.

Anm. I. Die deutschen Volkssagen theilen sich in: 1) mythologische oder Götterſagen, worüber besonders Grimm's Mythologie belehrt; zum Theil zugleich verbunden mit 2) den historischen Stamm- und Heldensagen, worüber z. B. Grimm's deutsche Heldensage 1829, die neuern Ausgaben u. Erläut. des Nibelungenliedes von Zeune, 2. Aufl. 1836, Hinsberg, 4. Aufl. 1838, Schönhut (Klage 1839), Lachmann 1826, Simrock 1828, Beta 1840, Mardach 1840 ꝛc. Ferner die einzelnen Sagen von Siegfried, Dietrich von Bern u. seinen Helden, Onit, Hug- u. Wolf-Dietrich u. and. Kämpen jener Zeit, muthmaßlich schon theilweise im 5. Jahrh. im deutschen Boden gewurzelt, wenn auch erst später u. selbst erst im 12. u. 13. Jahrh. gesammelt u. in jetziger Gestalt verfaßt; ferner das Hildebrands-, das Ludwigslied u. and. vom 8. u. 9. Jahrh. an. Dabei werden, wegen unbestreitbarer Verwandtschaft der deutschen und nordischen Sagen, auch letztere zu vergl. seyn, nach Legis Fundgruben 1829, Müller's Sagen-Bibliothek 1816, die Edda von Rühs 1812, v. Hagen 1814, Studach 1829 ꝛc., Mohnike's Fritjofs-Sage 1839, Hagen's nord. Heldenromane 1828, Grimm's dän. Heldenlieder 1811 u. so And. Selbst die englischen Sagen werden einige Rücksicht verdienen, wegen Einwanderung der Angelsachsen, Dänen u. Normannen in Großbritannien, u. überhaupt des nahen Zusammenhanges der keltischen u. german. Verhältnisse; 3) Volkssagen im engern Sinne, im Munde des Volkes fort erhalten, und zwar einzelnen Vorfällen und andern Gegenständen geltend u. meist an einzelne Orte geknüpft. Im Geiste der Gebr. Grimm (deren deutsche Sagen 1816) sind z. B. abgefaßt und daher ebenfalls beachtungswerth: Büsching's Volkssagen 1812, gleiche von Otmar 1801 (besond. den Harz betr.), Bechstein's thüring. Sagenschatz 1837 u. B. 3. mit einer trefflichen Abhandl. über den ethischen Werth der Sagen, Börner's Sagen des Orlagaues 1838, Temme's altmärk. Sagen 1839, dess. pommer. 1840 u. ähnl. Samml.; ferner die deutsch. Sagen v. Nothnagel 1839, Bude ꝛc. Hierbei verdienen nicht minder die benachbarten Länder nahe Beachtung, so auch: Mythologie der Feen u. Elfen, aus dem Engl. v. Wolf m. Kupf. 1828, meist alle Länder, zumal die nordischen umfassend. Oft sind solche Samml. auch ohne Erläuterungen, nur als neue Gedichte abgefaßt, u. daher meist ohne histor. Zweck, manche nur zur gewöhnlichen Romanen-Lectüre beardeitet. — Samml. sächs. Sagen z. B. die von Ziehnert 1839, Segnitz 1840; lausitzische v. Gräve 1839, voigtländ. v. Hager 1840, erzgebirg. v. Dietrich 1825, u. derſ. mit Textor 1822, Dietrich's Erzstufen 1830, Schilling's Geister des Erzgeb. 1816; schlesische Sagen v. Peschel 1830, Münzberg 1829, Gödsche 1840; Büsching's Schlesienthal u. so die besondern vom Riesengebirgs-Geiste, dem Rübezahl 1821 ꝛc.; böhmische v. Gerle 1819, Woltmann 1815, 1821 u. so and. deutschen Gegenden, deren Nennung hier zu weit abführen würde; Böhmen besitzt zumal zahlreiche histor.-romantische Sagen vom

Herzog Krok u. seiner Tochter Libussa u. deren Freundin Wlasta an, bis in's Mittelalter zum heil. Nepomuck.

Anm. II. In Hinsicht der Volkslieder ist auf die Sammlungen von Büsching u. Hagen 1807, Arnim u. Brentano (das Wunderhorn 1808), von Wolf 1830, Soltau 1836, Erlach 1838 ꝛc. hinzuweisen; zumal ist der Talvj Versuch einer Characteristik der Volkslieder der german. u. außereurop. Nationen 1840 zur Lectüre zu empfehlen; so auch deren Volks-L. der Serben 1835 u. so and. slaw. V.-L. Sehr verdienstlich ist die jetzt erfolgende Herausgabe lausitzisch-wend. Volkslieder mit Noten von Haupt ꝛc., durch Vermittelung der Oberlaus. Gesellsch. der Wissensch. zu Görlitz. Ebenso ist wichtig die, von Hanka aufgefundene Königinhofer Handschrift altböhm. Lieder (2. Aufl. 1829) mit vielen Andeutungen heidn. Lebens und Glaubens. Oefters sind auch slaw. Sagen u. Lieder in der Zeitschr. Ost u. West (Prag 1837) mitgetheilt.

Das Volksmährchen führt noch weiter als die Sage zurück; es spielt die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens mehr in das Romantische, in das Phantastische herüber, indem es uns in eine Wunder-, in eine Unschuldswelt einführt, gleichsam in die früheste Zeit der jugendlichen Schöpfung, wo noch Götter u. Zauberer mit den Menschen verkehrten u. die ganze Natur belebt, Thieren u. Pflanzen die Sprache verliehen war; (wenn nur zur moral. Belehrung gedichtet, Fabel genannt). Als Musterschrift gilt der Gebr. Grimm Kinder- u. Haus-Mährchen, 4. Aufl. 1839; auch für Erwachsene sehr ergötzlich. Die Legenden schildern wunderbare Vorfälle aus der christl. Mythologie u. beruhen meist auf kirchlicher Tradition (Döring's deutscher Legendenschatz 1840). Die ächten Romanze u. Balladen u. ähnliche Gedichte des frühern Minnegesanges u. spätern, aus diesem entstand. Meistergesanges vermögen nicht minder manche Aufschlüsse über der Vorfahren Liebe u. Leben im Mittelalter darzubieten, weshalb auch deren Erwähnung u. die Hinweisung auf die Schriften über mittelalterliche Poesie hier nicht fremdartig erscheinen kann, so wie überhaupt auf die Werke über deutsche National-Literatur von Wachler ꝛc., zumal über die deutsche Poesie früherer Zeit von Rosenkranz 1832, Gervinus 1838, und die Samml. alter Dichtungen, z. B. die Bibliothek deutsch. National-Lit. v. Maßmann, Mone ꝛc. seit 1835; (und, wer nur Gedicht- u. Sprachproben wünscht v. Dillschneider 1826, Künzel 1837, Lachmann 1835, Rodnagel 1837 ꝛc., zumal Wackernagel 1839, mit Gedichten vom 5. bis 15. Jahrh., und Roth's Denkmäler der deutsch. Spr. vom 8. bis 14. Jahrh. 1840.)

§. 6. Zwerg-Sagen in der Gegend um Zittau.

Nach der religiösen Ansicht unserer Altvordern gab es, wie im vorigen §. schon erwähnt, außer den obern Göttern noch andere, minder-mächtige, gleichsam ein besonderes Geisterreich bildende Wesen, denen theils gute, theils üble Einwirkungen auf den Menschen, überhaupt übermenschliche Kräfte, Unsichtbarmachen, Gewährung von Schätzen u. dergl. eigen waren. Eine Gattung derselben sind die Zwerge, kleine, wenige Fuß, oft nur Zoll große, in Bergen, Wäldern, Quellen sich aufhaltende Wesen, welche in manchen Gegenden auch Wichtlinge, Heimchen, Erdmännchen, Ludchen ꝛc., in der Zittauer Gegend meist Querxe genannt werden. Besonders werden kleine Höhlen und Felsenspalten als ihr Aufenthaltsort angenommen, so die Zwerg- und Wichtlings-Höhlen am Harz, in Thüringen ꝛc., auch ein Querxloch auf dem Prudelberge bei Stohnsdorf in Schlesien. In Pommern heißen sie: Unterirdische, auch Uellerkens. Vergl. Anm. I. mit der Erläuterung von Querx aus Zwerg.

Die Querxe sind früher besonders in der Zittauer Gegend zu Hause gewesen, z. B. am Breitenberge bei Haynewalde, wo ein Querxloch und

ein Querxbrunnen, bei Dittersbach ꝛc., und man konnte sie da oft beobachten, wie sie aus- und eingingen, lustig und guter Dinge waren und allerlei Kurzweil trieben. Sie wurden in frühern Zeiten allgemein geglaubt, selbst noch in neuerer Zeit von dasigen Landleuten, die solche gesehen zu haben, oft ernstlich versicherten. Daß es deren aber wirklich gegeben habe, ist auch gedruckt und geschrieben zu lesen. So heißt es z. B. in einer gedruckten Angabe aus einer alten Handschrift über den Eigenschen Kreis, von Dittersbach: „Die Einwohner melden, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke gegossen worden, so geschehen 1514, im Dittersbacher Berge Zwerge gewohnt haben; sie sind oft in das Dorf kommen, und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die große Glocke gegossen und geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, so daß man derselben keins mehr gespüret hat." — Die Zwerge in dieser Gegend waren übrigens nicht bösartig, wenn man ihnen nicht selbst feindlich begegnete, sie verspottete oder sonst beleidigte; sie standen vielmehr mit den Landleuten in gutem Vernehmen, wenn auch zuweilen ein neugieriges, genäschiges, launenhaftes Wesen an ihnen zu bemerken war. Sie wurden zumal dann lästig, wenn sie zu oft in die Häuser kamen, um sich heimlich Brod zu holen; letzteres unterblieb aber, als man deshalb Kümmel unter das Brod buk, den sie nicht vertragen konnten. So wie sie zuweilen den Menschen Geräthe liehen, so erborgten sie sich auch solche, wofür sie, wie für alle ihnen geleisteten Dienste, ein Geschenk ihrer Art gewährten, das, verständig benutzt, manchen Vortheil brachte. Auch nahmen sie gern an Schmäusen Theil und besuchten die Wochenstuben, doch immer in bescheidener Weise und gewöhnlich nicht ohne Geschenke. In manchen Gegenden aber traute man ihnen nicht recht, weil sie kleine Wochenkinder zuweilen mit Wechselbälgen vertauscht haben sollen, die sich in spätern Jahren durch Stumpfsinn und krankhafte Körperbeschaffenheit auszeichneten; doch wenn die Kinder getauft waren, konnten sie ihnen nichts mehr anhaben. Sie wanderten meistens aus, als die Kirchen mit Glocken versehen wurden, und wollten wiederum zurückkehren, wenn diese wieder abgeschafft seyn würden; manche sollen es auch mit den Worten zugesagt haben: „Wann Sachsenland käm wieder an Böhmerland." Die Zwerge am schon erwähnten Breitenberge hat ein dasiger, dafür reichlich belohnter, und zum reichen Manne gewordener Bauer, tief in das böhmische Gebirge hinein, auf einem Wagen fortgefahren; dieser war so voll davon, daß an allen Leitersprossen, und selbst zwischen den Radspeichen, Zwerge in zahlloser Menge gesessen haben.

Eine besondere Eigenthümlichkeit, um welche sie von den Menschen oft beneidet wurden und wohl noch werden, ist die Kunst, sich unsichtbar

zu machen, welches gewöhnlich durch eine aufgesetzte Nebelkappe erfolgte; nur ein Beispiel sey hier erwähnt: Einst hörte ein Querx des Breitenberges, wie ein Bertzdorfer Bauer, der nicht weit davon ackerte, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um sich zu einer Hochzeit umzukleiden. Dieß veranlaßte den Querx und seine Kameraden, die Gelegenheit zu benutzen, um sich einmal einen guten Tag zu machen. Eine Menge kamen aus dem Querxloche hervor und einer nach dem andern rufte: „Gieb mir mein Käppel heraus!" Ein dabei mit Ackern beschäftigter Bauer bemerkte dieß und rief endlich ebenfalls, ihm sein Käppchen herauszugeben. Es geschah auch und ein Zwerglein sagte ihm, daß er getrost mit ihnen zum Hochzeitschmause nach Bertzdorf gehen könnte, weil, so lange er jene Kappe aufhabe, er auch von den Hochzeitgästen nicht gesehen werde; essen und trinken möge er nach Belieben, nur dürfe er durchaus nichts einstecken. Der Bauer ging mit und ließ sich, völlig unsichtbar, Alles wohlschmecken. Als der Schweinsbraten an die Reihe kam, konnte er aber doch der Lust nicht widerstehen, ein Stückchen für seine Frau und Kinder einzustecken; doch kaum war es geschehen, so riß ihm ein Zwerg das Mützchen vom Kopfe und er saß nun, den Hochzeitgästen sichtbar, mitten unter ihnen in seiner Alltagskleidung am Tische. Man staunte nicht wenig, und als er die Ursache des Mitkommens, und daß auch noch Zwerge zwischen jeden zwei Gästen säßen, erzählt hatte, war es den letztern erklärlich, daß jede Schüssel immer sobald ausgeleert und auf der Hochzeit so äußerst viel gegessen worden sey. Doch der Hausvater zürnte nicht, bat vielmehr den Bauer auch den andern Tag zu Gaste, und obwohl dieß nicht bei den Querxen geschehen war, so merkte man dennoch ihre Gegenwart an dem wiederum sehr sichtlichen Abnehmen der aufgetragenen Speisen.

Es ist indeß meistens nur von männlichen Querxen und Zwergen die Rede; als weibliche Wesen dieser Art erscheinen zumal die Busch- oder Holzweibel, deren es sonst in der Zittau'schen Gegend ebenfalls viele gegeben hat, und wohl noch giebt, da wenigstens von ihrem Wegzuge nichts bekannt ist. Besonders in der Gegend zwischen Haynewalde und Spitzkunnersdorf, bei Großschönau, Dittersbach, Oberwitz, Cunnersdorf ꝛc. hat man sie oft bemerkt, mit einem Korbe Holz oder mit solchem in der Schürze; auch spinnend und strickend im Busche, an Kreuzwegen ꝛc. Einst hütete eine Kuhhirtin am Buschrande das Vieh und spann, da bittet ein Buschweibchen sie zu kämmen, wofür sie — denn sie belohnten gern die ihnen erzeigten Dienste — ihr auch eine Spille voll spinnen wollte; beides geschieht. Als nun des Abends die Hirtin das Garn abweift und ein Strähn, ein zweiter, ein dritter geweift und noch mehr vorhanden ist, ruft sie aus: „der Donner, das hat auch gar kein Ende!" und siehe da, die Unverständige hat ihren Lohn weg, denn

das Garn ging bald aus. Ueberhaupt durfte man bei solchen, öfters als Geschenk von ihnen gewährten Knäulen nicht das Ende aufsuchen, weil es dann bald zu finden war, während der Knaul, ohne daß danach geforscht wurde, fortwährend aushielt. Ein gleicher Dienst wurde von einem andern Buschweibchen durch eine Schürze voll Laub belohnt; doch als die Hirtin dieses als unnütz weggeworfen hat, und, nach Hause gekommen, an ihrer Schürze noch ein Goldstück bemerkt, sieht sie ein, was sie wegwarf, konnte aber das Weggeworfene nicht wieder finden. Ein am Forste bei Spitzkunnersdorf pflügender Bauer sieht die Buschweibchen eifrig mit Anstalt zum Kuchenbacken beschäftigt, und bittet endlich, ihm auch einen solchen zu backen; sie versprachen es, und er fand den Morgen darauf einen schönen Kuchen auf einem Ackerraine. — Erlangter brieflicher Mittheilung zu Folge, wird dieselbe Sage von dem geschenkten Golde, das als Laub erscheint und verschmäht wird, von Querxen am Dittersbacher Berge erzählt; gleiches aber auch von Zwergen und ähnlichen Geistern anderer Gegenden, wie denn überhaupt alle solche Sagen fast in ganz Deutschland verbreitet sind, obschon mit mancher Veränderung nach localen und nationellen Verhältnissen. Vergl. Anmerk. II.

Jenes Unsichtbarmachen der Zwerge, die an ihnen fast allgemein bemerkte Gutmüthigkeit, wie das Geräthborgen und Schätzebewahren (wovon oft Gold als Holzspähne, Laub, Kohlen ꝛc. von ihnen verschenkt wird) und endlich das Auswandern, sind die charakteristischen Züge fast aller Zwergsagen, nicht nur in sächsischen, sondern auch in andern deutschen Gegenden, und wer Gefallen daran findet, einige der auswärtigen zu vernehmen, wird die Anm. III. nicht überschlagen, zumal da sich auch zugleich einige Namen von Zwergen ergeben werden, die wenig bekannt seyn möchten.

So wie früher allgemein, so herrscht noch theilweise in vielen Gegenden der feste Glaube an die Zwerge; so z. B. ist es noch kürzlich mehrfach bei den lausitzischen Wenden vorgekommen, daß sie sich weigerten, bei alterthümlichen Nachgrabungen hülfreiche Hand zu leisten, um, nach ihrer Meinung, die Lutki nicht zu stören, wie jene von ihnen genannt werden, und von denen sie zumal die heidnischen Grabhügel bewohnt und die Näpfchen darin benutzt glauben. Uebrigens sind entweder die Geister jetzt meistens nicht mehr so friedlich, wie einst, gesinnt, oder — die Jetztzeit weiß sich nicht mehr jener freundlichen Ansicht von der Geisterwelt hinzugeben, wie das Heidenthum. Wenn Menschen jetzt mit ihnen in Berührung kommen, giebt es nicht selten Mißhandlungen oder Schreckhaftes zu sehen. So wollten z. B. vor nicht langer Zeit einige beherzte Leute im Dittersbacher Berge nach dem daselbst verwahrten Schatz graben, und schon sahen sie ihn; da rief einer — wider die allbekannte Maaßregel, beim Schatzgraben nicht zu sprechen — „Hebt"! und sofort war der

Schatz verschwunden und der Voreilige kam, wegen erhaltener Schläge, nur mit einem blauen Auge davon; spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wegen entstandenen furchtbaren Sturms aufgeben, und ein anderer, vor noch nicht zwei Decennien, der sich durch Unwetter nicht abhalten ließ, wurde durch einen Dämon so erschreckt, daß er Wochenlang krank lag. Daher erscheint es am gerathensten, ihnen, ohne dringende Aufforderung, die Schätze zu lassen, und sich mit der Erforschung des Ursprungs der Sagen zu begnügen.

Die Zwergsagen zeugen meist von einer Zusammensetzung in verschiedenen Zeitperioden. Einen Haupttheil bilden dabei öfters die Erinnerungen an unterdrückte und deshalb in Gebirgen, Wäldern und Höhlen verborgen gewesene Ueberreste einer verdrängten oder ausgewanderten Nation, und zwar verschiedenen Stammes von den herrschenden übrigen Bewohnern der Gegenden; daher ihr öfteres Verschwinden, vielleicht vor feindselig gesinnten und der Verkehr nur mit freundlichen Menschen, gegen welche sie sich wiederum dankbar bewiesen; daher auch das gegenseitige Leihen von Geräthen und so Aehnliches. Besiegte und unterdrückte Nationen werden, im Vergleich zu den Herrschern, gewöhnlich von kleinerer Figur, ängstlichen und furchtsamen Charakters gedacht, und schrumpfen nach und nach zu Zwergen zusammen, je weiter die Sage sich in neuere Zeiten fortpflanzt. So betreffen z. B. die im Harz, in Thüringen, im reuss. Voigtlande ꝛc. herrschenden Sagen vom Wegziehen der Zwerge unbezweifelt die letzten Bewohner wendischer Colonien, deren Begründer erst zugelassen wurden, um wüste Plätze zu cultiviren, bis später, nach steigender Bevölkerung der Deutschen, die wendischen Einwohner so gedrängt und unterdrückt wurden, daß sie sich verbergen oder wegbegeben mußten. Die in der Anm. III. erwähnte Sage vom Wegzuge der Zwerge aus der Gegend von Wendenhausen am Harz scheint dieß recht klar zu erweisen, wo wohl unbedenklich die Wegziehenden als Wenden anzunehmen sind. In Bezug auf die sächs. und zumal oberlausitzischen Gegenden möchte dagegen bei den Querxen weniger auf Slawen zu schließen seyn, weil auf der einen Seite jener gebirgigen Grenzgegend ohnedieß Wenden, auf der andern Böhmen sich forterhielten, sondern, wie schon bei den Feensmännel-Berg erwähnt, eher auf germanische (und möglicherweise selbst noch frühere) Bewohner. Auch bei den hier genannten Sagen wird die Erwähnung des, die christliche Religion bezeichnenden Glockenschalls, als Ursache des Wegzuges, so wie die zugesagte Rückkehr nach deren Wiederabschaffung mit dem zugleich prophezeiten Wiedereintritt guter Zeiten, als ein späterer Zusatz anzunehmen seyn, wie denn auch bei manchen solcher Sagen der zur Auswanderung nöthigenden Glocken nicht gedacht ist. Als ein noch späterer Zuwachs erscheint das Versprechen der Wiederkehr, wenn die Oberlausitz wiederum an Böhmen gelangen würde; dieser kann nur nach dem Jahre 1623 erfolgt

seyn, da in demselben erst die Verpfändung jener frühern böhmischen Provinz an Sachsen geschah, und zumal die Zittau'sche Gegend früher stets zu Böhmen gehörte. Ein ähnlicher Zusatz bei den erzgebirgischen Sagen ist das Versprechen der Zwerge, nach Abschaffung des Bergbaues zurückzukehren, dessen Hämmern und Klingeln sie wahrscheinlich ebenfalls störte — oder wohl nur die durch denselben weiter verbreitete Cultur dieser gebirgigen Gegend. Die ebenfalls Anm. III. mitgetheilte Erzählung von der Einwanderung der Perchta (Bertha) im Orlagau und ihrem spätern Abzuge scheint offenbar auf die Anwesenheit einer gütigen, um das Ackerbauwesen verdient gewordenen heidnischen Gottheit hinzudeuten, und sollte mit der feindseligen Frau (oder Göttin) Holle und ihrem Nachtjägerzuge ebenso wenig vermischt, oder für gleichbedeutend angenommen werden, als die Frau Venus mit der letztern. Dagegen haben sich die oberlausitzischen Zwergsagen, und andere im nördlichen Deutschland, von Unholden, wie die Frau Holle und das wüthende Heer, meist frei erhalten, und in ihnen spricht sich das Gutmüthige und Drollige der Zwerge besonders aus; welche poetische Ansicht vielleicht Veranlassung gab, schon seit dem Mittelalter menschliche Zwerge an die Fürstenhöfe zu ziehen, wo sie nicht selten bedeutende Rollen spielten. Der nothgedrungene Abzug jener Perchta läßt das dadurch angedeutete Verdrängen des Heidenthums recht sichtlich erschauen, denn der so ernste Fremde, welcher die Leute vor den Heimchen, den fröhlichen Geistern der Heiden warnt, und der nicht lachte und sich nicht freute, war unbezweifelt die christliche Religion in ihrer damaligen Gestalt. Der Bedeutung der von den Zwergen bewachten Braupfanne als Opferkessel wurde im §. 4. gedacht. Ebenso reicht die in den Zwergsagen enthaltene moralische Belehrung tief in das Heidenthum hinauf, wo letztere noch durch Sagen und Lieder verbreitet zu werden pflegte, und geht zugleich in das Mährchen und seine Wunderwelt über, wie bereits §. 5. bemerkt. Denn offenbar sollen jene, auf eine Urzeit deutenden feenartigen Geschenke, z. B. die als Laub erscheinenden Goldstücke, zur Zufriedenheit ermuthigen, auch bei geringscheinenden Werthe; der Zwirnsknaul, der zu Ende geht, wenn man das Ende begierig sucht, zum beharrlichen Fleiße mit Ueberwindung der Neugierde; das Sichtbarwerden bei Gastmählern zum bescheidenen Genusse und so Anderes mehr, welches dem geehrten Leser zur eignen Erläuterung überlassen bleiben kann. Und so erblicken wir im Zwergmährchen, nach Lösung des historischen Elements, noch ein ethisches, oder, wenn man will, sittliche Grundsätze, welche in jenen fernen Zeiten zur belehrenden Sage gestaltet wurden, als der christliche Gottesdienst noch nicht seine beseligenden Lehren spendete. Von jenen Sagen mit ihren Wundergeschenken wurden unbezweifelt viele — nebst dem damit verwandten Zauberglauben und dunkler Ahnung einer frühern mährchenhaften Unschuldswelt, wo Alles in der Natur von geisti-

gen Weſen belebt war — bei der Einwanderung der europäiſchen Nationen ſchon aus dem Orient mitgebracht; dieſer aber gilt recht eigentlich als das heimathliche Mährchenland, und zugleich als der einſtige, der Mährchenwelt bedürftige Kindheitsgarten jener Völker. Nur mittelſt eines ſolchen weit zurückgehenden Blicks werden jene, und ſo andere ähnliche Volksſagen und Mährchen, richtig zu deuten ſeyn.

Anm. I. Der oberlauſitz. Name Querr, für Zwerg, iſt leicht erklärlich; zw, dw, qu, erſetzen ſich in verſchied. Dialecten gegenſeitig; daher zwerch und quer gleichbedeutend. Im Thüringer Wald: Querlich, anderwärts auch Querch ꝛc. für Zwerg; althochdeutſch: tuerc, mittelhochd. twerc, angelſächſ. dverg, nordiſch dvergr (nach Grimm u. And.) Ein s wird in manchen ſprachl. Beziehungen oft beigefügt und eingeſchoben, wie z. B. erlugen, erluchſen ꝛc. Rector Anton in Görlitz hat 1834 ein ſehr leſenswerthes Programm über die Querre herausgegeben, von denen, wie von and. oberlauſitziſchen Sagen u. deren Liter. auch Diac. Peſcheck in ſ. Geſch. d. O. Lauſitz. Poeſie, im Lauſitz. Magazin 1836 handelt. Solche Sagen ſind ferner mitgetheilt in demſ. Mag. 1838. S. 91, 378. u. 1839. S. 232, u. Büſching's wöchentl. Nachrr. 1817. II. mit oberlauſ. Sagen v. Peſcheck. Der Volksſagen v. Ziehnert, Segnitz, Gräfe ꝛc. wurde ſchon gedacht, ſo wie and. Schrr. über dieſen Gegenſtand §. 5. — In der Nieder-Lauſitz, im Voigtlande u. manchen and. Gegenden heißen die Zwerge auch Heimchen; in erſterer auf wendiſch Ludki, d. i. Leutchen, denen dort meiſt die Bewohnung von kleinen Hügeln u. von Wäldern, zumal aber der Urnengräber, ſo wie die Fertigung und Benutzung der darin gefundenen Geräthe zugeſchrieben wird. Das wend. ludk, Zwerg, abzuleiten (wie ludek, ludczek, poln. ein armes Menſchchen) von lud, lid, in mehr. ſlaw. Sprachen Leute, Volk; (wohl aus dem Deutſchen entlehnt oder wenigſtens mit dieſem urverwandt). Solche Zwerge, Erdmännchen, werden wend. auch koltki genannt, vielleicht von Kobold (Hausgeiſt) entſprungen. Edenſo werden, der Angabe der Umwohner zu Folge, auf dem Krulikenberge bei Tröbitz unweit Dobrilugk, mehrere kleine Hügel mit Urnen von Lutki's bewohnt; nur Schade, daß der Verf., als er im J. 1828 daſelbſt jene ausgrub, keinen der letztern bemerkte, weil er ihn ſonſt dem Leſer, und gewiß als etwas Seltnes, in Abbildung mitgetheilt haben würde. (Vergl. Abend-Zeit. Einheimiſches 1828. N. 9. Sept.). Manche niederlauſ. Orte heißen davon: Ljutkowa Gora, Ludkenberge. In Thüringen und Heſſen, wo man ſie meiſt Wichtlein nennt, (von Wicht, Geſchöpf, Weſen, zumal ein ärmliches), leben ſie in Wichtleins-Höhlen. In Bezug auf den im Allgemeinen mehr gutmüthigen Charakter in Deutſchland ſpielen ſie in der nordiſchen Mythologie eine meiſt davon abweichende Rolle, getrennt in weiße u. ſchwarze, nehmlich gute u. böſe Elfen. Die §. 5. erwähnte Mythologie derſ. aus d. Engl. handelt weitläufig darüber. Der Glaube an die Elfen u. Zwerge iſt ſeit uralter Zeit in Deutſchland, wie im ganzen german. u. keltiſchen Norden (den drittiſchen, ſcandinav. u. niederländ. Reichen) verbreitet.

Anm. II. Am Breitenberge zwiſchen Bertzdorf und Haynewalde waren die Zwerge beſonders häufig beim Querrloche (vielleicht einem alten Schachte), ebenſo wie ſie oft aus dem Querrbrunnen, am Fuße deſſelben, mit hervorquollen. Nicht minder fanden ſich deren auf dem bei Dittersbach liegenden Knorr- (oder Bitterlings-) Berge, einem Baſaltfelſen in Säulenform mit kleinen Spaltungen (wie in Leske's Reiſen S. 479. abgeb., der auch von daſigen halbgeſchmolzenen Granitſtücken ſpricht; wohl ebenſo wenig vulkaniſchen Urſprungs, wie die auf dem Löbau'ſchen Berge, vergl. §. 8., weshalb nähere Unterſuchung rathſam wäre). Es iſt ſehr natürlich, daß dieſe ſeltſame Steinbildung für Zwergwohnungen gehalten wurden, wie denn überhaupt die äußere Form der Felſen meiſt zur Wahl von Opferorten und daran geknüpften Sagen veranlaßte. Auch wird von einem in der Chriſt- oder Johannis-Nacht zu hebenden Schatze auf demſelben Berge geſprochen, ſo wie von einem früher daſigen Schloſſe, obwohl ſich jetzt nichts mehr davon entdecken läßt, und eben auch wohl nur ſeinen Grund in der allgemeinen Annahme hat, daß der Berg einſt zu höherm Zwecke als jetzt benutzt wurde. Doch ſoll vor etwa 40 Jahren Mauerwerk von einer Art Vorkeller ſichtbar geweſen ſeyn. Aehnliche Zwergſagen giebt es vom Rieſe- oder Quärgel- (Querr) Berge u. and. derſelben Gegend.

Anm. III. Nachtrag zu den Querr- od. Zwerg-Sagen. Zu dem Besitzer der am Berge bei Dittersbach in der Oberlausitz gelegenen Halbhufe kommt einst, während er ackert, ein Zwerg u. bittet es Hübel (einem weiblichen Zwerg) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sey; als der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus, und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat. (Jener beiden Namen Ursprung möchte eine Aufgabe für Sprachforscher seyn).

Oft hielten sie auch kleine Gastmahle unter sich. Auf die Bitte eines Querrlein, ein solches in der Wochenstube veranstalten zu dürfen, erlaubte es die Wöchnerin und bald kamen die kleinen Wesen durch eine Wandöffnung hervor mit kleinen Tischen, Stühlen, Schüsseln und Tellern u. dergl. mehr. Die Gesellschaft nahm Platz an den Tischen und auch Tafelmusik ertönte. Sie fingen selbst an zu tanzen; doch plötzlich kommt ein Querrlein in's Zimmer gestürzt und verkündet, die alte Mutter Pump sey todt. Dieß erschreckte sie Alle und sie eilten mit ihren Sachen davon; doch eins berichtet der Wöchnerin, daß dieser Tod für die sämmtlichen Querre großen Nachtheil haben könnte. (Nach den Sagen anderer Orte und Familien, wo es sich zugetragen, hat der Unglücksbote gerufen, der König sey todt; noch Andere berichteten Urban ist todt; wer dieß sey hat sich nicht ermitteln lassen). Der Wöchnerin wurde von jenem Zwerge ein goldener Ring, ein silberner Becher und ein Weizenbrödchen verehrt, die, so lange sie in der Familie blieben, dieser Glück und Reichthum bringen würden. Dieß geschah auch so lange, als ersterer von der Frau des ältesten Sohnes des Stammes stets getragen, das übrige aber im Innern eines Thurms vermauert blieb. Doch eine spätere Besitzerin des Ringes verlor ihn aus Unachtsamkeit, das Glück besser zu beachten; unter Donner und Blitz verschwand dann auch beides Andere in dem zugleich gespaltenen Thurme, und seitdem ist die Familie wieder in die Dürftigkeit versunken, in der sie sich früher befand.

Noch giebt es zahlreiche Sagen dieser Art von oberlausitz. wie and. sächs. Orten, deren sämmtliche Mittheilung jedoch zu viel Raum einnehmen würde, auch nicht im Zwecke des Buches liegt, wodurch der Vers. mehr auf eigene Nachforschung in des Lesers Umgegend, beispielsweise hinweisen will. Aehnliche Sagen sind fast in allen deutschen Provinzen vorhanden. Zwischen Elbingerode und dem Rüdelande am Harze wohnten sonst eben solche Wesen in den dasigen Zwergslöchern und standen mit den Bewohnern erstern Orts in so gutem Vernehmen, daß sie diesen Kessel, Töpfe, Schüsseln u. and. Küchengeschirr zu Hochzeiten liehen, wenn die Verwandten der Brautleute nach der Höhle gingen und es verlangten. Dann mußten diese sich stets von der Höhle etwas entfernen, während die Zwerge das Verlangte vor den Eingang derselben setzten, worauf es von jenen abgeholt und nach der Hochzeit, zum Dank mit etwas Speise versehen, wiederum zur Höhle gebracht wurde. Die in den nordöstl. Bergen unfern Dardesheim bei Halberstadt wohnenden Zwerge liehen den Einwohnern Geräth und Kleider zum Feste; man klopfte drei Mal an den Berg und sagte das Anliegen und „Frühmorgens eh' die Sonn' aufgeht, schon Alles auf dem Berge steht." Speise vom Feste wurde dafür den Zwergen zum Lohne auf den Berg gesetzt.

Nach Ottmar's Volkssagen wurde von den Zwergen beim Dorfe Thale (wo sonst Wendenhausen stand, zwischen Quedlinburg u. Blankenburg) den Einwohnern einst Brod gestohlen, und, als diese mit Reisern um sich hieben, die Nebelkappe manches Zwerges herabgeworfen, wodurch sie sichtbar wurden; man nöthigte sie später zur Auswanderung, und ein Jedes mußte ein Stück Geld in ein Gefäß legen, bei dem jedoch ungesehenen Abzuge; sie wendeten sich gegen Morgen zu. Auf gleiche Art wurden andere, bei Walkenrieth, beim Stehlen von Feldfrüchten entdeckt; sie zogen, nachdem sie einen Theil ihrer Schätze abgegeben hatten, ebenfalls ab; sie wollten nicht dabei gesehen seyn, doch einige Neugierige, unter der Brücke versteckt, bemerkten ein viele Stunden langes Getrappel kleiner Menschen, einer Heerde Schafe gleich. Seitdem lassen sich auch dort nur noch einzelne sehen, welche zuweilen kleine Kinder mit Wechselbälgen vertauschen. Auch in Diethmarsen gab es Zwerge, welche sich oft Kochgefäße borgten, es aber immer ehrlich an den Ort zurückbrachten; die Bauern zu Arbecke liehen den dasigen Zwergen Ochsen zur Abfuhr, wogegen ihr Vieh von keiner Krankheit angesteckt wird. Auch Grimm (Mythol. 697.) erwähnt eine ähnl. hessische Sage, wornach einem Bauer bei Utterhausen eine mehrmalige Lohnfuhre während der

Nacht über die Schwalm übertragen wurde; der Bauer fuhr schwere unsichtbare Lasten von den Löchern des Dosenberges weg, bis er zuletzt sah, daß er ein Feld voll von Wichtelmännlein gefahren habe, die in ein anderes Land zogen. Er erhielt dafür einen Wagen voll Geld; noch ist in jenem Berge ein Schatz, und alle 7 Jahre zeigt sich eine Flamme über dem Umfang eines unterirdischen Kessels brennend. Nach Börner's Sagen des Orlagaus waren die Heimchen dort mit den Landleuten sehr befreundet; sie verbreiteten Gedeihen, Glück und Heiterkeit, und nahmen an den Spielen der Kinder Theil, bald erscheinend, bald verschwindend; bald saßen sie auf den Heuschobern, bald auf dem Rindvieh, bald fielen sie beim Obstschütteln herunter. Doch endlich kam ein Fremder in's Land, der nicht lachte und sich nicht freute, und die Leute vor den Heimchen warnte, so daß das trauliche Leben mit ihnen aufhörte. Da ließ die Heimchen-Königin Perchta sich mit ihren Zwergen und deren Hausgeräth, auch einem Ackerpfluge, in der Gegend bei Wilhelmsdorf und Buche über die Saale setzen und sie kamen nie wieder; der Fährmann erhielt drei vom Pfluge abgehauene Spähne, die er wegwarf, wofür er am Morgen darauf an ihrer Stelle Goldstücke fand. So giebt es in jenem Gaue gleiche Sagen von Wald- u. Moos-Weibchen, welche im Hause und Stall fleißig mit arbeiten halfen, des Abends hinter dem Ofen saßen, auch guten Rath ertheilten, übrigens sehr furchtsam waren. Wegen der Genäschigkeit eines solchen buk man einst Kümmel in's Brod, da verschwand es und die Familie kam in dem von jenem beförderten Wohlstande wiederum zurück. Der wilde Jäger war ihr Erbfeind, und nur Holzstöcke sicherten sie vor ihm, wenn drei Kreuze von den Holzmachern darauf eingehauen wurden. Seit sie weg sind, ist die gute Zeit vorbei. Die Männchen sind nicht so gutartig gewesen, als die Weibchen und haben tiefer im Walde gewohnt. So wie von den Nixen es oft erzählt wird, so bedurften auch die Zwerg- u. Wald-Weibchen zuweilen der (stets gut belohnten) Kindfrau und so ähnlicher menschlicher Hülfe. Jene Kreuze und so andere christl. Beziehungen sind spätere Zusätze.

§. 7. Land und Volk.

Bei den geschichtlichen Betrachtungen in Bezug auf ein Land und dessen einzelne Gegenden ist die Rücksicht auf deren natürliche Beschaffenheit eine der nöthigsten, weil dieselbe in vielfacher Wechselwirkung mit den Bewohnern steht, die, zumal in frühern Zeiten, mehr als in neueren, mit und in der Natur lebten. Denn diese war es, wornach die frühern Bewohner sich hauptsächlich zu richten hatten, und welche auf deren physischen und geistigen Charakter im Laufe von Jahrhunderten oft bedeutenden Einfluß ausübte. Gebirgsgegenden veranlaßten zur Ausbildung zum rüstigen Jäger, Thalauen und fruchtbare Bergabhänge bildeten zum Hirtenvolke aus, zahlreiche Gewässer zur Schiffer- und Fischer-Nation ꝛc. Die Einwanderer wählten aber auch möglichst schon diejenigen Landstriche zum Aufenthalt aus, welche ihren angewöhnten Beschäftigungen und Bedürfnissen am meisten entsprachen, oder suchten sie wenigstens durch Cultivirung günstiger und einträglicher für sich zu gestalten. Die Bildungsgeschichte der Nationen steht mithin mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit und der allmähligen Umänderung der natürlichen Landesbeschaffenheit in naher Beziehung; beides ist daher gleichzeitig zu beachten, und zwar ohne ängstliche Rücksicht auf politische Gränzen, welche der Geograph und statistisch-politische Historiker allerdings nicht überschreiten darf, wohl aber der Cultur-Historiker und Alterthums-, wie der Natur-Forscher. Denn diese wird die Aufmerksamkeit auf sich an einander reihendes

Gleichartiges oder doch Verwandtes, oft in angränzende und selbst entferntere Staaten führen, da ebenso wenig die Thier- und Pflanzen-Familien, als die menschlichen Cultur-Fortschritte sich in ihrer Verbreitung durch Schlagbäume aufhalten lassen, die ohnehin Kriegsglück oder Friedenspolitik, bald hier, bald da, zu errichten pflegt. Daher hat auch der Verf. sich nicht ein durch politische Gränzen beschränktes Ziel gesteckt, sondern ohne Kreis- und Amts-Gränzen genau zu beachten, hofft er auch zugleich öfters die so befreundeten Nachbarländer bei seinen Versuchen zu betreten.

Die sächsischen Lande und ihre Gränzgegenden — durch so manche Vorzüge begünstigt — erfreuen sich verschiedenartiger, einander meist gegenseitig unterstützender Landstriche, gebirgiger und ebener, waldiger und wasser- wie getreidereicher; daher kommen in deren Bezirken meist alle Verhältnisse der Cultur seit uranfänglichen Zeiten vor, und beleben um so mehr die Beschäftigung mit deren Geschichte.

Dem Geognosten und Geologen mag es überlassen bleiben, in Hypothesen die Bildung der Erdschichten, wie die der Berge und Thäler zu schildern, und wie das Binnenmeer in dem, von Höhen kesselartig umgebenen Königreich Böhmen, sich des Wassers entledigte und dessen Fluthen die sächsischen Sandstein-Gebirge, und so auf andern Seiten die Massen durchbrachen, dadurch das Bette späterer Flüsse, wie bequeme Pässe in's Ausland bildeten. Des Geschichts- und Alterthums-Freundes Sache aber ist es, zu erforschen, wie, bei der Einwanderung der frühesten Bewohner, die Erdoberfläche muthmaßlich gestaltet und durch Thiere und Pflanzen belebt war; wie dann allmählich die Boden-Cultivirung begann, wilde Thiere mehr und mehr in die Walddickichte eingeengt und endlich völlig verdrängt, wie andere dagegen einheimisch wurden; wie nach und nach Wälder ausgerottet, Sümpfe ausgetrocknet, Gewässer eingeengt oder selbst verlegt, harte Hölzer gegen weiche, bald wachsbare vertauscht, und die Landstriche sonst umgewandelt wurden. So auch die dadurch erfolgte Veränderung der frühern, zum Theil weit rauhern, aber auch beständigern Witterung, in mildere und zugleich leichter wechselnde; letzteres wohl oft zum Nachtheil der Menschennatur. Wird diese natürliche Landesgeschichte auch von dem Naturforscher zugleich in Anspruch genommen, so ist sie dennoch nicht minder für den Geschichtsfreund von hohem Interesse. Sie gewährt öfters Gründe, um Sagen und schwankende historische Vermuthungen zur hohen Wahrscheinlichkeit zu verstärken, und so z. B. anzudeuten, wo die ersten Wohnsitze der Gegend waren und wie deren Verbreitung erfolgte; wie Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse, gewerbliche Beschäftigungen, die Lebensart überhaupt, nach und nach wechselten; wie schon vorhandene Felsen und Berge zu religiösen, politischen und kriegerischen Einrichtungen Veranlassung

gaben oder erſt künſtliche Hügel und Wallgräben dazu nöthig wurden; wie ſelbſt die Sprachdialecte ſich zum Theil durch unläugbaren climatiſchen und andern natürlichen Einfluß, nach gebirgigen, oder ebenen und See-Gegenden modificirten. Daher die ſingenden und die eintönigen und platten, die wort- und bilder-vollen, wie die ſich kurz ausdrückenden, wortkargen, die vocal-reichen, wie die, Ziſchlaute oder andere Conſonante zuſammenhäufenden Mundarten eines und deſſelben Sprachſtamms. Und ſelbſt die geiſtige und ſittliche Nationalität im Ganzen unterliegt aus gleicher Urſache mancher Umgeſtaltung. In gebirgigen Gegenden gedieh ein mehr frohſinniges, freiheitsliebendes, daher auch mehr kriegeriſches Leben, zugleich mit Beſtehen kleiner Volksverbindungen, da dieſelben ſchwieriger zu bezwingen und unter ein Oberhaupt zu vereinigen waren, als in ebenen Gegenden; ſelbſt die Phantaſie bildete ſich andere Götter und Geiſter, in gebirgigen als in ebenen, andere in waldigen, ſumpfigen Landſtrichen, als am Meeresſtrande und auf iſolirten Inſeln.

Als die erſten Wohnplätze in Deutſchland — und wohl faſt aller Länder überhaupt — ſind die fruchtbaren Thalgegenden und, in Hinſicht der Ebenen, wenigſtens die an Gewäſſern anzunehmen, und zwar zumal ſolche, wo leichte Ueberfahrts- und Uebergangs-Orte vorhanden waren, ſowohl bequeme Flußfurthe und Landungsplätze, als Gebirgs- und Moraſt-Päſſe. In ſolchen Landſtrichen befanden ſich ſonſt, wie noch jetzt, die nach und nach zu größern Städten umgeſtalteten erſten Anſiedlungen; die Sitze der Fürſten, Regierungen und mächtigſten Grundbeſitzer, ſo wie der geſchäftsreichſten Gewerbtreibenden, denen insbeſondere bequeme Land- und Waſſer-Straßen zur Hand ſeyn mußten; alle Gegenden geben den Beleg dazu, und die Landkarte wird dieß zumal leicht überblicken laſſen, wenn man die Flußgegenden der benachbarten Oder, Neiße, Spree, Mulde, Elbe, Saale, Werra, des Mains ꝛc. näherer Betrachtung in dieſer Hinſicht widmet. Fruchtbarkeit des Bodens war, zumal bei gepflegtem Landbau, ein beſonders dringendes Bedürfniß, daher die ſogenannten goldenen Auen (im Thüringiſchen, Meißniſchen, der Oberlauſitz ꝛc.) nicht nur als die bevölkertſten, ſondern auch zugleich in alterthümlicher Beziehung, als die reichhaltigſten Landſtriche ſich ergeben. Und ſo wählten auch Ritter und Mönche zu ihren Burgen und Klöſtern in der Regel ſolche fruchtbare und zugleich möglichſt romantiſche Berg- und Thal-Gegenden, denn weite und reizende Ausſichten wurden ſchon im Mittelalter hochgeſchätzt. Ebenſo wurden die Gegenden mit beſonders reinen und ſtarkfließenden Brunnen, zumal Salz- und andern mineraliſchen Quellen und ähnlicher Begünſtigung von der Natur, am zeitigſten zu Wohnſitzen und Opferplätzen ausgewählt, und im Mittelalter oft durch Wallfahrtskirchen berühmt. Bei zunehmender Bevölkerung mußte allerdings mehr und mehr zu unfruchtbarern Gebirgs- und Wald-Gegen-

den, wie zu ſandigen und moraſtigen Ebenen die Zuflucht genommen werden. Die, im Anfange meiſt einzelnen freien Familienvätern allein gehörigen Landbeſitzungen, wurden durch Abbauung der Abkömmlinge, wie treuer Dienſtleute, zu Dorfſchaften geſtaltet, auch wohl mehrere derſelben, durch vermehrten Anbau zuſammenſtoßend, zu größern Orten, zu Städten vereinigt. Die Umgegenden, meiſt zuerſt nur zu Weideplätzen benutzt, wurden, wie ſelbſt die entferntern unwirthlichern Landſtriche, bei zunehmender Menſchenmenge mehr und mehr von der Cultur ergriffen und zu Ackerland bearbeitet, und die Huthungs-Ablöſungen und Gemeinheits-Theilungen neueſter Zeit ſcheinen den Schlußſtein dieſer Cultur inſofern zu bilden, als ſie nicht mehr gemeinſchaftliche Lehden und Huthungen zur künftigen Cultivirung übrig laſſen.

Daß die Germanen, die Jagd hauptſächlich liebend, daher ſich ſtets waldigte und gebirgige Landſtriche wählten, und daß dagegen die ſlawiſchen Nationen ſich nur in ebenen und waſſerreichen Gegenden anſiedelten, die ihnen Ackerbau und Viehzucht, wie Fiſcherei reichlich gewährten, wird zwar allgemein angenommen und faſt in allen hiſtoriſchen Werken wiederholt, iſt aber keines Falls in ſeiner unbegränzten Allgemeinheit, wie es meiſt erzählt wird, anzuerkennen, und es muß ſelbſt zu den einſeitigſten Anſichten führen, wenn man, wie es oft geſchieht, jenes Verhältniß als einen Beweis annehmen will, daß niemals Germanen die ebenen öſtlich-deutſchen Gegenden bewohnt hätten. Allerdings läßt ſich von vielen, vielleicht den meiſten germaniſchen Nationen annehmen, daß ſie — bei ihrem eigenthümlichen Freiheitsſinne, verbunden mit gleichen Rechten aller freien Glieder des Volks und des (beides ſich zu wahren) vorherrſchenden kriegeriſchen Geiſtes, — zugleich auch zu dem, damit in ſo nahem Bezug ſtehenden Jagdbetrieb viel Neigung beſaßen und daher dazu geeignete gebirgs- und waldreiche Landſtriche den ebenen vorzogen; die Jagd diente aber zum Nahrungserwerb, ſo wie zur Sicherheit gegen wilde Thiere und zur Belebung der Jugend mit männlich-tapferem Sinn. Sprechen auch claſſiſche Schriften vom müßigen Herumſchlendern wegen dieſer Jagdluſt, ſo liegt es einerſeits in der Natur des Geſchäfts, andererſeits wurde jene wohl damals eben auch oft als Zeitvertreib von den reichern, höhern Ständen betrieben, wie noch jetzt von ſolchen die Jagd als noble Paſſion betrachtet wird; nur daß es jetzt leichter iſt, die tödtliche Kugel dem gehetzten Thiere aus der Entfernung zuzuſchicken, ſtatt ſonſt, wenn Pfeil und Bogen nicht ausreichte, einen perſönlichen Angriff und Kampf zu wagen. Uebrigens iſt es genügend bekannt, daß, zumal in weſtphäliſchen, niederſächſiſchen und andern nördlichen Ebenen, der alte Deutſche auch Ackerbau und Viehzucht fleißig trieb, ſo wie Fiſcherei und lebhafte, wegen ſeines kriegeriſchen Sinnes, oft bis zur Seeräuberei ausgeartete Schifffahrt; — zu welchem Allen die Landesbeſchaffenheit Veranlaſſung gab. Andernſeits

ist es aber ebenso gegründet, daß die slawischen Nationen, wie ihre Geschichte und Verfassung zeigt, zu einem großen Theile weniger von jenem, bis in die untern Volksstände verbreiteten germanischen Freiheits- und Gleichheits-Sinne belebt waren, und meist nur die höhern Stände, bei Leibeigenschaft der niedern, jenen Sinn zeigten; daß die Masse mehr Neigung zu friedlicher Landbebauung, Fischerei und Viehzucht besaß, daher auch sich deshalb um so mehr in den fruchtbarern, von den Deutschen schon Etwas cultivirten ebenern und hügeligen Gegenden des östlichen Deutschlands zuerst ansiedelten. Bei fast allen slawischen Nationen zeigen die Volkslieder und Sagen, — diese treuen Spiegel des gemüthlichen Lebens — einen friedlichen Geist, ein trauliches, genügsames Naturleben, daher selten von kriegerischen Vorfällen, von Kampf und Untergang oder Sieg die Rede ist, wie so oft in den germanischen und nordischen. Daß aber demungeachtet manche slawische Nationen, bei vermehrter Bevölkerung, auch die gebirgigen Gegenden nicht scheuten, beweisen zahlreiche slawische Ortsnamen in Schlesien, der Lausitz, Sachsen und Böhmen, und, blicken wir auf manche südslawische Nationen, so findet sich selbst ein, durch geeignete Oertlichkeit oft bis zur Räuberei ausartendes freies Gebirgs- und Jagd-Leben. Jene Ansicht wird daher nur sehr beschränkt anzunehmen seyn. — Wer das physische und geistige Leben eines Volkes, von den frühesten bis zu den neuesten Zeiten, nach den nationellen Eigenthümlichkeiten und deren Grundursachen verfolgen will, wird daher, außer andern Einwirkungen, zumal politischer und geistiger Art, auch die natürlichen Landesverhältnisse nicht unbeachtet lassen können. Bildliche Darstellungen versinnlichen jeden Gegenstand, und erleichtern das Eindringen in denselben; so wie daher Landkarten zur neuesten Länder- und Völker-Kunde erforderlich sind, so auch historische Karten mit Rücksicht auf die natürliche Landesbeschaffenheit nach Jahrhunderten oder sonst geeigneten Perioden zur Erläuterung der vaterländischen Culturgeschichte, zuerst nach kleinern Districten ausgeführt, aus denen sich dann erfolgreiche Uebersichten im Ganzen desto leichter entwerfen lassen, wie Anm. I. näher angerathen ist.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen auf das alte Deutschland (Germanien) ins Besondere übergehend, ist es wahrhaft ergötzlich, zu lesen, wie dasselbe mit seinen Bewohnern, in Bezug auf die Römerzeit, etwa zum Anfange der christlichen Zeitrechnung, in frühern, selbst in neuern Schriften, höchst grausenhaft geschildert wird. In jenem, mit Urwäldern über und über bedeckt, — gleich einer Kehreule, rund herum mit Borsten besetzt — und voller Sümpfe und Moräste, trieben sich, solchen Schilderungen nach, die armen Deutschen nackt umher, nur mit einer Bärenhaut über die Schulter und einer Keule versehen; mit Eichelmast sich sättigend und, mit dem Ur und Bär im Walde, um ein Nachtlager

kämpfend. Allerdings ist zuzugestehen, daß in jener Zeit zahlreiche Urwälder und Moräste noch ganze Landstrecken einnahmen, von denen sich selbst bis jetzt noch einzelne, wenig zugängliche Gegenden erhalten haben, und daß seitdem Vieles erst cultivirt wurde; so bildete z. B. einen solchen, meist zusammenhängenden und Deutschland von Südosten nach Westen durchziehenden Gebirgswaldstrich, das Riesen-, Erz-, thüringer Wald- und Harz-Gebirge in seiner frühern Beschaffenheit. Allein nicht jeder Boden ist zu Wald und Sumpf geeignet; daher gab es in Deutschland, und zwar vom Urbeginn an, auch zahlreiche unbewaldete und moraslose Gegenden und selbst liebliche Auen mit zahlreichen Blumen geschmückt, die nicht erst seit einem Jahrtausend geschaffen sind. Man erzählt Vieles von Urwäldern in Amerika, und wenn dieß auch deren zahlreiche besitzt, so erfreut sich dennoch dieser Erdtheil ebenso auch frucht- und bewohnbarer Landstriche. Der Ausdruck „voll Urwälder" ist aber einmal beliebt, und die Phantasie davon so erfüllt worden, daß man sich auch in Bezug auf das frühere Deutschland nicht gern davon trennen mag. Bei Romanen würde es nichts bedeuten, denn werden Liebende auch erst in Urwälder verschlagen, so gestaltet sich dennoch später Alles noch zu Rosenpfaden; gilt es aber der Geschichte, so werden genauere Prüfungen nöthig. Um die Schilderungen der Klassiker in Bezug auf Germanien recht zu deuten, wird man allerdings ihr heimathliches waldloses Italien, diesen ewig blühenden Garten mit seinem steten blauen Himmel, dabei in Anschlag bringen müssen, wornach damals der Vergleich geschah. Vermißt der Italiener sein, von der Natur so reich ausgestattetes Italien noch jetzt in dem, seit jener Zeit so cultivirten Deutschland, so mußte den Römern das alte, germanische, um so mehr als ein höchst unwirthliches Land mit unbehaglichem Aufenthalte erscheinen, zumal da dessen kriegerische Bewohner bei den römischen Cohorten eben auch nicht in dem freundlichsten Andenken standen. Hätten Russen oder Scandinavier jene, noch auf uns gekommene erste genauere Schilderung Deutschlands und seiner Bewohner ungefähr zu Christi Zeiten — die Germania des Tacitus — geschrieben, sie würde weit vortheilhafter lauten. Doch es sind weniger die alten Klassiker, als neuere Schriftsteller, welche das Bild so grausenhaft ausmalen, um ihrer Phantasie zu genügen; denn jene nennen selbst Deutschland hinreichend ergiebig und gestehen ihm sogar Obst und andere Gartenproducte zu, so daß es mithin mit einem ganz Deutschland bedeckenden Urwalde nicht rechter Ernst seyn kann, in welchem, gab es einen solchen, die Römer schwerlich so zahlreiche Colonien in süd- und westlichen Gegenden angelegt und noch zu vermehren gesucht hätten. Uebrigens scheint jene Schilderung besonders dem ihnen bekanntern West-Deutschlande zu gelten.

Was den Culturzustand der Germanen anbetrifft, so gestaltet sich die, von Manchen fälschlich gewähnte Uncultur derselben, bei

näherer Betrachtung der Verhältniſſe, weit günſtiger. Ein Vergleich jener mit den ſtumpfſinnigen Botecuden und ähnlichen amerikaniſchen Wilden — wie ſo oft erfolgte, weil man ſie beide für uncultivirte Nationen annimmt, ohne ihr Weſen näher zu unterſcheiden — möchte nicht zuläſſig ſeyn. Jene Wilden, obſchon ſeit 3 Jahrhunderten mit Europäern bekannt, ſtehen jetzt noch auf derſelben Stufe der Rohheit und Nacktheit, wie in früheſter Zeit und haben von der europäiſchen Cultur nichts angenommen, als — den Branntweingenuß. Sie haben ſelbſt von der Cultur der mit ihnen näher verwandten, meiſt ausgeſtorbenen, und weit gebildetern mexicaniſchen und andern amerikaniſchen Nationen ſich nichts angeeignet, von derer hohen Bildung noch zahlreiche erſtaunenswürdige Denkmäler zeugen, welche die neueſte Zeit uns enthüllte.

Der Name: „Germanen", galt muthmaßlich nur einigen kleinern, zur gemeinſchaftlichen Wehr (Wehrmannei) verbundenen, weſtlichern deutſchen Nationen; ſchon von den alten Klaſſikern für alle dieſe gebraucht, wird jener Name bekanntlich noch jetzt und ſo auch in dieſer Schrift, zur Bezeichnung der alten, heidniſchen Deutſchen im Allgemeinen benutzt, obſchon ſie ſich ſelbſt meiſt nur nach ihren einzelnen Nationen oder Bündniſſen benannten. Nach der ſogenannten Völkerwanderung im 4. und 5. Jahrhundert und dem Auftreten der neuern fränkiſchen, ſächſiſchen ꝛc. Völkerſtämme und der Bildung ihrer Reiche mit allmäliger Verbreitung der chriſtlichen Religion, wird der Name „Deutſche" üblicher, und zwar vom Stamme der Teuten (latiniſirt Teutonen) für's ganze Volk entlehnt, wenn nicht vom Thuisko, als deſſen angeblichem Stammvater; — welches Alles wiederum ſeine Ableitung in einem ähnlichen althochdeutſchen und nordiſchen Worte finden mochte, nehmlich Thiot, das Volk; und das gothiſche Adjectiv: thiotiſc, das zum Volke Gehörige. Sehr unbegründet erſcheint die Vermuthung, daß die germaniſche Nation in Deutſchland nur auf deſſen ſüdweſtliche Hälfte beſchränkt, dagegen die nordöſtliche, zumal die Gegend öſtlich der Elbe und Saale, ſeit früheſter Zeit von Slawen bewohnt geweſen wäre. (Dieſer Name iſt von Slowenen abzuleiten, wie ſich einige ſlawiſche Nationen ſelbſt nannten, daher auch die Schreibart Slaven hier vermieden wurde; letzteres aber wohl nicht von Slawa, der Ruhm, ſondern wahrſcheinlicher von Slowo, das Wort, abſtammend, als (ihnen verſtändlich) ſprechende, im Gegenſatz der ihnen unverſtändlichen, daher gewiſſermaßen nichtſprechenden, ſtummen Nationen, womit ſie z. B. die Deutſchen bezeichneten: nehmlich Njemz, wend. Niemiec, poln. der Deutſche, von njemy, ſtumm, wovon Niemitſch u. ähnl. Orte benannt ſind.) Als germaniſche Nationen aber werden in unſern Gegenden wenigſtens muthmaßlich angenommen: die Markomannen in Böhmen, Variſker im Voigtländiſchen und angränz. Bayern, die Elyſier, Naharwalen, Didunen und and. lygiſche Nationen in Schleſien, die ſpäter

in Spanien mit den Vandalen verbundenen Silinger in der Oberlausitz (und vielleicht in angränzenden schlesischen Gegenden), wo später auch die Astinger erscheinen, die Marsinger aber in der Niederlausitz; das Haupt- oder Central-Volk der Sueven, wovon der spätere Name Schwaben abstammt, nehmlich die Semnonen, im preußischen Herzogthum Sachsen, und überhaupt zwischen der Spree, Havel und Elbe; die Hermunduren und mehrere dazu gehörige kleine Völker, Teuriochämen ꝛc., woraus später die Thüringer entstanden, im Bayerschen, Thüringen und bis an die Ober-Elbe im Meißnischen, vielleicht selbst bis an die Oberlausitz und nach Böhmen hinein, wie dieß später noch näher zu bezeichnen. — Dagegen kommen von den slawischen Nationen in diesen Gegenden nur vor: Polen in Schlesien, Czechen (Tschechen gespr.) noch jetzt in Böhmen, und, in der Gegend der Spree, bis zur Elbe und Saale (und selbst in einzeln Orten über dieselbe hinaus, als freiwillige oder von den Deutschen gezwungene Colonisten): die Sorben oder Wenden, wovon sich ein Ueberrest in den Sorben-Wenden der Ober- und Nieder-Lausitz noch bis jetzt erhielt, deren weiterhin insbesondere gedacht werden wird.

Die ausgezeichnetsten Geschichts- und Alterthums-, wie Sprach-Forscher sind noch immer der Meinung, daß auch der Osten Deutschlands, und zwar selbst östlich der Oder, vielleicht bis zur Weichsel, und so ebenfalls die baltischen Küsten, nach den so klaren Angaben der Classiker und Chronisten und manchen alterthümlichen und sprachlichen Gründen, von den Germanen, und zwar noch vor den Slawen, bewohnt waren, und wollen auch eine neuere, vermittelnde Meinung nicht gelten lassen, daß nehmlich jene nördlich-östlichen deutschen Gegenden, so weit slawische Ortsnamen reichten, ursprünglich von den Slawen besetzt, diese aber von den eingewanderten suevischen und lygisch-vandalischen Stämmen der Germanen beherrscht worden wären, so daß diese die Fürsten- und Krieger-Caste, jene aber die Masse des niedern, beherrschten und arbeitenden Volks gebildet hätten, bis die Germanen bei der allgemeinen Völkeraufregung im 4. und 5. Jahrhunderte, sich südlichere und westlichere Wohnsitze suchten. Der Verfasser theilt vorjetzt noch die Ansicht jener Forscher, bis deren Gründe durch wahrscheinlichere Beweise gnügend widerlegt seyn werden und demzufolge ist von ihm, auch in dieser Schrift, der Osten Deutschlands, als ursprünglich von Germanen bewohnt, angenommen, so daß erst nach ihrem freiwilligen Abzuge, die Slawen in deren sehr entvölkerten Wohnsitzen friedlich einzogen, und zumal in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, nach dem Falle des thüringischen Königreichs, von den Gegenden östlich der Saale und Elbe Besitz nahmen, bis sie von den neuern Deutschen durch Karl den Großen bekriegt, zumal aber durch Kaiser Heinrich I. dem Sachsen, und dessen Nachfolgern überwältigt, und ihre Besitzungen, mit Ausschluß weniger Provinzen, und ungefähr wiederum

so weit germanisirt wurden, als früher die Wohnplätze der Germanen mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen sind. Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß Celten, richtiger Kelten gesprochen, in manchen Bezirken des östlichen Deutschlands, noch vor den Germanen, einige Zeit lang ihre Wohnsitze aufschlugen, und selbst in den Elb- und Oder-Gegenden, da der nicht zu bezweifelnde Aufenthalt der keltischen Bojer in (den nach ihnen noch benannten) Böhmen (Bojenheim), und so Anderes dafür zu sprechen scheint; — welcher Gegenstand später noch zu erwähnen seyn wird, so wie die, ohne nähere Prüfung ebenfalls nicht wegzuweisende, vielmehr durch Manches unterstützte Ansicht, daß germanische Ueberreste sich auch noch während der Slawen-Herrschaft, zumal in den gebirgigen Gränzgegenden Schlesiens, Sachsens und Böhmens ꝛc. forterhielten, bis, nach der Slawen-Ueberwältigung, mittelst zahlreicher deutscher Einwanderung, und dadurch verbreiteter deutscher Sprache und Cultur, im 10. und 11. Jahrh. ein neues nördlich-östliches Deutschland hervorgerufen wurde.

Alles von den Germanen, nach Schriften und andern Quellen, bisher Bekanntgewordene, zeugt von einem schon sehr vorgeschrittenen Standpunkte ihrer Cultur. Jene Thierfelle derselben gestalten sich, bei näherer Betrachtung, zu wärmenden Pelzen, welche dem, solcher nicht nöthig bedürftigen Römer, nur als Thierhäute erschienen, aber noch heutigen Tages getragen werden, und die selbst bis in neuere Zeiten, als Hermelinmäntel, zum fürstlichen Schmucke dienten. Die angebliche Eichelkost gestaltet sich zu trefflichem, schon damals beliebt gewesenen westphälischen Schinken, den die Marsen auch an die Römer lieferten, und für welchen sogar ein gesetzlicher Preis zu Rom (im Jahr 303) bestimmt war; für das dasige Pfund (¾ des unsrigen) 20 Denare (etwa 2 Thaler 6 Groschen). Ferner: gemästete Gänse, von denen die kleinen weißen Federn, nach Rom gesandt, das Pfund mit 5 Denaren bezahlt wurde. Daß die Germanen, neben der Jagd, auch Ackerbau und Viehzucht trieben, ist schon erwähnt; Weinbau lehrten ihnen die Römer in den, von diesen in Besitz genommenen süddeutschen und Rhein-Gegenden. Sie brauten bereits Getränke, fertigten Seife, gerbten Leder und gebrauchten Pelzwerk schon als Besatz. Zu so mancherlei Beschäftigungen bedurfte es auch mancher mechanischer Gewerbe, an denen es daher nicht fehlen konnte. Die Frauen webten Leinewand, und es erfolgte schon damals zuweilen in Kellern, zum desto bessern Gelingen, wie es noch jetzt in solchen, zumal zum feinern Gewebe und Spitzenfertigen, in manchen deutschen und niederländischen Gegenden gewöhnlich ist. Selbst das Wollgewebe war, wenigstens bei dem stammverwandten Belgen, schon gebräuchlich. Die Töpferei mußte besonders ausgebildet seyn, denn die uns hinterlassenen Urnen und andern Gefäße zeugen oft eine geschmackvolle griechische Form, wozu sich jetzige Töpfer selten erheben; gefundene Schmelztiegel und Metallmassen aber von ihrer Schmelz-

kunst; von manchen germanischen Stämmen wurde selbst Bergbau betrieben. Durch alterthümliche Auffindungen werden die meisten Nachrichten der alten Classiker bestätigt, und, wenn sich Manches ergab, was diese nicht erwähnten, so ist anzunehmen, daß den Römern theils nicht Alles bekannt war, daß sie aber auch das, mit heimathlichen Verhältnissen Uebereinstimmende mit Bedacht, als bekannt, übergingen und nur des Fremdartigen dachten, wie dieß meist auch jetzt bei Beschreibungen fremder Länder und Nationen zu geschehen pflegt. Wird auch von den Classikern, bei Beschreibung der allgemein üblichen Bekleidung der alten Deutschen, von zuweilen beobachteter Nacktheit derselben und zumal der Kinder gesprochen, so ist es mehr als Gegensatz eines vollständigen Anzuges (mit Toga ꝛc. nach Römerart) und nur als ein Weglegen mancher, nicht eben nöthiger Kleidungsstücke zu betrachten, wie noch z. B. jetzt bei den Landleuten zur Erndtezeit, beim Viehhüten im Wasser ꝛc., und wie auf dem Dorfe und bei armen Leuten in kleinen Städten, die Kinder sehr unbekleidet umherlaufen. Fremde Reisende könnten daher in ihren Berichten noch jetzt oft von solcher halben Nacktheit in Deutschland sprechen. Man beschuldigt selbst die Germanen des Menschenopfers; näher betrachtet wird sich vielleicht nur finden, daß, so wie noch bis jetzt von uns Verbrecher getödtet und vor nicht langer Zeit muthmaßliche Spione ohne Weiteres gehangen (in dem aller-christlichsten Spanien aber zahlreiche Unschuldige bei dem Auto-da-Fé verbrannt, und noch in den letztern Kriegsjahren Tausende von Gefangenen und selbst friedliche Landleute von den gegenseitigen Parteien erschossen), so auch damals Verbrecher, für Kundschafter gehaltene Feinde u. And. dem Tode, und zwar dem Opfertode geweiht wurden, als den Göttern verfallen, da Gerichtspflege und Gottesdienst bei den Germanen nahverbundene Gegenstände waren.

Ohne vorjetzt näher in die speciellen Cultur-Verhältnisse derselben einzugehen, sey nur im Allgemeinen bemerkt, daß, wenn auch Trunk-, Spiel- und die oft nur davon herstammende Streitsucht, das Bild der alten Germanen Etwas verdunkelt, diese Fehler sich auch bei andern Nationen, zum Theil in noch höherm Grade fanden, übrigens durch allgerühmte Tapferkeit und Redlichkeit, strenges Worthalten, manche edle häusliche Sitte und eheliche Treue und so Anderes reichlich überwogen wird. Ihr (von Grimm erwiesener) hoher Rechtssinn, ihre schon sehr geregelte Gau- und Gemeinde-Einrichtung, und, in Verhältniß zu andern heidnischen Nationen, sehr einfache und zugleich reine Gottesverehrung, so wie die, selbst von den verfeinerten Römern ihnen überhaupt zugeschriebene, hohe Verständigkeit und Gemüthlichkeit u. dergl. m. beweiset eine selten geistige Bildsamkeit und ein mit jenen amerik. Wilden nicht in Vergleich kommendes, schon sehr vorgeschrittenes Cultur-Verhältniß. Ohne ein solches, und ohne den ihnen eigenthümlich kräftigen

und muthigen Charakter, hätten sie den römischen Legionen nicht so zu widerstehen, sich nicht als ein so selbstständiges Volk zu behaupten, und nach und nach zu einer Höhe emporzuschwingen vermocht, worin sie auch später, im Mittelalter, und zumal in neuerer Zeit, fast in jeder Wissenschaft, Kunst, wie in Handels- und Gewerbthätigkeit, in Sitte und Glaubensreinheit, andern Nationen, und selbst den romanischen vorangingen, welchen eine römische und keltische Cultur zu Gute kam, wie den Franzosen, Spaniern, Italienern ꝛc., welche sich das wahrhaft Nützliche und Gute davon aneignen konnten, obwohl es weniger von diesen, als in Hinsicht der Unbeständigkeit, Ueppigkeit und andern nicht nachahmungswerthen Eigenschaften geschah. Die Deutschen, — welche von den, ihnen ursprünglich sehr verwandten und mit ihnen überhaupt in naher Verbindung gewesenen keltisch-gallischen Nationen unbezweifelt manche gewerbliche Fertigkeiten sich aneigneten, — erlernten aber auch Zahlreiches von den Römern, doch nicht deren leichte Sitten, wogegen sie ihr Charakter schützte, sondern manche andere, ihnen nützlich gewordene Kenntnisse; so z. B. ahmten sie Mehreres von römischen Kriegswesen und zumal Burgbau nach, bei welchem die römischen Castelle im südlichen Deutschland ihnen zum Vorbilde dienten. Sie wurden wiederum die hauptsächlichsten Lehrmeister der in Deutschland eingewanderten Slawen, deren Bildungsgrad nach Allem, was vorliegt — wenn man zugleich von ihrem tiefen Zustande im Mittelalter und bei manchen Nationen selbst noch in neuerer Zeit in Bezug auf Ost-Europa einen Schluß auf früher zieht — weit geringer war, als der germanische, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß, so wie ein Mensch auf den andern, bei dem nähern Umgange oft bildend einwirkt, auch cultivirte Nationen zuweilen Sitten und Ansichten von weniger cultivirten annehmen. Doch von dem Zustande der slawischen Nationen in Deutschland ist in Hinsicht früherer Zeit wenig bekannt, und erst im 10. und 11. Jahrhunderte berichten einige Schriftsteller darüber, so daß vieles ihnen Beigelegte auf bloßer Vermuthung beruht, während eine ihnen fehlende Germania und andere frühesten Schriften Mannichfaches von den Deutschen berichten. Anm. II.

In den, in dieser Schrift zu besprechenden Gegenden sind daher zu erwarten: germanische (altdeutsche), so wie slawische (zumal sorbische) Alterthümer; — Namen, Sitten, Sagen, politische, wie Rechts- und religiöse Gebräuche, Bauwerke, Waffen, Geräthe ꝛc. Manche Steinbaue, Bronze- und Stein-Waffen ꝛc. werden vielleicht auch von keltischen Bewohnern abstammen; selbst hunnische Schanzen, Waffen ꝛc. vorzufinden, würde in das Reich der Möglichkeit gehören, da Hunnen und Avaren auch die Elbgegenden längere Zeit heimsuchten. So wie aber auch hier und da in der Erde römische Münzen entdeckt wurden, so sind ebenfalls zahlreiche in ost-deutschen Gegenden gefundene Waffen, Geräthe, Schmucke ꝛc.

unbezweifelt römische Producte, welche die frühern Nationen, zumal die Germanen, leicht von den Römern erbeutet, oder auch eingetauscht haben konnten, da römische Kaufleute wohl zahlreich Deutschland durchstreiften (von solchen in Marobudum, zur Marcomannen-Zeit in Böhmen, sprechen selbst klassische Schriftsteller) und überhaupt die Römer mit ihren Colonien im südlichen Deutschland und längs des Rheins nicht so entfernt waren, als daß nicht mancherlei römische Handelsproducte in unsere Gegenden gelangen konnten. Ferner sind durch die, seit dem frühesten Mittelalter, — seit Ueberwältigung und Bekehrung der slawischen Nationen im östlichen Deutschland — eingewanderten (Neu-) Deutschen, wodurch letzteres germanisirt, zu deutscher Sprache und Sitte gebracht wurde, zumal Thüringer, Franken, (Nieder-) Sachsen ꝛc. (später auch Flamländer, Harzer ꝛc.) neu-deutsche Dialecte, Sitten, Trachten, Gebräuche, Sagen ꝛc. mitgebracht worden, die sich, so weit sie sich bis jetzt erhielten, ebenfalls noch meist nach den Nationen unterscheiden lassen werden. Dieß Alles möglichst erforscht, gesondert, und auf frühere, wie jetzige Bildungszustände bezogen, wird mannichfach Interesse gewähren.

Der nicht selten sich ergebende innige Zusammenhang der ältern und neuern Zeit, auch in Bezug auf nationelle Verhältnisse, läßt von deren neuern Zuständen auf nahverwandte frühere Zeit oft mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, und manche Resultate erwerben, die aus historischen Nachrichten, gefundenen Alterthümern u. dergl. sich nicht allein erlangen lassen. Von den S. 35. genannten, historischen Quellen, sey hier beispielsweise auf die Ursprungs-Ermittelung der, durch besondere Eigenthümlichkeit, noch jetzt von andern sich auszeichnenden Bewohner einer Gegend gedacht und zwar nicht bloß slawischer, sondern auch deutscher Nationen unter Deutschen. Entweder es erhielten sich manche Stämme der frühern Bewohnung, oder wenigstens deren Ueberreste, nach dem Wegzuge eines Theils derselben unter einer Masse neuer Einwanderer, und, wenn auch nicht unvermischt, doch noch als kennbar verschieden von ihnen; oder es wanderten kleine neue Stämme in schon von andern bewohnte Gegenden ein. Sie befinden sich zwar in politischer Hinsicht gewöhnlich völlig ungetrennt von der sie umgebenden Bevölkerung, allein Gesichtsbildung und übrige physische Beschaffenheit, wie der geistig-gemüthliche Charakter, Sitten, Kleidertracht ꝛc. weisen klar auf eine verschiedene Abstammung hin, und nicht selten auf den Ursprung von untergegangenen, oder doch sehr entfernt davon einheimischen Nationen; so z. B. die Landleute um Altenburg, die Halloren in Halle ꝛc. Weiteres davon vergl. Anm. III.

Auf ähnliche Art lassen sich aus den neuern Bezirksgränzen die ältern, selbst die frühesten, oft mit vieler Sicherheit ermitteln. Nicht wie jetzt, wo die Menschen nach geraden Seelenzahlen oder einer

gezogenen Linie auf der Landkarte andern Herrschern zufallen, oder andern Landesbezirken zugetheilt werden, war es in früherer Zeit, wo die Gränzen der heidnischen Periode meist auch die spätere mittelalterliche bildete. Die germanischen Gau- und Mark-Gränzen, wie die, der slawischen Castellaneien und Supanien, verblieben öfters die mittelalterlichen Burgwarts- und Mark-Gränzen, und zugleich die, der meist auf letzteren wiederum beruhenden kirchlichen Diöcesan-Abtheilungen. Dieß ist auch sehr erklärlich, denn schon die Natur bildete in der Regel die Scheidewand. Die größern Bezirke wurden seltener durch leicht zu überfahrende Flüsse, mehr durch Gebirgszüge, Wälder, Sümpfe und Moräste begränzt; bei den kleinern bildeten zwar solche, ebenfalls aber auch Flüsse und Bäche, Wege, wüste Striche und dergl. die Gränze. Mangelte es aber an solchen, von Natur dargebotenen Gränzlinien, so wurden diese in Wäldern durch Verhaue und zumal in Ebenen durch Langwälle und Landgräben gebildet, wie sich deren auch in den sächsischen Landen, von der Elbe und Saale bis nach Schlesien, noch bis jetzt erhalten haben, und, der Wahrscheinlichkeit nach, sämmtlich, oder doch meistens, wie später zu erwähnen, als germanische Mark- oder Gau-Gränzen anzunehmen seyn möchten. Bei der Ueberwältigung eines Bezirks und zumal dessen Haupt-Vertheidigungsortes, traf das Loos alle Bewohner des erstern, weil sie ein nationales und locales, oder sonst verwandtschaftliches Band zusammenhielt, und es an andern Abgränzungsmitteln, als die schon angenommenen natürlichen, fehlte. Einzelne wenige Bewohner würden sich, unter solchen Verhältnissen, von den ihnen so verwandten Nachbarn nicht getrennt haben und, wäre es der Fall gewesen, auch bald nachher überwältigt worden seyn; es lag in der natürlichen Beschaffenheit der Gegend, daß die früher zusammengehörigen Landstriche auch bei neuen Oberherrn, sich wiederum vereinigten; wenigstens war es wohl meist bei den kleinern, den germanischen Mark- und Gemeinde-, wie den slawischen Supanie-Bezirken der Fall. Müssen aber auch vielleicht zahlreiche Ausnahmen zugegeben werden, so ist dennoch mit hoher Wahrscheinlichkeit, selbst mit Gewißheit in der Hauptsache, von jenen mittelalterlichen, politischen und kirchlichen Bezirken, auf die noch früheren, der heidnischen Zeit zu schließen, wie sich nicht nur fast in allen deutschen Staaten bereits ergeben hat, sondern jetzt selbst aus Frankreich bestätigt wurde. Anmerk. IV.

Und so wie die meisten der jetzt bestehenden Orte schon in frühester Zeit bewohnt, und die jetzigen Kirchen und Kapellen zum großen Theil auf demselben Platze gefunden werden, wo einst den heidnischen Göttern geopfert wurde; wie die mittelalterlichen Burgen und neuesten festen Plätze oft dieselben Orte sind, welche germanische und slawische Schaaren mit Wällen versahen und gegen andringende Feinde vertheidigten,

so sind es mithin — mit Ausnahme der seit neuesten, sehr veränderlichen Zeiten erfolgten Abänderungen — meist auch dieselben Bezirks- und Flur-Gränzen, welche schon die frühesten Bewohner anerkannten. Selbst in physischer und geistiger Beziehung auf des Menschen Eigenthümlichkeit, ergeben sich manche interessante Züge, bei der Vergleichung der Bewohner der frühern und der neuern Zeit eines Landes; sowohl in Hinsicht auf Geist und Gemüth, politische und Religions-Ansichten, Sitten und Gebräuche, wie auf Nahrungsbetrieb und Kampf gegen die natürliche Localität, und überhaupt auf das Walten fortdauernder, nationeller Eigenschaften, weil, wie schon erwähnt, die Naturbeschaffenheit der Gegend auf den Menschen höchst einflußreich dazu mitwirkt. So wie z. B. der Italiäner, zumal der Neapolitaner, in Bezug auf Bequemlichkeit und Sinnengenuß, bei einer, die Nahrung fast von selbst darbietenden Landes-Fruchtbarkeit, und günstiger, nicht Feuerung und warme Kleidung fordernder Witterung, jetzt fast ganz noch derselbe ist, als zu der Zeit, als Herculanum und Pompeji verschüttet wurden, so erscheiden auch deren jetzige Religions-Ansichten und christlichen Feste nicht viel anders, als die der frühern heidnischen Religion; die christlichen Heiligen haben, wenn sie nicht alles Gewünschte gewähren, jetzt ebenso von Spott und Verachtung zu leiden, wie es einst im gleichen Falle den alten Götterbildern erging. Klemm hat (in seiner Reise nach Italien) auf Kleidungsstücke der alten Römer und Etrurier hingewiesen, welche in deren Gegenden noch jetzt üblich sind, so wie auch der ärmste Italiäner seinen beschädigten Mantel, noch einer Toga gleich, in herrliche Falten zu werfen weiß. — Wenn aber auch Wissenschaften, Künste und industrielle Erfindungen, selbst politische Einrichtungen und Religions-Ansichten sich von einem Volke zum andern verbreiten, und allerdings manchen wichtigen Einfluß auf dieselben zu äußern vermögen, und wenn ein solcher selbst durch den hohen Geist und kräftigen Willen eines Einzigen in mancher Hinsicht erfolgen kann, so ist alles Dieses dennoch selten so bedeutend, daß der nationelle Charakter des Volks im Ganzen dadurch völlig umgewandelt würde. Freiheits- und gesanglustige Gebirgsvölker zeigen meist noch denselben Charakter, der ihren Urahnen vor Jahrtausenden zugeschrieben wird; derselbe Fall ist es auch bei den schifffahrenden, bei mühsam den Acker bauenden Nationen u. s. w. Sitte und Religion ist in vielen Ländern seit langen Zeiten, dem Wesen nach wenigstens, dieselbe verblieben, obschon die Formen wechselten; zuweilen ist die sinnliche Form noch fast dieselbe, weil ihr die fortbestehende Natur und mit ihr auch der sinnliche Mensch nahe steht. Wie in Frankreich sich die Provinzen noch jetzt streng nach nationellen Eigenthümlichkeiten scheiden, auf die frühe Bewohnung durch verschiedene Völkerstämme und deren theilweise Vermischung beruhend; so scheint in den scandinavischen

Ländern noch derselbe ernste, muthvolle und religiöse Geist vorzuherrschen, den wir, nach der Geschichte und den Sagen der Edda ꝛc. bei den frühern Bewohnern ebenso vermuthen müssen; — ganz so, wie ihre kriegslustigen Heereszüge in älterer und neuerer Zeit sich ähneln. (Vergl. Anm. III.) — Des Tacitus Schilderung der Germanen nach physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten paßt in vieler Hinsicht noch völlig auf die Deutschen neuerer Zeit, und so auch in Bezug auf deren Naturbenutzung, zumal in den mittlern und nördlichen Landestheilen. Noch findet man in Gegenden des reingermanischen Nieder-Sachsens und Westphalens — insofern sie noch unbekannt mit der neuern Mode-Cultur — zahlreiche Verhältnisse der frühesten Zeit; so z. B. das Wohnen der Landleute in zerstreuten Häusern in der Mitte ihrer Felder, und eine uralte Land- und Viehwirthschaftsart, mit einfacher, häuslicher Einrichtung; das niedrige, nur einen Stock hohe Haus, von Holz und Stroh; die Scheuern, Ställe, Kammern ꝛc. in eins gebaut, ohne Nebengebäude. Das Tenne in der Mitte zum Einfahren, nur mit Gitter gegen das Herauslaufen des Viehes verschlossen, welches letztere rechts und links der Diele seine Ställe hat; hinten einige Kammern für Vorräthe und Webstuhl. Dabei das auf freiem Platze brennende Feuer, dessen Rauch von keinem Schornstein herausgeleitet wird, und, zur Seite desselben, die Schlafstätte der Familie, so wie die der Knechte über den Pferden, der Mägde über den Kühen (vergl. Hoche's Reise in dem Saterland). Und so dort noch andere ähnliche uralte Sitten, so wie Rechtsgebräuche, welche völlig die, ihrer germanischen Urahnen zu seyn scheinen. So ist ferner das armselige Wasserleben der Wenden des lausitzischen Spreewaldes — dieses noch erhaltenen Ueberrestes eines Urwaldes — wie des in der Nähe gelegenen Schradenwaldes und and. benachbarten Sumpfwaldungen, eins der Bilder aus frühester, germanisch-slawischer Zeit, die sich dem aufmerksamen Beobachter noch in der Gegenwart darbieten; niedrige Hütten von Baumstämmen zusammengefügt, die Lücken mit Moos verstopft und zuweilen kaum getheilt für die Menschen und für das Vieh, auf dessen Mastung äußerste Sorgfalt verwendet wird. Die dasselbe im Wasser und Schilf hütenden Hirten haben meist bis in den Oberleib darin zu waten, oder fahren auf Kähnen dabei, welche letztere, in einfachster Art, noch unlängst zuweilen aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestanden. Und so auch andere einfache Geräthe, wie gleiche Sitten und Gebräuche, bei Entbehrung so mancher Annehmlichkeiten des Lebens, auch der niedern Classen anderer Gegenden; die Kinder im Wasser oder auf Bäumen, als ihren einzigen Spielplätzen; die Wege in den meilen-langen und -breiten sumpfigen und schilfigen Niederungen, nur durch Canäle gebildet und manches Dorf, gleich einem Venedig, nur zu Wasser zu besuchen; daher auch Hochzeit- wie Leichen-Processionen nicht selten auf Kähnen umherziehen. Diese seltene Ver-

trautheit mit dem Wasser wird zumal manchen slawischen Nationen zugeschrieben, und schon der Grieche Herodot gedenkt einer solchen, welche sich vor dem verfolgenden Feinde lange Zeit unter dem Wasser zu verbergen vermochten, der Budinen; (Budinen, Wasser- oder in wasserreicher Gegend wohnenden Menschen, von woda, Wasser, mit seinem, zumal im letzten Kriege durch die russischen Kriegsvölker sehr bekannt gewordenen Deminutiv, wodka, obwohl diese eine andere (gebrannte) Art Wässerchen darunter verstanden). So ist ferner Lebensart und Sitte der niedern Classen in Polen und Rußland, zumal auf dem Lande, unbezweifelt meist noch dieselbe, welche vor vielen Jahrhunderten, selbst wohl Jahrtausenden statt fand, weil die Cultur dort weit langsamer vorwärts schritt, als in Deutschland, wo z. B. sonst die häusliche Einrichtung und überhaupt Luxus und Sitte der Fürsten, in etwa einem Jahrhunderte, zum Theil auf den Adel, in einem spätern schon auf den Bürger-, und nach einem gleichen Zeitraume auch auf den Bauern-Stand der cultivirtern Gegenden überging; — jedoch mit Ausnahme der neuern Zeit, wo allerdings öfters, und in früheren Zeiten sehr ungewöhnliche Sprünge des Luxus von den höhern, zu den niedern Classen zu bemerken, und wo Sitte und Lebensart edler und weiser Fürsten nicht selten einfacher sind, als die so mancher seiner Unterthanen, welche in äußerer Pracht und Sinnenlust die höchste Ehre und Glückseligkeit zu finden vermeinen. Und so wird sich bei solchen, hier nicht weiter auszuführenden Betrachtungen in Bezug auf Deutschlands Provinzen zahlreiches Interessantes ergeben, und dadurch zugleich, daß das Alterthum uns nicht so fern steht, und dessen Kenntniß für den Gebildeten keineswegs so etwas Fremdartiges ist, als man nicht selten zu wähnen pflegt. Man wird dabei oft zur Verwunderung ersehen, wie die früheste und neueste Zeit, in engem Zusammenhange stehend, sich gegenseitig erläutern; wie einerseits die Jetztzeit uns oft noch der Vorzeit Verhältnisse erkennen läßt, wenn man nicht allein Bücher, sondern auch die Natur und den Menschen selbst, und beider Producte, in historischer Beziehung studirt, und wie andererseits so manches für neu Gehaltene sich schon früher vorfindet; wie überhaupt, — als die drei hierbei hervortretenden Hauptgegenstände, — die Natur des Landes, des Menschen natürlicher Charakter, und der über beides zu herrschen bestimmte menschliche Geist, ihren gegenseitigen, oft auch rückwirkenden Einfluß zu äußern vermochten.

Zumal aber wird es jedem Gebildeten einen besondern Reiz gewähren, bei Reisen und Spaziergängen in der heimathlichen Gegend, sich solchen vergleichenden Betrachtungen hinzugeben, und ihre Bewohner von frühern bis neuern Zeiten und die wechselseitigen Einwirkungen beider auf einander, im lebhaften Bilde vor das geistige Auge treten zu lassen. Und wohl uns dann, wenn dieß nicht allein die Phantasie angenehm

beschäftigt und den Verstand belehrt, sondern auch zu ernster gemüthlicher Betrachtung und selbst dazu Veranlassung giebt, das Alles zu ermitteln, was in der Jetztzeit noch für die Gegend und deren Bewohner gethan, und wie es, nach historischen Erfahrungen, am zweckdienlichsten ausgeführt werden könnte, um mehr und mehr eine höhere Landes- wie Volks-Cultur rechter Art in's Leben treten zu lassen. Und auf solche Weise die Vergangenheit mit der Jetztzeit und der Zukunft in erfolgreiche Verbindung zu bringen, wird der Beschäftigung mit der Geschichte zugleich einen praktischen Werth verleihen, der es genügend rechtfertigt, sich solcher mit Liebe und Eifer zu widmen.

Anm. I. Solche culturhistor. (bildungsgeschichtlichen) Landkarten werden alle Veränderungen sinnlich darzustellen haben, in Bezug auf 1) die natürliche Beschaffenheit von einst u. jetzt, die Wälder, Sümpfe u. Gewässer, Thiere u. Pflanzen ꝛc., wie auf 2) die menschlichen Einrichtungen, sonst u. jetzt bewohnte Orte, Vertheidigungs- und religiöse Plätze, Straßen, Gränzen ꝛc.; selbst 3) die Eigenthümlichkeit der frühern u. jetzigen Bewohner nach Sprache, Sitte, Religion, vorherrschendem Gewerbe u. sonstigen einflußreichen Rücksichten, welche sich oft durch die natürliche Landesbeschaffenheit erklären lassen. — Die Witterung wurde veränderlicher, ungesunder und unfruchtbarer (in Hinsicht des Weinbaues ꝛc.) in den Ländern, wo ein fast völliges Niederschlagen der Waldungen erfolgte. (Anzeiger d. D. 1840. 253.)

In Hinsicht der Pflanzen-Geographie sind seit zwei Jahrtausenden zahlreiche Veränderungen vorgegangen; die mehr feuchten Boden liebenden Eichen- und andere Laub-Waldungen sind durch Sumpfaustrocknen ꝛc. sehr vermindert, und die dagegen mehr angebauten, selbst auf Sandboden gedeihenden und zeitigen Nutzen bringenden Nadelhölzer wollen, bei überwiegendem Getreidebau, immer weniger zu Brenn- und Bau-Holz ausreichen. Die größern wilden Thiere, Auerochs (Ur), Bär, Elenn, Biber ꝛc. wurden erlegt oder in unwirthlichere, östlich- und nördlich-europ. Gegenden verdrängt, so daß sie bei uns nur noch in Menagerien gefunden, und, bei der gleichen Verminderung der Hirsche und ähnl. Wilds, die Jagdlustigen bald nur auf die Hasen beschränkt seyn werden. — Bäre gab es noch 1680 im Erzgebirge (Hering's Hochland I. 425.); 1725 noch im Riesengebirge; (Kurf. Johann Georg I. von Sachsen erlegte v. J. 1611—51 unter and. 95 Bären, 29 Bider, 81 Fischottern ꝛc.) — Zahlreiche deutsche u. slaw. Ortsnamen zeugen noch von Thier- und Holz-Arten, die in den Gegenden nicht mehr, oder nur spärlich noch vorkommen; ebenso wie solche Namen auf Teiche, Sümpfe, Straßen ꝛc. deuten, die längst nicht mehr vorhanden sind, dennoch aber die Verhältnisse der Vorzeit erläutern. Nicht uninteressant ist diese Ermittelung der in frühesten Zeiten vorhandenen Thier- und Pflanzen-Gattungen, wovon die Opfer- und Grabhügel noch, manche Ueberreste enthalten; so auch der allmäligen Veredelung der ersteren und Einführung neuerer, insofern dieß bedeutenden Einfluß jener Art zu äußern vermochte, und der Veränderung der Menschennatur, worüber in Hinsicht auf früheste Zeit D. Schmidt in Hohenleuben treffliche Zusammenstellungen lieferte (in d. Variscia ꝛc.) — Manche einst sehr angebaute Gegenden sind durch Natur- und politische Verhältnisse, besonders Ortszerstörungen in Kriegen (im Hussiten- und 30jähr. Kriege, auch wohl schon durch die Hunnen oder Ungarn und andere barbarische Horden) wüste geworden, und nur Flur-, Gehölz- u. and. Namen weisen sie uns nach. Solche sehr verdienstliche Wüstungs-Verzeichnisse des preuß. Herzogthums Sachsen sind in Förstemann's Mittheil. d. thüring.-sächs. Alterth.-Vereins I. ff. veröffentlicht worden. Schon früher gab es einträglichen Terrassenbau an Bergleh nen, bei Römhild, nach Kruse deutsche Alterth. III. 1. u. in der Ober-Lausitz, nach Böhland, wie jetzt wenig gebräuchlich ist; Hochäcker in Bayern (Schr. darüb. 1832), breitfurchig und hochgewölbt, für römisch, auch für gallisch gehalten. Nicht nur mittelst Abreißung von Erdboden u. dessen Anschwemmen in andern Gegenden durch die Gewässer, sondern auch durch der letztern veränderten Lauf hat sich manche Gegend umgestaltet; z. B. der frühere Lauf der Elde im Meißnischen, muthmaßlich durch die Nassau und um das Spargebirg, so wie vielleicht getheilt, bei den Drachen-

bergen, Zscheila, Zadel, (das deshalb, nebst dem dazu gehörigen jenseitigen Gute Göritsch einst zu Daleminzien gehört haben könnte) Röderau, Zeithayn ꝛc. (nach Pötsch Eldfluthen, Hofmann's Oschatz I. 10., Klemm's Chronik Dresdens I. ꝛc.); (Pfeiffer's Programm über die Urgesch. der Neiße ꝛc.) Eine oft bedeutende Veränderung trat durch Auflagerung neuer Erdschichten mittelst Ueberschwemmung ein, wie durch die sich oft schnell bildenden Torf- und Moor-Lager. In den Niederungen Deutschlands, zumal den Moorgegenden in Holstein, den baltischen Küstenländern ꝛc. sind deshalb zahlreiche Alterthümer gefunden worden, selbst alte Straßen, wie im Diethmarsen eine solche 8 Ellen tief, in Flandern unter Torfmoor gallische Bronze-Geräthe, in England eine Römerstraße, Waffen und Münzen, in Schottland 1820 ein Boot aus einem Eichenstamme, 15 Fuß lang, 3 F. breit u. zahlr. and. Beisp. mehr. (Leonhardt's geol. Vorles. III. 550., v. Hoff's Gesch. der natürl. Erdveränd.) Aber auch ohne jene erklärlichern Ursachen erhöhte sich oft die Erdoberfläche; denn so fand man z. B. heidn. Alterthümer 7 Ellen tief bei Grottau unfern Zittau; Urnengräber 10 Ellen tief bei Ratibor in Schlesien, in welcher Tiefe sie ursprünglich wohl nicht beigesetzt wurden u. s. zahlr. Beispiele mehr.

Wichtig für die alte Geographie ist ferner die Erforschung der nicht mehr oder doch nicht in demselben Grade benutzten uralten Landstraßen; so ging z. B. die Heerstraße von Meißen nach Leipzig früher nicht durch den Keilbusch, sondern über Lommatzsch; eine solche nach Böhmen über Purschenstein (Klemm's Chronik V. 70.), die Löbau-Zittauer Straße über Ruppersdorf; eine früher sehr frequente, jetzt nicht mehr bereiste Handels-, die uralte, sogen. hohe Schlesinger Straße von Polen aus über Görlitz, Schöps, Budissin, Großenhayn, Merschwitz, Boritz, Oschatz nach Leipzig. Uralt ist ebenso die Straße über Zwickau nach Süddeutschland und Italien; nicht minder schreibt man der sogen. grünen Straße bei Delitzsch ein hohes Alter zu. Manche erhielten schon in frühern Zeiten besondere Namen von der Abholung bestimmter Producte, so die Salzstraße von Hayn über Zadeltitz nach Mühlberg, die Glasstraße nach Böhmen u. a. m., die wegen verändertem Geschäftsbetrieb ihre Wichtigkeit verloren. Ein von Kruse, Worbs u. And. vermutheter Handelsweg von der Donau nach den baltischen Bernsteinküsten in heidnischer Zeit (von den Römern benutzt) ging wahrscheinlich vom Waagthale aus nach Schlesien, dann durch die Oberlausitz und Brandenburg, bei Mittenwalde vorbei, nach Klöden's Gesch. v. Berlin; in der Lausitz gefundene römische Münzen hat man zugleich darauf bezogen. Es verdient wenigstens näherer Prüfung, bevor man, wie so oft bei solchen nicht urkundlich zu erweisenden Gegenständen, aus vorgefaßter Ansicht sie als leere Hypothese ansieht.

Anm. II. Unerklärlicher Weise sind in neuerer Zeit dagegen Ansichten aufgestellt worden, wonach die Slawen gebildeter gewesen wären, als die Germanen; darüber hat der Verf. B. V. H. 3. des N. Lausitz. Magazins 1840 unter dem Titel „Kleinigkeiten" sich näher geäußert. Man beachtet oft nicht die verschiedenen Zeiten und schreibt frühern das Alles zu, was erst in weit spätern z. B. im 10. oder 11. Jahrh. von Zeitgenossen berichtet wird; ebenso wenig die Gegenden, indem man die höhere Cultur einigen Handelsstädten an der Ostsee in jenen Jahrh. (woran übrigens angesiedelte ausländ. Handelsleute wohl wesentlichen Antheil hatten) ebenfalls allen andern slaw. Stämmen bis zum adriatischen Meere und von der Elbe bis zu dem Ural zugesteht. (Ueber die slaw. Sitte und Cultur: Literaturblatt, Tübingen 1839. No. 107.) Zudem verfällt man zuweilen in ein bodenloses Etymologisiren, indem man alle Gegenstände, deren Namen irgend eine Aehnlichkeit mit slaw. Worten haben, für Slawen Ureigenthum hält, so daß die Germanen und andere Völker von jenen damit erst bekannt gemacht wurden. Ebenso pflegt man oft alle Orte, deren Namen bei den Slawen oft vorkommenden Sylben besitzen, als von den letzten angelegt, anzunehmen; — ohne im Mindesten darauf Rücksicht zu haben, wie trüglich bloße Wortähnlichkeiten überhaupt sind; wie oft fremde Worte in die Sprache einer Nation ohne Noth aufgenommen werden, die bereits andere für denselben Gegenstand besitzt und diesen längst kennt, und wegen jener Wortannahme nicht mit ihm erst vertraut wird; endlich, daß wegen Urverwandtschaft aller indisch-europ. Nationen und Sprachen, eine Menge Worte allen diesen gemeinschaftlich eigenthümlich sind. Wenn dieß unbeachtet bleibt, wird man leicht Orte mit solchen slaw. Sylben auch auf Jamaika und Japan als slaw. Colonien in Anspruch nehmen und ebenso behaupten können, daß die Deutschen von den Slawen oder Rö-

Digitized by Google

mern erst über den Besitz und Gebrauch von Augen und Nasen belehrt worden wären, weil diese deutschen Worte mit den latein. (oculus, sonst ocus; nasus) u. den slawischen (oko, woko; noss) desselben fast gleichlautend sind. Eine solche (nicht sehr seltne) Sucht zu etymologisiren, würde die Geschichts- und Völker-Kunde bald zum Roman, oder zur Satyre gestalten und neue Irrungen verbreiten, statt daß eine vorsichtige Etymologie die Wahrheit zu erforschen bemüht ist.

Anm. III. Solche kleine Bezirke mit nationellen Eigenthümlichkeiten der Bewohner giebt es in vielen Gegenden; so z. B. die Altenburger, die durchaus von Wenden abstammen sollen — wie denn in manchen Gegenden alles Wendisch oder Slawisch seyn muß, wenn man dessen Ursprung nicht sogleich auf andere Art zu erläutern weiß — und dennoch ein deutsches Element in Sprache, Sitte ꝛc. zeigen; sie sind vielleicht zu Wiprechts von Groitsch Zeit aus Franken, als Ansiedler oder auch schon weit früher angekommen; manche Sitte soll schwäbischen gleichen. Kann man sich nur von der vorgefaßten Meinung des slaw. Ursprungs trennen, so wird nähere Untersuchung bald Anderes ergeben. Ebenso sollen die Halloren, die Nachkömmlinge von Salzbereitern aus deutschen Gegenden, ebenfalls Wenden seyn. Auch die Mundarten, Sitten ꝛc. der Bewohner des Erzgebirges, der südlichen Oberlausitz, und Schlesiens mit ihren so eigenthümlichen Sprachdialecten und der deutschen Nord-Böhmen werden Stoff zu jenen Untersuchungen abgeben. — So zeichnen sich ferner die Bewohner auf manchen Dörfern um Ratzeburg durch Tracht und Sitte wesentlich vor andern aus, mit dem sie sich nie gern vermischen; dieß gleiche Verhältniß findet sich bei den katholisch-deutschen Bewohnern in der Conitzer Gegend in Pommern; ebenso auf der Rügenschen Halbinsel Mönchsguth, sonst Reddewitz, die nicht minder durch Kleidung, Sitten und Abneigung gegen andere Rügianer sich von diesen scheiden. Diese Forschung wird auf die gegenseitigen physischen, sprachlichen und sittlichen Verhältnisse der Bewohner der verschieden Provinzen Deutschlands zu erstrecken seyn. Versuche dazu in physiolog. Hinsicht wurden im Inlande 1830. N. 255 ff. u. Morgenblatt 1830. 184 ff. mitgetheilt. Einige Schilderung der Sitten ꝛc. mancher Gegenden in culturhistor. Bezug enth. die Schrr. der mecklenburg., pomm. u. voigtl. Alterth.-Vereine. Beifall verdient es, daß an einer Sprachkarte der deutschen Provinzen von mehrern Alterthums-Vereinen eifrig gearbeitet wird, womit eine Karte eigenthüml. Trachten, Sitten und Lebensart sich leicht verbinden lassen würde.

Als ein Excurs sey hier auf ein ähnliches Verhältniß in Bezug auf die scandinavischen Bewohner hingewiesen. So wie in neuerer Zeit von ihnen, zumal den Schweden, manche ferne Kriegszüge (zum Theil sehr abentheuerliche) unternommen wurden, und in frühester Zeit schon die Schaaren der Gothen aus jenen Ländern auswanderten und sich nach Osten und Westen verbreiteten, so wurden im frühesten Mittelalter (in dem 8. bis 11. Jahrh.) zahlreiche kriegs- u. eroberungslustige Schaaren ausgesandt, deren bisher wenig beachteten und doch so merkwürdigen, auf spätere Zeiten einflußreiche Seefahrten und Kriegszüge einen interessanten Stoff zu historischen Betrachtungen darbieten. Manche ihrer sehr abentheuerlichen Fahrten sind in den interessanten Wickings-Sagen geschildert. Die Normannen (eigentlich Nordmannen oder vielleicht von Norje, Norwegen, so benannt) eroberten sich Landstriche in Frankreich, England, Italien ꝛc.; sie entdeckten, wie sich kürzlich ergeben, Nordamerika, und beschifften muthmaßlich auch das südliche. Als Waräger durchzogen sie Rußland, u. gründeten unter Rurik ein Fürstenthum. Von ihren Sitzen sind die in der Krimm, am Dniper und Roß, ebendieselben, welche noch jetzt die, durch manche Eigenthümlichkeit vor andern slaw. Bewohnern sich auszeichnenden — und muthmaßlich von jenen Einwanderern abstammenden — Zaporoger Kosaken bewohnen. Diese Waräger oder Wäringer (vom Warägischen Meere, der Ostsee so benannt) also mit den Deutschen stammverwandte Nord-Germanen, sind es, welche den Grund des jetzigen russischen Reiches legten, obschon es später in slaw. Besitz überging, und welche ihm muthmaßlich auch den Namen gaben, denn sie selbst werden Ruß in arabischen Schriften, vom Longobarden Luitprant, von Nestor und die Schweden von den Finnen jetzt noch so genannt. Jene Zaporoger haben noch sehr eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eine Art Constitution ꝛc., dem Slawenthum fremdartig; sie nannten ihre Sitze Gard, der nordische Name für Burg, und ihre burgwallartigen Befestigungen, wie Grabhügel, Steinhämmer und andere Alterthümer gleichen auf überraschende Art den germani-

Digitized by Google

schen, wie dem Verf. von dem Prof. Ritter in Berlin brieflich mitgetheilt wurde, in dessen Geographie Näheres enthalten seyn wird. Und so fänden sich im fernen Rußland noch german. Ueberreste und selbst Nachkommen, obschon nicht so rein erhalten, wie (nach Bragur VI., nach Goethe, v. Hagen u. and. Reisenden) in Italien (bei Verona, Vicenza, Tosenna ꝛc.) durch Sitte u. Sprache als deutsche Colonien sich ergebende Gemeinden angetroffen werden; wohl Nachkömmlinge german. Nationen, die zur Zeit der Völkerwanderung Italien heimsuchten.

Anm. IV. Diese Zurückführung der mittelalterlichen Mark- u. Burgbezirks-Gränzen, und zugleich der meist darauf beruhenden Diöcesan-Gränzen der Bisthums-, Diaconats-, Erzpriester- u. and. kirchl. Sprengel, auf frühere german. u. slaw. Bezirkseintheilung, hat sich im Allgemeinen vielfach bewähret; so z. B. durch Leutsch sächs. Gau-Geographie (in s. Gero) u. durch Schiffner's bereits gleich beabsichtigte Leistung; ferner durch Raumer (in s. brandenburg. Regesten), Wersebe (Gaue in Bezug auf die Elb- und Weser-Gegend), Lang in Hinsicht Bayerns, Ledebour in der Brukterer-Gegend; so in Schleswig u. and. deutschen Landen. Selbst in dem nördlichen Frankreich hat man auf jene Weise und zugleich durch Beachtung der nationellen Eigenthümlichkeit der Bewohner, die frühern röm. und gallischen Sitze u. deren Gränzen mit viel Glück ermittelt.

§. 8. Der Löbauer Berg, der Stromberg und Rothstein.

Die Stadt Löbau, eine der jetzigen Vier- (und ehemaligen Sechs-) Städte der Ober-Lausitz ist unermeßlich reich; sie besitzt einen fast noch unbenutzten Geldkeller, und, wenn dessen Schätze einmal auf gemeiner Stadt Kosten gehoben und dann vertheilt werden, so hofft auch der Verfasser, als getreues Stadtkind, einen reichlichen Theil davon zu erhalten, obwohl vorjetzt noch unbekümmert darum, wie er am besten anzuwenden. Ohne Scherz! — der Geldkeller ist wirklich vorhanden auf dem, ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde südlich von der Stadt, mitten in ebener Umgegend, kegelförmig und ziemlich hoch und steil sich erhebenden (Löbau'schen) Berge. Der Vier-Stadt Löbau gebührt aber auch eine solche Auszeichnung vor andern wenigstens deshalb, weil sie — wenn auch nicht urkundlichen Nachrichten, doch Volkssagen und Chroniken nach — als die älteste der Sechs-Städte gilt, wie Anm. I. näher erwähnt ist. Der gütige Leser mag den Verf. auf den Gipfel jenes Berges begleiten, und es wird ihn schwerlich gereuen; denn, wenn auch nicht einige Goldthaler aus jenem Keller, selbst nicht wichtige alterthümliche Ergebnisse, oder die für den Naturfreund interessanten und zum Theil seltenen botanischen und geognostischen Merkwürdigkeiten des Berges, ihn für den Weg belohnen sollten, so doch wenigstens die reizende Aussicht auf der südlichen Bergkuppe. Ein herrliches Panorama mit zahlreich belebten Orten in fruchtbaren Auen und an der diese bewässernden Löbau, mit einem durch bläuliche Hügelreihen lieblich bekränzten Horizont, lockt nicht nur die Bewohner der Stadt und Umgegend während der wärmern Jahreshälfte auf ganze Tage hinauf, sondern auch alljährlich zahlreiche Reisende, welche es nicht vorziehen, die Welt nur mit Eil- und Dampf-Wagen zu durchfliegen und sich höchstens die passirten Orte in der Schreibtafel zu bemerken,

um, nach englischer Sitte, wenigstens dagewesen zu seyn, versichern zu können. Der schöne Naturgenuß wird von Allen gerühmt, welche die Mühe des Weges nicht scheuten, die, durch freundlich dargebotene Erfrischungen, in baldige Vergessenheit zu bringen, ein behender Berghausgeist gern bereit ist, welcher — gleich den Hospiz-Bewohnern auf des St. Gotthardts Höhe — zum Wohle der Besteiger des Berges, auf dessen südlicher Kuppe während der Sommerzeit Tag und Nacht gastlich Haus hält.

Wir wählen den östlichen, weniger nahen, aber auch nicht, wie der südliche, zu steil ansteigenden Weg, und gelangen bald nach dem Eintritte in das schattige Nadelgehölz, und dem begonnenen Steigen des Berges, zu dem Honigborn. Taf. I. N. 42. (mit Löbau und dessen Berge, so wie den mit a bemerkten benachbarten Rothstein) zeigt diesen bei e, während b der Bautzner Kuppe, e dem Schaafberge und d der schon erwähnten Kuppe mit dem Berghause gilt. Jener köstliche, reine und erquickende Quell wohl ebendieserhalb Honigbrunnen genannt, ist derselbe, wovon man in der Gegend allgemein erzählt, daß aus ihm die kleinen Kinder herausgefischt werden, welche zärtliche Eltern gern zu besitzen wünschen. Der Ort — dessen frühere Tische und um diese befindlichen Sitze, von rohen Steinblöcken wohl schon seit Jahrhunderten errichtet, jetzt durch bequemere von Holz ersetzt sind, — wird von den Stadtbewohnern an heitern Nachmittagen fleißig besucht, zum Genuß einer reichlich belohnenden Aussicht, wie geselliger Unterhaltung und Erholung und eines einfachen, im Freien bereiteten Mahles. Vergl. Anm. II. Von dort ist es nicht mehr weit zum schon besprochenen Geldkeller, — einige fast senkrecht hervorstehende Steinblöcke, mit wenigen schmalen Spalten statt der Thüre; darin liegt nun der Schatz, eine große Braupfanne mit Gold. — Zwei Knaben spielten einst bei dem Geldkeller, und dem einen führte der Wind sein Strohhütchen zwischen die Felsen; er suchte es ängstlich und gelangte dabei in einen früher nicht gekannten Felsenkeller, wo eine Anzahl stummer Herren, am Tische sitzend, ihm winkten, sich aus der, hinter ihnen stehenden Braupfanne mit blanken Thalern und Goldstücken, Einiges zu nehmen; ein feuerschnaubender Hund hielt zwar Wache dabei, that ihm jedoch nichts zu Leide. Die kleinen Taschen mit Geld gefüllt, gelangte der Knabe auch ohne Nachtheil wiederum aus der Höhle, und er erzählte dem Gespielen das glücklich abgelaufene Abentheuer. Dieser wollte es ebenfalls bestehen, doch als er endlich mit vieler Mühe den Weg in den Keller gefunden hatte, winkten ihm die Herren mit böser Miene, sich sogleich zu entfernen und der Hund bewieß sich so grimmig, daß jener ohne Erreichung seines Zwecks davoneilte. Nur selten ist der Keller geöffnet, so z. B. zur Mitternachtszeit in der Christnacht, am Mittage des Johannisfestes und zu ähn-

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

licher seltnen Zeiten; auch ist es überhaupt bisher nur Wenigen geglückt, ihn betreten zu können, da selbst bei schon halbgelungenen Versuchen meist noch ein Versehen begangen wird, weil dabei manche Vorsicht nöthig ist; — wie gewöhnlich bei allem Schatzgraben. Wer nur habbegierig nach dem Schatze strebt und alles Andere dabei vergißt, kommt oft übel weg; daher giebt es auch so wenig Beispiele, daß man reiche Geldschätze mit fortbrachte und daß dieselben zugleich zum wahren Lebensglück gediehen. Das Loos einer unbesorgten Mutter kann zur Warnung dienen. Eine arme Frau gewahrte einst, — es war gerade an einem Charfreitage früh, als man eben vom Chor die Passion sang, — daß die Thüre des Geldkellers des Löbauer Berges offen stand; sie ging hinein, um einen Schatz zu finden, wie es Manchem vor ihr geglückt war, obwohl sie einen solchen schon auf den Armen trug, nehmlich ihr liebes, einziges Kind. Ueberall glänzten helle Karfunkel, Gold- und Silberstücke ihr entgegen, die in mächtigen Braupfannen aufgehäuft waren. Kein Wächter ließ sich sehen, und um nun recht viel von diesem Schatze zu erlangen, setzte sie auf einen, unfern des Einganges befindlichen Tisch einstweilen ihr Kindchen, wo es mit einigen darauf liegenden ganz frischen Aepfeln zu spielen begann. Soviel als möglich raffte sie des Geldes und Goldes in ihre Schürze, so daß es kaum fortzubringen war, und trug es eilig vor dem Keller hinaus, um darauf ihr Kind nachzuholen. Doch welch' ein Schreck! der Keller hatte sich hinter ihren Rücken plötzlich verschlossen, und sie konnte dessen Thüre nicht wiederfinden, so sehr sie sich auch dieserhalb bemühte; alles Jammern und Klagen war fruchtlos, so gern sie selbst alle erlangten Schätze für den verlornen wiederum weggegeben hätte. Und obgleich sie ihr Unglück denen, die zu Rathe saßen, anzeigte, so konnten dennoch auch diese und Niemand ihr rathen und helfen, und selbst alle Nachforschungen auf gemeiner Stadt Kosten nach der Kelleröffnung waren vergeblich. Nur Zeit und Geduld konnten ihren Schmerz mildern, so wie die Hoffnung, das nächste Jahr, wenn sich der Keller zu derselben Zeit wiederum öffnen würde, ihr geliebtes Kind wiederzufinden. Und dieß geschah auch; denn als man das nächste Mal die Passion sang, öffnete der trauernden Frau sich plötzlich die unterirdische Pforte mit ihren blinkenden Schätzen. Doch diese blendeten sie nicht mehr; nur zu ihrem Kinde eilte sie freudig, das, noch mit jenen Aepfeln spielend, auf dem Tische saß, worauf sie es gesetzt hatte, und die Aermchen ihr sehnsuchtsvoll entgegenstreckte. Als sie aber mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kind in ihren Armen. — Doch, für die Leser, welche ein so tragisches Ende solcher Erzählungen nicht gern vernehmen, sey hier eine andere Lesart der Sage mitgetheilt. Nur eine dreitägige Ohnmacht hatte das Kind befallen und da ein Jeder an dem Schicksale der unglücklichen Mutter Theil nahm, so auch ein wunderthätiger Mann der Ge-

Digitized by Google

gend; es gelang ihm, dem Kinde wiederum Leben und Gesundheit zu schenken und zwar mittelst heilsamer Kräuter, die nicht weit von jenem Geldkeller wachsen, weshalb auch ein dasiger Ort bekanntlich der Kräutergarten heißt. Der darauf munter gedeihende Knabe war aber nie mehr auf den Berg zu bringen, mochten seine Gespielen auch noch so fröhlich dahineilen, und als er zum Jüngling herangewachsen und die Mutter verstorben war, ging er in die weite Welt, und hat da, durch Fleiß und Rechtschaffenheit, sein Glück gemacht, mochte aber nie von dem Glücke etwas wissen, welches nur durch Schätze in Geisterbergen und auf ähnliche Art leicht zu erwerben sey. — Unbedachtsame Leute haben oft lange Jahre in der Höhle zubringen müssen; so erging es z. B. einem Löbauer Bürger. Als ihm einst, — es soll in der Mittagsstunde eines Johannistages gewesen seyn — der Zutritt zum Schatze gelungen war, hatte er, aus übergroßer Begierde, sich möglichst viel davon anzueignen und immer Köstlicheres auszuwählen, sich dabei sehr verspätigt und vergessen, daß der Berg nur eine Stunde offen sey; er mußte sieben Jahre lang darin verbleiben. Als nun, nach deren Verlauf, während dem er in tiefen Schlaf versunken war, sich die Thüre wiederum öffnete, eilte er, das Mitnehmen der schon zusammengespeicherten Schätze darüber gern vergessend, hinaus, schon froh, nur seine Freiheit wiederum erlangt zu haben. Er konnte mit dieser Strafe noch zufrieden seyn, denn ein Schäfer mußte einst, bei einer gleichen Absicht, zwanzig Jahre in dem bekannten Küffhäuser in Thüringen zubringen, und es giebt selbst Beispiele von hundertjährigem Aufenthalte in solchen Geisterbergen. Ueberhaupt hat die Erfahrung gelehrt, daß dessen Streben nie gelang, welcher leicht und ohne viel Mühe zu erlangende Schätze absichtlich aufsuchte, wogegen der, welchen, — von ihm ungesucht — ein günstiges Geschick zur rechten Zeit und an den rechten Ort hinführte und dem dabei ein bescheidener Sinn zu eigen verblieb, desto eher vom Glück — der Verfasser meint hier nehmlich von jenem Löbauer Schatze — begünstigt wurde. — Des in der Nähe jener Gegend befindlichen Kräutergartens mit heilsamen Pflanzen wurde schon gedacht; in diesem blüht zuweilen auch die berühmte, so seltene Wunderblume, welche mancherlei Glück bringen soll; ein Rathsförster sah einst, ungefähr vor dreihundert Jahren, eine solche in ihrer Blüthe, aber aus Unentschlossenheit, sie zur rechten Zeit zu brechen, verscherzte er sein Glück. Vergl. Anm. V.

Um nicht ebenfalls sieben Jahre in diesem Geldkeller verschlossen zu werden, oder durch die etwa erlangten Schätze nicht noch Unheil zu erleiden, unterlassen wir das emsige Suchen nach dessen Thüre, geduldig auf das eigene Handeln eines günstigen Geschicks vertrauend, und begeben uns an der nord-östlichen Berghöhe weiter hinauf, bis zu dem sogenannten Schaafberge, einem breiten und unebenen Platze, mit üppig wuchernden

Gräse und kleinen Gestrüppe, so wie hier und da mit Steingerölle bedeckt. Zur Seite befindet sich eine Bergkuppe, die eine weite Aussicht, selbst auf das deutlich zu erschauende Budissin gewährt und deshalb die Bautzner Kuppe genannt wird. Wurde schon vorher Manches von Geistern und wunderbaren Ereignissen erwähnt, so ist es nun zumal auf diesem Schaafberge nicht recht geheuer; da läßt sich nicht selten der Nachtjäger mit seinem Gefolge sehen, und schon mancher beherzte und scharfsichtige Förster wurde auf unerklärliche Art geäfft, und so werden manche andere grause Gespenstergeschichten, selbst aus neuerer Zeit erzählt, welche der Verf. nicht einmal nacherzählen mag. Dagegen ist der uralten Volkssage zu gedenken, daß nehmlich auf diesem Schaafberge einst die Stadt Löbau gegründet werden sollte, und schon an die Stadtmauer Hand angelegt ward; die Sache gedieh aber nicht, denn die dazu bereit gelegten behauenen Hölzer wurden stets in der Nacht von einem weißen Pferde herunter in das Thal geschafft, wo die Stadt jetzt steht; man mußte sich also diesem fügen. Diese Stadtmauer ist Taf. II. N. 6. dargestellt.

Orte, wo es so zahlreiche Sagen giebt, verdienen in alterthümlicher Hinsicht näher untersucht zu werden, und bei einer solchen Nachforschung hat sich denn auch hier manches Merkwürdige ergeben; vor Allem gehört dazu, daß eben dieser Bergtheil von einem Steinwalle — die Stadtmauer jener Sage — umgeben ist. Auf dem Grundriß des Berges Taf. I. N. 13. befindet sich diese mauerartige Umwallung, als ein etwas schiefes Quadrat mit abgerundeten Ecken, mit a bemerkt, während e den Honigborn und g den Weg dahin, von der Stadt aus, bezeichnet; d aber die Budissiner Kuppe und f den ebenfalls schon gedachten südlichen Berggipfel mit dem Berghause und einer Schießstätte. Nicht fern vom Geldkeller (b) fand man (in der Gegend von c) vor etwa 30 Jahren zufällig mehrere Drathringe, Nadeln und ähnliche, — zwar nicht mehr vorhandene, aber von Augenzeugen genügend bezeichnete — Metallgegenstände, wie sie in germanischen Grabstätten öfters vorkommen; nehmlich von der, gewöhnlich mit dem antiken grünen Rost überzogenen Bronze, der bekannten, zumal bei den Römern gebräuchlichen Metallmischung von Kupfer und etwas wenig Zinn. Auf dem Schaafberge selbst aber wurde im J. 1802 ein Kelt (oder Celt), nehmlich eine, aus gleichem Erze bestehende und mit jenem edlen Rost bedeckte, meiselartige Stoßwaffe aufgefunden, die in des Verf. Besitz gelangt, und Taf. I. 43, a, b, c nach verschiedener Ansicht abgebildet ist; — über welche meiselartige, den Kelten und Germanen zugeschriebene Geräthe ein besonderer §. handeln wird. Nach solchen Auffindungen muß jener Steinaufwurf um so bedeutsamer erscheinen. — Dieser Steinwall, von ungefähr 1550 Ellen Länge, meist $1\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ E. Höhe, 5—10 E. Breite, und süd- und westlich weit höher und breiter als öst- und nördlich, ist aus zahlreichen auf-

einandergeworfenen Steinen verschiedener Größe gebildet, und zwar von denselben Steinarten (Granit, Basalt, Dolorit ꝛc.) aus welchen der Berg besteht. Solche Steinwälle, die nicht als eine Spielerei müßiger Hirten betrachtet werden können, woran vielleicht Mancher, bei dem Namen des Ortes, Schaafberg, denken möchte, sondern, wegen so bedeutender Länge und Höhe, als ein Werk von großer Anstrengung zahlreicher Menschen anzusehen sind, gehören der heidnischen Zeit an, als mittelst Kalkmörtel zu fertigendes künstliches Mauerwerk noch nicht bekannt war, das vielmehr in die östlich- und nördlich-deutschen Gegenden erst im 9. und 10. Jahrhundert, nach Ueberwältigung der Slawen und deren Germanisirung, in Gebrauch kam. Ueberhaupt ist die Sitte, wichtige Orte durch Steinumsetzung und Steinumwallung zu sichern und abzuschließen, allen minder cultivirten Völkern eigen und man findet sie häufig als Ueberreste früherer asiatischer, wie europäischer, selbst amerikanischer Nationen. Und so gehören auch alle solche Steinbaue, die Steinkränze und Steinkreise, wie andere Steinsetzungen in Deutschland, jener heidnischen Periode an, und zwar zumal keltischen und germanischen Nationen, da sie sich in deren Ländern häufig finden, obwohl auch in manchen, jetzt von Slawen bewohnten Provinzen; vergl. Anm. IV., wo beispielweise einige genannt sind, die theils zu kriegerischen, theils zu religiösen Zwecken benutzt wurden.

Jener Steinwall hat aber noch eine besondere Eigenthümlichkeit; er besteht nehmlich, zumal an der westlichen Seite, aus theils durchglühten und entfärbten, theils mehr oder weniger geschmolzenen und verschlackten Steinen, wovon mehrere gewöhnlich in einem Klumpen fest zusammenhängen, der von andern daranliegenden oft durch einen, muthmaßlich von Holzkohle herrührenden, kleinen Raume getrennt ist und sich dadurch genau scheidet. Es ist daher eine sehr räthselhafte Schmelzung erfolgt, so wie Kohlenüberreste auf dem Boden, auf einen Brand an Ort und Stelle, und zugleich an manchen Orten der innern Fläche des Walles, deutlich hinweisen, wie Anm. V. mit Erläuterung der Abbild. T. I. 35. ausführlicher angegeben ist.

Daß jene Schlacken nicht natürlicher, vulkanischer Art, sondern durch Menschenhände hervorgebracht sind, haben die geachtetsten Geognosten bestätigt; D. Cotta's Ansicht darüber ist Anm. VI. enthalten. Solcher Schlackenwälle giebt es mehrere, und da jener mit einem solchen bei Buckowetz in Böhmen besondere Aehnlichkeit hat, so ist dieser letzte Taf. I. N. 16. im Grundriß mitgetheilt und in Anm. VII. näher beschrieben; er verdient diese Beachtung zugleich auch als der zuerst entdeckte alterthümliche Wall dieser Art, durch dessen Erwähnung bei der Versammlung der Naturforscher Deutschlands zu Prag, im Jahre 1838 (durch Prof. Zippe), die Aufmerksamkeit auf solche räthselhafte Gegenstände der Vorzeit zuerst angeregt wurde. Wohl werden manche Leser sich dabei der

von Leonhardt zuerſt zur Sprache gebrachten, verglaſeten Burgen Schottlands erinnern, deren nähere Beſchaffenheit in der Anm. VIII. geſchildert iſt, da ſie, wenn auch nur entfernt mit jenen Wällen verwandt, dennoch ſchon an ſich als eine merkwürdige, für jeden Gebildeten intereſſante Erſcheinung gelten werden.

Aus dieſem Allen geht mit Gewißheit hervor, daß an eine Erzſchmelzſtätte nicht zu denken iſt; daß vielmehr, ſo ſchwierig ſie auch erſcheint, dennoch eine Schmelzung des Geſteins durch offenes Feuer im Freien erfolgt ſeyn muß, und daß endlich nicht die letztere der Hauptzweck geweſen iſt, ſondern daß das Schmelzen nur als Nebenſache, beim Opferfeuer oder andern Brande, erfolgte, ſo wie auch auf unbezweifelten Opferorten anderer Gegenden ebenfalls zahlreiche Steinſchlacken dieſer Art vorkommen, deren Schmelzung wohl meiſt nur bei ihrer Benutzung zum Herde des Opferfeuers nach und nach ſtatt fand. Merkwürdig iſt ferner, das völlig gleiche Zuſammenhängen einer Anzahl Steine in getrennten Klumpen bei Löbau und bei Buckowetz, — wenn auch am letztern Orte überall im Walle, und bei erſtern faſt nur an einer Seite deſſelben, — welches auf getrennte Schmelzung dieſer Steinballen deutet, ſo wie der oft dabei bemerkbare Raum auf dazwiſchen befindlich geweſene, zugleich mit verbrannte Hölzer. Von manchem Walle der Slawen an der Oſtſee (in Pommern, Mecklenburg ꝛc.) zur Zeit ihrer Ueberwältigung und Bekehrung, iſt aus gleichzeitigen Annaliſten bekannt, daß dieſelben oft ſehr hoch aus Holzſtämmen errichtet und mit Erde und Steinen dazwiſchen ausgefüllt waren; (auch von Fundamental-Steinen iſt dabei die Rede), ſo wie, daß ſie gewöhnlich vom Feinde angezündet und verbrannt wurden. Man könnte bei den Steinwällen, wo ſich jene Schlacken und Klumpen finden, vielleicht ein ähnliches Verhältniß annehmen, daß z. B. der Hauptbau aus vielem Holze gefertigt und zu mehrerer Feſtigkeit zwiſchen deſſen Schichten dann noch Steine angehäuft wurden, die bei dem Brande, mitten in der Flamme wohl von derſelben ſtark angegriffen und dadurch mit einander verbunden, dann mit den ſie umgebenden Kohlenſchichten herabſtürzten. Wird auch durch dieſe Vermuthung ſo mancher Zweifel noch nicht beſeitigt werden, ſo möchte ſie dennoch, zumal da die verſchlackten Steine meiſt zu den baſaltiſchen Gebilden, und daher zu den leichtflüſſigern Mineralien gehören, vorjetzt als eine der wahrſcheinlichern Erklärungen gelten können, bis ſich weitere Reſultate ergeben haben.

Als ein Wall zu kriegeriſchen Zwecken, zum Sicherungsplatz der Umwohner ꝛc., möchte der des Löbau'ſchen Berges nicht anzunehmen ſeyn; er liegt nicht genügend abgeſondert und könnte von allen Seiten leicht angegriffen werden; er wird daher vielmehr nur für einen Opferort gelten können, vielleicht auch zugleich zu Volksverſammlungen beſtimmt. Die an manchen Orten, zumal öſtlich und nördlich, nur unbedeutende

Höhe und Breite des Walles konnte keinesfalls zur Abhaltung von Feinden, sondern nur zur Abgränzung eines geheiligten Platzes dienen, um Uneingeweihte in der Entfernung zu halten. Allerdings ist es räthselhaft, woher jene, fast nur westlich bemerkbare Feuer-Einwirkung entstand; da es zahlreiche Opferorte anderer Gegenden giebt, die, durch Wälle gesichert, als Götter- und Priester-Vesten anzunehmen sind, so könnte wenigstens eine theilweise Befestigung auch dieses Ortes vermuthet werden; doch erscheint es wohl noch wahrscheinlicher, daß es an jener Seite vielleicht einem Gerüste oder einer sonstigen besondern Vorrichtung zu Opferzwecken galt, wodurch jene Steine klumpenweise schmolzen. Bei einem vielleicht Jahrhunderte lang unterhaltenen Opferfeuer konnten wohl auch die härtesten Steine zum Schmelzen und Verschlacken gebracht werden. Auf einem Opferplatz deuten ferner die Branderde und die geschmolzenen Steine in der Mitte des Wallplatzes, wo sich, bei genaueren Untersuchungen, auch wohl noch andere alterthümliche Gegenstände finden könnten; ferner die Lage jenes Bergtheils nach Osten zu, — wohin meist alle Opferorte gerichtet waren, — während die beiden andern Kuppen desselben unbeachtet blieben, wenigstens keine Andeutung auf frühere Benutzung besitzen. Besonders wird diese Vermuthung durch die oben erwähnten Sagen gesteigert. Wo von Schätzen an, von Geistern bewachten Orten die Rede ist, gab es in der Regel heidnische Opferaltäre, und die Braupfannen deuten auf die dabei benutzten Opferkessel. Insbesondere weiset die Sage von jenem Schimmel auf ein gottesdienstliches Verhältniß hin; denn weiße Pferde waren den altdeutschen und slawischen Göttern gewidmet. Bei den Slawen war ein solches dem Swantewit geheiligt; es diente, nie geritten, nur zur Weissagung, so z. B. in dessen Tempel auf Rügen; sollte es zum Kriege kommen, so wurden drei Mal zwei Spieße kreuzweis hinter einander zum Darüberspringen in die Erde gesteckt; setzte jenes den rechten Fuß voraus, so war es ein gutes, wenn dagegen den linken Fuß, ein übles Zeichen. Ebenso wurden in der nordischen Mythologie dem Odin und so auch andern Göttern weiße Pferde beigegeben; für des germanischen Wodan's Pferd ließ man bei der Erndte gern ein Büschel Getreide stehen, und in manchen deutschen Gauen wurden weiße Pferde, in heiligen Haynen, auf Gemeindekosten unterhalten. Hoher Wahrscheinlichkeit nach war ein solches ebenfalls ein geheiligter Gegenstand jenes gottesdienstlichen Platzes; solche auffallende einzelne Merkmale eines Orts erhalten sich oft Jahrtausende in Sagen und werden mittelst derselben von einer Bewohner-Generation auf die andere fortgepflanzt. Jene bronzenen Geräthe scheinen endlich auf eine weit frühere Zeit hinzuweisen, als die, wo Slawen von der Umgegend Besitz nahmen, deren Gränzlinie, in Hinsicht noch bis jetzt erhaltener wendischer Sitte und Sprache, so wie gleicher Ortsnamen, von Löbau's Thoren nach Norden zu, sich deutlich

scheidet, wogegen südlich davon, mit Ausnahme einiger wendisch oder böhmisch benannten Orte, von früher slawischer Bewohnung keine Spur vorhanden ist, vielmehr Alles nur auf stete deutsche Bewohnung deutet, wie weiterhin näher zu bemerken seyn wird. Es muß jedoch vorjetzt dahingestellt bleiben, ob jener Opferplatz einer der südlichsten der Wenden war, oder ob Germanen ihn anlegten und benutzten, vielleicht zu der Zeit, als Kelten oder Germanen noch Böhmen bewohnten, da jene Bronzegeräthe in diese Epoche zu gehören scheinen, bis spätere Ergebnisse mehr auf das Eine oder das Andere hinweisen. Es wird daher vorläufig genügen können, wenn wir auch nur die Ueberzeugung von der hohen Wahrscheinlichkeit eines heidnischen Opferplatzes im Allgemeinen gewonnen haben, bevor wir die Budissinische Kuppe besuchen, um auf die, viele Meilen weit in's niedere Land sich erstreckende Gegend herabzublicken, von wo einst vielleicht zahllose Opfernde auf den Berg wallten, und wornach von uns die entgegengesetzte südliche, mit gleich weiter Fernsicht gezierte Kuppe, (f auf dem Grundriß) bestiegen wird. Dieser, besonders frei und steil sich erhebende Berggipfel aber war unbezweifelt ebenfalls ein wichtiger Punct in der Vorzeit und wenigstens ein trefflicher Wachtposten, um die Stadt Löbau und die übrigen Umwohnenden durch Fahnen- oder Feuer-Zeichen zu warnen, wenn feindliche Schaaren sich zu nähern drohten. Wir aber, in gesichertern Zeiten, können unbesorgt und von der zurückgelegten Wanderung behaglich ausruhend, — wenn sonach das historisch und auch vielleicht das naturhistorisch Merkwürdige des Berges genügend beachtet ist, — uns dem Genusse der herrlichen Aussicht und, damit abwechselnd, der geselligen Unterhaltung hingeben, welche diese Bergspitze mit dem gastlichen Hause, nicht selten, zumal an schönen Tagen, den Besuchern darzubieten pflegt,

---

Eine benachbarte Anhöhe, der Stromberg, wegen seiner freien Lage und kegelförmig sich erhebenden Gestalt, mit weiter Aussicht, und sich schon vom Weiten vor andern Anhöhen auszeichnend, zog unbezweifelt bereits die Blicke der ersten Bewohner der Gegend auf sich, und wurde deshalb wohl ebenfalls zeitig zu ihren Zwecken benutzt; er ist 2 Stunden von Löbau nordöstlich und ½ Stunde südwestlich von Weißenberg entfernt und wird manchen Lesern vielleicht schon dadurch bekannt seyn, daß Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, nach dem Ueberfalle bei Hochkirch, einige Stunden daselbst ausruhte und zugleich die Gegend besser zu überschauen suchte. Er ist bei der Horizont-Ansicht Taf. I. N. 40. mit b bezeichnet, und die südlich (rechter Hand zu) sich etwas erhebende Kuppe ist es insbesondere, wo es einen Schatz, in einer von Geistern bewachten Braupfanne, geben und überhaupt nicht recht geheuer seyn soll. — Ein Bauerknabe, welcher auf dem Stromberge oft die Kühe hütete,

bemerkte einſt ein ſchönes Goldſtück zu ſeinen Füßen; freudig hob er es auf, da blitzte ein zweites ihm in die Augen, und ſchnell langte er auch nach dieſem; dann noch ein drittes, viertes, und ſo hatte er bald zehn in ſein Mützchen geleſen. Damit hätte er allerdings genug haben können, allein, wie es zu gehen pflegt, er ſuchte immer emſiger nach mehrern und war unzufrieden, daß ſich ſolche nicht fanden. Da zeigte ſich ein elftes, doch, wie er darnach greifen wollte, empfing er einen Backenſtreich von unſichtbarer Hand, und nicht nur das Goldſtück, ſondern auch jene zehn Ducaten oder Louisd'or, oder was es etwa ſeyn mochte, waren zu gleicher Zeit verſchwunden und der Knabe ſo arm, wie vorher. Doch ſoll er dennoch ſpäterhin ein reicher und zufriedener Bauer geworden ſeyn, weil ihm der Geiſterwink vielleicht zur Lebensregel diente.

Wo Feuerfunken hervorſprühen und blaue Flämmchen in die Höhe ſpielen, liegt — dem Volksglauben nach — ſtets ein reicher Schatz, den man erhält, wenn ſogleich etwas Metallnes dahin geworfen wird. Eine arme Frau am Stromberge wußte dieß und als ſie einſt ſo Etwas ſah, — es war gerade unter dem Gottesdienſte — warf ſie ihr Taſchenmeſſer hin; ſie grub ſpäter nach und fand eine bedeutende Anzahl alter Groſchen, die ſie auch behielt, weil ſie — damit zufrieden war. Eine andere Frau, ſie darum beneidend, ahmte ihr es nach, war aber ſo habgierig, daß ſie ihre ganze Schürze voll alte Thaler raffte und kaum genug hatte; doch, als ſie dieſelben zu Hauſe haſtig zählt, erblickt ſie das ganze Dorf plötzlich im Feuer ſtehen. Sie läuft weg, ſieht ſich aber getäuſcht, und zwar doppelt, denn das Feuer war nur ein Blendwerk der Geiſter und auch ihre Thaler waren verſchwunden, aus Strafe für ihre Habſucht. — Zuweilen war ſonſt auf dem Stromberge ein Schloß zu ſehen. Einſt kehrte ein Schuhmacher aus Löbau vom Weißenberger Markte zurück, verirrte ſich ſpät Abends und ging auf jenes erleuchtete Schloß los, wo er zwei Herren antraf, einen ſchreibend, den andern, auf- und abgehend, jenem dictirend. Er bat um eine Laterne, doch er mußte drei Tage dableiben und Steine auf den Berg karren; dann erhielt er jene und einen Silberdreier für ſeine Arbeit, mit der Weiſung, daß, ſo lange er ihn behielte, es ihm nie an Gelde fehlen würde. Als er nun in Löbau ankam, fand es ſich, daß er ein ganzes Jahr abweſend geweſen war; doch da es ihm wegen des Dreiers nie an Geld fehlte, wurde er lüderlich, ließ die Arbeit Arbeit ſeyn und ergab ſich dem Trunk. Da geſchah es denn, daß er einmal im Rauſche den gefährlichen Dreier mit weggab und faſt ganz zum Bettler wurde. Doch er ermannte ſich wieder, und als ihm endlich die Arbeit auf's Neue ſchmeckte, kam Alles wieder in's rechte Gleis und er ward, zwar nicht durch Geiſterhülfe, doch durch eignen Fleiß, ſpäter ein wohlhabender Mann und ſelbſt Obermeiſter, wo er, bei offner Lade, den Jungmeiſtern und Geſellen oft die Geſchichte des Dreiers zu Jedermanns

Warnung zum Besten gab. Alle diese Sagen aber zeigen klar, daß das in frühern Zeiten übliche Schatzheben ein ebenso seltenes und in seinen Folgen sehr zweifelhaftes Glück war, wie das, als Ersatz dafür seitdem Mode gewordene — große Loos.

Bei näherer Untersuchung des Berges in Rücksicht dieser, stets auf heidnische Opferorte deutende Sagen, — als ein solcher auch der Stromberg in der Gegend angenommen wird, — findet sich auf jener südlichen Kuppe eine, wenn auch von Natur entstandene, doch durch Menschenhand geregelte, meist ringsherumlaufende Erhöhung von mehrern Ellen, in Bezug auf die innere Fläche. An mehrern Stellen und zumal längs der nördlichen Seite jener Kuppe, wodurch letztere von dem übrigen Berge getrennt wird, besteht diese Erhöhung aus verschlackten Steinen und mehr oder minder rothgebrannten, oft fälschlich für Ziegel gehaltenen Thonstücken, wie man solche auf andern unbezweifelten Opferaltären ebenfalls häufig findet. Die Mitte des Platzes enthält viel gebräunte und kohlenhaltige Erde. Vergl. Anm. IX.

Von einer dasigen Burg ist nirgends eine geschichtliche Spur, und wenn auch, nach früherer Art ein Holzgebäude darauf errichtet war, so konnte bei dessen Einäscherung keine Spur verbleiben; auf eine solche aber allein jene Schlacken und Kohlen beziehen zu wollen, erscheint völlig unzulässig. Unbeschadet jenes Zweckes, als Opferstätte, kann der Ort, seiner freien Lage und weiten Aussicht wegen, zugleich und zwar in heidnischer Zeit, wie im Mittelalter, als eine Warte oder ein Wachtposten zu Feuersignalen bei feindlichen Ueberfällen gedient haben, wie es damals sehr gewöhnlich und dringend erforderlich war; ebenso sollen auch Volksversammlungen auf ihm gehalten worden seyn; — allerdings Alles nur Vermuthungen, bis vielleicht ein günstiges Geschick genauere Auskunft darbietet.

Zu ein paar Bauern, welche am Stromberge ackerten, kam einst plötzlich ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht woher, und verlangte sechs rothe Ochsen zum Transport der Braupfanne mit dem Schatze des Stromberges auf den benachbarten Rothstein. Aus Furcht vor dem Berggeiste spannten sie sogleich ihre vier Ochsen aus, es waren gerade rothe, und holten noch zwei solche aus dem Dorfe herbei. Das unbekannte Männchen stellte es ihnen frei, ob sie die Wegführung des Schatzes sehen oder nur hören wollten, und da wählten sie denn, um das Anerbieten nicht ganz abzuschlagen, das ihnen am wenigsten gefährlich erscheinende letztere. Doch nicht geringe Angst ergriff sie, als sie die Erde unter sich dröhnen und die großmächtige Braupfanne, wie einen gewaltigen Donner dahinbrausen hörten. Seitdem befindet sich der Schatz auf dem Rothstein bei Sohland. Deshalb wird der

gütige Leser mir noch bis zu diesem folgen mögen. Sagen von diesem Berge sind dem Verf. nicht bekannt worden, wohl aber zeigt der östliche Gipfel desselben einen merkwürdigen Doppelwall, der nicht minder auf einen gottesdienstlichen und zugleich befestigten Ort hinzuweisen scheint.

Dieser, der Basaltformation angehörige, und wie alle solche Berge, sich aus der Ebene kegelförmig erhebende, ziemlich hohe und eine weite Aussicht gewährende Rothstein, — auch der Sohländer Berg genannt, von dem östlich daran gelegenen Dorfe — hat drei Gipfel, der nördliche Kamm, Taf. I. N. 15, ohne Bezeichnung, die südöstliche Kuppe mit jenen Wällen (a und b), die südwestliche oder die Georgenkuppe (c); dabei eine westliche Anhöhe (d), die Gorke, bei e das Dorf Dolgowitz, südwestlich (unter a und c) Bischdorf und entgegengesetzt, nordöstlich des Berges; Sohland. Auf der Georgenkuppe ist noch einiges Mauerwerk vorhanden, welches für die Ruine einer christlichen Kapelle zum heil. Georg gehalten wird. Jene zwei Wälle (Taf. I. N. 42.) nach südöstlicher Ansicht, westlich zu fast offen, und östlich sich an einander anschließend, wo sie sich (in der Mitte) bis auf 12 Ellen erheben, sind zum Theil aus Steinen (basaltischer Art, wie der Berg selbst) zum Theil aus Erde aufgeführt, und von weit größerer Festigkeit als der Wall des Löb. Schaafberges. Doch sind sie noch nicht genügend untersucht und so hat man auch die Ueberreste der mittelalterlichen Burg Dolgowitz noch nicht aufgefunden, welche in einer Urkunde vom Jahre 1213 erwähnt und nur auf dem Rothsteine zu vermuthen ist. Vergl. Anm. X.

Und so hätten uns denn Sagen zu drei muthmaßlich als Opferorte anzunehmenden Bergen mit Schlacken- und Erdwällen hingeleitet, welche, in einem Dreieck liegend, sich gegenseitig erblicken können, und wegen mancher Aehnlichkeit unbezweifelt mit einander in naher Beziehung standen. Die zuletzt erwähnte Sage deutet klar auf ein früheres Verhältniß des Stromberges zum Rothstein. Die Wälle des letztern, wie alle dieser Gegend, sind erst seit wenigen Jahren bekannt, und nirgends vorher erwähnt; sie konnten zu jener Sage nicht Veranlassung geben, die vielmehr uralt und volksthümlich ist. Sie scheint mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den Wegzug heidnischer Priester von dem freistehenden, fast baumlosen Stromberge, nach den ihnen mehr Verborgenheit gewährenden, mit Wald bedeckten und von Landstraßen mehr abgelegenen Rothstein, zu deuten, und zwar zu einer Zeit, wo eine ältere Religion von einer neuern, wohl von der christlichen, verdrängt wurde. Daß aber nur geringe Spuren von einem Opferdienst auf dem Rothstein vorhanden sind, möchte sich dadurch erklären lassen, daß die heidnischen Priester dort wohl nicht lange in Ruhe verblieben, vielmehr bald darauf durch Ueberhandnahme der christlichen Lehre, ebenfalls vertrieben wurden. Vielleicht war es gerade dieser gewählte Zufluchtsort jener Priester, welcher

den Bischof von Meißen veranlaßte, zur immer weiteren Unterdrückung des heidnischen Cultus, in dessen Nähe, in dem nach ihm benannten (Bischofs-) Dorfe an des Berges Fuße, eine Kirche und, auf der einen Kuppe desselben, jene Kapelle zu erbauen, wie es überhaupt häufig vorkommt, daß, zur bessern Verdrängung des heidnischen Opferdienstes, an deren Stelle oder doch in der Nähe, christliche Gotteshäuser errichtet wurden, — wie denn auch wohl jene Burg zum Schutz der bischöflichen Umgegend diente. — Ob aber diese Opferorte nur Local- oder Bezirks-Göttern und welchen derselben galten, und so Anderes ihrer Verhältnisse, möchte wohl für immer ein Räthsel bleiben, wenn nicht vielleicht noch alterthümliche Auffindungen zu genügendern Ergebnissen führen.

Die Taf. I. N. 40. mitgetheilte (vom Pfaffenberge bei Eiserode aus aufgen.) Horizont-Ansicht wird die Lage jener drei Berge und anderer, später noch zu schildernder, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse veranschaulichen; sie wird aber auch überhaupt zugleich Denen, welche diese Gegend der Ober-Lausitz und in der Mitte die, in der Provinz überall sichtbare Landeskrone einst erblickten, zu einer wohl erfreulichen Erinnerung dienen; a bezeichnet das Städtchen Weißenberg, b Strom-, c Wohlscher Berg nebst d dem Dorf Wohla, e Königshayner Berge, f Städtchen Reichenbach, g Dorf Kittlitz, h Landeskrone, i Rothstein oder Sohländer Berg, k Dorf Bischdorf, l die nur schwach hervortretenden Riesengebirgs-Höhen, m die Bautzner Kuppe, nebst n dem Schaafberge und o Honigborn des Berges der, p Stadt Löbau. — Wie es aber etwa eintausend Jahr später, nach Benutzung des Opferwalles auf jenem Schaafberge, in der Stadt Löbau ebenfalls in religiöser Hinsicht gehalten wurde, darüber wird der folgende §. einigen Aufschluß gewähren.

Anm. I. Daß Löbau, wenn nicht als die älteste der Sechsstädte, doch als eine der ältesten der Gegend anzusehen ist, wird wegen der örtlichen Lage in fruchtbarer Gegend und an einem schon bedeutenden Gewässer, — das Löbauische Wasser, die Löbau, — nicht als unwahrscheinlich gelten. Sie befindet sich in ungefähr gleicher Entfernung von drei andern Städten (in der Mitte von Budissin, Görlitz, Zittau), wie solche in hiesigen Gegenden meist von einander liegen, 5—6 Stunden; diese Weite war in früherer Zeit die gewöhnliche der Tagereisen, und dieß Verhältniß gab zur Anlegung und Wachsen größerer Orte ebenso die nächste Veranlassung, wie die Wahl solcher, von einander in ungefähr gleicher Entfernung liegender Orte zum Sitze der Bezirks-Obern. Der später zu erwähnende Opferplatz spricht ebenso für hohes Alterthum der Stadt, die selbst in königl. böhmischen Ausfertigungen „die alte" genannt wird, auch in frühern Jahrhunderten von weit bedeutender Größe war, und Lauban und Camenz vorging. Nach Volkssagen, wie Chroniken, und den — in Hinsicht frühere Zeit zwar wenig urkundlich begründeten, doch seit einigen Jahrhunderten genau von den Stadtschreibern fortgeführten — rathsherrlichen Stadt-Annalen, wurde die Stadt von der böhmischen Fürstin Libussa im Jahre 706 gegründet (nach andern Angaben vom Vater derselben, Herzog Krok, und von ihr selbst erweitert und mit Ringmauern versehen); darauf von der bekannten Wlasta zerstört, später wiederum aufgebaut, zumal vom böhm. König Sobieslaw 1180 und zugleich von ihm zur Stadt erhoben. Es ist dieß vielleicht nur Vermuthung früherer Annalisten, doch wäre es auch möglich, daß sich diese Vorfälle in Sagen fortserhalten hätten. Der erste Anbau erfolgte unbezweifelt am Löbau-Ufer, wo

Digitized by Google

jetzt das Tiefendorf liegt (im J. 1306 urkundl. „Diebesdorpp" genannt), und an dem in jenes Wasser fallenden, von Dehsa herkommenden Bache, wo jetzt Alt-Löbau (wend. Stara Libije) und der niedere, südliche Stadttheil liegt; wogegen auf deren höherm Theile, an dessen steilem Abhange die Löbau vorbeifließt, sich in heidn. Zeit wahrscheinlich ein fester Platz befand, vielleicht mit einem Opferplatz verbunden (wo jetzt der Kirchhof oder die Hauptkirche befindlich, die oft auf jenem errichtet wurden), wenn auch jetzt nicht mehr histor. und örtl. Spuren vorhanden sind. Der Vermuthung, daß der Name der Wetzschke-Mühle von sswiaty, heilig; sswiatniza, Heiligthum; swiez, Licht, wend. abzuleiten sey, ist es entgegen, daß er von einem Besitzer jenes Namens herkommt, der 1527 „die Hölle Mole" für 275 Meißn. G. laut archival. Nachrichten erkaufte. — Dennoch läßt Manches auf eine zeitige Bedeutsamkeit des Orts und daher auch auf den dasigen Sitz eines slawischen Bezirksobern, eines Supans, schließen; 1239 wird Löbau zwar erst in Urkunden genannt, allein deshalb kann man dem Orte, selbst als Stadt, ein höheres Alter nicht absprechen lassen, weil der Beweis sich nicht führen läßt, daß keine Urkunde jener Jahrhunderte, worin desselben gedacht, verloren ging, während es allgemein anerkannt ist, daß zahllose solcher aus dieser Epoche nicht bis auf uns gekommen sind. Die Stadt mußte vielmehr schon damals von einiger Bedeutung seyn, weil sie als Sitz eines königl. böhm. Voigts (Advocatus, Richter) aufgeführt, 1303 bereits von erlangter eigner Gerichtsbarkeit der Stadt, und später vom dasigen Vehmgerichte die Rede ist. Die specielle Geschichte der Stadt, wozu die Oberlaus. Kirchengallerie 1840. N. 35 ff. schätzbare Beiträge enthält, ist hier zu übergehen; nur sey derselben als Versammlungsort der Sechsstädte seit 1346, bei deren, zur Berathung ihres gemeinschaftlichen Besten, von Zeit zu Zeit, oft mehrmals im Jahr, gehaltenen Städtetagen gedacht, und insbesondere eines seltsamen Zufalls bei dem letzten derselben.

Als nehmlich, wegen der Gelangung eines Theils vom Königreiche Sachsen an das Königreich Preußen im Jahre 1815, auch die nordöstliche Hälfte der Ober-Lausitz, und dabei die Sechsstädte Görlitz und Lauban dahin gelangten, daher nur die übrigen (Budissin, Zittau, Camenz, Löbau, dagegen als sächs. Vierstädte) verbunden blieben, so war im Jahre 1814 von allen sechs noch der letzte Städtetag zu Löbau gehalten worden. Bei dem gewöhnlichen Eintragen der Namen der anwesenden Deputirten in das seit 1672 gehaltene sogenannte Convent-Buch, war gerade nur die letzte Blattseite noch dazu frei und es wurde daher durch diese letzte Einzeichnung völlig beendigt. Es erinnert dieß an den von Goethe erwähnten gleichen Zufall, daß, durch die Aufstellung des Bildnisses des letzten römisch-deutschen Kaisers im J. 1792, in dem mit dem Portraits aller dieser Kaiser verzierten Saale des Römers (des Rathhauses) zu Frankfurt am Main, ebenfalls der nur für dieß letzte noch allein freie Raum ausgefüllt wurde.

Die Stadt wird mit folgenden, theils latinisirten, theils sorbisirten Namen urkundlich genannt: 1239 Lubavia, 1267 Ludawe, später bis 1400 Lobaw, Lubawe, Ludowe ꝛc., selten Leudaw, Lebaw, Libaw ꝛc.; das Löbauer Wasser urkundlich Lubata, Ludota, Lubotna; (die in Carpzow Ehrentempel Namen Löbda, Lobesch, wend. Ludaßk, finden sich nirgend weiter vor und sind daher sehr zweifelhaft). Die Stadt heißt in dem bei histor. Forschungen auch zu beachtenden Volksdialecte gewöhnlich: Lebau, und „de Liebe" (wie Zittau: „de Sitte"); wend. ton Lubj, ta Libije, Lodije, Lubja, Lubjt. Gewöhnlich wird es von lobio, lobina, loboscz, Tiefe, Abgrund, abgeleitet, (loboky, lobozy, tief; lobschi, tiefer ꝛc., wovon manche and. Ortsnamen, Lobkowitz, Lobschütz ꝛc.) Allein damit scheint die Sache noch nicht abgethan, denn das bei diesen Worten vorkommende l ist das durchstrichene und in der Gegend wie w gesprochene l, wie es aber nie bei jenem Stadtnamen gebräuchlich ist; dieser weiset vielmehr, wie alle ähnliche Namen der Gegend, Lübben, Lauban ꝛc. auf ein l und vielleicht lj hin; doch die Ableit. von luby, lieblich, angenehm, (Aue) ꝛc., möchte ebenso wenig anwendbar seyn, denn es giebt noch angenehmere Gegenden. Aehnliche Ortsnamen sind Libau in Kurland, (Libawa, auch Lipawo genannt und dort von lipa, die Linde abgeleitet, welches jedoch bei den gleichen Namen hiesiger Gegend nicht anwendbar erscheint. Doch giebt es auch ein russ. lub, lubja, Linden- oder Ulmenrinde, luiwa, Bruch, Sumpfwald). Ferner: Löbau in Westpreußen, poln. Lubawa, gespr. Ljubawa, Liebau in Mähren u. Schlesien, Lubow in Mecklenburg, ähnl. in Böhmen ꝛc. — Jener Name kann aber auch aus

dem Deutschen und zwar von den slawonisirten deutschen Leiba, Loiba, Luda, Lubia ꝛc., ein (Laubholz-) Wald abstammen, ebenso wie die zahlreichen mit leben, leiba ꝛc. zusammengesetzten Namen in thüring. u. angränz. Gegenden. Sie werden fast nur in reindeutschen und in den germanisirten wendischen Gegenden, so auch in den von colonisirten Wenden besetzten Orten in deutschen Gegenden gefunden, so wie dagegen die angränz. slaw. Dialecte diese Loiba ꝛc. nicht besitzen; das krain. lubnu, Hayn, ist ohne Zweifel ebenfalls aus dem Deutschen aufgenommen. Sie werden abgeleitet von dem althochd. leiba, altsächs. lebha ꝛc. der Ueberrest, das Bleibende, althd. liban, bleiben, wohnen, daher Leben: Wohn- oder Aufenthaltsort. Uebrigens verwandt mit dem althd. laub, lauf, niedersächs. loof, schwed. lew, löf ꝛc., Laub, Baum, Wald, u. dem altdd. loh, ebenfalls Busch, Wald, wovon noch Hohenlohe ꝛc. herstammt. (Das b geht leicht in b, we, über, das o und u, in das hellere i, e). Wohnungen von L. bei Bäumen waren bekanntlich in frühester Zeit gewöhnlich und somit wird ihre Benennung von letztern sehr erklärlich erscheinen. Es gab oder auch vielleicht ein göttliches Wesen, Lubbe, Luib (nach Grimms Myth. u. derf. in Haupt's altd. Blättern 1836. IV. S. 370.); ferner im Mannsfeldischen einen verehrten „guten Lubben" (Försteimann's Mittheil. V. 116.), eine poln. Göttin Lube-geld (nach Tkany Mytholog.), welche den Dinkel nach Polen brachte ꝛc. Und so giebt es noch zahlreiche Andeutungen, welche den Etymologen vielfachen weitern Stoff zur Ermittelung der wahren Abstammung jenes Namens darbieten werden, während dieselbe bis zu deren Gelingen hier ausgesetzt bleiben kann.

Anm. II. Der Löbauische (Stadt-) Berg besteht aus Basalt und ist in geognost. Hinsicht sehr wichtig; zumal an der westl. Kuppe geht das Gestein in Nephelin-Dolorit (Nephelin und Augit) über. Unzählige unregelmäßig über einander gestürzte Blöcke beider Steinarten, meist von einer weißlichen (in der oft von Nebeln umgebenden höhern Bergregion sehr gedeihenden) Flechte, bedecken den Berg an vielen Stellen. Näheres über denselben (wie über and. O. Lauf. Berge in mineralog. Hinsicht) in: Cotta's Erläut. der geognost. Karte v. Sachsen N. VI. Dresd. 1839: u. Poggendorf's Annalen 1837. IX. Die in geogr. Schrr. oft vorkomm. Angabe von Löb. Diamanten auf dem Löb. Berge kann nur auf einem Mißverständnisse beruhen. Versuche auf Bergbau an demselben blieben ohne günstigen Erfolg. — Die Flora dieses, wie des nahen Sohländer Berges enthält viele heilsame Pflanzen, und fremde Kräutersammler wurden auf demselben sonst häufig gefunden; eine Stelle am Löbauer Berge heißt deshalb seit undenklichen Zeiten der Kräutergarten. Noch ist des nahen, an der Stadt befindlichen sehr eisenhaltigen Mineralbrunnens zu gedenken, der vielleicht schon in den frühern Jahrhunderten zur Heilung benutzt, nur in neueren Zeiten weniger beachtet wurde, als der Besuch warmer Bäder mehr in die Mode kam; über seine Vorzüge belehrt Herzog's Beschreibung desselben. Bekannt ist es, daß in frühern Epochen die Menschen, der Natur weit näher stehend, alle solche natürlichen Vorzüge der Gegenden bald erforschten und fleißig benutzten, daher auch auf deren zeitigen Anbau mit hoher Wahrscheinlichkeit zu schließen ist.

Der Verf. verdankt manche Gefälligkeit bei Untersuchung des Berges dem dasigen Bergförster Feurich, und die bei diesem §. benutzten Zeichnungen dem Landbau-Cond. Wilsdorf, welcher ihn auch mit dem Abriß von einiger Schanzen ꝛc. der Gegend gütigst unterstützte. (Der Berggipfel liegt gegen 640 F. üb. d. Löb. Wasser).

Anm. III. Mehrere der in diesem §. mitgetheilten u. noch and. Sagen der Gegend sind in Büsching's wöchentl. Nachrichten, dem N. Lausitz. Magazin und Gräve's Sagen enthalten. — Auch erzählt man von geistigen Wesen bei dem Geldkeller, welche armen Frauen Geschenke gewährten, die aber, scheinbar nur Laub, von diesen wenig geachtet, in zufällig verbliebenen Ueberresten jedoch als Gold- und Silber-Münzen erkannt wurden, wie bei den Zwergsagen §. 6. — Leicht konnte man in frühern Zeiten in jener Gegend zuweilen Geldstücke finden, woraus die Sage entstand; alterthüml. Metallsachen wurden ebenfalls in der Nähe gefunden, und ebenso könnten einst römische Münzen auch da verloren gegangen seyn, wie in andern benachbarten Gegenden. So wurde z. B. eine bei Herwigsdorf gefundene römische Münze vom Verf. erlangt u. in s. O. Lausitz. Alterth. beschrieben u. abgebildet. — Die Wunderblume blüht nur in der Johannis-Nacht alljährlich, man sagt auch, sogar nur aller hundert Jahr. Ein vor mehrern Jahrhunderten lebender Rathsförster (Schreier), welcher sie (1570) in dem Kräutergarten auf dem Löb. Berge erblickte, versäumte jedoch, aus Ueberraschung, sie zu

brechen, und plötzlich verschwand sie mit Donner und Blitz, als eben der Kirchthurm-Seiger die Mitternachtstunde anzeigte. Sie war von Farbe purpur mit goldener Einfassung, grün mit Silber an den Blättern, veilchenblau ihr Stengel und himmelblau die Staubfäden; ein lieblicher Duft, ein magisches Licht und Aeolsharfen-Töne gingen aus ihr hervor. An dem Orte, wo sie stand, fand er nachher einen schwarzen Pergament-Zettel mit goldener Mönchsschrift in lat. Sprache, mit der Weisung, daß nur Sterbliche mit reiner Seele sie brechen u. das ihnen dadurch gewährte Glück genießen könnten. Dieser jetzt nicht mehr vorhandene Zettel soll, nebst einem Protocoll über des Försters gerichtliche Aussage, noch vor einem Jahrhundert auf der Löbauer Raths-Bibliothek befindlich gewesen seyn; — wie dieß Alles Gräse in s. Lausitz. Volkssagen (H. 1. S. 42.) näher mittheilt, der die Richtigkeit der Angaben selbst vertreten mag, welche ihm (laut gefälliger Auskunft auf die Anfrage nach der Quelle) vor etwa 50 Jahren, der damalige dasige Rector Heinitz erzählt haben soll.

Anm. IV. Insbesondere finden sich die Steinringe und Steinkränze, (wo einzelne Steinblöcke, an einander gesetzt, einen Kreis bilden, oft auch eine Anhöhe ringsumher bekränzen), wie die Steinwälle, (wo lose über einander geworfene Steine einen Platz wallartig umgeben), in den frühern keltischen Gegenden (in England und Irland, Frankreich und am Rhein, wo es im Elsaß besondere mächtige Steinkränze dieser Art giebt); ferner in german., auch manchen jetzt slaw. Ländern, (in Scandinavien und Deutschland, in den russ. Ostsee-Provinzen ꝛc.) So z. B. giebt es in Lief- und Kurland zur Befestigung dienende Steinwälle von 800 Schritt Länge, 30—36 Breite u. 20 Fuß Höhe, — eine wahre Riesenarbeit! (Mittheil. der kurländ. Gesellsch. 1837). Ferner: ein Kreis von losen Basaltsteinen, 80 Schritt im Durchmesser, bei Herborn (Nassau'sche Annalen II. 2. 102.); zwei Berge bei Römhild, die Dietsburg (in der Nähe der Herthaburg) ein Riesenwall von Basaltblöcken mit 4 Ausgängen, nach den Himmelsgegenden, und der kleine Gleichberg mit dreifachem Steinwall, der äußere 250 Ruthen lang, 8—12 Fuß breit, 4—6 F. hoch. (Kruse's Alt. II. 4. 64. Meining. Beitr. zur Alt.-Kunde III. 100). Von ähnl. im nördl. Deutschland, der Mark ꝛc. berichten Beckmann und die Schriften der Alterth.-Vereine. In Hinsicht Böhmens hat uns der würdige Kalina von Jäthenstein (in seinem böhm. Alterth. 1838.) mit mehrern Steinkreisen, als muthmaßlichen Opferorten, bekannt gemacht, so z. B. der Berg Döblitz bei Zirkowitz; der Burgberg bei Kaaden, wo die sogenannte Umfassungsmauer, theils aus natürlichen Felsen, theils aus einem Erdwall gebildet, und 200 □ Klaftern mit gelegten Steinen ohne Mörtel begränzt sind; auf dem Berge Hradisst bei Brzezina, dessen Gipfel (von 4200 □ Klaftern) ein an manchen Orten 3 Ellen hoher Wall aus größern und kleinern Steinen umgiebt. (Kürzlich fand man daselbst einen behauenen großen (muthmaßl.) Opferstein). Der Radlstein bei Bilin besitzt zwei solche Steinwälle ohne Mörtel, mit nach den vier Weltgegenden gerichteten Eingängen. Ferner sind mit Granitblöcken umkränzt der Wienetz (von wenec, böhm. der Kranz, benannt), der Trzemssin, beide im Parchimer Kreise Böhmens. Und so zahlreiche ähnliche Steinnmwallungen, deren späterhin auch noch in Bezug auf andere sächs. und Nachbar-Gegenden gedacht werden soll.

Anm. V. Bei näherer Untersuchung einer Stelle dieses (Taf. I. N. 23. östl. gesehenen) Walles an der südwestlichen Seite (auf die Kuppe f zu) unsern des Einganges, ergab sich, daß mehrere verschiedenartige verschlackte Steine — wie Taf. I. N. 35, linker Hand oben im Quadrat bemerkt — in Klumpen von ¼ bis 1 Elle Stärke, meist fest zusammenhingen, zuweilen auch an einander geschmolzen waren. Diese Klumpen fanden sich, weil an den Seiten wahrscheinlich die Witterung mehr auf sie eingewirkt hatte, meist nur im Innern, in jenen festverbundenen Zustande, wie dieß auch auf der Durchschnittszeichnung N. 35, durch ein X bei jedem der zusammenhängenden Ballen angegeben ist. Gewöhnlich war zwischen diesen Klumpen (wie N. 35. ebenfalls ersichtlich) ein Zwischenraum fast ringsherum zu bemerken, der wohl meist nur von Holzkohlen herrührte, so wie auch auf der Grundfläche eine schwache schwarze, kohlenhaltige Erdschicht vorhanden war, unter welcher dann der lehmige Boden, ohne Steine, folgte. Die an den Wallseiten und unten befindlichen Steine waren meist weniger als im Innern verschlackt. Die Gesteinart ist die des Berges und es fanden sich in jenen Klumpen Basalt- und Nephelin-Dolorit-Stücke, theils nur entfärbt, theils außen verglaset, theils mehr oder weniger geschmolzen und ver-

Digitized by Google

schlackt, selbst zuweilen stalactistisch stark geflossen, was besonders von heftiger Feuereinwirkung zeugt. Ein stark verschlacktes Stück der letztern Gesteinart zeigt auf beiden Seiten deutliche Eindrücke von Holz. Die verschlackten Steine finden sich besonders an der westlichen Wallseite, wenig an der südlichen; so wie auch bei einer Durchgrabung am östl. u. nördl. Walle sich selten solche ergaben; doch ist eine völlige Untersuchung des Ganzen noch nicht erfolgt. Der vom Walle umschlossene Platz ist sehr uneben, mit Gestrüppe und Steingerölle überdeckt und daher nicht bequem zu begehen; zufällig fand der Verf. dabei Granit, mit einem angeschmolzenen Basaltstücke, und auf einer der obersten Stellen der, in diesem Raume (jedoch nicht so regelmäßig, wie Taf. I. N. 13. bei a angegeben) befindlichen Erhöhung, eine röthliche und zum Theil mit Kohlen vermischte obere Erdschicht, ohne aber weitere alterthümliche Ergebnisse darzubieten. Die Breite des Walls ist öst- und nördlich unten 4—9 Schritt, oben 2—3, süd- und westlich unten zuweilen gegen 10—12, oben 2—3½, die Höhe west- u. südlich bis 3 auch 4, öst- u. nördlich etwa 1—2 Ellen. Manche Steine sind, zumal nördlich, so bedeutend groß, daß sie nur schwierig zu transportiren seyn möchten. So wie nördlich an der zum Theil vom Felsenhervorstehen gebildeten Bautzner Kuppe, so schließt sich der Wall auch südlich an Felsen an. Der Raum des Walles wird auf 16½ Scheffel Land geschätzt. Der bas. gefundene Celt ist 7 Zoll lang u. 3½ Loth schwer.

Anm. VI. Der rühmlichst bekannte Geognost D. Bernhard Cotta in Tharandt, welcher im Auftrag der Freiberger Bergakademie, außer and. sächs. Gegenden, auch die Ober-Lausitz mehrjährig geognostisch untersuchte, erwähnt in der Anm. I. bem. Schr., daß die Schlacken zwar zuweilen für vulkanisch gehalten worden wären (wozu wohl die Basalt-Formation meist veranlaßte), daß sie sich jedoch von solchen in jeder Hinsicht unterscheiden, indem er zugleich auf Leonhardt (Jahrb. 1837. S. 673.), Nöggerath (Ausflug nach Böhmen 1838. S. 322.) u. and. Geognosten verweiset. Derselbe sagt in Bezug auf den Löbauer, wie den Strom- und Sohländer Berg in s. Abhandl. über die Burgwälle dieser Provinz (N. Lausitz. Mag. 1839. Bd. IV. H. 2. S. 124.) „Bei keinem derselben findet man Spuren einer regelmäßigen Aufmauerung; die verschlackten Massen liegen vielmehr locker, aber in deutlicher Wallform über einander. Dieß unterscheidet sie wesentlich von den (zumal v. Leonhardt in s. Basaltgebilde II. S. 523, u. s. popul. Geologie II. S. 21. beschr.) verglaseten Burgen Schottlands, an welche ihre Erscheinung wohl erinnern könnte. Der böhm. Schlackenwall auf dem Schaafberge bei Bukowetz ist sicherlich derselben Entstehung mit denen der Oberlausitz, welchen er in aller Hinsicht gleicht. Daß die letztern alle auf Basaltbergen gelegen sind, während der erstere einen Grauwackenhügel krönt, ist offenbar ganz zufällig. Weniger zufällig scheint es hingegen, daß alle verschlackten Wälle, obwohl an sich niedriger und weniger festungsähnlich, als die unverschlackten, dennoch höher, stets auf die flache Gegend beherrschenden Hügel oder Bergen gefunden werden. Die Verschlackung erreicht oft einen so hohen Grad und ist in allen Theilen der Wälle (zuweilen) so gleichförmig, daß dabei an eine zufällige Feuer-Einwirkung durchaus nicht gedacht werden kann, zumal da sich dieselbe Erscheinung an 4 bis 5 jetzt bekannten Orten sehr gleichmäßig wiederholt. Sie muß offenbar durch lange fortgesetztes heftiges Feuer herbeigeführt seyn. Da man aber bei der Niedrigkeit und schlechten Bauart dieser Wälle, deren einzelne Schlacken nur locker über einander liegen, nicht annehmen kann, man habe durch Verglasung und Aneinander-Schmelzung der einzelnen Theile ihre Festigkeit vergrößern wollen, wie bei den schottischen Burgen der Fall gewesen zu seyn scheint; da ferner an ein Metall-Ausbringen aus den betreffenden Steinen ebenso wenig zu denken ist, so kann man auch die Schmelzung der Schlackenbildung nicht füglich für den Zweck halten; man muß vielmehr annehmen, daß das Feuer selbst die Hauptsache war, und daß die Steine nur zufällig, gleichsam als Herd, dazu kommen." Leonhardt weiset zugleich darauf hin, daß solche Steinveränderung (nach verschiedenen Graden: entfärbt, geröstet, geglüht, verglaset, geschmolzen, verschlackt), auch einzeln bei ausgebrannten Burgen und Schlössern (z. B. zu Heidelberg, bei Baden ꝛc.) vorkommen, und daher dazu eine vulkanische Einwirkung nicht nöthig war.

Anm. VII. Dem Prof. D. Zippe in Prag verdankt der Verf. dem Grundriß und ausführliche briefliche Nachricht von dem verschlackten Steinwall auf dem Schaafberge bei Bukowetz in Böhmen; vergl. Taf. I. N. 16, (wo der Wall jedoch fast ringsherum, daher auch bei c, wo er nur punctirt, und ebenso

von d noch weiterhin auf a zu, bis zu dem Felsenvorsprunge, ebenso wie bei d und b gezeichnet, anzunehmen ist). Der Vorwall gegen NO. ist mit e bemerkt, bei dem innern ist die Stelle bei b untersucht, bei c ist ein alter Eingang, der Weg von e nach a und weiterhin führt nach Bukowetz, bei d ist außerhalb des Walls ein kleiner geebneter Vorsprung. Er befindet sich auf einer mit Wald bewachsenen Bergkuppe am rechten Ufer der Mies, unweit des Dorfes Bukowetz, 1 Meile NO. von Pilsen, welche Kuppe NW. u. S. gegen das Flußthal der Mies u. in ein kleines Seitenthal desselben, ziemlich steil herabfällt, und theils beraset, theils mit Steinbrocken bedeckt ist. Oestlich verläuft sie sich in das Plateau und erhebt sich nur unmerklich. Die obere Platte der Kuppe ist fast eben und somit der ganze Berg nur ein Vorsprung der Hochebene gegen das Thalgehänge. Das feste Gestein der letztern, wie die losen Steinblöcke gehören der Grauwacken-Bildung an, aus der schieferigen Struktur in ein dichtes, der Grundmasse eines Porphyr ähnlichen Gebirgsgestein übergehend. Die Kuppe ist an ihrem Rande fast ringsum kranzartig mit einer Art von Wall eingesäumt, welcher sich bei der nähern Untersuchung bald als ein Werk von Menschenhand kund that. — Er ist von 3—4 Fuß Höhe, in der Basis auf 2 Ellen dick, und bildet, nach Taf. I. N. 10. ein unregelmäßiges Polygon mit geraden und sanftgekrümmten Seiten, wie zum Theil stumpfeinspringenden Winkeln; er ist ferner 90 Ruthen lang und 50 breit, und richtet sich ganz nach der Figur der Bergplatte. In der Entfernung von 90 Ruthen findet sich an der NO. Seite, da, wo die Bergplatte sich in die Hochebene verläuft, jener andere wallartige Aufwurf (bei e), welcher von einem Gehänge des Berges zum andern geht, und von welchem aus eine grabenartige Vertiefung sichtbar ist. Beide Wälle, zumal der äußere Abschnitt, sind ziemlich mit Rasen u. Dammerde bedeckt. Der innere Wall des Hauptwerks besteht aus zusammengetragenen losen Gesteine, ohne durch eine Art Kitt oder Mörtel mauerartig verbunden zu seyn; diese Steine, von der Felsart des Berges, sind aber an Ort und Stelle meist durch Feuer verändert und zum Theil geschmolzen, so daß sie in eine blasige und porös schlackige Masse übergehen, wie dieß an anbern außerhalb, wie im innern des Walls befindlichen Gesteine nicht vorkommt. Es betrifft jene Schmelzung also nur die zum Walle herbeigeschafften Steine und muß an Ort und Stelle erfolgt seyn, da sie oft an einander zusammenhängen und große Klumpen, ja oft ansehnliche Massen bilden. Unter dem Steinwalle fand sich eine 2—3 Zoll hohe Lage von Kohle, dem Anschein nach von Buchenholz. — Es sind somit fast dieselben Ergebnisse, wie bei dem Löbauer Walle. Der erw. Prof. D. Zippe theilte dem Verf. noch mit, daß auf einem Berge bei dem Flecken Kallowitz im prachiner Kreise, 2 Stunden westlich von Strakonitz, ein gleicher Schlackenwall, wie bei Bukowetz sich befindet, der, von 4—5 Schuh Höhe, eine ovale, im Durchmesser 50 und 70 Klaftern betragende Fläche umschließt, nördlich, wo der Berg sanft abfällt mit drei äußern Wallabschnitten, wie bei den obigen nur einer; das verschlackte Gestein ist Gneus und die Felsart des Berges.

Anm. VIII. Geh. Rath v. Leonhardt in s. schon erw. geolog. Vorlesungen, sagt über die verglaseten Burgen Schottlands: „Es sind dieß Räume, zum Theil von ansehnlicher Größe, ihrer Lage nach bald mehr, bald weniger zu Vertheidigungs-Plätzen geeignet, und umgeben mit einem Steinwall, mit einer Trocken-Mauer, d. h. wo Steine ohne Bindemittel neben- und aufeinander gesetzt werden; allein die Außenseiten der Mauern tragen die unverkennbarsten Spuren erlittener Feuer-Einwirkung. In den verschiedenartigsten Abstufungen ist der Hitze-Einfluß an den Mauersteinen wahrzunehmen. Die ausgezeichnetsten Schlacken trifft man mehr an den niedrigsten Stellen der Mauern, an ihrem Fuße. Aufwärts zeigt sich ein Gemenge von porösen Schlacken und von Steinen, die nur hin und wieder geschmolzen, aber dem ungeachtet den Schlacken fest verbunden sind. Noch höher haben bloße Röstungen stattgefunden. So vermindern sich allmälig, aus der Tiefe nach oben, diese Erscheinungen, und die höchsten Theile der Mauern bilden ein Werk unverbundener Steine.“ — Von bloßen Sammelplätzen der Clans (Stämme) oder von Lärm- und Wachtthürmen kann, bei der Lage mancher Burgen u. den oft 12 Fuß starken Mauern, nicht die Rede seyn; daß sie bewohnt waren, beweisen bei manchen zimmerähnl. Abtheil. gefundene Thierknochen ꝛc.; sie sind in der Regel nur an der Außenseite verglaset, doch nicht durch bloßen Brand bei feindlichen Angriffen, sondern planmäßig, oft nur an einzelnen Seiten, und wohl nur um den Mauern bessere

Befestigung und zumal größern Schutz gegen Einwirkung der Witterung zu gewähren; „man umgab, so scheint es, die aufgeführten Trocken-Mauern mit einem Erdwall, der Zwischenraum wurde mit Brennmaterialien erfüllt, und dann die Brennung so oft wiederholt, bis die Absicht erreicht war."

Anm. IX. Jene östliche Kuppe des Stromberges, mit der Erhöhung ringsherum und den Schlacken, ist von Gestalt ein unregelmäßiges Haldoval, die nördliche fast gerade Seite, welche an den nördlichen Bergtheil anstößt, ist gegen 40 Schritte lang, von jeder ihrer beiden Ecken bis zu der östlichen Spitze des Oval sind 80 Schritt. Allerdings ist es seltsam, daß hier ebenso wenig, als auf dem Löbauer Berge, Urnen-Bruchstücke, Thierknochen und ähnliche Gegenstände gefunden werden, wie solche auf andern Opferstätten nicht selten vorkommen; doch können jene Gegenstände nicht als ein unbedingtes Erforderniß dazu angesehen werden. Cotta, in seinem schon erwähnten Wall-Verzeichniß, welcher nur jene nördliche, durch Schlacken vorzugsweise ausgezeichnete Seite im Auge hat, sagt von derselben: „Dieser Schlackenwall ist unter allen der Gegend der deutlichste. Er läuft mit geringer Biegung quer über den Berg, so daß dadurch der höhere östl. Theil desselben fast ringförmig abgeschlossen wird. Die Höhe des Walls beträgt 3—5 Fuß, die Schlacken sind oft stark verglaset, liegen aber locker über einander. Der Berg ist ein Basaltberg und die Schlacken sind daher, wie auch bei dem Löbau'schen, dem Rothstein und der Landskrone basaltisch." — (Sagen-Liter. auch von diesem Berge vergl. Anm. III.) Der nördliche Theil des Berges gehört zu Weißenberg, der östliche zu Maltitz, das Uebrige zu Särka; dieser Besitz Seiten mehrerer Gemeinden scheint an sich schon auf eine frühere gemeinschaftliche Benutzung desselben zu gottesdienstlichem oder kriegerischem Gebrauch zu deuten, wie dieß sich anderwärts bei ähnlichen Orten ebenfalls öfters ergiebt. Der Name Stromberg kommt ohne Zweifel von strma (nehmlich gora), der steile (Berg), was er auch ist; später wurde das deutsche Berg angefügt.

Anm. X. Cotta sagt von diesem Berge (in der angeg. Schr.): „Der Rothstein zeigt nur wenige Verschlackung, schließt aber die östliche Spitze des Berges als flachen Doppelwall vom nördlichen Rücken ab." — Die nördliche Umwallung b (auf Taf. I. N. 15, dagegen a bei N. 41) ist 2—6 Ellen hoch und auf 149 Schritt lang bis dahin, wo sie sich an die zweite, südliche anschließt, welche 207 Schritt lang ist, an der nördlichen Seite (die mittelste Verwallung zwischen beiden andern bildend) auf dem höchsten Punkt gegen 12 Ellen hoch, dann fallend, südlich gegen 2—3 und westlich nur ½ Elle hoch ist. Die Wälle bestehen, wie schon erwähnt aus Steinen und Erde, wobei letztere die Räume ausfüllt, auch schichtenweise wechselt u. beides ein festes Ganze bildet. Eine Durchgradung der Wälle an einigen Orten wäre zu wünschen, so wie eine genauere Untersuchung des Berges überhaupt; Sagen vom Berge hat der Verf. nicht in Erfahrung gebracht, obschon es nicht an Nachfragen bei gebildeten Personen der Umgegend fehlte.

Der Ueberrest der 3 Fuß starken Grundmauer einer muthmaßlichen Kapelle auf der Georgen-Kuppe ist jetzt noch gegen 6½ Fuß hoch, und hat, im Umkreise gegen 70 Ellen haltend, die Gestalt eines länglichen Vierecks, nur daß die Ecken der einen kurzen Seite, gegen Osten, abgestumpft sind, so daß der Altarplatz an dem in deren Mitte verbliebenen geraden Theile befindlich war, welcher, so wie beide Eckabstumpfungen, 8 Fuß hält, während die entgegengesetzte Seite, so wie noch die beiden längern Seiten, jede gegen 15 Fuß betragen.

In einer für die Oder-Lausitz sehr wichtigen Urkunde — über die im J. 1213 erfolgte Gränzberichtigung zwischen bischöflich-meißnischen und königl. böhmischen Besitzungen in den Landen Budissin und Zagost, welche im J. 1228 wiederum erneuert und 1241 vom böhm. König Wenceslaus I. Ottokar bestätigt wurde, — wird ein Burgwart Dolgowitz erwähnt; dieses ist auf dem Rothstein zu vermuthen, weil nicht nur dessen örtliche Lage nach der Urkunde dahin weiset, sondern auch das Dorf Toll- oder Dollwitz (Dolgowitz), am Fuße des Rothsteins liegt, 1398 urkundl. Dolgewitz. Die Burg kommt nicht weiter geschichtlich vor und da sie vielleicht nur von Holz war, so konnten bei ihrer Zerstörung keine bedeutenden Ueberreste verbleiben, deren sich auch noch nicht vorgefunden haben. Man hat vermuthet, daß jener Mauerüberrest ein Keller der Burg gewesen sey, doch die Gestalt desselben zeigt mehr auf eine Kapelle, mit nach Morgen gerichtetem Altarplatz; eher könnte sie bei jenem Doppelwall gelegen haben, obwohl Spuren davon fehlen; sie ist aber mit mehr Wahrscheinlichkeit auf dem

nördlichen Kamme, näher auf Dollwitz zu, zu suchen. Ob es aber eine zweite Burg daselbst gab, da man Ritter von Rothstein genannt findet, ist eben so zweifelhaft. — Das Dorf Bischdorf gehörte seit frühesten Zeiten zu den Gütern des meißn. Bischofs und erhielt davon seinen Namen; 1213 das große u. kleine Bischowe genannt, vom sorbisirten Bischowy, der bischöfliche (Ort), 1317 Biscopistorf. Die obenerwähnte Burg ward ohne Zweifel von einem meißn. Bischofe zum Schutz des ihm gehörigen Landstrichs errichtet, weil beide Bischowe nach jener Gränzberichtigungs-Urkunde in dem Burgwart Dolgowitz lagen; ebenso auch die Georgen-Kapelle. — Der Name Sobland ist schwierig zu lösen, za-lom, wend. hinterm (Stein-) Bruche oder das deutsche Saal- (Gränz)land möchte nicht dazu ausreichen. Dollwitz, von slaw. dol, dolina, Thal, Deminutiv, dolik, dolk, dolinka; mit Präpos. po- oder na-dol, am, sa oder za-dol, hinterm Thale, pre- vor, pri und pschi bei, wo- in u. s. w., nebst den Adj. u. Adv. delje, delnj, wend., dalu böhm. u. altslaw. ꝛc. abwärts; delka, dolojze etc., w. unten. Unzählige Namen haben davon ihren Ursprung Dehlen, (bei Hochkirch, wend. Delany), Dölnitz, Dalwitz, Delitsch, Zadel, Schadel, Predel, Podelwitz ꝛc. Uebrigens ist das slaw. dol, nord. Dal, und deutsche Thal urverwandt, u. letzteres nicht als vom Slaw. entlehnt zu betrachten; daher können auch manche Ortsnamen vom deutschen Thal abstammen, die später von den Wenden in ihr dol sorbisirt wurden. — Auch die Gegend am Rothstein ist, wie die des Löbauer Berges, wegen seltenen Kräutern berühmt u. wird deshalb von Leuten aus entfernten Gegenden, selbst aus Böhmen öfters besucht. Obiges Horke v. gorà, (vgl. S. 9.)

§. 9. Das Kreuzerfindungs-Fest zu Löbau, im Jahre 1521.

Zu den Volksfesten des Mittelalters gehörten auch diejenigen religiösen Processionen, welche außerhalb der Kirche gehalten und, durch wesentliche Theilnahme der Einwohner am Zuge, zu einer, den ganzen Ort in Anspruch nehmenden Feierlichkeit erhöht wurden. Der sinnliche Mensch bedarf sinnlicher Mittel auch zur religiösen Erhebung, und um das Gemüth für eine solche immer vom Neuen zu beleben, wurden besondere kirchliche Feste angeordnet, welche zugleich durch geschichtliche Beziehung und äußeren Glanz, Auge und Einbildungskraft fesselten. Dem Culturzustande im Mittelalter sehr zeitgemäß, wählte man geistliche Comödien und öffentliche Aufzüge, um die hauptsächlichsten Gegenstände der Religionsgeschichte bildlich, selbst auch für den Ungebildetsten verständlich, darzustellen, und zugleich einen weit lebhaftern und dauernden Eindruck zu bewirken, als durch alleinige mündliche Belehrungen, an die damals, bei fehlenden Volksschulen, wenig zu denken war, so wie es an schriftlichen Bildungsmitteln ebenfalls mangelte. Solche kirchliche Processionen fanden aber um so mehr Anklang, und erregten bei den gesammten Ortsbewohnern eine desto größere Theilnahme, wenn den Innungen und andern Corporationen derselben, eine selbstthätige Rolle dabei, vielleicht die Darstellung biblischer Scenen und dergl. zugewiesen war, so daß sie als wesentliche und geeignet costümirte Glieder des Zuges galten. Dann wurde von Jedem gern dazu beigetragen, nicht nur um seinen Posten gehörig zu versehen und gottgefällig dadurch zu werden, sondern um auch zugleich der Corporation, zu welcher er gehörte, und dieß nicht nur in Hinsicht der geistigen Brüderschaften der

Digitized by Google

Bürger (z. B. der Kalandsbrüder) sondern auch der Innungen, möglichst Ehre zu bringen; denn damals hielt solche Vereine ein weit festeres Band als jetzt zusammen, und, sie nach Kräften in Ansehen und Wirksamkeit zu erhalten, galt jedem Mitgliede als dringende Pflicht. Zu den, zu solchen außerkirchlichen Processionen hauptsächlich geeigneten und benutzten Festen, gehörte das Frohnleichnams-, das Kreuzerhöhungs-, das Kreuzerfindungs-Fest ꝛc. Bei dem letztern ist jedoch nicht an das Erfinden des Kreuzes zu denken, denn dessen Form war seit den frühesten Zeiten bekannt; es erhielt aber bei den Christen der ersten Jahrhunderte, als Symbol zur Erinnerung an den Kreuzestod Jesu benutzt, eine höhere Bedeutung, und galt ihnen als desto mehr sicherndes Panier, jemehr Juden und Heiden (zumal Griechen und Römer) Aergerniß daran nahmen. Doch gab es auch damals schon ähnliche Kreuzzeichen als religiöse Symbole bei heidnischen Völkern, so z. B. den Nilschlüssel bei den Aegyptern, und den Thorshammer bei den germanisch-nordischen Nationen, welche beide, zuweilen auf alterthümlichen Geräthen entdeckt, nicht selten mit den christlichen verwechselt werden, übrigens vielleicht selbst zur Wahl eines ähnlichen christlichen Veranlassung gaben. Constantin der Große, (römisch-byzantinischer Kaiser von 306—337) erhob dieses zum Reichspanier, und es galt daher zugleich zu Heer-Standarten. Seiner Mutter Helena soll die Auffindung des angeblichen wahren Kreuzes Christi, bei einer Reise nach Jerusalem, gelungen seyn. Laut einer Legende, erblickte Constantin einst, bei einem Kriegszuge in Italien, ein flammendes Kreuz unter der Sonne, und als er eine Fahne nach dessen Form fertigen ließ, siegte er in der Schlacht. Jene Auffindung, wie die Erklärung des Kreuzes als heiligste Reliquie und als Reichspanier der Christen, wodurch es öffentlich anerkannt, gleichsam neu erfunden, neu angewendet wurde, bezeichnet eigentlich der Name des in der Ueberschrift genannten Festes. Dagegen wurde das Kreuzerhöhung-Fest zum Andenken an die im Jahre 631 erfolgte Wiedereroberung des heiligen Kreuzes, oder jenes Reichspaniers, durch den byzantinischen Kaiser Heraclius gestiftet, nachdem die Perser es 14 Jahre in ihrer Gewalt gehabt hatten. Den gütigen Lesern wird es hoffentlich angenehm seyn, aus der hier nachfolgenden

Disposition eines öffentlichen Aufzuges zur Feier des Kreuzerfindungs-Festes zu Löbau am 3. Mai 1521,

zu ersehen, wie den verschiedenen Corporationen eine bestimmte Theilnahme daran aufgegeben war. Da aber nicht allen Lesern die darin mit untermengten lateinischen Sätze verständlich seyn möchten, so ist deren Uebersetzung mit beigefügt *).

*) Wahrscheinlich war der Aufzug schon einige Jahrhunderte lang auf ähnliche Art erfolgt, denn die Ausfertigungs-Form scheint mehr eine stehende zu

Eyne Ordenunge wie mann dy figurenn vffs heiligen creutz tage ſchaffen ſolle.

Georgius Eggelbrecht scripsit Anno XXI°.

Dyße figur weher bequeme denn Leyenwebern.

Item Juuenis portat Arborem cum pomis, Adam et Eua sequuntur et angelus cum vibrato gladio *).

Dy vorſteher vorm gorlitſchen vnde zyttiſchen thore dy nicht pferde habenn.

Abraham offerens filium **), vnde dy hyrten vorſchaffen.

Gardianus preordinabit

Annunctiationem et puerperium beate marie virginis.

Iterum sequuntur pastores vts.

Consulatus providebit.

Tres Reges et ducens stellam cum equitibus ***).

Dyße figur ſtehet den Becken zuuorſorgenn.

Josephus cum Maria in egipten, Herodes equitet cum duobus armigeris et servis, interficiunt pueros etc. due mulieres sequuntur portantes pueros, vnum viuum alterum mortuum ****).

Dy fleyſcher.

Sollen habenn dy drey figuren den Teufell, Thott vnd Jaudes.

Dy Knappen.

Sollenn beſtellen dy iiij Ewangeliſtenn.

Gardianus ordinabit.

Jhesum jn monte olinetj orans eum Johanne, Petro et Jacobo, duodecim apostolos †).

Denn ſchuſternn zuſtendig zuuorſorgenn.

ſeyn, welche, alljährlich benutzt, vielleicht nur im Einzelnen eine Abänderung erlitt; der genannte Engeldrecht war ohne Zweifel der damalige Stadtſchreiber. (Lauſitz. Mon. Schr. 1802 .II). Im Mittelalter wurden, wie in vielen andern Orten, ſo auch in Löbau, geiſtliche Schauſpiele öffentlich auf dem Markte aufgeführt; daß ſie ſehr anſprachen und ſtets eine Menge Perſonen herbeizogen, geht ſelbſt aus einem, in chronikaliſchen Notizen angemerkten Unglücksfall hervor. Als im Jahre 1413, am 5. Febr., der damalige Schulmeiſter zu Löbau das Spiel, St. Dorothea's Leiden, aufführte, ſo fiel, nach halb vollendeter Darſtellung: ein Theil des Rathhauſes ein, auf deſſen Dache ſich eine große Anzahl Zuſchauer befanden, 33 davon wurden durch den Einſturz erſchlagen und viele verwundet. (Abzuändern iſt S. 96 letzte Zeile, geiſtigen in religiöſen.)

*) Ein Jüngling trägt einen Baum mit Aepfeln; Adam und Eva folgen, auch der Engel mit gezücktem Schwert.

**) Abraham ſeinen Sohn darbietend.

***) Der Guardian (Vorſteher des Kloſters) wird noch anordnen: Die Verkündigung und Niederkunft der heiligen Jungfrau Maria.

Wiederum folgen Hirten, wie vorher.

Der Stadtrath wird beſorgen: die drei Könige, und einer den Stern tragend, nebſt Reitern.

****) Joſeph mit Maria in Egypten. Herodes mag reiten mit zwei Bewaffneten und Dienern; ſie tödten Knaben u. ſ. w. Zwei Weiber folgen, welche Knäblein tragen, das eine lebend, das andere todt.

†) Der Guardian wird anordnen: Jeſum auf dem Oelberge, betend, mit Johannes, Petrus und Jacobus; die zwölf Apoſtel.

Jhesus captiuatur in orto, zwene geharnischte furenn jnn,
Item armigerj sequuntur, ein hauffen auß der alde Lobow, petrus cum vibrato gladio cum Johanne seqvitur *).

Unßer lieben frawen brüderschafft.

Scribe et pharisei et vnus portabit cantum, Annas et Cayphas sequntur etc. **).

Denn tuchmachern stehet zuuorsorgenn.

Jhesum in alba veste verspot zwene geharnischte füren yn, herodes seqvitur cum seruis, Jhesus flagellatur a duobus portans statuam, Armigerj sequuntur, dy Lawalder etc. octo Juuenes etc. ***).

Denn schneidrenn zustendig.

Jhesus coronabitur a duobus, vnnd eyner vorspot yn ꝛc. Jhesus Ecce homo, vnus ducens eum ostendens populo, Pilatus lauans manus, tenens pelium et servi sequuntur ****).

Gehort zuuorsorgen den korschern vnd schneidern.

Denn bütnern zustendig.

Duos Latrones, armigeri ducent eos †).

Dy gemeyne.

Jhesus educitur, duo Armigerj ducent eum, Eyner hilfft jm daß creutz tragenn, Item sequuntur armigerj octo uel X. de Schonbach et Juuenes.

Gardianus prouidebit.

Johannes, Maria portans gladium in corde, Magdalena veronica etc. ††).

Dy vorsteter vorm zyttischen thor
vier manne tragenn daß creutze.

Gardianus ordinabit

Mariam portans Jhesum in gremio †††).

Dy fischer

*) Jesus im Garten gefangen; zwei Geharnischte führen ihn. Desgleichen folgen noch Bewaffnete, ein Haufen Einwohner von Alt-Löbau. Petrus, mit gezücktem Schwert, folgt mit Johannes.

**) Schriftgelehrte und Pharisäer; einer trägt den Gesang (vielleicht die mosaischen Gesetzrollen oder den krähenden Hahn?); Annas u. Caiphas folgen u. s. w.

***) Jesus, im weißen (?) Kleide, wird verspottet; zwei Geharnischte führen ihn. Herodes folgt mit Dienern; Jesus wird von Zweien gegeißelt und trägt den Kreuzesstamm; Bewaffnete folgen. Die Lawalder ꝛc.; acht Jünglinge ꝛc.

****) Jesus wird von Zweien gekrönt und Einer verspottet ihn ꝛc. Jesus als Eccehomo (Sieh o Mensch!). Einer führet ihn, dem Volk ihn zeigend; Pilatus die Hand waschend und ein Becken haltend; Diener folgen.

†) Zwei Räuber, von Bewaffneten geführt.

††) Jesus wird herausgeführt; zwei Bewaffnete führen ihn; Einer hilft ihm das Kreuz tragen. Ebenso folgen acht oder zehn Bewaffnete von Schönbach, und Jünglinge.

Der Guardian wird besorgen: Johannes, Maria, das Schwert im Herzen tragend, Magdalena mit dem Schweißtuche u. s. w.

†††) Der Guardian wird anordnen: Maria, Jesum auf dem Schooße tragend.

vier Ehrliche menner tragen Jhesum eim grabe etc.

aber dy gemeine

Leti balde nachvolgen vnnd vorschafft Joseph de Aramathia

aber dy tischer vorschaffen

Resurrectionem.

Gardianus procurabit

Angelum et tres Marias et plures virgines sequuntur *).

Schuknechte

Jhesus in extremo judicio. Jam Sacramentum sequitur et quatuor nouellj domini de consulatu portabunt celum.

Nunc communis populus chatolicus sequitur congregatim **).

Auch ist dy oben geschribene ordenunge zu andrenn zu mehern vnd wingern nach Erkentnis eines Erbarenn Rats.

Es ist auch nicht zuuorgeßen Daß alle forwerges, leuthe, dy moller, der gleichenn andre reiche pawer dy gutte pferde habenn daß sie dorbey zu rosse vffs beste außgepoßt erlich erscheinen.

Auch auß allen dorffernn eine redliche anzeal geharnischter leuthe, wol zugericht. Auch wasser vor dy thörenn zusetczenn nicht zuuorgessen vnnd fustenn waß furder zu bedenckhenn ist gemeyner Stat zugutte wirt Ein Erbar Rat im bestenn wol wissenn zubekommerenn.

Zugedenckenn dy thor der Stat zuuorsorgenn.

Geschribenn am Suntage Oculj etc. Annorum XXI°.

§. 10. Die Ringwälle der Ober-Lausitz.

Mächtig ragt aus der Vorzeit, ein Räthsel für spät're Geschlechter,
Dort, auf dem Gipfel der Höh', der heidnische Ringwall empor!

Zu den Merkwürdigkeiten der Ober-Lausitz, sächs. wie preuß. Antheils, gehören die, unbezweifelt aus der heidnischen Vorzeit abstammenden Rund- oder Ringwälle, die, sowohl wegen ihrer, im Verhältniß zu den Schanzen neuerer Zeit, ungewöhnlichen Gestalt, als bedeutenden Anzahl, die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten erregen, welcher auch nur kurze Zeit in der Gegend verweilt. Denn wohl muß es in Verwunderung setzen, in jener Provinz, wie schwerlich anderswo, gegen 40 solcher Wälle — wie beispielweise Taf. II. N. 1 u. 2. (und so and. Abbild. beider Taf.) dargestellt sind — von oft bedeutender Weite und Höhe, auf einem so kleinen Landstriche, und zwar — mit Ausschluß einiger entfernten Wälle — von nur etwa 6 Meilen Länge und 4 Meilen Breite vorzufinden; zumal in der Budissiner Gegend deren auf 20

*) Die Auferstehung. Der Guardian wird verschaffen: Den Engel und die drei Marien, und viele Jungfrauen folgen.

**) Jesus im letzten Gerichte. — Nun folgt das Sacrament, und vier der jüngsten Rathsherren tragen den Himmel. — Jetzt folgt die allgemeine katholische Bevölkerung abtheilungsweise.

im Umkreis einiger Meilen. Ihre Errichtung läßt auf die erstaunenerregende Anstrengung einer großen Menschenmasse schließen, und, solche Zeugen einer frühen Vorzeit näher betrachtend, wird man sie nur dieser zuschreiben können, wo die rohe Kraft des Menschen so Großartiges zu leisten vermochte, gleichviel, betraf es kriegerische oder religiöse und ähnliche allgemeine Zwecke eines Orts oder Bezirks. Doch, vor der nähern Betrachtung derselben, gelte es einem Ueberblick der verschiedenen Arten von Erdbauten der heidnischen Epoche im Allgemeinen.

Auch den rohern, noch wenig zur Civilisation gelangten Völkern aller Zonen liegt es nahe, in unsichern Zeiten, nicht nur durch Holzumzäunung und Verhaue, sondern auch Stein- oder Erdwälle, als die einfachern Verschanzungsarten, sich möglichste Sicherheit zu verschaffen, wenn die natürliche Oertlichkeit diese nicht schon an sich darbot. Bei höherer Cultur wurde zugleich auf solche Orte zu Volks-Versammlungen, Gerichts- und Opfer-Plätzen, wie zur Beerdigung (zumal ausgezeichneter Personen) Rücksicht genommen. Daher finden sich solche Stein- und Erdbaue auch in zahlreichen Ländern Europa's und Asien's, selbst in Amerika und andern Welttheilen, aus frühen Zeiten, wogegen der Holzbau allerdings nicht dem Einfluß von mehrern Jahrhunderten, noch weniger von Jahrtausenden, zu widerstehen vermochte, so daß in Bezug auf die Vorzeit meist nur von jenen erstern die Rede seyn kann. — Während für das Heft II. die Uebersicht der Steinbau-Gattungen — der einzelnen Steinsetzungen, mittelst eines oder mehrerer Blöcke, wie der Steinumgebungen mit vielen der letztern (Stein-Kreise, -Ringe, -Wälle) und der Steinmauern, mit und ohne Mörtel — verspart wird, gelte es hier nur der verschiedenen Erdbaue jener frühesten Periode, welche stets sehr genauer Untersuchung bedürfen, damit nicht ähnliche aus spätern Zeiten dafür gehalten werden. Denn wenn auch in Bezug auf die neuere Zeit, die vier- oder mehreckigen Schanzen, welche seit dem Gebrauch des Schießpulvers, fortificationsmäßig, mit mathematischen Winkeln und Ecken errichtet wurden, sich leicht auszeichnen, so doch nicht immer die, zu ökonomischen und commerciellen Gebrauche angelegten Lang- und Hochwälle und Graben. Insbesondere aber wird es oft schwierig seyn, die von völlig eingeäscherten Holzburgen des frühern Mittelalters verbliebenen Wälle und Gräben ohne Mauerüberreste, genau von den heidnischen, germanisch-slawischen, zu scheiden, so wie die gleichen Wälle der erstern christlichen Kirchen und Kapellen, welche, zur bessern Sicherung gegen wiederum abgefallene Heiden oder feindliche Plünderung, ebenfalls in frühester Zeit umwallt wurden. Dennoch gewähren Gestalt und örtliche Lage, wie aufgefundene Ueberreste, Namen und Sagen und so Anderes, zuweilen noch immer genügende Merkmale zu jener Unterscheidung von neuern baulichen Werken. Man wird aber alle solche eines Bezirkes in's Auge

zu fassen und auf einer Karte zu verzeichnen haben, um desto leichter von den der neuerern Zeit, die mittelalterlichen, zur Aufsuchung zerstörten Burgen, wie die der heidnischen, germanisch-slawischen, Periode sondern können. Zu dieser letzten gehören:

1) Landgräben, in der Regel ohne Wasser, daher trockne, und

2) Langwälle (mit oder ohne Graben zur Seite); beide oft Stunden weit sich in meist ungeschlossenen, geraden oder krummen Linien hinziehend. Sie können fast nur zur Bezeichnung von Gau- und sonstigen Bezirks-Gränzen, selten zur Beschützung von Landstrichen gedient haben, da sie leicht zu überschreiten waren, wenn nicht die natürliche Umgebung an sich schon sumpfig oder sonst unwegsam war. Im folgenden Hefte soll von mehrern in der Nähe — zum Theil sich von der Elbe bis nach Schlesien ziehend, obschon mit langen Unterbrechungen, oft Landwehren, Teufelsgraben ꝛc. genannt — die Rede seyn, wozu auch der vorläufig Taf. I. N. 11. abgebildete Langwall bei Lieske und Weißig, 2 Stunden nordöstlich von Camenz, gehört.

3) Spitzwälle, nehmlich in bedeutender Höhe pyramidalisch aufgeführte und oben mit einer kleinen (eckigen oder runden) Oberfläche versehene Erdbaue; wohl meist nur zu Wachtposten und Feuersignalen bestimmt, — worüber Weiteres ebenfalls später.

4) Quadratwälle, überhaupt in mehreckiger Form sich erhebend, mit oder ohne Aufwürfe umher; hierzu gehören a) die römischen Schanzen in den, von den Römern colonisirt gewesenen, süd- und westdeutschen Gegenden, meist von viereckiger Form, und in der Nähe von Kalk- und Ziegelmauern; wogegen b) solche Viereckwälle im übrigen Deutschlande, und von Germanen, Slawen ꝛc. angelegt, wenig vorkommen, wie denn auch die naturgemäßeste, und daher von den meisten Völkern im minder cultivirten Zustande gebräuchliche, Schanzenform meist die runde ist.

5) Die Rund- und Ringwälle, in kreisrunder oder ovaler, wenigstens in halbrunder Form sich erhebend, wozu das Locale oft selbst schon die Veranlassung gab, und zwar a) Rundwälle, ohne hohe Aufwürfe umher; b) Ringwälle, nehmlich mit solchen Aufwürfen, die, während sie einen Kessel in der Mitte bilden, von obenher gesehen, einem Ringe gleichen. Solche Ring- und Rundwälle sind zumal in der Lausitz und übrigen sächsischen und benachbarten Gegenden gewöhnlich; sie theilen sich ferner in a) hochgelegene oder Berg-Ringwälle, sich steil erhebend, entweder völlig durch menschliche Anstrengung aufgeschüttet, oder (und zwar meistens) auf dazu mitbenutzten natürlichen Anhöhen und felsigen Abhängen, und gewöhnlich in der Nähe eines fließenden Wassers gelegen; b) eben gelegene Wasser- Ringwälle oder- Rundwälle, mit Wassergräben umher oder überhaupt in morastiger Umgebung gelegen, und, an sich schon deshalb gesichert, daher sich weniger steil und hoch erhebend, als erstere.

Von den zuletzt angegebenen, welche besonders in der nördlichen Ober- und in der Nieder-Lausitz, wie in anderen Niederungen sehr gewöhnlich sind, sollen in dem nächsten Hefte einige genauer geschildert werden; dagegen finden sich die unter a) erwähnten ringartigen Wall-Gattungen, auf welche wegen Gestalt und Anzahl oben aufmerksam gemacht wurde, hauptsächlich in dem südlichern Theile der Lausitz — um und zwischen Bischofswerde, Camenz, Budissin, Weißenberg, Görlitz, Seidenberg, Ostritz, Zittau Löbau, und am häufigsten in den fruchtbarsten Auen und daher in den dieserhalb auch am frühesten bewohnten Gegenden.

Die Errichtung dieser Lausitzischen Wälle ist so erfolgt, daß ein Aufwurf sie entweder ringsherum umgiebt, zumal wenn sie auf keiner Seite natürlich gesichert sind, oder nur zum Theil, so daß eine oder mehrere Seiten, welche durch Flüsse, felsige Abgründe ꝛc. an sich geschützt, nur mit einem kleinen Wall versehen, oder ganz frei sind, während die übrigen Seiten von einem, von beiden Ecken jener freien Seite ausgehenden halbrunden oder halbovalen Aufwurfe umschlossen werden, der sich gewöhnlich auf der Seite am höchsten erhebt, die am leichtesten zugänglich, z. B. auf das anstoßende Feld zu gerichtet ist; diese höchste Seite pflegt man gewöhnlich als Stirn zu bezeichnen. Oft sind sie an der Ecke eines Winkels gelegen, der durch den Einfluß eines Baches in ein anderes Wasser gebildet wird, so daß dadurch meist schon zwei Seiten gnügend geschützt sind. Der innere Raum des Kessels ist gewöhnlich eben, zuweilen aber auch in der Mitte erhöht, oder vertieft, oder auch mit Terrassen versehen. Bei einigen dieser Ringwälle befindet sich ein halbmondförmiger Vorwall auf die weniger gesicherte Seite zu, oder ein besonderer kleiner Wall gleich rundlicher Form. Der Raum im Kessel ist zuweilen so bedeutend, daß mehr als ein Bataillone Fußvolk, zuweilen so beschränkt, daß kaum eine Compagnie desselben genügend Platz haben würde; der Durchmesser dieser Kessel beträgt z. B. von etwa 50 bis mehrere hundert Schritt, die Höhe der Aufwürfe von nur einigen bis zu 20 und mehr Ellen. Bequeme Eingänge sind selten vorhanden; meist führt nur ein schmaler Fußpfad schräg herauf und über eine niedere Stelle des Aufwurfs in den Kessel. Die Abdachung der Wälle beträgt meist 35, 40, selbst 45 Grad Neigung und ist bei felsigem Grunde oft noch steiler. Fast alle diese Wälle sind auf so hochgelegenen Puncten errichtet, daß sie eine weite Aussicht auf die Umgegend darbieten und von einem gewöhnlich mehrere andere übersehen werden können.

Die oft bemerkte und für bedeutsam gehaltene Richtung der Wallstirne nach Süden, möchte ihren Zweck noch nicht errathen lassen, denn sie ruht meistens auf zufälliger Oertlichkeit und bei so kleinen isolirten, daher leicht zu umgehenden Puncten, war es für den Feind gleichviel, ob er von dieser oder jener Himmelsgegend aus den Wall zu ersteigen suchte.

Ebenso hat man auf ihre scheinbare Lage im Ganzen, von O. nach W. — von Schlesiens Gränzen aus, durch die Lausitz auf die Elbe zu, und, da auch links derselben ebenfalls einige solche Wälle gefunden werden, selbst bis zur Mulde und Saale — hingewiesen, wodurch sie vielleicht nördliche Völker vor südlichen, oder im umgekehrten Verhältniß, schützen sollten; allein ihre völlig unregelmäßige Lage, bald mehrere in der Nähe, bald ganze Strecken ohne solche Wälle, wie der Mangel an einer bemerkbaren Verbindung und so Anderes ist auch diesem entgegen. Merkwürdig erscheint es, daß Ringwälle, wie sie die Oberlausitz besitzt (und Taf. II. einige zeigt), der Angabe sehr competenter Alterthumsforscher zu Folge, in Böhmen nicht gefunden werden, wo es dagegen zahlreiche Wälle anderer Art und mit Stein- und Erdaufwürfen umgebene Berghöhen giebt. Bei Nachgrabungen wurden in manchen jener Wälle Kohlen, Schlacken, Thierknochen, verkohltes Getreide, Urnen und ähnliche Gefäße und so noch Anderes gefunden, was auf die Heidenzeit deutet; bei manchen aber auch festergebrannte Gefäßbruchstücke, eiserne Geräthe u. dergl., welche auf Benutzung mancher dieser Wälle noch nach der Ueberwältigung der Sorbenwenden, und daher auf die ersten christlichen Jahrhunderte, — auf das frühere Mittelalter — hinweisen. Der Wahrscheinlichkeit nach konnten sie dienen zu:

1) Festen Plätzen, heidnischen burgartigen Vertheidigungs- und Zufluchts-Orten, welche in Hinsicht ihres besondern Zweckes in 3 Gattungen zerfallen: a) Haupt- oder Bezirks-Festen, größerer Art; bewohnt (mittelst hölzerner, daher nicht mehr in Ueberresten bemerkbarer Gebäude) vom Oberhaupte und (meist zugleich) Richter des Bezirks mit einer Kriegerabtheilung, und, in der Nähe, mit Marktplatz und Schänkhäusern ꝛc., wie fast alle Hauptorte, die gewöhnlich zugleich zu Versammlungsorten der dazu gehörigen Bevölkerung dienten; oder, bei Kleinheit des Walles, doch in der Nähe eines zu beschützenden Hauptortes; b) Gränz- und Straßen-Festen, um Gränzen, Heerstraßen, Flußfurthe und die Schifffahrt zu beaufsichtigen, auch vielleicht Zölle zu erheben; c) Ortsfesten, in sicherer Zeit unbewohnt, und nur zum Zufluchtsorte für die daran wohnenden Gemeinden nebst ihrem Viehe und andern Habseligkeiten bei feindlichen Einfällen bestimmt, denen sich auch weit besser, als in einzelnen Wohnungen widerstehen ließ, wenn die sämmtlichen Einwohner, bei solcher Gefahr sich auf einem bestimmten Puncte versammeln konnten; hierzu gehören die noch im Mittelalter gewöhnlichen, sogenannten Bauerburgen. Manche dieser Wälle wurden auch wohl dazu und zugleich, oder allein

2) zu Wacht- und Feuersignal-Posten benutzt, als ein wichtiges Erforderniß in jenen unsichern Zeiten, und nicht nur in den heidnischen, — zumal bei angränzenden feindlich gesinnten Nationen, — sondern auch

noch im Mittelalter, als das Raubritterwesen und Stegreifleben herrschte. In beiden Perioden und besonders in kriegerischen Zeiten war es nöthig, daß die friedlichen Stadt- und Dorf-Bewohner vor dem Einfall plündernder Horden durch Signale gewarnt, daß die Stadtthore geschlossen und auf dem Lande mit dem Vieh und andern Habseligkeiten in Burgen oder andere sichere Orte geflüchtet wurde. Davon schreiben sich auch noch die Namen der Hut- und Wacht-Berge, Wachthügel (oder -Hübel, -Hüfel ꝛc.) und ähnlich benannten Anhöhen her, auf welchen im Mittelalter öfters Warten oder Wartthürme angelegt wurden, aus denen zuweilen später auch größere Befestigungen, Burgwarten (Wartburgen ꝛc.) entstanden. Muthmaßlich gehören auch manche Gückelsberge hierher. Wo es aber nicht genügend hoch- und freiliegende Anhöhen gab, wurden künstlich errichtete Erdwälle dazu benutzt, um durch angezündete, weit und breit sichtbare Lärmfeuer die Gefahr anzuzeigen, welches dann auf benachbarten Höhen weiter nachgeahmt wurde; solche dienten aber auch zuweilen zur Zusammenberufung der Umwohnenden zu Volksversammlungen, Opferfesten u. dergl. Wo aber solche Feuer nicht weit sichtbar waren, z. B. in ebenen Waldgegenden, da wurden in kriegerischen Zeiten, namentlich bei den heidnischen Slawen, Wächter auf hohe Bäume aufgestellt, um durch sogenannte Schrei- oder Lärm-Hörner das Zeichen zum Flüchten vor einfallenden Feinden zu ertheilen. (Von den Kurganen, gleichen Erdhügeln, als Wegweiser in den kalmückischen Steppen, in der Anm. I.) Manche der Rundwälle wurden aber zugleich zu

3) Opferorten, oder auch als solche allein benutzt, und der Sicherheit wegen befestigt; daher waren es Götter- oder Priester-Festen, und wohl meist für Bezirke bestimmt, da ein jeder einzelne Ort wohl selten solche Plätze, sondern mehrere benachbarte einen gemeinschaftlichen besaßen.

4) Zu Grabstätten, da sich in manchen theils Gerippe, theils Urnen mit Knochen und andere auf Todtenbestattung zeigende Gegenstände vorfanden. Oft waren die Opfer- und Grab-Stätte auch mit einander verbunden; ja es hält nichts ab, anzunehmen, daß wohl manche ausgezeichnete Ringwälle ebenso zur Volksversammlung und Vertheidigung, als zum Wacht- und zum Opferplatze zugleich benutzt wurden.

Noch sehr zweifelhaft ist der Ursprung der in sächs. und angränzenden preuß. ꝛc. Gegenden befindlichen Rundwälle; fälschlich werden sie vom Volke Schweden- oder Hussiten-Schanzen genannt, woran aber ernstlich nicht zu denken ist; vergl. Anm. II. Man nennt sie oft auch Burgwälle, Burgberge, Burgstädtel, Borchelt ꝛc., und bezieht dieß auf mittelalterliche Burgen; allein, wenn auch manche Wälle von solchen herrühren, so wie auch frühere schon vorhandene zu Burgen benutzt wurden, so ist dieß nicht im Allgemeinen anzunehmen; Kleinheit, örtliche Lage, öfterer Mangel an Einfahrten und so Anderes spricht dagegen,

Digitized by Google

wenn man auch annehmen wollte, daß der Mangel an altem Mauerwerk sich dadurch ergäbe, weil die Gebäude vielleicht nur von Holz errichtet seyn, daher Ueberreste bei ihrer Vernichtung nicht verbleiben konnten. Noch weiter in der Zeit zurückgehend, hält man sie für feste Plätze der, zur Unterjochung der Slawen im 10. Jahrhundert aufgestellten Besatzungen und namentlich für die, oft Städte benannten, Burgen Kaiser Heinrich's I., des Sachsen, dem dieserhalb der Zuname des Städteerbauers beigelegt wurde. Wohl konnten eben auch dazu manche der bereits früher und meist an Straßenzügen und Flüssen oder sonst schon sehr gelegen errichteten heidnischen Wälle benutzt werden, allein Vieles spricht dagegen, so z. B. ihre gegenseitige Lage, bald kaum ¼ Stunde, bald meilenweit von einander entfernt, ihre Richtung im Ganzen und ihr Vorkommen hauptsächlich nur in sächs. Landen von gleicher Beschaffenheit, in einem schon oben erwähnten schmalen Striche von Westen nach Osten, während auch in andern, von jenem Fürst militairisch besetzten Gegenden solche ebenso zahlreich zu erwarten seyn würden, wo sie sich aber wenig oder nicht vorfinden. Es würde ferner damals nicht solcher riesenmäßigen Wälle erfordert haben, da weit kleinere Befestigungen mit damals schon gekanntem Mauerwerk und festen Thürmen mehr Sicherheit gewährten. Vielmehr sind die Städte Heinrichs I. ohne Zweifel meist die spätern Bezirksburgen und Amtssitze mit daran gebautem Orten, deren im folgenden §. gedacht werden wird. Dieses Alles, besonders aber die schon erwähnte Auffindung heidnischer Waffen, Gefäße ꝛc. in solchen Wällen, veranlaßt im Allgemeinen, einen heidnischen und zwar slawischen oder germanischen Ursprung derselben anzunehmen; in manchen Gegenden Deutschlands wird man selbst an avarisch-hunnische Verschanzungs-Ringe denken können, deren die Geschichte erwähnt. Anm. I. Uebrigens ist der Verf. der Ansicht, daß sie, im Allgemeinen, nur aus dem örtlichen Bedürfnisse und zu vaterländischen Zwecken entstanden, daher weniger fremden Kriegsheeren, sondern wohl nur den Landeseinwohnern zuzuschreiben sind, welche sie zu ihren Sicherungs- oder andern Zwecken anlegten. Noch sey erwähnt, daß nicht nur zahlreiche Rundwälle in sumpfigen Gegenden, sondern auch erhaben liegende Ringwälle sich, obwohl diese seltener, im nordöstlichen Deutschland vorfinden, so wie in nördlich-bayerischen und fränkischen, hessischen, westphälischen und niedersächsischen Gegenden, wie denn auch von römischen Autoren erzählt wird, daß gleiche Rundwälle in sumpfigen Gegenden den belgischen und andern west- und niederdeutschen Nationen, zum Schutz in Kriegszeiten dienten. Sie finden sich aber auch in manchen slawischen Ländern und selbst in Rußland. Der wendische Name dieser Wälle in der Ober-Lausitz ist: Rodschischtscho; der verwandte russische: Gorodischtsche; er bezeichnet nicht allein eine große, sondern zugleich eine unförmliche, veraltete,

verfallene Burg. Da die Slawen, waren jene Wälle von ihnen erst errichtet, sie schwerlich so genannt haben möchten, so scheint dieß und so manches Andere darauf hinzudeuten, daß sie von ihnen schon vorgefunden worden, oder wenigstens zum Theil in eine frühere Zeit zu setzen sind. Doch mag eine weitere Erörterung ihres Ursprungs und der Vergleichung der in auswärtigen Gegenden befindlichen Wälle dieser Art hier noch ausgesetzt bleiben, bis erst die vaterländischen — wobei es vorjetzt den in der südwestlichen Oberlausitz vorhandenen gelten soll — nach ihren besondern Eigenthümlichkeiten geschildert sind. Dieß wird aber den Versuch nicht hindern, schon im Voraus bei den einzelnen der aufgezählten Wälle zu ermitteln, welche davon zu Vertheidigungsorten, und welche andere zu Signal-, Opfer-, Grabstätten ꝛc., oder zu mehrern dieser Zwecke muthmaßlich benutzt wurden. Ein ernstes Gefühl bemächtigt sich wohl jedes Besuchers solcher Zeugen der Vorzeit, und wer sie auch nur aus treuer Abbildung und Beschreibung kennen lernt, wird sie, wie jene, ihrer uns völlig fernstehenden Eigenthümlichkeit wegen, ohne Weiteres in das Heidenthum, und, bei einiger regen Einbildungskraft sich selbst in jene Zeiten versetzen, in welchen mit geringen Mitteln oft so Großartiges unternommen und so mancher Gefahr vorgebeugt werden mußte, wie die Jetztzeit es nicht kennt und nicht bedarf.

Zu den Rundwällen und ähnlichen, wohl meistens unbezweifelt aus der heidnischen Epoche abstammenden, wenn auch zum Theil im Mittelalter noch mit benutzten, Erdbauen der südwestlichen Ober-Lausitz gehören und zwar an der Neiße:

1) Der Burgberg bei Ostritz (Taf. I. N. 27 a.), ein Ringwall in elliptischer Form, gewöhnlich, doch sehr fälschlich, für eine Schanze aus dem 7jähr. Kriege ausgegeben, links der Neiße NW. über dem Kloster Marienthal, nahe an der wohl uralten Görlitz-Zittau'schen Landstraße gelegen. Ebenso findet sich, ½ Stündchen S. vom Kloster, rechts der Neiße auf deren hohen Ufer

2) ein ähnlicher und zwar hufeisenartig gestalteter Wall, der Hahn (Hayn), auch das alte Schlößchen genannt, und eine weite Aussicht auf das fruchtbare Neißthal darbietend (Taf. I. N. 26.) Muthmaßlich war es ein Bezirks-Sicherungsort, so wie der Name Hayn zugleich auf eine damit verbundene Opferstätte zu deuten scheint, zumal da nur ½ St. davon das, auf einem, den König verfallenen heiligen Hayn deutende, Dorf Königshayn liegt (vergl. S. 19 letzte Zeile.) Jener Burgberg wird dagegen als ein Schutz- und Aufsichtsort, in Bezug auf die daran vorbeiführenden Straße zu vermuthen seyn. Spuren von mittelalterlichen Burgen haben sich an beiden Orten noch nicht gefunden. Einer alten Opferstätte in der Nähe, des Feensmännel-Berges wurde schon §. 4. gedacht.

Digitized by Google

Nähere Angaben von diesen und den folgenden Wällen sind in der Anmerk. III. unter denselben Zahlen enthalten. Ferner an der in die Neiße fließenden Mandau, 1½ St. W. von Zittau, finden sich

3) auf dem, zwischen Hörnitz und Herwigsdorf gelegenen, Schülerberge, Ueberreste eines muthmaßlich ebenfalls heidnischen Walles, wo, einer dunklen Sage nach, ein Schloß gestanden hat, von dem aber örtliche, wie geschichtliche Spuren mangeln. Ob eine ähnliche Wallerhöhung des Zittauer Burgberges auf die heidnische Epoche deutet, ist zweifelhaft. (§. 11.) An der, ebenfalls in die Neiße fließenden Pliesnitz, und zwar am Fuße des Eichlerberges bei Ober-Rennersdorf (1 St. SW. von Bernstadt) werden ebenfalls

4) Spuren eines Ringwalls angetroffen, mit Urnen in dessen Nähe. (vergl. Anmerk.) An den in die Pliesnitz einmündenden Scheidebache unfern N. von Berts- (eigentlich Bertholds-) Dorf auf dem Eigen, 1½ St. NO. von Bernstadt, liegt

5) der Ringelberg, Taf. I. N. 36. 37.; er hat das Eigenthümliche, daß, außer dem Rundwalle, sich noch eine kleine runde Neben-Verwallung zur Seite befindet. Der Sage nach liegt im Ringelberge ein goldener Hayn (worunter man dort ein Götzenbild versteht), und ein goldener Altar der Heiden verborgen. Dieserhalb, so auch wegen seiner Form und der Auffindung von Urnen, wie eines kesselartigen Steinblocks in der Nähe, möchte hauptsächlich auf einen Opferort zu schließen seyn. Diese Urnen und so andere Auffindungen, z. B. von römischen Münzen und Bronzewaffen in dieser südwestl. Gegend, zeugen von deren frühester Bewohnung, wenigstens in den fruchtbaren Flußauen und daher gegen Mancher Ansicht, daß dieselbe nur erst seit christlicher Zeit angebaut sey, — wie später sich noch näher ergeben wird. (Ueber den mit Bertsdorf benachbarten Hutberge bei Schönau, mit ähnlichen Wällen, doch unbestimmt ob aus heidnischer Periode, vergl. §. 12.) — Von da westlich, ¼ St. von Bernstadt, N. auf der, durch die Einmündung eines kleinen Bachs in den bedeutendern Kemnitzbach gebildeten Ecke einer felsigen Anhöhe des Nonnenwaldes, liegt

6) der Burgberg, ein heidnischer Rundwall von hufeisenförmiger Gestalt. Für alle mit Zahnschmerzen geplagte Leidende giebt es kein rathsameres Mittel, als eine Reise dahin, und zwar stets zum ersten Osterfeiertag; denn das ganze Jahr über bleibt von Zahnschmerzen befreit, wer den Wallkessel überspringt, so sagt man; doch da letzteres nicht gut möglich, so wird das Darübergehen ebenfalls genügen. Alljährlich versammeln sich an jenem Tage zahlreiche Bewohner von Bernstadt und der Umgegend, und wohl weniger der weiten Aussicht, als jener uralten Sitte wegen, wobei es in frühern Zeiten auch nicht an angezündeten Osterfeuern fehlte. Von hier aus, durch das nordwestl. gelegene Dorf Kemnitz, mit

Digitized by Google

dem Wachtberge (§. 12.) und zwischen den schon besprochenen Löbauer Berge und Rothstein mit ihren Opferwällen ꝛc. hindurch, führt uns der Weg zur Aufsuchung gleicher alterthümlicher Wälle, nach dem, ½ St. N. von Löbau und ¼ St. S. von Belbitz gelegenen Dorfe Gorbitz, bei welchem, wenige Minuten entfernt, am Eingange des sich bis Klein-Radmeritz erstreckenden felsigen Thals der Löbau (des Löbau'schen Wassers)

7) der Bielplatz angetroffen wird. (Taf. II. N. 10.) Er besteht aus einem, wahrscheinlich als heidnischer Vertheidigungsplatz benutzten Felsen und einer nahe dabei befindlichen, von Menschenhand errichteten kleinen, sich kegelförmig und sehr steil erhebenden Anhöhe. Einer in der Gegend bestehenden Sage nach, wurde darauf dem Biel, nehmlich dem slawischen Bielbog, dem weißen, guten Gotte, geopfert. Die Localität, am Eingange jenes, wegen seiner Felsen: Skala genannten, romantischen Flußthals, erscheint zu einem Vertheidigungs- und Opfer-Orte sehr geeignet, obwohl von Auffindung alterthümlicher Gegenstände nichts bekannt, aber auch wohl noch nicht solchen nachgeforscht ist. Giebt es auch ein, in der Note näher erwähntes altdeutsches mythologisches Wesen Bilwiz, Pilbiz, so möchte dennoch, wegen des slawischen Thalnamen und der Bewohnung der benachbarten Dörfer von Wenden, noch jetzt links des Wassers, eine Ableitung von einem religiösen oder sonstigen Verhältniß der Slawen als wahrscheinlicher anzunehmen seyn. (Von andern Schanzen bei Löbau s. Anm.)

8) Die Schwedenschanze bei Kittlitz (1 St. O. von Löbau), ein halbmondförmiger Heidenwall gewöhnlicher Art, an dem felsigen Ufer desselben Wassers, wie der vorige, gelegen und ebenfalls noch nicht näher untersucht. Die jetzt noch folgenden, am Schöps, einem in die Spree einmündenden Bache, gelegenen Schanzen, gehören zwar der örtlichen Lage nach zu den der südöstl. Gegend; da diese jedoch erst im folgenden Bändchen Platz finden können, jene aber bereits in die Lithographien des vorliegenden aufgenommen sind, und ganz besonders eine so nöthige deutliche Ansicht solcher Wälle gewähren, so hat der Verf. sie hier beachtet. Es sind:

9) die Schanze bei Oehlisch, ½ St. W. von Reichenbach, 2 St. O. von Löbau; sie ist von runder Form, Taf. II. N. 2. und deren Größe ꝛc. in der Anmerk. angegeben. Von dieser aus erblickt man die, ein halbes Stündchen davon entfernt gelegenen und zwar nahe bei einander befindlichen

10) zwei Schwedenschanzen, auf beiden Seiten des Dorfes Schöps und des gleich benannten Baches, wozu natürliche Anhöhen benutzt wurden; der Grundriß Taf. II. N. 7. zeigt die Lage beider, und die Ansicht Taf. II. N. 1. die nördliche Schanze, vom Dorfe aus gesehen; sie sind beide oval und von bedeutendem Umfang und hoher Lage, wie Anm. III. näher angiebt. Sie gehören auch insofern zu den merkwürdigsten der Provinz, da sie durch solche Nähe und örtliche Lage auf ihren frühern

Digitized by Google

Zweck weit deutlicher, als viele andere, hinzuweisen scheinen. Dieser bezog sich aber, der Wahrscheinlichkeit nach, auf die zwischen ihnen hindurchgehende uralte Land- und Heerstraße aus Polen nach Sachsen und dem westlichen Deutschland, welche bis vor wenig Jahrzehnden von Görlitz über Schöps nach Budissin führte, und seitdem über Löbau gelegt ist. Nicht die Vertheidigung des Ueberschreitens eines so unbedeutenden Bachs, sondern nur die Beherrschung jener Straße und deren Sicherheit, wie vielleicht die Erhebung einer Abgabe bei deren Passirung, erscheint als der Grund ihrer Errichtung, so wie auch auf Bautzen und Camenz zu, längs jener alten Landstraße, sich noch ähnliche, später zu erwähnende Ringwälle zu wohl gleichem Zwecke finden, die später noch geschildert werden sollen. Somit würde auch jene Straße in das Heidenthum hinaufreichen, da keine Mauerüberreste von einer Burganlegung im Mittelalter zeugen, und ebenso wenig Opfer- und Grab-Gegenstände von einer andern Benutzung, als den zum Aufenthaltsort von Wachtposten. Und wohl möchte diese noch vor den Sorbenwenden, nehmlich von den Germanen erfolgt seyn; denn sollte sich auch die, von Manchem behauptete, Ansicht geltend machen, daß Slawen die ersten Bewohner der Gegend waren, so würde sie sich wenigstens dahin modificiren lassen, daß (nach S. 65.) Germanen ihre Beherrscher waren, da klare Zeugnisse der Klassiker dieselben in die hiesigen Gegenden versetzen; an eine so muthige, kriegerische Nation, als die germanische, ist vor Allem in Bezug auf Anlegung solcher mächtiger, ebenfalls in reindeutschen Gegenden einheimischer Wallfesten zu denken. Kann aber auch, in Ansehung früheſter Zeit, von einem bestimmten und sehr besuchten Straßenzuge noch nicht die Rede seyn, so erscheinen jene Schanzen wenigstens als militairische Verbindungspuncte zwischen den genannten, später zu bedeutenden Städten emporgewachsenen Nachbarorten, und die Landstraße von einem zum andern bildete sich erst später mehr und mehr aus. Und somit werden immer auch alte Deutsche vom sueviſchen Stamme als Errichter und erste Benutzer dieser Wälle, und daher zuerst auf ihnen Wache haltend, von uns vermuthet werden können, — so wie später Slawen — zur Beherrschung der Umgegend und Sicherung jener alten Landstraße, welche als die natürlichste und bequemste, aus den östlichen in die westlichen deutschen Gegenden gelten muß. Und selbst im frühern Mittelalter konnte jene Einrichtung beibehalten, und ein dasiger militairischer Posten beauftragt seyn, sicheres Geleite bis Budissin, Löbau und Görlitz, oder doch bis zu einem benachbarten gleichen Wachtposten, gegen Zollerhebung, zu gewähren.

Anm. I. Vom Volke werden sie Schweden- oder Hussiten-Schanzen genannt, weil die damaligen Kriege in dessen Erinnerung als die ältesten gelten. Allein schriftl. Nachrichten von Errichtung solcher Wälle in jenen Kriegen, sind ebenso wenig vorhanden, als ihre Einrichtung und die Lage derselben den Forderungen der neuern Kriegskunst u. des Schießpulvergebrauchs entspricht;

übrigens hätten die Hussiten u. Schweden Jahrzehende lang allein an den Schanzen zu bauen gehabt, die in ganz Deutschland nach ihnen benannt sind, und dabei in Gegenden, wohin sie nie einen Fuß setzten. Wahrscheinlich ist es aber, und selbst an einigen Orten gewiß, daß manche geeignet gelegene, auch in neuern Kriegen mit benutzt und nach den neuern Bedürfnissen umgeändert wurden. In Bayern nennt man offenbar römische und ächt germanische Verschanzungen ebenfalls Schwedenschanzen; ebenso werden in vielen Gegenden die gefundenen Waffen, Hufeisen ꝛc. alterthümlicher Art ohne Weiteres als schwedisch dezeichnet. In einigen Jahrhunderten wird das Volk wahrscheinlich nur französ. Schanzen ꝛc. daran erkennen. Bemerkenswerth ist es, daß die ähnlichen Wälle am Dnieper in der Krimm, bei Bußack, Winigrod ꝛc., die muthmaßlich von normännischen Warägern angelegt wurden, — in späterer Zeit Sitze der Zaporoger Kosaken — dort jetzt ebenfalls Schwedenschanzen genannt werden, und zwar angeblich aus der Zeit des abentheuerlichen Zuges Carl XII. gegen die Türken, der aber damals weder Zeit noch Lust haben konnte, solche riesenartige Verschanzungen zu errichten, wovon auch die Geschichte nichts weiß. Das Sonderbare dieses Zufalls liegt aber mehr darin, daß früher Werke scandinavischer Krieger jetzt vom Volke, ohne daß es dieses Ursprungs sich noch bewußt, dennoch auf 8 Jahrhunderte spätern Kriegern derselben Nation einer so fernen Heimath zuschreibt. — Gäbe es nicht auch in andern Provinzen Rußlands solche Wälle, so würde man fast vermuthen können, daß die dortigen nur von germanisch-nordischen Einwanderern herrührten. (Vergl. S. 76)

Von fränkischen Annalisten wird der avarischen „Hringi" und „Circuli" gedacht, welche befestigten Orte die Avaren während ihrer Anwesenheit in Deutschland (in bayerschen Gegenden) errichteten, bis Samo ihrer Herrschaft ein Ende machte. Doch sie kamen später, zumal mit den Ungarn wieder, und hielten sich auch (und wohl mehrmals) geraume Zeit in der Meißnischen Elbgegend auf, bis Heinrich I. sie in die Flucht schlug. Es waren Erdwälle mit Pallisaden, deren Zwischenräume mit Steinen ausgefüllt, die ganze Oberfläche aber mit Rasen bedeckt, und die innere und äußere Seite mit Weiden-Gestrüppe bepflanzt wurde, so daß nach und nach dadurch ein dichter Verhau entstand.

Die künstlichen Erdhügel in den unfruchtbaren und meist völlig ebenen, sich vom schwarzen und kaspischen Meere längs der chinesisch-russischen Gränze bis in das Land der Mantschu erstreckenden kalmückisch-kirgisischen Steppen, dienen wohl ebenfalls, um feindliche Schaaren desto eher zu entdecken, hauptsächlich aber um in den unwegsamen Einöden den Reisenden den rechten Weg zu zeigen; sie werden dort Kurgane genannt.

Die Gückelsberge werden (N. Lausitz. Mag. 1839. 230.) auch als Hexenberge, von gigeln oder goukeln, zaubern, erklärt, z. B. die bei Günthersdorf, Heugsdorf, Lichtenberg, Königshayn, Ober-Steine bei Hohenstein ꝛc. (Andere leiten sie vom St. Jacobsberg ab, obwohl so viel Berge schwerlich diesem Heiligen gewidmet seyn möchten; es werden aber auch manche von einem Besitzer Nahmen Jäckel abstammen (vergl. Schumann's Lex. X. 149.) — Die Literatur über die Lausitz. Rundwälle s. in des Verf. O. Lausitz. Alterth., wozu nachträglich mehr. Aufs. im N. Lausitz. Magazin 1839. S. 124., von Cotta; 1840. S. 32., v. Schiffner u. zumal vollständ. in Peschek's handschr. oberlaus. Alt.-Liter. in der gesellschaftl. Samml. zu Görlitz.

Anm. II. Benennung der Rundwälle und anderer festen Plätze in slawischen Dialecten. Die oberlausitz. Wenden um Budissin und Löbau nennen die dasigen uralten Ringwälle (in der Singularform) meistens hrodžisko, n., und hrodžischczo, n., und mit Weglassung des h, wie sie im dortigen Dialect gewöhnlich vor einem zweiten Mitlaut erfolgt: rodžischczo, im Diminutiv rodžischko, n. (st. rodžischtko); die niederlausitzischen grožischczo, n., ein Name, den auch manche bewohnte Ortschaften daselbst führen, z. B. Sonnenwalde, Willmersdorf ꝛc. In Rußland heißen sie (nach Bulgarin, Glagaliew ꝛc.) Gorodischtsche, n.; in Polen grodzisko, n., und grodziszcze, n. (wie im Wend.), ein Name der überhaupt im Poln. eine alte, verfallene Burg bezeichnet; in Böhmen hradisstje, n., welches auch der Name für den bewallten Berg war, wo später die Hussiten die Festung Tabor anlegten; im Slowenischen gradishe, (Gradischè gesp.), im Lüneburg.-Wend. Gordischtje. Die übereinstimmende, nur dialectisch modificirte, Endform dieser Wörter ist die des slaw. Magnativs, welches oft den Begriff einer Verschlechterung einschließt, also

zugleich Pejorativ ist, zuweilen aber auch den eine Mehrheit umfassenden Raum anzeigt. Das Stammwort ist grad, m. altslaw. u. in den südl. Dial., gorod r., grod p. und nlw., hrod, rod olw. hrad d, gord, lüneburg.-wend. bedeutet ursprünglich Umzäunung, Hag, Einfriedigung, dann einen festen, umwallten Ort, Burg, Stadt, sofern diese nicht offen ist, und erscheint als urverwandt mit dem altgerm. gard = Einfriedigung, Burg, wovon sich noch unser Garten (Hürde, Horde) erhalten hat. Wenn nun die Slawen nicht erst in neuern Zeiten, sondern schon vor Jahrhunderten jene Erdaufwürfe, die in ihrem Innern oft mehr Spuren eines heidn. Opferdienstes, als einer genügenden Befestigung zeigen, nicht grody, pl. = Schanzen od. Burgen, sondern grodžischcża, pl. = Schanzstätten oder Burghalden nannten; so möchte daraus wohl zu schließen seyn, daß sie dieselben schon bei ihrer Einwanderung im Verfall oder als Ruinen vorgefunden haben. In manchen Gegenden erscheinen jene künstlichen Erhöhungen nur als Hügel oder Berge, und führen daher zugleich mit den daneben liegenden Ortschaften einen entsprechenden Namen, wie z. B. Belgern (in d. Oe.) w. bjela hora = weißer Berg genannt, nach einem Ringwalle, ebenso das Städtchen Weißenberg. Zuweilen wird durch ein beigefügtes Beiwort ein verhältnißmäßig früherer Ursprung dieser festen Plätze angedeutet, wie in Stargard (in d. Nk.) w. stary grod = alte Burg, mit einem ähnlichen Walle, und der Name ist unverändert geblieben, obgleich das dadurch Bezeichnete untergegangen ist. So heißt noch jetzt in dem Dorfe Burg im Spreewalde der dort befindliche Hügel, welcher der Sage nach früher befestigt gewesen ist, w. grod = Burg. Eine große Menge Oerter in frühern sowohl als in jetzigen Slawenländern sind nach jenen grod, hrad, rod etc., dem Magnativ davon: grodžisko und grodžischcžo w. und nach den Diminutivformen gorodok, r, grodek p. grodk nlw. hrodk, rodk olw. hradek d. u. slowen., gradez altsl. Kirchensprache, benannt, bald in einfachen Namen, zum Theil germanisirten wie die: Grod, Grad, Graz, (Gradetz), Garz, Grödisch, Grötsch, Hradisch, Hradek, Gradiz, Grätz, Grädiz, Gröditz, Grötz, Gröst; mit abgefallenem Initial: Radisch, Ratz; mit Verwandlung des d in j, wie sie der Slawe in populärer Sprache und meist vor dem Z-Laute übt: Grojetz, Groitzsch, Greitz u. s. w.; — bald in verbundenen, sey es durch präfixe Präpositionen, die das Ortsverhältniß bezeichnen, wie in Böhmen: PodGradj (unter d. Burg), ZaGradj, n. (hinter d. Burg), sey es durch vorgesetzte oder auch organische zu einem Worte verschmolzene Adjective, wie nowy grod oder nowogrod = Neuenburg, german. Naugard und Neugarten-, bjely grod oder bjelo grod, germ. Belgrad, Belgard (Weißenburg), czerweny hrod (Rothenburg), wyssehrad, d. höchste Burg, wyszy grod p. german. Wischegrod u. dergl. m. Auch manche Radeberg, Radeburg, Ratzeburg, Rothenburg werden vom jenen rod, hrod abzuleiten seyn, indem, wie es nicht selten bei Ortsnamen der Fall ist, die deutsche Benennung des slawischen beigefügt wurde, z. B. Colm-Berg, Hohen-Wossen, Golk-Heidchen ꝛc.

Anm. III. Notizen zu den oben verzeichneten heidnischen Rundwällen:

Zu 1) der Ostritzer Burgberg (Taf. I. N. 27 a.) NW. über dem Kloster Marienthal, etwa 60 Schritte von der von Zittau nach Görlitz führenden Straße (b, wovon c der Weg nach dem Kloster abgeht), elliptischer Form, hat 250 Schr. im Umfange, von NW. nach SO. 90 Schr. Länge, von SW. nach NO. 60 Schr. Breite, im Innern 2 Ellen Höhe, auswärts mit Gräben versehen und mit diesen 5 E. Höhe. Gegen NO. zieht sich das eine Ende des Walls auf 20 Schr. seitwärts vor dem andern vorbei (noch etwas weiter herum, als auf der Abbildung), und bildet dadurch einen Eingang ungewöhnlicher Art. Weder Mauerüberreste noch heidn. Alterthümer lassen sich vorfinden; dagegen liegen viele Granitblöcke an und in dem Walle zerstreut. Diese u. zahlreiche der folg. Angaben verdankt der Verf. meist der Gefälligkeit des Adv. Lange in Bernstadt, so wie auch d. D. Schmidt zu Schönau u. and. gefälligen Männern, manche hier u. bei spätern §§. benutzten derartigen Notizen über diese Gegenden. — Sch. bedeutet hier Schritt, F. — Fuß, E. — Elle, St. — Stunde, O. — gegen Osten, W. — Westen und so fort.

Zu 2) der Hahn hat gegen 270 Sch. im Umfange, 90 Sch. Länge, 65 Breite; der Aufwurf ist gegen 2 E. breit, an beiden 2—3 E. hoch u. dann steigend bis 9 im Innern und 12 nach Außen, an der gegen O. gerichteten Stirn. Nördlich befindet sich ein 2—3 E. tiefer Wassergraben, der östlich an

einer quer abschneidenden Erhöhung endigt; gegen W. steigt das gebirg. Ufer steil zur Neiße herab. Der Wall ist mit Granitstücken durchmengt und erhält dadurch ein mauerartiges Ansehen, welches ohne Zweifel zu der Sage von einem dasigen frühern Schlosse der sächs. Kaiser im 10. Jahrh. die Veranlassung gab.

Zu 3) Von diesen Hörnitzer Wall-Ueberreste, auf dem Schüler- (früher Stein-) Berge, gilt als der Haupttheil, dem noch vorhandenen Wall auf dem Ostritzer Venusberge ähnlich, ein 26 Schritt langer, nach Osten 14, nach Westen 12 Ellen hoher Aufwurf; an diesen schließt sich südlich, einen rechten Winkel bildend, eine nach Westen auslaufende, etwa 4 Ellen hohe und 32 Schritt lange Erhöhung an; in der letzten Hälfte nur halb so breit, unter deren westl. Spitze eine, gleichsam einen Vorplatz bildende Fläche sich befindet, von welchem sich eine senkrechte Felswand in das Thal hinabsenkt. Mehrere andere Erhöhungen und Vertiefungen in der Nähe scheinen der Naturbildung oder einem frühern Steinbruch anzugehören. Das nahe Dorf Hörnitz wird eher von horny, das obere, gebirgige, am Berge gelegen, als von hornyz, Topf, herrühren, da sich Urnen noch nicht daselbst vorfanden. Ein Theil des dabei liegenden Herwigsdorfs heißt Scheibe, ein im Sächs. oft vorkommender Orts- und Bergname, der früher unbezweifelt Schida, Schiwa ꝛc. lautete, u. schwerlich deutsch als Scheibenberg, Schützenplatz, zu deuten, sondern aus dem Slaw. abzuleiten seyn wird, von einem Opferort, der żywa, wend. (nach Körner) żywie p. (von żywy, lebendig), die Schiwa, Lebens- und Fruchtbarkeits-Göttin; vielleicht auch von ssypia, wend. Schutthaufen, bergmänn. Halde, oder von ssypa w. u. ssyp, b., der Pfeil, wovon es vielleicht früher ein Wort für einen festen, militairisch bewachten Ort gab.

Bei Pethau, ¼ St. W. von Zittau, wird von Cotta (Lausitz. Mag. 1839. S. 121.) ebenfalls ein heidn. Wall angenommen, jedoch undeutlich u. unsicher; doch wird derselbe von Andern für neuern Ursprungs gehalten. Es war vielleicht auch einer der Gräben, welche, nach Kaiser Karls IV. Befehl, in der Ober-Lausitz von einem Orte zum andern gezogen werden sollte, um den Landesbeschädigern dadurch mehr Hinderniße in den Weg zu legen, obschon es wenig zur Ausführung kam. Der Ortsname deutet auf ein alterthümliches Verhältniß nicht hin, vielmehr auf einen Personennamen; Peto, (Pjeto, Diminut. Petko) von Petr, Pjetr, Petsch, Peter; Adject. petow, owa, owo, (gewöhnlich allein, ohne Substant. gebraucht) das Peter'sche (Dorf).

Zu 4) Von diesem durch Ackercultur und Lustanlagen sehr unkenntlich gewordenen Wall, dessen Westseite steil an der Prießnitz hinunter geht, ist nur noch eine rundliche Erhöhung und dabei ein etwa 1 Elle hoher, 1—2 E. breiter Wall von 60 Schritt Umfang zu bemerken. Die auf dem östlich daranstoßenden Felde ausgeackerten Urnen deuten wenigstens auf Bewohnung der Gegend in heidnischer Zeit.

Zu 5) Der etwa 50 Schritt im Durchmesser haltende, mit Laubholz bedeckte Ringelberg-Wall — nördlich von Bertsdorf, wo dessen Fluren durch den Scheidebach von den Schönau'schen geschieden werden — ebenfalls von Hufeisenform, richtet seine Stirne gegen N.; der etwa 80 Schritt lange, zum Theil auf 10 Ellen hohe Wall stößt mit seinen beiden Enden SO. an den steilen Abhang. An der südlichen Ecke ist gleichsam ein zweiter, vom Hauptwall durch einen, 36 Schritt langen, mehrere Ellen tiefen und breiten Graben getrennten kleinen Nebenwall. In der Nähe des Berges, in einem 150 Schritt gegen NW. gelegenen Sandhügel, fand man bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen heidn. Begräbnißplatz, und so noch in neuester Zeit, z. B. 1837, Urnen mit Asche, mit einem Kreise von Steinen umgeben, dabei zwei thönerne Spinnwörtel, wie sie in Heidengräbern gewöhnlich, eine Art Schleuderstein (länglich, in der Mitte mit einem deutlichen Einschnitt rings herum). (Eine in der Nähe gefundene Scheibe mit einem gekrönten Kopfe, wo statt der vordersten Kronzacke ein Kreuz, scheint aus christl. Zeit herzustammen). Auf dem erwähnten Berge befanden sich früher auch zahlreiche Steinblöcke; ein solcher, der zum Opferkessel bestimmt gewesen schien, wurde zum Pflastern eines Hofes verwendet. Auch auf der andern Seite der Prießnitz (in der Nähe des Flammiger'schen Gutes) fand man Urnen-Bruchstücke, ohne sie jedoch weiter zu beachten.

Zu 6) Ein schneckenförmiger Weg führt auf den mit dichtem Gesträuch bewachsenen Bernstädter Burgberg; gegen 150 Schr. lang, 50 Schr. im Durch-

messer haltend und muldenförmig vertieft, verflachter sich gegen O. von seiner Stirne an, wo der Wall gegen 20 Fuß hoch und 4 F. breit ist, mit angränz. Alt-Bernsdorfer Fluren. Von daher gehen die Wallspitzen süd- und nördlich bis zu der, von mächtigen Steinblöcken durchbrochenen, übrigens wallfreien u. fast senkrecht in's Thal abhängigen Westseite. Die Gestalt ähnelt der Taf. I. N. 26., nur daß man sich dessen Lage in einem rechten Winkel denkt, der W. durch den Einfluß eines kleinen Bachs von N. her in die S. fließende Kemnitzbach gebildet, die auch die Steinbach genannt wird, welches dasselbe bedeutet; (kamen, der Stein, Adject. kamjenny, auch kamenty, kemny, a, e steinigt, und mit der, die Adject. zu Substant. erhebenden Endform: itz, m., itza, f., daher eigentlich: kamjenniza.) Nicht nur am Oster-, sondern auch am Pfingstfest pflegen junge Leute sich darauf zu ergötzen, wie dieß aber überhaupt bei zahlreichen andern Bergen der Lausitz derselbe Fall ist. Alterthümer ergaben sich bisher noch nicht, ebenso wenig auf eine Burgruine deutendes Mauerwerk; dagegen entdeckte man bei dem nahen Alt-Bernsdorf eine gleiche meißelähnliche Waffe, wie bei Löbau S. 81. — 2 Viereck-Schanzen bei Löbau, 1 bereits geebnete bei Rechen, 1 von da nach Dehsa zu (Mittaschez-Horka gen.) sind neuerer Zeit.

7) Der Bielplatz bei Gorbitz (urkundl. 1306 Georghewicz, und, dem Deutschen nachgebildet, wend. Korezy). Der Felsen, mit unebener Oberfläche u. mit Steinblöcken, zeigt an einigen Seiten Spuren von Umwallung und konnte wohl zu einem festen Platze dienen. Ein in neuerer Zeit bequemer gemachter Fußpfad führt hinauf; die Höhe ist gegen 12 Ellen, der Umfang gegen 100 Schritt. — Daran stößt eine zweite kegelförmige Anhöhe, ungefähr in Form der Rundwälle, nur viel kleiner und sehr spitzig zugehend; übrigens offenbar von Menschenhand errichtet, gegen 10 Ellen hoch und oben nur etwa 20 Schritt im Umfange. Zwei bequeme Wege hinauf sind wahrscheinlich erst neulich angelegt, und so auch einige Bäume oben angepflanzt, um auf diesem Punct einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren; doch ist die Anhöhe selbst wohl keinesfalls als eine Anlage neuerer Zeiten anzunehmen; denn hätte man auch nicht die bedeutenden Kosten für deren Errichtung zu ersparen nöthig gehabt, so wäre unbezweifelt ein günstiger und höher gelegener Platz dazu gewählt worden, da man von jenen beiden Anhöhen nicht über die daranstoßende weit höhere Berglehne hinweg, nicht bis zum Rittergut Belbitz sehen kann, zu dem sie gehören. Zu einem Vertheidigungsorte in heidnischer Zeit war der Felsen wohl genügend und an jenem Thaleingange auch sehr zweckmäßig gelegen, jedoch zum Opferdienst, — seiner unebenen Oberfläche und andern Verhältnissen wegen, — schwerlich geeignet. Deshalb ward wahrscheinlich jener, (in einem so wenig besuchten und versteckt-liegenden Orte befindlicher) besonderer Opferhügel errichtet, und zwar zum bessern Schutze, zugleich an jenen Felsen anstoßend. In der Gegend giebt es die Sage, daß dem Biel, „dem weisen Abgotte", wie man oft spricht, daselbst geopfert wurde und es wird zugleich angenommen, daß der Name jenes Ritterguts Belbitz, (auch Belwitz, urkundl. Bellewicze), wend. Bjelezy, davon herstammt; das wend. Adject. bely, bjely (a, e) heißt weiß, und ist muthmaßlich auf das weggelassene bog, Gott zu beziehen, die End. itz, witz ꝛc. bezeichnen meist das Verhältniß der Oertlichkeit, Angehörigkeit ꝛc., wie späterhin näher zu erläutern. Die alten Preußen besaßen einen Gott Pelwit, wohl mit jenem slaw. verwandt. Auch giebt es ein altdeutsches mythisches Wesen, Bilwitz, Pilwitz, ein zum Elfen- und Zwergen-Reiche gehöriger Geist, ein guter Wicht; jedoch zuweilen auch in Gebirgen mit feindlichem Geschosse hausend, dessen Annahme bis in das deutsche Alterthum hinauf reicht, obschon nur erst mitteralterliche Poesien des 13. u. 14. Jahrh. seiner gedenken, wie Grimm (Myth. 265.) angiebt, ohne Genaueres über sein Wesen bestimmen zu können; — doch beide Götter möchten schwerlich darauf zu beziehen seyn. In altpreuß. Ortsnamen bedeutet pil aber auch Damm, Schanze, Veste, woher die Namen Heiligenbeil ꝛc. Und da es in benachbarten Gegenden ebenfalls mit pil, beil ꝛc. zusammengesetzte Orte giebt, die nicht sämmtlich von Personennamen (Radebeyl ꝛc.) herrühren möchten, so läge es wohl in der Möglichkeit, daß es ein ähnliches Wort auch in hies. Dialecten gab, und daher auch Veranlassung zu der obigen Benennung. Jenes Thal erhielt wegen der zum Theil frei ausstehenden, sehr romantische Partien bildenden Granitfelsen, den Namen Skala, wend. der Fels, auch Skawa in der Gegend gesprochen, das l durchstrichen geschrieben. Die Orte Groß- und Klein-Skal in Böhmen u. ähnl. haben gleiche Ableitung. Jenes George-

witz und wend. Korezy, bezeichnet die Angehörigen des Georg, dann die Endsylben ezy, ewzy, owzy, deuten oft auf die Abkunft von einem Geschlechtsnamen.

8) Die zu Kittlitz gehörige sogenannte Schwedenschanze, ist mit ihrer Stirn gegen W. nach jenem Dorfe zu gerichtet, von welcher, durch Holzculturen sehr veränderte Aufwürfe nach den beiden Seiten, gegen S. und N. ausgehen; dagegen geöffnet gegen O. an dem tiefen Abhange des romantischen Thales der Löbau, wo, ganz in der Nähe, sich die „gemauerte Mühle" befindet. Der Umfang der halbmondähnlichen Schanze beträgt 230 Schritt, die Länge von S. nach N. 106 und die Breite in der Mitte 50 Schritt. Der Umfang des ganzen Hügels ist 430 Schritt. Kittlitz, wend. Ketlizy, vielleicht vom wend. Kotlischczo, der große Kessel, der tiefste Ort im Wasser, (Magnativ von Kottol, Kessel,) Becken, weil es nahe an jenem tiefen, felsigen Thale liegt. Das nahe Oppeln, wend. Wopalenge, wopaljena (wess) abgebranntes Dorf (auch Waldbrand).

9) Die Oehlische Schanze, Taf. II. N. 2. u. 13. a ist zu einem Bauergute b gehörig; an der östl. Seite fließt der Schöps-Bach c, der Fahrweg d führt durch diesen und der mit f bezeichnet von Oehlisch nach Schöps. Sie hat 180 Schritt oben im Umfange und 16—30 Ellen schräg gemessen; durch einen Steinbruch e wird mehr und mehr die Gestalt der Schanze verändert werden, weil dazu meist ein felsiger Grund benutzt ist. Oehlisch vielleicht vom wend. wolscha, poln. olsza, die Erle; — ina, Erlengebüsch. (Mittheil. von dieser und den folgenden Schanzen verdankt der Verf. den Geometer Gustav Schmalz und schon genanntem Cond. Wilsdorf).

10) Die beiden Schanzen bei Schöps, und zwar a) die etwa 150 Schritt von der Straßenbrücke in Schöps entfernte nördl. Schanze (Taf. II. N. 1. u. 12. a.) hat etwa 450 Schritt unten, 300 oben auf dem Kranze im Umfange; die Stirn ist nördlich zu, der Wallring auf's Dorf zu eben und zerstört. Sie ist ungefähr 30 Ellen hoch; einige Spuren scheinen auf einen Doppelwall zu deuten; der hintere nördl. Theil des innern Raums erscheint etwas erhöht. Bei bisherigem nur flüchtigem Nachgraben fanden sich einige Gefäß-Bruchstücke von der in der heidn. Zeit gewöhnlichen Masse, jedoch haben sich weder Schlacken, noch Thierknochen, Getreide ꝛc., wie bei ähnl. Wällen vorgefunden, dagegen bald ein felsiger Grund, so daß sie wohl nur zu Sicherheitszwecken bestimmt war. Taf. II. N. 12. c) der Schöps-Bach, d) zwei Teiche, e) die erwähnte uralte Landstraße, f) ein Feldweg, g) die alte, jetzt weggerissene Schmiede, woran, der Sage nach, früher ein Götzenbild befindlich gewesen ist. Vielleicht gab ein sonst wohl mehr beachteter Mineralquell (h) Veranlassung zu einem geheiligten Wallfahrtsorte; i) die herrschaftl. Hofgebäude. — b) Die südlichere kleinere etwa 80 Schritte von der Straße entfernte Schöpser Schanze (b) ist jetzt mit Bäumen bewachsen; sie hat unten gegen 330 Schritt im Umfange, auf dem Aufwurfe 190, gegen 15 Ellen Höhe, und hält im größten Durchmesser gegen 80 Schr., im kleinsten gegen 40; zu beiden sind natürliche Höhen mit benutzt worden. Der Name Schöps, urkundl. Schops, Schaps ꝛc., wend. Schypz (so wie das entferntere Schöpsdorf, wend. Sſypschezy) ist schwierig abzuleiten; vielleicht von den S. 114. erw. Sſypa, als Pfeilort. Ein verwandtes Wort ist skow, schow, wend. (nach Körner's wend. Wörterbuche) der Versteck, Schlupfwinkel, skowacz, schowacz, sich verstecken, verschirmen; zakopy, d., sakop, poln. Verschanzung; Skopacz, w. umgraben. Daher wohl auch manche mit kow, chow zusammengesetzte Namen. Ob der Bach vom Orte, oder dieser von jenem benannt, ist daher noch nicht gelöset. Außer bei Spremberg, giebt es einen gleich benannten Ort im Altenburg. bei Cahla. Obiges Dorf gehört zu dem in der sächs. Oberlaus. nahe an der preuß. Gränze lieg. Rittergute Glossen.

Der Verf. hat hier und an zahlreichen andern Orten auf Wall-Namen deutende slaw. Worte mit bemerkt, welche nicht immer zu einer — überhaupt so selten möglichen — bestimmten, sondern oft nur zu einer noch sehr zweifelhaften Ableitung führen; es ist dieß aber dennoch mit Bedacht geschehen, und er fürchtet dieserhalb keine Vorwürfe, weil, wenn sie auch an dem Orte, wo sie stehen; nicht jenen Dienst leisten könnten, sie an andern, spätern, vielleicht destomehr dazu geeignet und überhaupt in dieser Schrift aufzuführen sind; ob nun zeitiger oder später, wird gleich seyn. Der Verf. ist überhaupt weit entfernt, die vorgeschlagenen Erläuterungen irgend Jemandem, als die einzig richtigen, aufdringen zu wollen, vielmehr sind oft sehr verschiedenartige Ansichten der Sprachforscher mitgetheilt, damit ein Jeder die ihm beliebige wäh-

len kann. Als unfehlbar werden von solchen überhaupt nur eine kleine Anzahl anzunehmen seyn, was, bei Gegenständen so räthselhafter Art, in der Natur der Sache liegt; von den geachtetsten und mit solchen Forschungen vertrauten Slawisten hat nicht selten ein jeder *seine besondere* und begründete *Ableitung*.

§. 11. Die Burgen und Städte der Ober-Lausitz im Mittelalter.

Munter begrüßt des Thorwarts Trommete die nahenden Gäste;
Offen ist Fallbrück und Thor. — Auf, zum Beschauen der Burg!

Wohl ergreift jeden Beschauer beim Anblick majestätischer Burgruinen ein eigenthümliches gemischtes Gefühl; freudig erhebend in der Erinnerung an die Großthaten des Mittelalters, wo persönlicher Muth dem Manne die Würde verlieh und wo es galt, selbst einzutreten und mit tapferer Hand sich mit dem Gegner zu messen, nicht dem Zufall einer Pulverwaffe anheim gegeben. Aber auch ein ernsteres, bei dem Betrachten der Hinfälligkeit dessen, was Menschenmuth und Menschenhand zu leisten vermochte, und wie die festesten Baue, einst dem kühnsten Angriffe trotzend, dem Zahne der Zeit verfielen und kaum noch die Spuren der Orte erkennen lassen, wo der tapfere Burgherr sich im ritterlichen Turnen übte und mit Waffenbrüdern fröhlich zechte; wo er aber auch mit ihnen so manche, später tapfer ausgeführte edle That beschloß, um nicht nur sich, sondern auch dem Vaterlande, so wie Hülflosen und Bedrängten, Schutz und Gerechtigkeit zu erkämpfen. Und wo die getreue und sorgsame Burgfrau mit den sittig fleißigen Töchtern für die häuslichen Geschäfte besorgt war, mit den Mägden webte und spann, und dennoch, galt es Besuchen und Festen, immer auch, ihrer Würde gemäß, den Becher anmuthig zu kredenzen und die Gäste zu erfreuen wußte, mit freundlichem Wort, mit Gesang und Zitterspiel. Von edlen Waffenthaten, wie von Turnieren und vom Minnegesang der sächs. und thüring. Ritterschaft ist viel Erfreuliches bekannt; aber auch von lausitzischen Rittern ist Aehnliches vorauszusetzen, wenn auch weniger davon in Schriften uns aufbewahrt wurde. Sie nahmen an den Kreuzzügen, wie den Heeresfahrten nach Preußen tapfern Antheil, und waren bei manchem ehrenvollen Kampfspiele. So lauten z. B. einige Reime in Ennickels österreich. Chronik, als die Ritter des Budissiner Landes 1245 ihrem König in Kriegsnoth zu Hülfe eilten:

„Do cham die von Budessein,
vnd wern ez ritter von dem rein
geweßen ez waer genug.
sie waren pehend vnd klug. ꝛc.
— Die freutn sich ir manheit.
Des warn si gar vnuerzait." ꝛc.

Auch von den Nieder-Lausitzischen wird in Wolfram's von Eschenbach Titurell (Cap. 16.) gerühmt: „Auß Lucesitze, der Marcke, dar kamen die wol wessen, was do hieß ritterliche tat, die starke."

Doch nicht immer, nicht überall war es so, und wie jenes romantisch-mittelalterliche Leben in zahllosen Romanen in anschaulichen Farben weitläufiger geschildert zu lesen ist. Die als Muster ächter Ritterlichkeit in Muth, Ehre und Edelsinn geltenden adeligen Burgbesitzer damaliger Zeit waren aber nicht so häufig, um sie auf jeder Burg zu finden. Der, Sold und Beute gewährende Krieg beschäftigte und ernährte wohl oft geraume Zeit, denn an Fehden der Großen mangelte es selten; doch in Frieden, wenn edle Beschäftigung und emsige Sorge für Gutsverbesserung und Unterthanenwohl verschmäht, wenn zu einem zügellosen Leben voll Trunk, Spiel und Unzucht das Nöthige nicht vom Landgute und von Leibeignen erpreßt werden konnte: dann ward ein weit ergiebiger Gewerbszweig ergriffen, — das Raubritter- oder Stegreif-Leben, eine der damaligen noblen Passionen höherer Stände. Von der Burgzinne herab lugte der Thorwächter nach vorüberziehenden Reisenden mit ihren Güterzügen, die, wenn auch bei willigem Ergeben nicht gemordet, doch beraubt, auch wohl, bis zur Erlegung eines Lösegeldes, gefangen gehalten wurden. Oder, gab es dabei wenig Ausbeute, so wurde auch wohl in ein benachbartes Gebiet eingefallen, Vieh und sonst Geldeswerth geraubt, auch wohl Mord und Brand verübt. Und gar manche Namen berühmter Geschlechter finden sich unter denen verzeichnet, welche dem edlen Stegereif-Leben oblagen, aber auch oft, aus Mangel an höhern Gerichten und deren Macht, von Vehme und Städten, dem Faustrecht gemäß, bestraft wurden, welches zu handhaben, selbst der Bürger oft sich genöthigt sah, wie sich weiterhin, auch in Bezug auf oben erwähnte Provinz, näher ergeben wird.

Feste Plätze der alten, heidnischen Deutschen, wie der slawischen Nationen vor ihrer Bekehrung, bestanden, wie schon §. 10. zu erläutern gesucht wurde, nur aus Verschanzungen mittelst Stein- oder Erdwällen und durch Holzverhaue oder Pallisaden geschützt, ohne daher solche Sicherheit zu gewähren, wie bei den mittelalterlichen Burgen es der Fall war, deren Anlegung erst von den neuern Deutschen ausging und sich später in die Slawenländer verbreitete. Die von den Römern auch in ihren süd- und westlich deutschen Colonien angewendete Bauart mit gebranntem Kalk, so wie mit Ziegeln oder hart gebrannten Backsteinen, war den germanischen, wie den slawischen Nationen noch völlig unbekannt und alle Bauwerke dieser Art im östlichen und nördlichen Deutschland gehören unbezweifelt in die Periode nach Verbreitung der christlichen Religion und der damit verbundener höherer Cultur; ebenso wie auch seitdem das härtere Brennen der Thongefäße üblich wurde, während diese vorher, nur an der Sonne oder freiem Feuer gehärtet, zu weit minderer Festigkeit gelangten, wodurch sie von den aus christlicher Zeit

Digitized by Google

charakteristisch zu unterscheiden sind. Jene römische Befestigung mit ihren viereckigen Thürmen und Kalkmauern führte die Franken bald zur Errichtung ähnlicher Thürme und, durch Umfassungsmauern gesicherte Fürsten- und Bezirksbeamten-Sitze, wie zur Anlegung christlicher Kapellen, die später sich zu Kirchen erweiterten und zu Domen erhoben. Jene neue Befestigungskunst drang besonders nach Ausbreitung des fränkisch-karolingischen Reichs aus den westlich- in die mitteldeutschen Gegenden. Die vom Kaiser Karl dem Großen in letzteren angelegten zwei Burgen — an der Elbe bei Magdeburg und an der Saale bei Halle, deren genauere Lage aber nicht zu ermitteln seyn möchte —, so wie die vom Kaiser Heinrich I., dem Sachsen, im eroberten Meißnischen und benachbarten Slawenlande, — oft schon Städte genannt und jener Kaiser: der Städteerbauer, — waren in ihren ersten Anlagen schwerlich sogleich von jener festern Bauart. Es waren ohne Zweifel nur Holzgebäude, mit wenig oder keinem Mauerwerke, und dagegen durch Wälle und Pallisaden geschützt, — wie dieß auch später noch Jahrhunderte lang, hier und da bei Ritterburgen der Fall war; jedoch ist wenigstens anzunehmen, daß in den nächsten (11. und 12.) Jahrhunderten die landesherrlichen Burgen bereits eine stärkere Befestigung durch Mauerbau erlangten. Die Burgen dagegen, deren Ruinen uns noch durch ihre Spitzbögen und anderen schönen Formen des ächten deutschen (fälschlich gothisch genannten) Bausstyls ergötzen, können erst nach dessen weiterer Verbreitung, daher ungefähr seit der Mitte des 13. Jahrh. errichtet worden seyn, wie denn überhaupt auch das 13. und 14. Jahrh. als die eigentliche, glänzende Periode des Burg- und Ritter-Lebens anzusehen ist, dessen Verfall mit dem 15. Jahrh. begann, nachdem jene erwähnte Ausartung in das Raubritter- und Wegelagerung-Wesen schon einen höhern Grad erreicht hatte.

Die Burgen theilen sich ein — außer der Rücksicht auf die Lage (ähnlich den Heidenschanzen §. 10.) in Felsenburgen, auf Anhöhen mit trocknen Wallgräben, und in Wasserburgen, in ebener Gegend mit Wassergräben versehen, — dem Zwecke nach in:

1) Bezirksburgen, einem weltlichen oder geistlichen Landesfürsten gehörig und die Sitze der obersten Bezirksbeamten, zumal der Mark- und der Burggrafen. In den eroberten und germanisirten Slawenländern entstanden sie meist dadurch, daß die Marken in Burgwartsbezirke abgetheilt und diese durch Burggrafen im Namen des Kaisers verwaltet wurden, wie dieß Anm. I. näher angedeutet ist. Diesen Burggrafen (auch Castellan, Advocat, Voigt ꝛc. genannt), lag es ob, den Bezirk und dessen Straßenzüge zu beschützen, Recht zu sprechen — in geringern Sachen, in wichtigern war es dem Kaiser oder dessen Markgrafen vorbehalten — und die landesherrlichen Einkünfte zu verwalten, welche letztere beiden Geschäfte meist auf die spätern Amtsschösser und die neuern

Gerichts-, Rent- und Steuer-Aemter übergegangen ist; dieserhalb sind auch deren Sitze größtentheils noch die Orte, wo jene Burgen errichtet wurden. Eine gleiche Bezirks-Verwaltung fand meist auch in den benachbarten thüringischen und andern rein-deutsch verbliebenen Ländern statt, so wie eine ähnliche bei den benachbarten slawischen Nationen ebenfalls gewöhnlich war und sich, bei den selbstständig verbliebenen, noch bis in das Mittelalter erhielt. Doch waren bei diesen die Bezirksämter weniger zur Abgabenerhebung, vielmehr meist nur zu der Aufsicht über die öffentliche Sicherheit und zur Rechtsprechung bestimmt; — nehmlich die Supaneien, wo der Zupan (Schupan) seinen Sitz hatte; welche Einrichtung besonders in Böhmen und Schlesien gefunden ward, aber auch in germanisirten Gegenden, z. B. im Meißner Amtsbezirke, bis vor einige Jahrhunderte beibehalten worden ist; vergl. Anm. H. Ohne Zweifel sind zahlreiche jener Burgen in früherer, slawischen Zeit bereits Zupan-Sitze gewesen, da diese wohl meist schon an gut gelegenen Orten und in der Mitte ihres Bezirks angelegt waren; — wie denn überhaupt die frühern Bezirke bei Besitznahme von Eroberern meist dieselben verblieben, da sie von frühesten Zeiten an schon naturgemäß nach Gebirgen, Flüssen ꝛc. abgetheilt waren, wie dieß §. 7. S. 70. zu erläutern gesucht wurde. Als eine besondere Unterabtheilung können — als landesherrliche Orts-Schutzburgen — die festen Plätze betrachtet werden, welche nur zum Schutz örtlicher Zwecke, von Gränzen, Straßen, Flüssen, (dann oft mit Zoll-Erhebung) oder an ähnlichen wichtigen Puncten errichtet waren. Wesentlich aber unterscheiden sich, als eine ganz besondere Gattung, von den vorerwähnten:

2) die Privatburgen, nehmlich die Ritterburgen, wozu auch die festen Schlösser der Landesherrn, Bischöffe ꝛc. auf ihren Domainen, so wie deren Häuser in größern Städten, als Absteigequartiere, (die kaiserl. Pfalzen, z. B. in Zittau, Königshöfe ꝛc.), die Jagdburgen ꝛc. zu rechnen seyn werden. Die Ritterburgen, zum Sitze des Landgutsbesitzers und Schutze seiner umliegenden Güter bestimmt, entstanden in den germanisirten Slawenländern meist dadurch, daß Kriegern und Günstlingen vom Kaiser oder sonstigen Landesherrn, eroberte Dorfschaften als Lehn (gegen die Verpflichtung zu Kriegsdiensten) überlassen wurden, wie schon Anmerk. I. berührt. Viele von ihnen wurden aber später zu Raubburgen benutzt, so wie zahlreiche solche an schwerzugänglichen Orten neu angelegt; diese werden als eine Abart jener Privatburgen gelten, da sie zu einem, den letztern völlig entgegengesetzten Zweck dienten, nämlich zur Plünderung und Unsicherheit der Gegend. Um die mittelalterliche Geschichte der einzelnen vaterländischen Provinzen zu fördern, ist es vor Allen nöthig, die Lage, Bestimmung und Geschichte dieser verschiedenartigen festen Plätze zu ermitteln, die noch als Burgen und

Schlösser oder daraus entstandene Städte, oder nur noch in Ruinen vorhanden, zum Theil auch nur nach erhaltenen örtlichen oder urkundlichen Namen bekannt sind, wozu Beiträge darzubieten, zugleich der Zweck dieser Schrift seyn wird. Die Entstehung und Ausbildung der Städte steht mit dem Burgwesen in nahester Beziehung. Anmerk. III.

Die mehrsten Städte, zumal die größern, sind aus fürstlichen Bezirksburgen entstanden, denn theils wurden bei der letztern Gründung bereits volkreiche, an Straßen und Flüssen gelegene Orte dazu ausgewählt; theils zogen sie, auch bei Anlegung in noch nicht bebauter Gegend, bald zahlreiche Anbauer an sich, so daß sie sich dann zu immer höherer Bedeutung erhoben. Die meist in der Mitte des Burgwartsbezirks gelegene landesherrliche Burg galt zuerst allerdings nur zum befestigten Sitz des Burggrafen und seiner Dienstmannen, so wie zur Aufbewahrung von Vorräthen zum Unterhalt der Besatzung, wie der kaiserlichen Kriegsheere; ebenso wurde die Kirche des Bezirks in derselben erbaut, um ihr größere Sicherheit zu gewähren, als auf dem Lande zu erwarten war, wo es zuerst meist nur Kapellen gab. Bei vermehrten Geschäften in späterer Zeit bedurfte der Burggraf (oder Castellan) mehrerer hülfeleistender Beamten, z. B. einen, mit rechtlichen Entscheidungen beauftragten Richter (Schultheis, Schulz), einen Zollbeamten zur Erhebung der Einkünfte (Schösser), einen Meier (als Aufseher der Vorwerke), Münzherrn (ein nicht unwichtiger Posten, wegen des fast jährlichen Umprägens der Münzen) und so anderer beamteter Ritter und Lehnsleute des Fürsten, welche sämmtlich, nebst dem Burggrafen, Ministerialen genannt wurden, wie überhaupt damals die höhern Diener im fürstlichen Gefolge. Bald siedelten sich Handwerker zur Fertigung von Kleidern, Geräthen, Waffen ic. in und bei der Burg an, Burgsassen genannt, welche — was besonders zum Einzuge in die Burg ermuthigte — persönlich frei waren, während die Dienstleute der Beamten, wie die übrige Volksmasse auf dem Lande überhaupt, sich in Hörigkeit und Leibeigenschaft befand. Entlassene Ministerialen und deren Nachkommen, wie manche Landeigenthümer der Gegend, wählten sich die Burg ebenfalls zu ihrem, und zwar mehr Schutz gewährenden Wohnplatze, als in offenen Orten zu finden war. Ferner wendeten sich auch Kaufleute dahin, die für ihre versandten Güter und bei ihren Reisen des militairischen Schutzes in jener unsichern Zeit ganz besonders bedurften. Dieß veranlaßte zur öftern Vergrößerung der Burg, mittelst befestigter Umschließung der an derselben zunächst gelegenen Plätze und dadurch zur Gründung der, später von der Burg völlig unabhängig gewordenen Städte.

Die hauptsächlichste Bevölkerung der meisten Städte der sächs. und angränzenden Gegenden waren Deutsche, — Thüringer, (Nieder-) Sach-

sen, Franken ꝛc.; theils bei der Eroberung des Landes als Kriegsvölker und deren Anhang mit eingezogen, theils später eingewandert. Auch Wenden suchten oft in den Städten Schutz, zumal bei harter Bedrückung ihrer Eigenthümer, der Grundherrn; doch sie blieben in jenen, obwohl vor Willkühr und Grausamkeit geschützt, meistens in niedern Verhältnissen und noch in spätern Jahrhunderten hielt es schwer, daß Wenden von Geburt das Meisterrecht gewannen. Sie wurden gewöhnlich Pfahlbürger, die, außerhalb der Mauer, nur in den mit Pfählen gesicherten Vorstädten wohnten, und Garten- und Landbau trieben; zu den Pfahlbürgern wurden auch die Einwohner benachbarter Dörfer gerechnet, welche städtische Grundstücke besaßen, oder die ihrigen unter städt. Schutz stellten. Selbst Juden fanden sich ein, wurden aber aus den meisten Städten wiederum (besonders im 14. Jahrh.) vertrieben oder doch auf eine geringe Anzahl beschränkt. Die Städte erhoben sich zu immer größerer Bedeutung, begünstigt durch den von den Umwohnenden erfolgenden öftern Kirchenbesuch und den bei dieser Gelegenheit gehaltenen — daher oft Messe genannten — Markt, so wie durch das sehr einträgliche Gewerbe des Bierschanks, welches beides letztere, nebst der Gerechtsame der Bannmeile, in Bezug auf Schank-, wie Handels- und Handwerksbetrieb, als hauptsächliche Rechte der Städte galten, womit bald auch die Ummauerung der Orts und eigene Obrigkeit und Rechtspflege verbunden wurde; dieses aber war ein besonders erfolgreicher Vorzug der Städte. Sie erlangten in den hiesigen Gegenden das im 13. Jahrh. verbreitete Magdeburgische Stadtrecht und dessen landesfürstliche Verleihung galt meist als eigentliche Periode der Erhebung zur Stadt; manche wurde z. B. in Schlesien, sogleich nach solchen deutschen Rechte angelegt, das eine weit höhere Begünstigung gewährte, als das slawische. So wie die Bürgerschaft die Mitglieder der Verwaltungsbehörde, — den Burgmeister und die Rathmanne, — aus ihrer Mitte wählen, oder, wie man sonst sagte, kühren konnte, so auch die Schöppen des städtischen Gerichts, welche beide Behörden in kleineren Orten gewöhnlich vereinigt, oder aus denselben Personen gebildet waren. Der Vorsitzende des Schöppengerichts war zwar längere Zeit noch ein landesherrlicher (Erb-) Richter, meist der Burggraf oder Voigt; doch gelang es den Städten später, statt desselben, sich einen Richter selbst wählen zu können, und dadurch eine von Burgbeamten immer unabhängigere Stellung zu erlangen. Die reichsten und angesehensten Einwohner bildeten in der Regel einen besondern Stand — vorzugsweise Bürger, Geschlechter, Patrizier, Alte ꝛc. genannt, — als die Nachkommen jener Ministerialen, wie der in die Stadt gezogenen Adeligen und Rittergutsbesitzern, theils als Eigenthümer der benachbarten Land-, Mühlen- und ähnlichen einträglichen Grundstücke; ihnen gelang es in den meisten Städten sich den Besitz der obrigkeitlichen

Stellen allein anzueignen und die rathsfähigen Geschlechter zu bilden. Diesem Stadtadel schlossen sich die, größere Handelsgeschäfte treibenden Kaufleute an — denn Grosshandel entehrte den Adel nicht — und so andere, nicht zum Handwerksstande sich rechnende Einwohner z. B. Apotheker und Bader und andere Betreiber von mehr wissenschaftlichen Geschäften, wie der sogenannten freien Künste; auch wohl höherer technischen z. B. Goldschmiede. Damals galt der Name „Bürger" nur diesen Geschlechtern.

Diesen gegenüber bildete sich der mehr auf eigenes gewerbliches Arbeiten beruhende Handwerker-Stand aus. Für andere Personen arbeitende Handwerker gab es in der frühern altdeutschen und slaw. Periode wenig; die damals so einfache Bereitung der Nahrungsmittel, Kleidung und Geräthschaften wurde meistens in der Familie besorgt, (das Weben von den Frauen); größere Gutsbesitzer, zumal weltliche und geistliche Fürsten hatten dazu besondere Leibeigene oder Dienstleute in ihrem Gefolge. Die gesteigerte Mannichfachheit und künstliche Fertigung solcher Arbeiten, wie deren günstiger Absatz bei den, durch die Städte beförderten Zusammenfluß von Menschen, gab Veranlassung zur immer höhern Ausbildung der Gewerbe, deren Betreiber, nach dem Muster der schon frühern Kaufmannsgilden, sich in die verschiedenen, zum Theil im 13. Jahrh. schon vorhandenen, in 14. und 15. besonders ausgebildeten Innungen oder Zünfte verbanden; — wie denn überhaupt es ein dem Mittelalter eigenthümliches Streben war, wegen der so allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit, sich zum gegenseitigen Schutz zu solchen Corporationen mancherlei Zwecks zu verbinden. Dabei suchte sich das urdeutsche Verfassungs-Element immer geltender zu machen, nehmlich das der freien Volksgemeinden, welche gemeinschaftlich wiederum Marken und Gaue bildeten, mit Selbstgesetzgebung, Vorsteherwahl und Gesammtbürgerschaft, so wie der, den festen Grund dazu verleihenden, allgemeinen Bewaffnung. Die Innungen gestalteten sich bald zu solchen, und, nach ihren geistigen und materiellen Mitteln, mehr oder minder wichtigen politischen Corporationen. Durch diese wurde aber nicht nur der Geschäftsbetrieb gefördert, sondern selbst zugleich eine größere häusliche und gesellige Sittlichkeit hervorgerufen und kräftig unterstützt, die, auch seitdem treu in sich zu bewahren, sie eifrig bemüht gewesen sind; denn damals erfolgte, bei unrechtlichem und unsittlichem Leben, theils Geldstrafe, theils aber auch schimpfliches Ausstoßen aus der, gemeinschaftlich auf Ehre und Recht streng haltenden Innung; — eben so war es bei den damaligen zahlreichen religiösen und milden, den Calands- und andern Brüderschaften der Layen der Fall —; ein oft übersehener Gegenstand bei dem Aburtheilen über das frühere Zunftwesen. Abgesehen von den, oft nur durch drückenden Mangel hervorgerufenen Vergehungen der Hefe des Volks, erfolgten die meisten unsittlichen Excesse von den Junkern der Geschlechter, die, wie

die Glieder des Land- und des höhern Adels, sich über alle Gesetze erhaben wähnten. Die Handwerker dagegen, sich selbst in dieser Hinsicht im Zügel haltend, schweiften oft auf andere Art aus, indem sie im Kleider- und Fest-Aufwande es den Vornehmern gleich zu thun suchten, weshalb auch zahlreiche Kleiderordnungen erlassen wurden, wovon später einige Beispiele mitzutheilen seyn werden.

Wegen den verschiedenen Geschäftsleistungen wurden bei den Handwerkern die drei Grade angenommen: Lehrling, Gehülfe oder Geselle, und Meister; ähnlich der drei des Ritterstandes: Edelknabe oder Page, Knappe oder Edelknecht und Ritter; (daher wohl auch bei manchen Gehülfen die Benennung Knappe; dagegen Knecht bei andern Handwerken. Zu den ältesten Innungsartikeln gehören in der O. Lausitz die der Tuchmacher, (so z. B. 1312 zu Zittau, 1350 in den früher weit bedeutendern Landstädchen Reichenbach ꝛc.); — ein Beweis, welch' ein geordnetes Verhältniß bei den Gewerben schon damals bestand. Durch den Waarenabsatz nach dem Auslande, und dadurch erfolgten öftern Verkehr mit diesem, so wie durch das zeitig üblich gewordene Wandern, wurden neue gewerbliche Kenntnisse herbeigezogen, aber auch durch die Kreuz- und andere Heereszüge manche neue Gewerbbetriebszweige aus Italien, Griechenland und dem Orient nach Deutschland verbreitet. Durch dieses Alles gelangten die Zünfte zu immer größerm Wohlstand und höherer Bildung, wie moralischer Kraft, und wurden befähigt, sich der ungerechten Unterdrückung durch jene bevorzugten Geschlechter meist mit Glück zu widersetzen. In fast allen deutschen Städten erfolgten deshalb Streitigkeiten der Handwerker mit den Patriziern, bis auch ersteren (zumal im 14. und 15. Jahrhunderte), ein oft nur durch blutige Kämpfe errungener Antheil an dem Stadtregiment zugestanden, und demgemäß eine Anzahl Mitglieder desselben, wenn nicht aus den Handwerkern überhaupt, doch aus einigen der angesehensten und zahlreichsten Innungen, gewählt wurden; dieß waren gewöhnlich die Tuchmacher, Schuhmacher, Fleischer und Bäcker, oder statt erstern beiden, auch andere zahlreiche und vorherrschende Innungen. Doch dieser Vortheil ging später oft wiederum verloren oder sank zum Scheinantheile herab, und war dann immer von Neuem zu erstreiten; es war wohl nur billig, daß die gewerbtreibenden Bürger, so gut sie die Abgaben und Kriegsdienste gleich den Patriziern zu leisten hatten, auch gleiche Rechte erlangten und über die Verwaltung des Stadtvermögens Rechenschaft fordern konnten. In den letztern Jahrhunderten gingen diese Rechte meist vom Neuen verloren, indem es den obrigkeitlichen Corporationen gelang, sich von der Rechenschafts-Ablegung zu befreien und sich nur durch eigene Wahl zu ergänzen, wobei den Patriziern gewöhnlich fast alleiniger Einfluß verblieb, bis die neueste Zeit, fast in allen vorgeschrittenen Ländern, eine zeitgemäßere, gerechtere Städteordnung einführte.

Digitized by Google

Insbesondere wurden damals durch zahlreiche eingewanderte Ausländer solche neuere, aus dem Reindeutschen, zumal dem Niederdeutschen stammende Rechtsideen, und andere freiere Ansichten verbreitet, und dadurch die, von Jugend an mehr eingeschüchterten, Stadtkinder ebenfalls zur Erstrebung der ihnen gebührenden Rechte ermuthigt. Dabei ist vor Allem der, in der Mitte des 12. und 13. Jahrh. erfolgten Einwanderung zahlreicher, durch Krieg und Ueberschwemmung aus ihrem Vaterlande vertriebenen Flammländer zu gedenken, welche die Weberei, zumal die (noch jetzt in ihrer Heimath sehr betriebene) Wollenweberei in viele sächs. und lausitz., wie schlesische, märkische ꝛc. Städte, daher das in diesen meist noch blühende Tuchmacher-Gewerbe, wohl meist neu eingeführten und von denen ohne Zweifel noch manche ehrsame Tuchmacherfamilie abstammt. Dadurch entstand auch der früher so wichtige Waidhandel. In manchen Orten wurde damals ein jeder Tuchmacher ein Flemming genannt; so heißt es z. B. in einem alten Rechtsbuche zu Görlitz (nach Köhler's Verzeichniß d. dasigen Burgemeister, 1839): „Kein Flemming sal sine wolle felschen, weder mit harn, noch mit vloken, noch mit keinerlei Unthat." — „Kein Flemming sal sine tuch zu hungerig machen" u. s. w. Daß diese flandrischen Einwanderer aber ein trotziges Volk seyn mochten, beweisen die noch üblichen Ausdrücke: ein flämsches Gesicht, ein flämscher Mensch ꝛc.; sie waren aber auch geschickte und erfahrene, wie zugleich muthige Leute. Denn diese Ausländer und ihre Nachkommen waren es, welche in vielen Städten bei den Fehden der Handwerker gegen die Patrizier, — als deren Untergebene jene gelten sollten — eine nicht unwichtige Rolle spielten, und meistens die Anführer bildeten, wie z. B. in Zittau und andern zahlreichen Orten. Sie erwiesen sich aber auch in kriegerischen Zeiten, — wo sie, wie andere größere Zünfte, damals besondere Schaaren stellten — gewöhnlich sehr tapfer, so daß bei der Vertheidigung der Städte, und selbst des Vaterlandes — denn gar oft berief der Landesherr die städtischen Kriegshaufen zur Heeresfolge —, mancher Sieg durch sie herbeigeführt ward. So z. B. wurden hauptsächlich durch die Tuchknappen in Großenhain — in der Fehde des Markgraf Diezmann und seines Bruders, Friedrich des Gebissenen, mit dem Markgrafen von Brandenburg, 1293 — bei einem Ausfalle, des letztern Truppen in die Flucht geschlagen und dabei zwei Fahnen erobert, die (mit der Erlaubniß alljährlicher — doch schon längst unterlassener — militairischer Aufzüge), ihnen zum ehrenvollen Andenken verblieben, und 1650 durch Kurf. Johann Georg I. mittelst zwei neuer ersetzt wurden. Dieß nur als eins der zahlreichen Beispiele aus der Nähe und Ferne.

Jemehr aber der Ritterstand zum Raubritter- und Stegreif-Leben herabsank und bei seinen Raubzügen besonders die Städte beunruhigte, ihre Waarensendungen und die Heerden ihrer Landgüter wegnahm,

oder die friedlichen Einwohner der letztern plünderte, — oft unter dem Vorwande einer offnen Fehde, wozu leicht eine Veranlassung gefunden wurde —; desto mehr sahen sich die Bürger und Handwerker genöthigt, sich in den Waffen zu üben, auch oft Land-Adelige als Söldlinge anzunehmen und, mit andern verbündeten Nachbarstädten, gegen die Landesbeschädiger, wie man sie damals nannte, zu Felde zu ziehen. So streng die Gerechtigkeitspflege in den Städten selbst ausgeübt wurde, so wenig war sie außerhalb derselben zu finden. Die obersten Richter des Reichs, der Kaiser und seine Fürsten, waren meistens gegenseitig in Fehden und viel zu ohnmächtig, um überall Gerechtigkeit walten zu lassen. Es fehlte an Gerichtsstühlen um Adelige zu strafen, und auch die, früher als deren Ersatz in manchen Ländern eingeführte, Vehme ward nach und nach fast nur zu eigennützigen Zwecken benutzt; nur Waffengewalt herrschte, denn es war die Zeit des Faustrechts. Zudem blickten neidisch auf der Städte Macht und Reichthum, auf ihr Emporblühen, nicht nur der Adel, sondern selbst geistliche und weltliche Fürsten; sogar den höhern, sie zu schützen bestimmten Landesbeamten war oft nicht zu trauen, wegen meist naher Verwandtschaft mit den, das Stegreifleben treibenden Adelsfamilien der Gegend, welches sie nicht selten eine sehr zweideutige Rolle spielen ließ. Wer aber von den Fürsten und Edelleuten, wie den Bischöffen und Aebten — denn auch solche geistliche Herren fanden Geschmack am Raubwesen — sich dieses letzten schämte, wohl auch im angezettelten offnen Streite nicht zu siegen hoffte, suchte sich wenigstens durch hohe Zölle und — bei Reisen und Gütertransport unerläßlichem — Geleite, an dem so vortheilhaften Geschäftsbetriebe der Städte zu bereichern, von welchen letztern die größern Handels-, besonders die freien Reichs- und Hanse-Städte und ihre Bünde oft mächtiger waren, als Fürsten und Bischöffe und deren Fehden daher nicht zu scheuen brauchten, vielmehr gar oft Sieger blieben. Zahlreiche Raubburgen wurden von ihnen zerstört und dagegen die Städte mehr und mehr befestigt. Und aus jener Zeit, wo die Stadtthürme und Mauerzinnen von Bürgern besetzt und bewacht waren, schreiben sich die noch zum Theil bestehenden und durch manchen Vorzug begünstigten Schützengilden her, wovon insbesondere der Ursprung der Bogen- und Armbrust-Schützen in das 14. Jahrh. fällt, bevor die Pulverwaffen in mehrere Verbreitung kamen und dem Kriegswesen eine andere Gestaltung verliehen.

Allerdings geschah die Gründung zahlreicher Städte in Deutschland nicht auf jene Art, durch vorher angelegte Burgen; viele, früher schon vorhandene Oerte an Flüssen und Straßen erhoben sich dazu durch Handel und Gewerbe, andere durch eingewanderte Bergleute, noch andere durch die dahin verlegten Sitze von Fürsten, Grafen, Bischöffen ꝛc. mit ihrem, in früher Zeit gewöhnlich sehr zahlreichen Gefolge, welches Alles

zahlreiche Künstler und Handwerker herbeizog. Doch fast überall war derselbe Bildungsgang, und hatten die Handwerker sich die ihnen gehörige Rechte von den höhern Classen zu erstreben; fast überall gab es Kämpfe der gesammten Bürgerschaft zur Erlangung eigner Gerichte und zur spätern größern Unabhängigkeit von jenen weltlichen und geistlichen Herren, so wie auch Waffnung gegen Landadel und Raubritterthum. Aber eben durch diesen öftern Kampf im Innern, mit Festhalten an Innungen und Corporationen, wie durch das Vertheidigen nach Außen, stählte sich der Städte Muth und Kraft und gelang es ihnen, ihre Verfassung mehr und mehr auszubilden. Der Verkehr mit den Ausländern brachte Wohlstand, und mannichfache Kenntnißbereicherung, und somit auch höhere geistige Bildung; Wissenschaft und Künste fanden in den Städten ihre hauptsächlichste Unterstützung, denn es widmeten sich denselben bald mehr bürgerliche Jünglinge, als die, nur auf ihre ritterlichen Uebungen stolzen Junker des Adels. Die, im Vergleich zu den höhern, wie zu den niedern Classen, weit strengere Sittlichkeit des Bürgerstandes — begünstigt durch jene Innungsverbande ꝛc. — war zugleich mit ächter Religiosität verbunden, die sich, bei der erlangten vielseitigen Bildung, aber auch zu reinern Ansichten erheben mußte, welche im Anfange des 16. Jahrh. besonders von dem Bürgerstande mit Liebe ergriffen wurden; — denn schon lange hatte das nicht selten unsittliche Leben der Geistlichen und ihre politischen Anmaßung, wie öftere Störung ehelicher Verhältnisse, die Bürger mit Unmuth erfüllt und selbst zu deren Verjagung genöthigt.

Das mittelalterliche Städteleben bildet eine ebenso unterhaltende, als belehrende Abtheilung der deutschen Geschichte und darum lohnt es der Mühe wohl, eifrig zu erforschen, wie das Bürgerthum in den einzelnen Städten der vaterländischen Gaue sich allmählig ausbildete. Ebenso wie es dem, durch jene nach und nach erfolgte Verschmelzung beider Inwohner-Abtheilungen, der Geschlechter und der Handwerker, und durch Aufnehmen vielseitiger Elemente in sich erstarkten, Bürgerstand, endlich gelang, sich zu einem, die höhern und niedern Classen — den Adel mit der höhern Geistlichkeit und die leibeigenen Landleute — wahrhaftig vermittelnden Stand zu erheben und nach und nach das Mittelalter mit seiner Rohheit und Gesetzlosigkeit und manchem religiösen und politischen Irrwahn, zu Ende zu führen. Dadurch aber wurde zugleich einer neuen Culturperiode die Bahn gebrochen, welche mit dem 16. Jahrh. sich zu bilden begann, und, in ihren heilsamen Folgen, keinesfalls dem noch so oft versuchten Rückschreiten in mittelalterliche Zustände, sondern nur dem edlen Streben nach Licht und Recht, die Oberhand gewinnen lassen wird.

Des Ritterwesens Ausartung und Untergang förderte das Aufblühen des Stadtwesens; denn ohne Burgen gab es keine Städte, ohne Faustrecht kein sich mehr und mehr ausbildendes, und durch Anfein-

dung von Außen, zum festen Zusammenhalten genöthigtes Bürgerthum. Doch auch das Städtewesen scheint nun bald seine Aufgabe gelöset, sein Tagewerk vollbracht zu haben, nehmlich die Heranbildung des Bürgerstandes. Der Städte drei, auf eigenthümlichen frühern Rechten beruhenden Hauptzwecke sind theils erledigt, theils nicht mehr gnügend zu erlangen. Ihre hauptsächlichste stadt- und staatsrechtliche Leitung hat die neuere Landesverwaltung für alle Orte übernommen; die, militairischen Schutz und gnügende Sicherheit nicht mehr gewährenden Mauern sind fast überall schon gefallen; den städtischen Gewerbetrieb aber haben die Fabriken meist auf das platte Land entführt. Nachdem sich aus dem rohen, gährenden Chaos des heidnischen Zustandes erst der Adel-, dann der Bürger-Stand schied, scheint nun eine neue Bildungsperiode, die des Landmanns, des dritten Standes, zu beginnen; doch davon zu anderer Zeit. Vor jetzt gelte es den uns noch verbliebenen Ruinen der zerstörten Burgen; allein nicht alle traf dies Loos, denn zahlreiche wurden erhalten und zu neuern Zwecken benutzt. Manche sind unfreiwilligen Gästen zum gesicherten Aufenthalte eingeräumt, an deren Stelle vielleicht die einstigen, dem Stegreifleben verfallenen Besitzer der Burg sich mit weit größrem Rechte befinden sollten. Manche hat die neuere Industrie in Besitz genommen; von der hohen Zinne herab flattern, dem sonstigen Burgpanier gleich, jetzt zum Trocknen herausgehangene Kattune; den frühern, verbundenen Raubburgen geltenden, Feuer-Signalen ähnlich, werden auch jetzt durch wirbelnden Rauchwolke der Dampfmaschine die Lüfte geschwärzt. Und so wie einst das Frohlocken der Burgsassen, bei der Rückkehr des Burgherrn aus der glücklich beendigten Fehde, so ertönt jetzt ein freudiges Hurra der Fabrikarbeiter, dem, mit reichgefüllter Casse und daher auch mit heiterm Gemüth, von der Messe heimeilenden Fabrikherrn.

Auch die Oberlausitz hatte durch das Raubritterwesen manch' Ungemach zu erdulden; deshalb sahen die größern Städte dieser, damals unter Böhmen's Fürsten stehenden Provinz, Budissin, Görlitz, Lauban, Camenz und Löbau, sich genöthigt, im Jahre 1346 sich, zur gegenseitigen Hülfe gegen die Landesbeschädiger, mit einander in letztgenannter Stadt zu verbinden, woran zugleich die benachbarte, später ebenfalls jener Provinz zugetheilte, damals aber noch zum Königreich Böhmen selbst gehörige Stadt Zittau Antheil nahm, und stets mit ihnen vereinigt blieb. „Dy stete der lande Syttaw, Gorlicz, Luban, Budessyn, Lubaw, Kamencz, voreynen und vorloben sich zw halden, swo eyn man beschuldiget wirt vm mort. brant. raub. dube vnd vmme andere bose sache ꝛc." — lautet es nach der urkundlichen Fassung —; „gethedinget zu der lobaw 1346 an dem montage nach vrowen wurzewie." Seitdem (zumal 1356) wurden diese Orte gewöhnlich die Sechsstädte genannt, und ihr, 1459 und 1496 wiederum

erneuerte Bund dauerte, obwohl in spätern Jahrhunderten nur zur Verhandlung über städtisch-landständische Rechte und Leistungen bestimmt, bis zum Jahr 1815, wie Seite 90. bereits erwähnt wurde. Diese sechs Städte, in damaliger Zeit Bezirksorte, oder doch Sitze landesherrlicher Voigte (so wie auch Reichenbach ꝛc.), waren vorher meist Bezirksburgen, und noch früher die Sitze slawischer Supane, wie z. B. Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban (muthmaßlich auch Löbau. Dagegen werden die Burgen bei Camenz, Markliſſa (Lesna), Seidenberg (Syden), Ostritz, Schönau bei Bernstadt ꝛc., als Hauptburgen bedeutender Privat-Grundbesitzer, Dollwitz als eine solche der bischöfflich meißnischen Güter (vergl. S. 96.), und wohl sämmtliche als schon in der heidnischen Zeit angelegt, anzunehmen seyn. Während von den meisten dieser Bezirks- und andern bedeutendern Burgen noch später die Rede seyn wird, sey insbesondere hier der Stadt Zittau gedacht, die, nebst Görlitz, sich vorzüglich die Bekämpfung der Raubburgen angelegen seyn ließ, welche beide Städte aber auch von den böhmisch-schlesischen Gränzgegenden am meisten zu leiden hatten. Zittau erscheint als einer der am frühsten angelegten Orte der südwestlichen Oberlausitz; Name, wie aufgefundene Urnen und Bronzegeräthe bezeugen, daß es in heidnischer Zeit geschah; begünstigt dabei durch die Lage an der Neiße und Mandau, und an, wohl schon in frühester Periode benutzten Straßenzügen, welche, von Böhmen aus, über Ostritz und Görlitz nach Schlesien und Polen, über Löbau und Budissin in die Niederlausitz und Mark Brandenburg führten. Wirthshäuser an der Neiße und Mandau bildeten ohne Zweifel die erste Bewohnung; der Sage nach waren es drei Kretschame (karczma, der poln., korczma, der wend. Name für Schänke, womit gewöhnlich der Gerichtsort verbunden war), und die Herren des Orts bauten sich dagegen auf dem Burgberge an, auf dem später auch Raubritter hausen mochten. Die Wallüberreste auf demselben können leicht in die heidnische Zeit zurückreichen, während von der Burg — der Herren vom Burgberge — sich keine Ruinen erhielten, da sie wahrscheinlich meistens von Holz war. Daß des Orts, in den nur zufällig erhaltenen Urkunden aus jener Zeit, zuerst bei dem Jahr 1238 gedacht ist, kann nicht gegen ein weit höheres Alter zeugen. Er erlangte zeitig eine bedeutende Wichtigkeit und war unbezweifelt der Sitz eines böhmischen Supans, an dessen Stelle dann ein Burggraf trat, wie ein solcher zu Zittau auch urkundlich im J. 1248 erwähnt wird. Die Einwanderung von Handwerkern, und darunter zahlreiche flamländische Wollweber, wie der dadurch gesteigerte Gränzhandel und, in dessen Folge, das dadurch immer vermehrte Aufblühen des Orts, veranlaßte den damaligen böhmischen König Primislaus Ottocar, ihn im Jahr 1255 zur Stadt zu erheben und seinen Umfang zu vergrößern.

In religiöser Hinsicht fehlte es nicht an einem Kloster und einer Johanniter-Ritter-Commende; daß von den Landesherrn daselbst auch zuweilen Turniere veranstaltet wurden, wobei z. B. bei einem im J. 1303 gegen 400 Ritter zugegen waren, wird zugleich als ein Beweiß der frühen Bedeutsamkeit der Stadt gelten. Während wegen der nähern Ortsverhältnisse auf Anm. IV und specielle Schriften zu verweisen ist, mag hier noch die Schilderung jener von Ottocar erfolgten Umgränzung der Stadt — mittelst des, früher überhaupt gewöhnlichen Umreitens und Umpflügens bei Gründung von Städten — eine Stelle finden, wie sie in den Zittauschen Jahrbüchern des Stadtschreibers Joh. von Gubin (vergl. Anmerk. III.) in der Schreibart der Mitte des 14. Jahrhunderts wörtlich enthalten ist.

— — „Do noch ettliche czit, do der selbe konig Ottackerus vülte vnd merkte die merunge der ynvoner vnd di grose czuvart der geste (nehmlich Fremde, die sich ansiedelten), wart do noch czu rote, wi her dese stat wolde lon vmmemüren, vnd liz eyne vorch varen mit eyme phfluge vnd volgete dem noch vnd vmmereyt die stat weytir, wen si vor vmmegrifen waz (nehmlich als sie vorher umgränzt war), yn alle der wyse als di müer noch hute vmme stet, vnd vmmereyt die stat alz wyt, daz die herren, di mit ym reten, sprochen „herre, di stat ist czu wyt." her antworte vnd sprach „ich wil si also begnodn an eyme vnd an dem andern, daz ich sy mit ynvonern wol beseczen wil." Vnd wart gemuret anno domini MCCLV, vnd begnodte do dese stat beyde mit vreyunge vnd mit anderin rechten, daz ym dese stat by synen geczíten ny keyn losunge noch keyn stúirrunge ny getet. ouch begnedite her si also, daz alle kouflute, di vz dirre stat czogen vnd wandirten, by synen geczyten ny kein czol noch keyn geleyte gobin alzo wyt alzi in Bemr lant (Böhmenland) hyn vnd her czogen; vnd hatte sulche gnode czu dirre stat, daz sich dese stat in korczir czit sere besserte vnd czunam."

Kaiser Karl IV. als König von Böhmen, bestellte 1355 die oberlauf. Sechsstädte als Executionsmacht gegen die Landesbeschädiger und gab ihnen das Recht, die Raubburgen zu brechen und zu verwüsten; er erließ zugleich deshalb ernste, obwohl wenig beachtete Drohungen an den Adel, so wie er auch untersagte „daß neuhen hoffe oder vhesten Immand solle oder ture bauhen, ahn vrlaub, aufgenommen alle Bergfride auff ebener erden ahne graben"; dabei ist den Bürgern der Sechsstädte geboten, diese Vesten zu brechen und zu bornen (börnen, byrmen, altdeutsch für brennen). Ebenso befahl König Wenzel 1390 den Amtleuten, den Städten bei der Verfolgung der Landesbeschädiger zu helfen und ertheilte auch jenen ernstliche Befehle, mit aller Macht die letztern anzugreifen, wie dieß und ähnliche Begebnisse von Pescheck in s. Geschichte von Zittau und ähnlichen urkundlichen Schriften näher erwiesen sind. Um jedoch jene städtische Verfolgung der Landesbeschädiger und sonstige höhere Rechtspflege in Ausübung zu bringen, bedurfte es auch eines höhern Gerichts, welches dabei das Urtheil sprach, und dieserhalb gab ohne Zweifel Karl IV.

gleichzeitig den Sechsstädten das Vehmgericht, dessen Wesen aber, da die Urkunde darüber noch fehlt, nur aus der Bestätigung desselben durch seinen Sohn König Wenzel, vom Jahre 1381 zu ersehen; es heißt:

> Wir . . : bekennen und tun kund, . . daß wir habin angesehn gemeinen nutz der Lande und uf dacz daz alle stroßen und wege gefeydet, geschüczet und beschirmet werden vor losen Luten und daz allermenniglich vor obiltetigern rawbern und andern sicher und unbeschedigt varen und czihn möge, und haben darum mit wolbedachten mute . . . den noch geschreben Steten Budissin, Görlitz, Zittaw, Luban, Lobaw und Camenz, . . . erlaubet und gegunnet, Gunnen und Irlauben ouch in das Feymgerichte in aller der maßen puncten artikeln, meynunge und begryfungen, wy daz der allerdurchluchtigste Fürste und Herre, her Karl Seligl. gedechtnisses, . . . unser lyber Herre und Vater gemacht gesetzet und geschicket hot, daz sie dazselbe Femgerichte ouch vorbaz, dywill wir daz nicht weddirrufen halden und haben sollen in allen den vorgenannten Steten ane weddirede und hinderniße allermenniglichs. — Er gebietet dann den Beamten, Rittern, Gemeinden, Unterthanen ꝛc. „dem Veymgerichte der obgenannten Steten güten und sunderlichen wile zu beweisen" u. s. w.

Dieses Gericht bestand wahrscheinlich zu Löbau, als der im Mittelpunkte gelegenen Stadt, wo urkundlich oft ein Vehmgericht erwähnt wird, obwohl es auch zuweilen in andern abgehalten wurde. 1409 ward es vom König abermals bestätigt, als er einen Vehmrichter und zwei Vehmschöppen bestellte und wobei diese „zu kysen und zu welen, als ofte des not geschieht" er den Stadträthen volle Macht gab. Die Richter und Vehm-Schöppen waren erst Adelige; allein letztere wurden später auch aus den Schöppen der Städte gewählt, zu welchem Zwecke man gewöhnlich in Löbau zusammen kam. Doch ist dasselbe nicht mit dem (von Wigand in s. Schrift, 1825, genau geschilderten) heimlichen Frei- oder Vehm-Gericht in Westphalen zu vergleichen, von welchem es, obschon in der Grundidee verwandt — den Mangel an öffentlicher Gerechtigkeitspflege durch deren eigenmächtige Handhabung zu ersetzen — dagegen in Hinsicht der Form sehr abwich. Während bei Letzterem, ausser den öffentlichen Sitzungen und Bestrafungen, auch solche geheime statt fanden, zumal in frühester Zeit, war jenes völlig offenkundig, landesherrlich bestätigt und bestimmt, besonders gegen Mord, Brand, Raub und andere Landesbeschädigungen zu dienen, zumal aber schnelle Hülfe zu leisten. Es sprach zugleich die Vehmsacht aus und wer von einer Stadt geächtet war, war es auch in den andern. Die Acht ward gewöhnlich auf 50, die ewige auf 100 Jahr und 1 Tag ausgesprochen. Zahlreiche adelige und andere Räuber wurden damals von den Städten, ohne Rücksicht auf Geburt und hohe Verwandtschaft, geköpft, gehenkt oder sonst bestraft; ersteres geschah auch durch das Beil, wie z. B. 1346 mit den später zu erwähnenden bischöfflich-meißnischen Plünderern zu Zittau erfolgt seyn soll; — an welchem Orte damals schon ein Fallbeil benutzt wurde, weil sich kein

Nachrichter fand. Zumal stand Görlitz im Ruf strenger Justizpflege; daher das alte, noch im Munde des Volks gewöhnliche Sprüchwort: „Kommst du von Bautzen ungefangen, und dann von Görlitz ungehangen, auch von der Zittau ungefreit, so magst wohl sagen von guter Zeit." — Die städtischen Rügegerichte waren, wie es wenigstens nach der görlitzschen Einrichtung schien, gleichsam eine untere Instanz der Vehme, denn die Schöppen der Dörfer hatten sich zur Anzeige von strafbaren Handlungen, von Zeit zu Zeit bei jenem zu stellen, wornach die schwerern Vergehen dem Vehmgerichte überwiesen wurden. Diese letztern gingen im 15. Jahrhundert nach mehr und mehr erlangter öffentlicher Sicherheit und Errichtung höherer Gerichtshöfe wiederum ein; auch der Hussitenkrieg hinderte ihre Wirksamkeit. Die westphälischen Vehmgerichte, welche, ungeachtet mancher Einführungsversuche, in andern Ländern nicht gedeihen wollten, suchten dagegen noch in spätere Zeit, als sie schon mehr als öffentliche Gerichtshöfe galten, auch auf hiesige Gegenden, doch vergeblich, ihre Gewalt auszudehnen, so z. B. 1446 auf die Oberlausitz, insbesondere Görlitz (Anton's Beiträge zur Rechtsgeschichte) und 1443 — 1454 auf Großenhain, indem der Stadtrath zu Hayn an der Elbe geladen ward — wegen eines später widerrufenen Schutzbriefes für den Luckauer Bürger Witsilber, dessen Sohn dieserhalb klagte, — vor dem Vehmstuhl und dem Stuhlherrn, Freigrafen Swinde zu Lymburg im offnen Gericht zu erscheinen und Recht zu nehmen (nach Acten zu Dortmund; Zeitschr. f. westphäl. Gesch. 1838. I. S. 108 ff.) welches jedoch nicht geschah.

Die Kriegsmacht der Sechsstädte war aber sehr bedeutend, weil die dazu gehörigen Ortschaften, — und alle besaßen solche und zum Theil sehr zahlreiche, wie z. B. noch jetzt Zittau 36 Dörfer — ebenfalls Mannschaften, Wagen und dergl. stellen mußten. Um die städtische Macht aber noch zu vergrößern, wurde 1398, mit landesherrlicher Bewilligung, von den Sechsstädten ein gleiches Bündniß zum gegenseitigen Schutz gegen die Landesbeschädiger, mit den meißnischen Städten: Dresden, Meißen, Hayn und dem dazu gehörigen Lande, auf 5 Jahre errichtet. Ebenso schlossen sich auch einzelne Landadelige dem sechsstädtischen Bunde an, während andere, unter dem leicht aufzufindenden Vorwande einer offnen ehrlichen Fehde, ihren Plünderungserwerb zu bemänteln suchten. Oft wurden solche durch Fehdebriefe angesagt, die man in der Umgegend ausstreute. Als Beispiel folgender vom Herzog Johann von Münsterberg 1415: „Wisset, ihr Städte Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Reichenbach, daß wir euer Feind seyn wollen! Gegeben, da er geschrieben ist."

Die Städte waren aber auch nicht unthätig; sie zerstörten zahlreiche Schlösser, theils in der Lausitz, theils im angrenzenden Böhmen, wo es weit zahlreichere Raubburgen, als in jener Provinz gab, und von

welchen aus oft „ein Ritt," nehmlich ein Einfall, in dieselbe zum Plündern der Reisenden und der Landleute gethan wurde. Deshalb war auch beim Reisen nach Prag ein besonders zahlreiches Geleite nöthig, welches damals überhaupt von einer Stadt zur Andern üblich war, und deren Ueberreste, die fürstlichen und städtischen Gleitsabgaben, sich bis in die neueste Zeit erhalten hatten, obwohl der Grund davon seit Jahrhunderten gehoben war. Ueberhaupt gehört jene böhmische und die sächsische Elbgegend zu der burgenreichsten in Deutschland, was bisher wenig beachtet worden ist. Jene Burgen waren meist auf hohen Orten und meist so angelegt, daß von einer stets mehrere gesehen und sich gegenseitig Zeichen gegeben werden konnten.

Das Raubschloß Oybin, dessen später noch besonders gedacht werden wird, wurde bereits 1355 durch Kaiser Karl IV. zur Ruine, wobei ohne Zweifel die Zittauer ebenfalls Hülfe leisteten, die es auch schon vorher einmal zerstört haben mochten. Die Burg Rohnau, (auch Burgstall Ronaw genannt) ¼ Stunde von Hirschfelde, an der Neiße gelegen, wurde 1399 von den Städten eingenommen und zerstört. So wie in damaliger Zeit bei kriegerischen Vorfällen, — mehr als in neuerer ausführbar —, oft nur einzelne muthige und geschickte Krieger den Ausschlag gaben, so erzählt die Sage auch von dem Fall dieser Veste, daß sie sich lange Zeit gegen die zahlreiche städtische Macht hielt, und besonders ein tapfrer Vertheidiger dazu beitrug, bis dieser von einem guten Schützen, der den Augenblick ersah, wo er unweit eines Fensters den Halskoller umlegte, mit einem Pfeile tödtlich verwundet wurde, worauf bald die Einnahme gelang. Obwohl aber die Städte vom König Wenzel zu dieser mehrmals Auftrag erhalten hatten, so war, als es geschehen, es doch nicht recht und wurde nur aus Gnade genehmigt, weil eine Widerrufung zu spät gekommen war; der Burggraf von Dohna hatte sich nehmlich für die Veste verwendet und Markgraf Just von Mähren sie an einen seiner Anhänger, Hinko, Berka von der Duba, verkauft, der sich jedoch nicht scheute, die Straßen unsicher zu machen und dabei öfters in das Zittauer Gebiet einzufallen. Auf solche Art begünstigten selbst oft Höhere das Stegreif-Leben des niedern Adels. Da die Ruine nur noch aus einem einfachen und unregelmäßigen Mauerüberreste und einigem mit Gesträuch bewachsenen Steingerölle besteht, deren Ansicht weiter nicht belehren kann, so blieb die Beifügung einer Abbildung hier unterlassen, und so auch, aus gleicher Unbedeutsamkeit eine solche vom Ueberreste des Schlosses Karlsfrieden, auch Neuhaus genannt. Dieses wurde auf dem Gäbler, einem nicht zu hohen steilen Sandsteinfelsen, an der Waldstraße von Zittau nach Böhmen, ½ Stunde von Lückendorf, 1357 auf Kaiser Karls IV. Anordnung erbaut, um den Reisenden sicheres Geleite zu gewähren, so wie dafür einen Zoll zu erheben. Doch es fiel später in Hussiten- und Raubritter-Hände, weshalb es 1442 zur bessern

Straßensicherung, von den Städten, nebst dem Raubneste Winterstein, für 200 Schock Groschen erkauft und dann abgebrochen wurde. Anm. V. Ueberhaupt war es damals sehr gewöhnlich, solche Raubburgen zu erkaufen, um sie zu zerstören und sich dadurch der gefährlichen Nachbarschaft zu entledigen, wenn es zumal durch Gewalt nicht leichter auszuführen war; so wurde z. B. auch das Schloß auf der Landeskrone zu gleichem Zwecke von den Görlitzern erkauft. — Im Jahre 1351 ward Schönfelders Hof zu Neukirch bei Königsbrück abgebrannt, oder, wie eine alte Reimchronik sagt: „Die Sittre thäten von Königsbrück ziehn, Schönfelders Hof daselbst mit Feuer verbrühn." Er hielt es wahrscheinlich nur mit den Brandenburgischen Markgrafen, denn gar manche Burg ward nur aus Nebenursachen zerstört, ohne daß dessen Besitzer sich der Räuberei schuldig machte; so ging es ohne Zweifel auch mehrern Rittern, welche im Jahre 1319 eine Unterwerfung der damals freien Oberlausitz an Meißen lieber gesehen hätten, als an Böhmen, welches die böhmisch Gesinnten nicht so bald vergessen konnten; dieß war muthmaßlich mit dem 1352 eingeäscherten Schloß oder Hause „die Körse" der Fall, welches für Kieschau bei Budissin gehalten wird. So wurde ferner 1368 das Schloß Neuhof, (Neuhaus) in der Görlitzischen Heide zerstört, was jedoch übel ausfiel; denn es war, obwohl von den Görlitzern als Raubschloß geschildert, weil es einer ihrer Straßen nachtheilig schien, ein, der Jauerschen Herzogin Agnes gehöriges Schloß; außer Erlegung einer Geldstrafe, sollten die Städte auch das Schloß wieder aufbauen.

Im Jahre 1368 hatten die Ostritzer, (und zwar nach Johann v. Gubin:) „dy von Ostros vfgericht eyn rathus vnd daruf eyne ratglucke gehangen vnd hatten gemuret ir tore an der stat vnd wolden jo ufrichen eyne hauptstat mit allin rechtin als andir stete, vnd furtin dyr vn vorkauften daz vf daz lant vm vnd vm, vnd totin deser stat (Zittau) grosin schaden". Da Ostritz zum Weichbilde von Zittau gehörte, und man fürchtete, es möchten sich Landesbeschädiger in diesem steinernen Gebäude festsetzen, so zogen die Zittauer und andere Sechsstädte dahin und rissen Rathhaus und Mauern wiederum ein, ungeachtet die Herrin des Orts, die Aebtissin von Marienthal, mit ihren Klosterjungfrauen es zu hindern suchten. Denn „wol hundirt weyne vol mit wol geharnischt luytten vnd mit czymerluytten vnd mit mureen, czogen geygen ostros vf den markt, do woren dy Nunnen vs quomen vs dem kloster vnd hatten sich gesatzt vnder daz rathus mit der Eptyssinne". Es half dieser aber nichts; doch mußte die mit eingerißene Fleischbänke, auf Kaiser Karl IV. Befehl, von den Städten wiederum neu aufgebaut werden. Von einer dasigen Burg ist dabei nicht die Rede. (Anm. V.).

Auf dem Hutberg, bei Schönau auf dem Eigen, östl. von Bern-

Digitized by Google

stadt, der auch Burg- und Bernhardsberg heißt, finden sich noch Mauer- und Wall-Ueberreste von einer zerstörten Burg; man hält sie für die 1211 und 1319 urkundlich erwähnte Burg Czino, von deren Erbauung und Zerstörung jedoch alle authentischen Nachrichten mangeln, und zwar für eine Hauptburg der umliegenden Besitzungen des bekannten Geschlechts von der Duba; doch wahrscheinlicher gehörte sie denen von Biberstein; insbesondere wird ein Bernhard von Biberstein 1228 erwähnt, welcher, unter dem Namen Blauhütchen, als ein gewaltiger Jäger in einer Sage geschildert erscheint. Ueber die dasigen Ruinen, — von denen es zweifelhaft ist, ob die Wälle und manche Auffindungen in die heidnische Zeit gehören, — in der Anmerk. V. wo zugleich noch einiger anderer Orte gedacht ist. Auch verdienen hier die Wacht- und Hutberge, die Gückelsberge ꝛc. der Gegend Erwähnung, die öfters mit einem Thurme versehen waren, um in unsichern Zeiten die feindlichen Schaaren zu erspähen, und die Umgegend davon zeitig durch Lärmfeuer oder sonst zu unterrichten, wie es schon Seite 105. in Bezug auf die heidnische Zeit bemerkt ist.

Von den tapfern Sechsstädten wurden in diesen und den benachbarten, besonders mit Raubburgen versehenen böhmischen Gegenden auf 20 derselben zerstört, theils erobert und eingeäschert, z. B. Roll 1468, Tollenstein (oder -berg) 1479, Weißensee 1360, Falkenberg ꝛc., bei mancher erfolgte es mehrmals, da man solche gut gelegene Burgen bald wiederum und zu gleichem Zwecke aufzubauen pflegte; theils wurden sie nach vorher erfolgtem Kauf abgebrochen, wie z. B. Adersbach, Skal, Wiesenburg ꝛc. An dem im Jahre 1440 von den Sechsstädten unternommenen großen Zuge nach Böhmen, um schädliche Vesten zu brechen, nahmen 9000 wehrhafte Männer zu Fuß und zu Roß, unter des Landvoigt Thimo von Colditz Befehl, Antheil, so wie zahlreiche, in der Städte Sold getretene Adelige. Wegen des dazu benutzten Geschützes heißt es in Geuterbog's Görlitzer Annalen: vnd (da sie) doch keynen treflichen gezeug von buchsin (nehmlich Kriegsvorräthe an Kanonen), do mite man Sloss adder passetken gefellin (Besitzungen, Burgen zerstören) mochte, dorczu nichten hatten vnd andere Stete dye czuschicken nicht vormochten, vndirwand sich hye der Rat vmb des gemynen gutis willen etczlicher gezeuge vnd bisundern großen buchsin drey vnd dobey etczlicher hauffenicz (Haubitzen), zcugissen. ꝛc. Eine ganz große Kanone wurde in Breslau gegossen und man erhielt zu deren Fortbringung eine weitläufige Instruction; das Geschützwesen war überhaupt damals noch sehr unvollkommen und oft zersprang es wegen Ueberladung. (Doch gab es „große Büchsen" schon seit dem Jahre 1394, die damals in Görlitz gebraucht wurden, und wobei zuerst des Schießpulvers gedacht wird.) Bei jenem Zuge wurden die Schlösser Bickstein, Drumm, und Rybnick zerstört, so wie die Stadt Kemnitz; das Schloß Dewin blieb aber unein-

genommen und nur dessen Getraidefluren wurden verbrannt. Später wendeten sich die Sechsstädte nach Klein-Seal 1447, Gräfenstein und andern Raubburgen. Die Burg Roll bei Nimes ward 1468 mit List eingenommen, denn, der Sage nach, hatten sich 12 Zittauer Bürger, beim Oeffnen des Burgthors zum Eintreiben des Viehes, Abends mit eingeschlichen, und der Zittauer Mannschaft Eingang verschafft, wobei Herren und Diener erschlagen und große Schätze gefunden wurden; es wird, von gleichzeitigen Annalisten, als „eine ungeheuere ritterliche That" gerühmt. Ebenso wurden noch weitere Züge unternommen z. B. eine Heerfahrt nach Hoyerswerda 1467, nach Sagan, Glogau ꝛc.

Auch der Tollenstein gehört zu den, von den Sechsstädten zerstörten böhmischen Raubburgen; da in der Oberlausitz es an Ruinen von solchen zu geeigneter Abbildung sehr mangelt, so ist Taf. II. N. 5. u. 15. die Ansicht, so wie der wohl noch nirgends bekannt gemachte Grundriß jener Veste beigefügt worden. Diese Burg, 5 Stunden von Zittau, an der von Rumburg nach Prag führenden Straße, unfern Georgenthal und der lausitzischen Gränze, wurde im 12. Jahrhundert von der berühmten Adelsfamilie von Birken erbaut, und verbreitete als Raubsitz viel Schrecken in der Gegend. Die Ruine, eine der größten Böhmens, aber auch sehr verfallen, gewähret — hochgelegen, und an einen steilen Felsen in mehreren Abstufungen gelehnt — eine eben so interessante Ansicht, als eine herrliche Aussicht in die Oberlausitz, mit der Landeskrone im Hintergrunde. „By herczoge Heynken geczyten MCCCXXXVII° iar — heißt es in Gubin's Annalen von Zittau — czoch dese stat vz mit andirn stetin vnd gewunnen daz huf tolensteyn". Für diese Waffenthat verlieh jener Heynk, nehmlich Herzog Heinrich von Jauer, damaliger Herr von Zittau, dieser Stadt den schwarzen Adler ins Stadtwappen. Doch ungeachtet dieser Zerstörung hatte die Burg sich später wiederum aus dem Schutte erhoben, denn der Ort war zu günstig gelegen und das Handwerk zu nährend. Von da aus wurden nicht nur Reisende überfallen, sondern auch selbst räuberische Anfälle in die Zittauschen und in noch entferntern Gegenden unternommen, wie besonders von einem Jan von Wartenberg erzählt wird. Die Familie der Birken besaß diese Burg bis nach 1400 und mancher Besitzer nannte sich von Tollenstein. Von Christoph von Wartenberg gelangte sie 1471 durch Kauf an Herzog Albrecht von Sachsen, und von diesem als Geschenk an die von Schleinitz; nach mehrern andern Besitzern kam sie 1681 an die Fürsten von Lichtenstein, denen die Gegend noch gehört. Bei einem zweiten Zuge der Sechsstädte, muthmaßlich 1476, erfolgte deren abermalige Einnahme und zwar nur gelungen durch Anwendung der großen Bautzner Kanone, „die Tetschner Büchse," genannt. Aber auch noch später setzten sich Raubritter darauf fest und nur nach einer

dritten Einäscherung, durch Banner und seine Schweden, wurde ihr völliger Ruin bewirkt. Vergl. Anmerk. VI.

Der in diese Zeit fallende Hussitenkrieg, — welcher 1420 begonnen, und 1426 auf einige Zeit unterbrochen wurde, doch später immer wieder von Neuem aufloderte, so daß selbst noch 1489 von hussitischen Einfällen die Rede ist — begünstigte das Raubritterwesen und verhinderte die Städte öfters, schädliche Burgen zu zerstören. Die Oberlausitz, obwohl ein Jahrhundert später die Idee der Reformation lebhaft ergreifend und bethätigend, hatte sich dennoch gegen die Hussiten und die von ihnen gewählten böhmischen Herrscher erklärt, und wurde dafür hart angefeindet. Wenig nutzten ihre öftern Rüstungen und Heereszüge; die größern Städte wurden zwar nicht eingenommen, doch theilweise angezündet, die kleinern Städte, Kirchen und Klöster geplündert und eingeäschert; Brand und Tod bezeichnete gewöhnlich die hussitischen Einfälle und Züge in der Lausitz, wie in Böhmen und Sachsen. Dadurch wurde dem räuberischen Adel mancher Vorschub geleistet, und es fehlte nicht an Mitgliedern von ihm, die der Hussiten Parthei aus eigennütziger Absicht ergriffen, so wie überhaupt nicht an Söldlingen aus allen Klassen, welche sich dadurch den Unterhalt erwarben. Das Kriegshandwerk war ein Gewerbe, wie jedes andere, und es nährte, durch Sold oder Beute, — denn stets gab es irgend wo in Deutschland Krieg und Fehde — seinen Mann, so lange bis Lanze oder Streitkolben, Pfeil oder Kugel ihm das Handwerk legte. Es blieben aber auch Streitigkeiten zwischen den verbundenen Städten nicht aus, so z. B. die Bierfehde 1491 wobei die Görlitzer einen Transport Zittauisches Bier bei Ostritz auffingen und die Fäßer aufschlugen, — noch ist die dasige Bierpfütze bekannt — die Zittauer aber dagegen, nach vorhergesandtem Fehdebriefe, auf görlitzer Landgütern Vieh wegnahmen; doch erboten sich die übrigen Städte die, der Stadt Zittau auferlegte, Geldstrafe zu erlegen, weil dieselbe sonst aus dem Bunde treten wollte. Ueberhaupt gab es im Mittelalter öfters ähnliche Streitigkeiten wegen des allerdings wichtigen Bierurbars und dessen Banngerechtigkeit. — In Hinsicht des Nähern der Burg- und städtischen Verhältniße dieser lausitzischen Gegend ist auf die in Anm. III. erwähnten Schriften zu verweisen. Nur noch eines Beispiels sey gedacht, wie nehmlich auch hohe geistliche Herren der Nachbarschaft, statt ihres Berufs zu leben, sich in weltliche Angelegenheiten mischten und gleiche Fehden als einen Nebenerwerb betrachteten, ob wohl es ihnen oft übel bekam. Der Bischoff Johann I. zu Meißen hatte, aus unbekannten Ursachen, im Jahre 1343 den Zittauern „abgesagt", nehmlich den Frieden aufgesagt, und sandte 45 Gleffen — oder Lanzen, nehmlich soviel Ritter und jeder mit mehrern (2 — 12) Knappen, zusammen auf 225 Mann —, welche sich bei Ober-Olbersdorf lagerten,

um, an der Leipaer Straße, Zittauer Gewand- (oder Tuch-) Wagen zu plündern und zu berauben; sie tödteten dabei auch mehrere der Gleitsmannschaft. Die Zittauer verjagten sie aber mit 10 Gleffen und machten in Neustadt bei Stolpen noch zwei von ihnen zu Gefangenen, die es in Zittau mit dem Tode büßen mußten. Ebenso wurde bei einem gleichen bischöfflichen Raubzuge, im Jahre 1347, von 25 Gleffen bei Leutersdorf und Cunnersdorf, Vieh weggenommen; doch als diese von den Zittauern in die Flucht geschlagen und 16 davon gefangen genommen worden waren, wurden den Meißnern diese Züge so verleidet, daß sie zum Sprüchwort dienten. Der schon erwähnte Johann von Gubin sagt davon: „von dem mole hatte dis lant gut gemach vnd frede biz an den hutegen tag, vnd quam donoch uz, (und ward darnach üblich), wenne dy Mysener eyn reyte vzleten (einen Kriegszug auslegten, veranstalteten), daz eyner sprach, „wo wiltu vns hin vuren?" sprach her „in daz lant Zittaw" so antworte der ander „du brengest mich nicht do hin, wenne, (weil) wir komen von dannen nicht ane schanden."

Anm. 1. Bekannt ist es, daß, nach den Siegen Kaiser Heinrichs I. und seiner nächsten Nachfolger, besonders aber ihrer Mark- (oder Gränz-) Grafen, die ost- und norddeutschen Slawenlande (mit Ausschluß von Böhmen, Polen, Mecklenburg ꝛc) die Unterjochung der Einwohner in so hartem Grade erfolgte, daß sie als zu Grund und Boden gehörige Leibeigne betrachtet wurden. Dieß Loos traf selbst die völligfreien Gutsherren (den slaw. Adel), welche ebenfalls ihrer Güter und Rechte verlustig wurden, mit Ausnahme weniger, die vielleicht wegen zeitiger Unterwerfung ꝛc. ihre Besitzung und Freiheit behielten. Doch sind deshalb nicht alle spätere Adelsgeschlechter mit slawischen Namen auch zugleich als slaw. Ursprungs aus jener Zeit anzusehen, da von manchen deutschen der Name ihrer Dörfer angenommen ward, so wie letztere dagegen oft nach dem neuern, deutschen Besitzer genannt wurden. Die Vertheilung der eroberten Gegenden erfolgte meist so, daß der eine Theil eines Bezirks dem Landesherrn, dem deutschen Kaiser verblieb, und die Einkünfte in demselben durch Beamte, zumal Burggrafen verwaltet wurden, welche letztere dagegen einen andern Theil, zum Unterhalt ihrer selbst und ihrer Krieger erhielten, während ein dritter Theil den Bischöffen überlassen wurde, um desto mehr zur Verbreitung der christlichen Religion beitragen zu können, da ihnen der Zehend nicht genügen mochte. Einzelne Landgüter wurden an verdiente Krieger und Günstlinge gegen die Pflicht fernerer Kriegsleistung in Lehn gegeben, und deshalb — die sogenannten schriftsässigen Lehne — zugleich an den Markgrafen verwiesen, welcher die Mark zu beschützen, auch im Namen des Kaisers bei wichtigen Sachen Recht zu sprechen hatte. Hauptsächlich aus diesen Gutsbesitzern und den zu Rittern ernannten ausgezeichnetsten Kriegern bildete sich die Adelscaste. Zur Beschützung der Burg hatte sich der neunte freie Mann auf dem Lande dahin zu stellen, und dieß scheint später auf die Güter übergegangen zu seyn, welche noch in neuerer Zeit in mancher Gegend als amtsässige gelten.

Doch, so wie jene Lehnspflicht später meist zur leeren Form herabsank und nur die Abgaben-Freiheit und Leibeigenschaft der Gutszugehörigen vom Adel beibehalten wurde, so wußten auch die Mark- und Burg-Grafen nicht nur die ihnen verlehnten Güter, sondern zum Theil selbst die nur zur Verwaltung übertragenen Bezirke, als erbliches Eigenthum an sich zu bringen und, bei der Ohnmacht der meisten, in stete Kriege verwickelten Kaiser, sie zu unabhängigen Grafschaften und Fürstenthümern zu erheben. Ein meist ähnliches Verhältniß des Grundbesitzes fand in den thüringischen und andern stets deutsch verbliebenen Ländern statt, wo sich die, durch Reichthum und sonst begünstigten Familien, oder durch ihr Gefolge mächtig gewordenen Krieger, so wie die vom Kaiser eingesetzten Bezirksbeamten und höhere Geistliche ebenfalls zu selbstständigen Bezirks-

besitzern zu erheben, und, von ihren festen Sitzen aus, ihre Güter zu beschützen suchten, obwohl in spätern Jahrhunderten meist wiederum von größern Fürsten in Abhängigkeit gebracht. Wird dieses Alles, so wie manche Erläuterung in andern Anmerkungen auch dem Geschichtsfreunde längst näher bekannt seyn, so stehe es wenigstens für die Leser da, welche nicht so genau damit bekannt sind.

Anm. II. In Böhmen war (nach Palacki's Gesch. v. Böhmen I. 174) die Zupa, größern Kreisen, (den deutschen Gauen) gleich, denen der Zupan (Schupan) mit mehreren Unterbeamten vorstand; in jeder Zupa gab es einen befestigten Hauptort, Stadt oder Burg; meist bildeten mehrere Zupa einen Kreis, oder eine Provinz, denen ein Kmet vorstand, oder auch besondere Herzogthümer ꝛc. ssud wend., russ., slaw., illyr., früher auch böhm. (jetzt ssaud, und poln. sad, mit der Cedille, S. 9.) Gericht, Gerichtsort (ssudny Adj.); ssudnik wend. der Richter, dagegen in altböhm., altslaw. u. and. Dial. župan, (pan der Herr). Supanien gab es auch in Meißnischen; noch bis zum Jahr 1553 blieb die Eintheilung der dasigen Amtsdörfer in 16 solche (nach Schöttgens diplom. Nachles. I. 191. 222); manche derselben enthielt 20—30 Dörfer; da aber einige nur 3—5 umfassen, so scheint es nicht mehr völlig die ursprüngliche Eintheilung zu seyn. Von derselben stammt noch der Name mancher Land- und Erdrichterei in diesen Dörfern, Suppen, Saupen genannt; — nur scheinbar mit Schöppen verwandt. Ebenso waren in Polen, und sind noch in mehrern ost-slaw. Ländern, Zu- und Schupane gewöhnlich. Zahlreiche ähnlich benannte Orte auf Sud, Süd, Seid, Saud, Sand ꝛc.; auf Schuppen, Supen, Span, Zaup- ꝛc. lassen sich dadurch als frühere Bezirks- oder doch Gerichtsorte erläutern; davon auch das frühere Zaudengericht in Schlesien ꝛc., wo noch das eigenthüml. slaw. Recht gesprochen wurde, als schon das deutsche vorherrschend war; (Zudner sollen über's Eigne richten.) (L. Mag. 1831, 3 0; Tschoppe's Urk. Samml. 516.)

Anmerk. III. In Bezug auf bauliche Denkmale jener Zeit, Burgen und Klöster ꝛc., bieten die S. 36 (unten) erwähnten Schrr. sowohl Beschreib. als Abbild. dar. Von Gottschalk's Ritterburgen Deutschl. (2. Aufl. 1816—30. 9 B.) erscheint eine neue Folge 1840. Aehnliche Burgbeschr. u. and. interess. mittelalterl. Nachr. enth. auch die historischen Taschenbücher v. Hormayr, Schreiber und Justi; ferner: die Burgvesten und Schlösser der österreich. Monarchie 8 B. 1820; Gerle's Vorzeit Böhmens 1840, ꝛc.; Vorzeit Preußens 1839; Thüringen u. d. Harz 1840 und so ähnl. neuere Schrr. — Ansichten sächs. Bauwerke aus d. Mittelalter, außer zahlr. früh. Schrr., und schon genannte v. Puttrich ꝛc. auch in: Schiffners Beschr. von Sachsen, Stuttg. 1837, Saxonia, das Vaterland der Sachsen die zugleich sehr interess. ortsgeschichtl. Data enth. sächs. Kirchengallerie, die Sachsen detr. Abthl. des romantischen u. malerischen Deutschlands und andere Kupferwerke ähnl. Art. Nachrichten von Burgen und dem mittelalterl. Leben in der O. Lausitz in des Zittauschen Diacon. M. Peschecks (als eine höchst reichhaltige Quelle histor. Forschungen geltenden) Geschichte von Zittau 1840. 2 B., so wie des Görlitz. Polizeirathsherrn Köhler's Preisabhandlung: Oberlaus. Ritterburgen und Raubschlösser, in N. Laus. Mag. 1838 und ähnl. Aufs. desselben 1839 ff.; ebendas. 1837 Brantl, über die von den Sechsstädten zerstörten Raubburgen u. and. m. Höchst schätzbare Nachrichten enthalten die Scriptores rerum lusatic. oder Samml. O. u. N. Lausitz. Geschichtsschreiber, Görlitz, seit 1837 B. I. worin z. B. des Zittauschen Stadtschreibers Joh. v. Gubin (Guden) Jahrbücher, welche von ihm ungef. im J. 1363 angefangen und von Andern fortgesetzt wurden. Auch das ein Jahrhundert früher Betreffende kann dabei als authentisch angenommen werden, da es ihm an Quellen wohl nicht fehlte und von ältern Personen das von ihren Vätern selbst Beobachtete erzählt werden konnte; wie denn früher überhaupt die Vorfälle treuer im Gedächtniß aufbewahrt und an Kinder und Enkel überliefert wurden, als jetzt, wo man sich auf Schriften verläßt. Ebendas. Bereits von Geuterbog, (Jüterbog) Annalen von Görlitz, so wie alte Statuten u. Rechtsbücher ders. Stadt und ähnl. interessante mittelalterliche Schriften. In Bezug auf städt. Verfass. nach urkundl. Nachrichten die schon S. 36. angef. Urkundensamml. z. Gesch. u. Ursprung d. Städte in Schles. u. d. Oberlaus. v. Tschoppe ꝛc.; — über welche sämmtliche Gegenstände die Literatur enth. ist in Peschecks gen. Gesch. und in s. handschriftl. Alterth. Literatur in d. Biblioth. d. gel. u. Alterth. Gesellsch. zu Görlitz, Dresden ꝛc. in Abschrift, — auf welche der Verf. auch in Bezug auf künftige §§. ein für allemal verweisen muß, da, wie schon S. 8.

bemerkt, diese Schrift nicht zur Aufführung einer vollständ. Literatur bestimmt ist. Ueber das Städtewesen die schon S. 33 erw. Schrr., wovon zumal Rauschnick einen leichten Ueberblick gewährt. Die Ausbildung der Städte und des mittelalterl. Lebens ist übrigens in Bezug auf einzelne Länder und Orte noch viel zu wenig beachtet; oft fehlt es allerdings an Materialien, oft aber auch an Lust und Eifer, die Urkunden und Annalen früherer Zeit mühsam zu durchsehen, und die oft nur spärlich sich ergebenden Notizen fruchtbar zu bearbeiten, wie in der O. Lauf. z. B. von den obenerw. Köhler, Pescheck ꝛc. nacheifrungswürdig erfolgt, wofür in den benachbarten Provinzen aber bisher noch wenig geschehen ist.

Anmerk. IV. Daß der erste Anbau Zittau's wahrscheinlich in der Gegend des Burgberges erfolgte (die alte Sitte noch genannt); mehrere kleinere Orte der Nähe dazugezogen wurden — so auch in Görlitz und andern größern Städten, wovon bei manchen derselben noch die zuweilen eigenthümlichen Namen einzelner Stadttheile herrühren, — und so anders Hierhergehöriges, verdient in Pescheck's schon erwähnter Geschichte von Zittau nachgelesen zu werden. Der ursprüngliche Name, nach Annalisten des 14. Jahrh. ist: Sittow, Zittaw ꝛc. urkundlich latinisirt Zittavia, Sytavia ꝛc. auch Citaw. (1248 z. Zitawy, zu Zittau). Böhmen und Wenden schreiben Zitawa. Im Munde des Volks fortlebende Namen sind bei etymolog. Forschungen stets zu beachten; daher auch „die Sitte" (die Sittau auch urkundlich), welches früher, wo der häufige dunklere Laut noch nicht in den hellern überging, vielleicht Sudta lautete; dennoch möchte die erfolgte Beziehung auf das Susudata des Ptolemäus und die lauf. Sudeten sehr gewagt erscheinen; die Ableitung von ssud, Gerichtsort (vergl. S. 138.) wird ebenfalls bezweifelt. Gewöhnlich pflegt man es von žitawy, als (oft substantive gebrauchte) Adjectivform, (von žito, Getreide, Roggen,) abzuleiten, welches auch die dasige fruchtbare Gegend und der Getreidemarkt zu bestätigen scheint; die Verschiedenheit d. ž und ż wird dadurch entschuldigt, daß letzteres in der Volksaussprache zuweilen in z übergeht, wie z. B. der hussitische Heerführer žižka (Schischka) von Deutschen meist Ziska genannt wird. Doch bleiben dennoch Zweifel und die Zukunft bietet vielleicht eine noch gewissere Ableitung dar. Leichter erklärt sich das benachbarte, an der Neiße gelegene Dorf Poritsch, von po, an, riezi, der bei Ortsnamen besonders häufig vorkommende Singular-Locativ, (und rjekach, Plural-Locativ) wend. von rjeka der Fluß, Adject. rjeczny, und Deminutiv rjeczka, in wend. und fast allen slaw. Dial., wovon die zahlreichen Orts- (zum Theil auch Fluß-) Namen: Recka, Riesa, Rietsch, Rietschke, Röschen ꝛc.; mit po, Boris, Boritz, Peritz, Pretsch, Poreschin ꝛc. Ferner: mit wo, in, an, z. B. Wotitz, Wurzen, Wrietzen (und da das wo oft in a u übergeht, auch Auritz ꝛc.); mit sa, hinter, über, z. B. Saritsch, Soritz, Zarik, Seuritz ꝛc.; mit na, nad, an, über, z. B. Naritz ꝛc.; und so ähnl. Zusammensetzungen und, nach und nach im Munde des Volks, erfolgte Abänderungen.

Auf dem, W. bei Zittau, nahe an der Mandau (mit einer Burgmühle) gelegenen Burgberge, dessen Gestein zum Stadt- und Straßenbau südlich abgetragen ist, fand sich, wenigstens früher, auf dem noch erhaltenen Theile, der Ueberrest eines rundlichen Walles, gegen 10 Schritt lang, 5 E. hoch. Dieser könnte vielleicht aus heidnischer Zeit herrühren, weil Mauerwerk dabei nicht vorhanden ist, ob schon in der Nähe die mittelalterliche Burg gestanden, und, meist wohl von Holz, wenige und schon anderweit benutzte Steinüberreste hinterlassen haben mag. In Zittau wurden heidnische Grabgefäße an drei verschiedenen Orten ausgegraben. Die am Hospital und die bei dem nahen böhmischen Städtchen Grottau gefundenen (Lauf. Magaz. B. VII. 571), unterscheiden sich von andern der Lausitz, durch ihren feineren, und überhaupt selten dazu angewendeten weißlichen Thon. Die in mehrern Orten Schlesiens ꝛc. befindlichen Töpferberge, haben nicht von Töpfern, sondern meist von daselbst gefundenen Urnen ꝛc., Töpfen (heidnischer Art), ihren Namen; dieß ist unbezweifelt der Fall mit dem gleichbenannten Orte in Zittau, wo sich ebenfalls sogen. Thränennäpfgen und ähnl. Grabgefäße fanden. Ferner entdeckte man im J. 1778 beim Schanzengraben gegen 50 Kelts, meißenförmige Waffen, von Bronze (6 Zoll lang, vergl. Oberl. Alt. S. 148.), ähnlich den bei Löbau gefundenen (Seite 8.) und abgebildet Taf. I. N. 47.

Der Zittau'sche Bezirk, — dessen Gränzlinie bei Reichenau anfing, über

Türchau, Seitendorf, Königshayn, Blumberg, Ostritz bis Grune herabwärts ging, sich dann gegen Abend zu lenkte, zwischen Burkersdorf und Groß-Hennersdorf auf Ruppersdorf, von da über Eidau nach Hennersdorf in Seifen; alle diese Orte mit einschließend, — wurde bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts unter Böhmens Kreisen aufgeführt, und nur, als die Stadt sich 1346 mit dem Bunde der Sechs-Städte vereinigte, kam sie als Lausitzische Stadt in Betracht, obschon sie auch bereits früher mit den übrigen gute Nachbarschaft gepflogen hatte, so wie es auch schon seit 1336 gemeinschaftl. Städtetage gegeben zu haben scheint. Der Zittau'sche Bezirk gehörte früher stets zum Prager Erz-Bisthum, die übrige Lausitz dagegen, obschon ebenfalls früher unter böhmischer Oberherrschaft, dennoch zum meißnischen Bisthum.

Anm. V. Schloß, auch Burgstall Rohnau (urkundlich Ronow, Rhonaw); bei Hirschfelde, von der Straße nach Görlitz rechts ab, jenseits der Neiße, liegt die Ruine auf einer von dieser auf einige Seiten umflossenen felsigen Anhöhe, die, wie fast alle Raubburgen, eine treffliche Fernsicht darbietet. Im J. 1268 besaß es ein Zdislaw von Leippa. Zahlreiche gefundene Pfeile deuten auf den Hauptangriff von der Ostseite, bei der den Sechsstädten sehr schwergewordenen Einnahme dieses Raubschlosses im J. 1399. Die zum Schloßmayerhofe gehörigen Aecker wurden vertheilt und dadurch die Ansiedelung oder doch Vergrößerung des Dorfes gleiches Namens bewirkt; — letzterer vielleicht von rona, wend. wrona, wrana pol. russ. Krähe, wran altslaw. Rabe, beides Lieblingsvögel der Slawen in religiöser Beziehung; — es war der Fels daher vielleicht schon vor der Burgerbauung — ein Rabennest. Die fast ganz abgetragene, zum Bau des nahen Forst- und and. Häuser benutzte Ruine, ist jetzt unbedeutend und besteht nur noch aus einem Mauerüberreste (etwa 12 E. hoch, 4 E. stark), aus einem Brunnen von 75 Ell. Tiefe und 30 Ell. Wasserbestand, und einem Keller, (in welchem einst noch eine Armbrust gefunden wurde) der auch für ein Burgverließ gehalten wird; es ist spitzbogig gewölbt, 11½ Elle lang, fast 10 E. breit und 5½ E. hoch, mit einem im Fußboden ausgehauenen Gerinne, einem nur 1½ E. breiten Eingange und zwei verschütteten Fensteröffnungen. Das Burggebäude, nebst einigen andern (Stall, Gesindehaus ꝛc.) und dem Hofraume, wurde — in der Länge 200 E. und größter Breite 90 E. — von einer Umfassungsmauer umschlossen, welche wiederum ein mit einer Zugbrücke versehener Wallgraben umgab, der mit dem Abhange des Schloßberges ringsherum einen 1 — 1½ E. hohen Kamm bildete. Außerhalb jener Mauer scheint sich noch ein Wachthurm befunden zu haben. Steingerölle, Bäume und Gestrüppe bedeckt jetzt den Schloßplatz, wo einst so reges Leben herrschte. Der Verf. verweiset übrigens auf eine im Kurzen im N. Lausitz. Magazin erscheinende Beschreib. der Ruine vom Baudirector Eschke in Zittau, nebst einem projectirten Grundrisse der frühern Burg. Uebrigens über diese und die folgenden Burgen die Schriften v. Brantl, Köhler, Pescheck ꝛc., laut Anmerk. III.; die sächs. Kirchengallerie, 1840, Oberlausitz, N. 28 ff. mit Abbild. jenes Mauerüberrestes.

2) Karlsfriede. Die Rudera bestehen nur in dem Ueberreste eines kleinen viereckigen Thurms und andern Unbedeutenden. Von Schätzen im dasigen Teiche und einer goldnen Kette dabei, erzählt eine mittelalterliche Sage. Das Raubschloß Winterstein wird von Schiffner u. And. auf dem größern Winterberge bei Schandau angenommen (Klemm's Sammler, 1835, XX. S. 307), obwohl Rudera bisher nicht entdeckt wurden.

3) Ostritz. Von dem frühern Besitzer scheinen die im 13. Jahrh. u. später noch vorkommenden Herrn von Ostrosen ꝛc. abzustammen; im 14. Jahrh. wurde Ostritz vom Grafen von Dohna an das Kloster Marienthal verkauft, der dasige uralte Zoll aber an Zittau. Von den frühern Besitzern konnte wohl eine Holzburg daselbst errichtet worden seyn, deren spätere Zerstörung keine Ruinen hinterließ, wie denn auch deren von einer steinernen Burg sich in der Nähe des Orts nicht vorfinden; für solche werden die S. 112 erwähnten Wälle nicht angesehen, obwohl der eine davon vielleicht zur Straßensicherung und Zollerhebung in frühester Zeit dienen konnte.

4) Hutberg bei Schönau. Die Burgruine wird durch Wall- und Mauer-Ueberreste, in einem jedoch S. und N. jetzt nicht geschlossen erscheinenden Ovale gebildet, das von S. nach N. auf 120, von O. und W. auf 70 Schritt im Durchmesser hält. Von N. nach O. u. S. ziehen sich Mauer-Rudera, von 160 E. Länge, 3 — 4 E. Höhe und Breite hin, auf einem 10 — 12 E.

hohen Walle. Ein gleicher Maurrest geht dann von S. bis nach W. zu, am Bergabhange, auf 64 E. lang, 3½ E. hoch u. 2½ E. breit; worauf von W. auf N. nur Gesträuch folgt. In der Mitte des Platzes, gegen 20 E. von NW. entfernt, findet sich ein verschütteter Brunnen. Muthmaßlich war das Hauptgebäude gegen Osten, wo noch bedeutende Schutthaufen sind; die Burgthore u. andere Gebäude lassen sich nicht mehr erkennen. Altes Eisen und Gefäßscherben deuten auf das Mittelalter, aus welchem auch wohl die gefundenen Thierknochen (von Rind, Schweinen, Vögeln) herrühren können. Die Wallüberreste auf der nördlichen Kuppe dieses steilen Basaltberges, werden von Cotta (in obig. Schr.) als heidnische Schanzen vermuthet; und die Höhe der Wälle weiset auch darauf hin; doch da die aus der vorchristlichen Zeit meistens geschlossene Rundungen bilden und an Gewässern liegen, so möchte es noch weiterer Untersuchung erfordern, bevor mit Sicherheit auf vorherigen heidnischen Gebrauch (als fester und vielleicht religiöser Ort), zu schließen ist, zumal da die ebenfalls gefundenen verschlackten Basalte, zum Theil mit Kalk verbunden, ebenso durch den Schloßbrand entstanden, als früher zum heidn. Opferaltar, und dann mit Kalk zur Burgmauer benutzt seyn könnten. Doch ist der Ort übrigens so hoch gelegen und durch weite Aussicht ausgezeichnet, daß schon zeitig seine Benutzung erfolgen mochte. Der Verf. hofft einen Grundriß nachzuliefern. Nach Mittheil. wie S. 112 bemerkt, und Sächs. Kirchengall. 1840. N. 53. 54.

Als Besitzer dieser sehr im histor. Dunkel liegenden Burg werden vermuthet: 1228 ein Bernhardt von Biberstein, 1320 Jonas v. B.; später ging sie mit Schönau an das Kloster Marienstern über, welches auch andere benachbarte Orte an sich brachte; der dadurch gebildete Bezirk wird noch der „eigensche Kreis" genannt, wahrscheinlich als früher der Aebtissin eigen gehörig. Wenig richtiger scheint die Ableitung von der frühern die Gegend angeblich besitzenden Adelsfamilie von der Duba oder von Eichen (dub, slaw. die Eiche), so wie von dem eigenen slaw. Gerichte der Besitzer der Zuba, (vergl. S. 138) im Gegensatze des landesherrlichen.

Die Sage vom Blauhütchen schildert, wie man vermuthet, jenen Bernhardt von B. — derselbe, welcher Bernstadt (früher Bernhardsdorf) gegründet haben soll — als einen den Unterthanen und überhaupt der Umgegend Schaden zufügenden Jäger, der deshalb mit dem historisch-mythischen Bern-Dietrich, und seinem wilden Heere in Verbindung gebracht, und später als solcher selbst gedeutet wurde. Er soll von einem damals ungewöhnlichen blauen Hut jenen Namen erhalten haben, und so auch er mit diesem, so wie jene alte Burg, auf einem frühern Altargemälde der Schönauer Kirche dargestellt gewesen seyn, doch ist dieß noch nicht gewiß ermittelt. Hierbei ist auf eine sehr unterhaltende Abhandlung des schon erw. Poliz.-R. H. Köhler, in N. Mag. 1839. III. aufmerksam zu machen, wo die Sage von Bern-Dietrich auf diese Gegend, wegen mehrern Ortsnamen bezogen, und deren dortige Localisirung angenommen worden ist; — obwohl jene Namen auch nur von Ortsbesitzern zufällig gewählt seyn möchten. Ferner erzählt eine Sage von einer Braupfanne mit Gold auf jenem Hutberge. Das Dorf Schönau war frühzeitig mit einer Capelle versehen, (vielleicht eine der ersten der Gegend, als Filial der noch frühern zu Jauernik bei Görlitz) an welche dann die Kirche angebaut wurde.

Dieses Schönau erhielt den Namen von der Burg, und diese, (wie alle ähnlich benannten, Schönberg, Schönburg ꝛc.) schwerlich von einer schönen Aue ꝛc., den unzählige Orte noch eher verdienen würden (auch nicht von czino wend. Schilf, Weide ꝛc., wie vielleicht eher d. Kloster Zinna), sondern wahrscheinlich von einem alten slaw. Wort Schin, czin, befestigter Ort (woher wohl noch Hradschin ꝛc.); czyn, czyni poln. das Werk, aber auch: Wall, Thurm, Kriegsmaschine, uczynnic poln. befestigen; obzynniż altwend. einschließen. Vielleicht ist damit verwandt tyn, teyn böhm. Umzäunung, Wall (und daher die böhm. Orte Tein, Teinitz ꝛc.), und auch altslaw. u. illyr., Stadt, Zupansort ꝛc. (und dieß zugleich mit dem altdeutschen, tyh, tun, zaun ꝛc. urverwandt). Der Berg selbst mit weiter Aussicht wurde ohne Zweifel auch nach der Burgzerstörung immer noch zur Aufstellung eines Wächters in unsichern Zeiten bestimmt, daher „Hutberg" genannt.

5) Auf dem Wachberge bei dem nicht weit von Bernstadt entfernten Dorfe Kemnitz, wurden mehrere Mauerbruchstücke entdeckt; westlich ein kleines einige Ellen in Umfang haltendes gemauertes Gewölbe, in der Nähe Reste eines

Digitized by Google

Mauerrings, von 3 E. im Durchmesser, und auf der westl. Bergseite zwei gleiche, ebenso mittelalterliche Pfeilspitzen. Es sind vielleicht Ueberreste von Wachtthürmen. Es wird auch Kamnitz, Kamelz, Kamlitz im Volksdialect (gewöhnlich beides letzteres), gesprochen; von kamen, Stein (vergl. S. 114). Dessen Steinbach oder Cameniza wird schon 1213 urkundlich als Gränze zwischen bischöffl. meißn. u. königl. böhm. Gütern erwähnt. Ob der in d. sächs. Kirch. Gall. N. 51. (bei Kemnitz) erwähnte Butter- und Ochsenberg die ihm dort beigelegten Namen früher besaß, möchte noch zu erweisen, so wie überhaupt die dortige schon frühzeitig bewohnte Gegend noch näher in alterthüml. Hinsicht zu untersuchen seyn; — ebenso die Schanzberge bei Herwigsdorf, Rosenthal ꝛc. und die Hutberge, Gückels-, Wart-Berge benachbarter Gegenden. Ob eine ebenfalls von den Sechsstädten zerstörte Burg Schönbach im Böhmischen bei Schönlinde, oder — unwahrscheinlicher — unfern Löbau gelegene war, ist noch nicht genügend ermittelt. Ein zerstörtes Schloß bei Altgersdorf erwähnt Carpzow Ehrentempel 215, aber auch von diesem ermangelt nähere Nachricht.

Anmerk. VI. Der Tollenstein, auch Dolen-, Thalenstein ꝛc. geschrieben, und beides besagt dasselbe, der Stein oder Fels im Thale, dol slaw. Thal (dolny, Adj.).

Auf dem Grundrisse bezeichnet a den alten, noch benutzbaren Fahrweg; b eine halbrunde, die Ecke einer 40 Schuh hohen Mauer bildende Bastei; c das zerstörte äußere Thor; d das innere, noch gewölbt, doch seiner Sandstein-Einfassung beraubt; c und d waren sonst vereinigt, und bildeten die düstre Einfahrt zum Burghofe; oberhalb erhob sich ein großer Thurm; e kleine gewölbte mit schmalen Luglöchern versehene Behältnisse, wahrscheinlich Gefängnisse; f eine mit stumpfem Dreieck vorspringende große Bastei, worin sich der Rittersaal befunden haben soll. (Eines der 4 Fenster desselben, halb abgebrochen, ist auf der Ansicht bemerkbar.) g eine ähnliche, viereckige vorspringende Bastei, darin ein Pförtchen das nach den auf Georgenthal zu führenden Weg leitet; h ein halbrunder Thurm, mit dem Felsen durch die Ringmauer k vereinigt (worin sich die Kapelle befunden haben soll); i der Gipfel des über den Burghof 60 Schuh erhabenen steilen und schwer besteigbaren Felsen, an den sich der ganze Bau lehnt; k Ringmauern, noch immer 10—20 Schuh von außen hoch; l muthmaßlicher Brunnen; m ganz zerstörte Gebäude, wahrscheinlich Wohn-, Stallgebäude ꝛc. Der ganze Burghof ist 80 Schritt (im innern Segment) lang und 20 Sch. bis zum Felsen breit. — Näheres über dieß Raubschloß in Peschecks Gesch. u. Brantl's Abhandl. Lauf. Mag. 1837; dessen letztern Gefälligkeit d. Verf. den Grundriß verdankt; ferner Hormayr's Taschenb. 1834.

§. 12. Das Frühlingsfest der alten Deutschen und Slawen.

Neues Leben beginnt, schmückt die Natur sich vom Neuen;
D'rum begann mit dem Lenz einstens der Völker Neujahr.

„Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder."

Unter steter Wiederholung dieser gesungenen Worte zog Alt und Jung des Dorfes Königshayn bei Görlitz wiederum nach Hause, wenn man, — nach uralter Sitte und noch bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts — alljährlich am Sonntage Lätare, mit Fackeln von Stroh, aus dem Dorfe nach dem Todtensteine gezogen war und sie auf diesem angezündet hatte. Diese Sitte des Todtenaustreiben, auch das Sommersingen genannt, war früher an jenem Tage, der deshalb auch der Todtensonntag hieß, an vielen Orten Sachsens Böhmens, Schlesiens ꝛc. ebenfalls gewöhnlich, obschon mit manchen Ab-

änderungen. Meistens wurde von den jungen Leuten ein Strohmann angeputzt und, an eine Stange gebunden, von ihnen unter Gesang zum Orte hinaus getragen; nachdem er verbrannt, oder in das Wasser geworfen oder auch sonst vernichtet worden war, kehrten sie zurück, zuweilen mit grünen Zweigen geschmückt, zum Beweise des beginnenden Frühlings. In manchen Gegenden wurden von den jungen Leuten beim Herumziehen kleine Geschenke gesammelt und nach beendigtem Zuge zu Tanz und anderer Belustigung verwendet. Im Voigtlande sangen dabei die Kinder:

Wir alle, wir alle kommen raus,
Und tragen heute den Tod naus,
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,
Willkommen lieber Frühling!

In Nieder-Bielau in Schlesien lautet es in dortiger Mundart (Schles. Prov. Bl. 1829. V.), wenn die jungen Leute zurückkehrten:

A Tud da hob'n wir ausgetrieba,
A liba Summer breng'n wir wieda;
A Summer und a Möja,
Blümla mancherlea.

Weitere Beispiele, wie dieß Volksfest in Görlitz, Budissin, Radeberg, Leipzig und andern sächsischen Orten, aber auch in Böhmen, Bayern, Steyermark, selbst am Rhein gefeiert wurde, enthält die Anmerk. I. Da dieses gewöhnlich im Frühjahr, meist im März, selten im April oder May, begangene Fest hauptsächlich in den früher von Slawen bewohnt gewesenen oder noch bewohnten Ländern, bis in die neuern Zeiten sich erhalten hatte, so wurde es oft für ein eigenthümlich slawisches Nationalfest angesehen. Es ist aber auch in reindeutschen Gegenden, am Odenwalde und Rheine, wie andern Orten, wohin nie Slawen drangen, daher auch bei dem germanischen Volksstamme üblich gewesen. Und besonders in manchen Gegenden der letztern war es gebräuchlich, daß Sommer und Winter, durch junge Leute in dazu geeigneter Bekleidung dargestellt, gegenseitige Reden wechselten, bis endlich der Winter als besiegt angenommen wurde. Sollte diese Sitte bis in das Heidenthum hinaufreichen, so würden darinnen die ersten theatralischen Spuren zu erblicken seyn. In noch viel weiterer Verbreitung findet sich ein gleichartiges Fest zur Frühjahreszeit in den scandinavischen Ländern und England, ebenso in Liv-, Kur- und Estland. Andeutungen auf ein solches giebt es ebenfalls in Spanien und Italien. Ferner finden sich schon bei den Römern und Griechen, und selbst bei den Aegyptern, Persern, so wie in Indien verwandte Feste zu derselben Jahreszeit. Dieß berechtigt auch jene deutsche und slawische Sitte für Nachklänge eines uralten Frühlingsfestes zu halten, eines Festes der ältesten

Menſchheit, wenigſtens der indiſch-europäiſchen Völkerſtämme, Anmerk. II.

Die Hauptfeſte faſt aller Nationen, und insbeſondere der des Alterthums, beruhen auf dem natürlichen Verlauf des Jahres, indem ſie mit den beiden Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen zuſammen fallen. Der Lauf der Sonne und ihr längeres oder kürzeres Verweilen war ein zu wichtiger Gegenſtand für die früheren, mehr in und mit der Natur lebenden, Völker, als daß nicht der religiöſe Sinn auf dieſe, die Jahreszeiten bildenden Veränderungen, hohe Aufmerkſamkeit verwendet haben ſollte. Die Zeit der Sonnenwende im Sommer (oder Mitſommer,) mit ihrer Blumenfülle und Hoffnung baldiger Erndte, gab Veranlaſſung an dem Tage des längſten Verweilens der wohlthätigen Sonne (d. 21. Juni unſerer Zeitrechnung) ein Opferfeſt zu feiern, ſtatt welchem von den Chriſten der Johannistag, als ein feſtlicher, angeſetzt wurde. (Seite 20.) Die, den Herbſt einführende Tag- und Nachtgleiche, am 21. September, veranlaßte wohl weniger an ſich, als vielmehr wegen der um dieſe Zeit, vor und nach, ſich ergebenden Erndte, zu gleichem Dank darbringenden Tagen. Erndtefeſte wurden zu allen Zeiten und wohl von allen Nationen gefeiert, obſchon auf verſchiedene Weiſe und oft getrennt nach der Art der eingeerndteten Naturſpenden; auch die Germanen und Slawen hatten ſolche. Mehr als das Quartalfeſt Michaelis wurde ſpäter dazu das Kirchweihfeſt angenommen, ſo wie der Martinstag mit ſeinen Martinsgänſen, die auch im Auslande üblich und ſelbſt in Spanien ſprüchwörtlich ſind. Mit der Winter-Sonnenwende, dem kürzeſten Tage im Jahre, (den 21. December) begann wiederum das Zunehmen des Tages und das fröhliche Ereigniß wurde bei faſt allen heidniſchen Nationen mit beſonderer Feſtlichkeit begangen; zumal mußte es für die nördlichen Völker von hoher Wichtigkeit ſeyn, in deren Gegenden die Sonne zu jener Zeit faſt nicht aufgeht, und bei völlig erſtarrter Natur, auch der Menſch meiſt in ſeine Wohnung gebannt gehalten wird. Dort wurde das heidniſche Juel-Feſt gefeiert, das Feſt der fröhlichen Botſchaft vom Wiederkehren der Sonne. Man opferte Eber, deren Geſtalt man auch bei dem Backwerke zu dieſem Feſte nachzuahmen pflegte. Die chriſtliche Kirche verlegte ungefähr auf die Zeit dieſes letztern ihr ſo wichtiges, das der Geburt Chriſti, und man hat ſelbſt vermuthet, daß bei dem beibehaltenen, gewöhnlich ſtollenförmigen Backwerke, ungefähr die Geſtalt eines Chriſtus-Kindes in den Windeln nachgeahmt worden ſey. Doch ungeachtet des Anſatzes des chriſtlichen Neujahrs zu derſelben Zeit bleibt die Natur noch Monate lang in ihrem winterlichen Kleide; meiſtens erſt mit dem Eintritt der Tag- und Nacht-Gleiche (am 21. März) vermag die erneute Kraft der belebenden Sonne die Natur aus dem Schlummer zu wecken, ſo daß dann

Frühlingsboten, Vögel und Blumen, das menschliche Gemüth erfreuen können. Und dieß ist allerdings die naturgemäßeste Festzeit des Neujahrs, wie es auch zu dieser Zeit, zu Ende Februar, (wie bei den Römern in frühester Zeit, so auch bei den Griechen) oder im März (noch im 8. Jahrh. in Deutschland), oder erst mit dem 1. Mai, statt fand. Man nahm bei mehreren Völkern nur zwei Jahreszeiten an, Winter und Sommer; mit dem Aufleben der Natur ward die Zeitrechnung und zwar der Sommer begonnen; daher nannten auch die heidnischen Slawen den Frühling Vorsommer, den Herbst dagegen Vorwinter. Zur Feier solcher naturgemäßen Feste — das Pfingstfest ist ein rein geistiges und christliches — waren in den scandinavischen Ländern besondere Vereine der wohlhabendern Orts- und Districts-Bewohner bestimmt, Gilden genannt, welche Einrichtung später von den Kaufleuten und den Handwerkern, wie den religiösen Brüderschaften Nicht-Geistlicher nachgeahmt wurden. Anm. III.

Jener Zeitabschnitt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zur Feier jenes Festes war jedoch für das nördliche Deutschland, und besonders für die nordischen Reiche, viel zu zeitig, denn die im Freien zu haltende Festfeier wurde meist durch noch winterliche Kälte und Schneeflocken gestört; daher fand sie, je nördlicher, auch desto später im Jahre statt. Daher sind die Maifeste jener Gegenden ebenfalls gleiche natürliche Neujahrfeste, und ihre Feier betrifft den Sieg des Sommers über den Winter. So bildeten z. B. (wie Grimm in seiner Mythologie näher schildert) in Schweden und Gothland die jungen Leute zwei Partheien Reiterei; der Anführer der einen, der Winter, ist dabei mit Pelz bekleidet, der andere, der Blumengraf, mit Laub und Blumen verziert; bei dem Scheingefechte wirft der Winter und sein Gefolg mit Schneeballen und Asche ꝛc. um sich, der Sommer mit seinen Leuten aber mit grünen Zweigen und Laub, bis das umstehende Volk dem letztern den Sieg zugesprochen hat. Solche Maispiele waren sonst sehr gewöhnlich und selbst der Adel nahm Theil daran. In Dänemark und Norddeutschland fand oft auch, ohne Bezeichnung des Winters, nur ein Maireiten statt, meist zu Walpurgis; den Sommer in das Landreiten, nannte man es. Der Maigraf und sein Gefolge, mit Kränzen geziert, reitet dann in den Ort zurück, wo gesungen und darnach von ihm ein Kranz einem der Mädchen zugeworfen wird, die einen Kreis um ihn gebildet haben. Anderwärts in Norddeutschland, wie in England, war das festliche Einholen eines Maibaumes aus dem Walde in die Stadt gewöhnlich.

In Holsteinschen wird zu Anfang des Mais ein Maigrav und seine Maigrön (oder Maigräfin) bekränzt und mit Musik in ein Wirthshaus geführt; — in Schwaben ziehen Mädchen und Knaben mit Sonnenaufgang in den Wald und ihr Maikönig wählt sich eine Maikönigin. Das Aufstellen von jungen Birken, Maien genannt, (noch unlängst auch in

der Oberlauſitz zur Pfingſtzeit vor und in den Häuſern) war früher allgemeiner Brauch. Unbezweifelt gab dieſe Sitte eines uralten Maifeſtes in Nieder-Sachſen und dem übrigen weſtlichen und nördlichen Deutſchlande die nächſte Veranlaſſung zu der, unbezweifelt durch chriſtliche Prieſter verbreiteten Sage von einer am 1. Mai erfolgten Hexenfahrt auf den Blocksberg, den Brocken im Harzgebirge, wo ſich der heidniſche Gottesdienſt, und ſo auch jenes Feſt, noch bis ſpät in die chriſtlichen Zeiten erhalten haben mag. Die Volksverſammlungen und Volksgerichte wurden bei den alten Deutſchen ebenfalls im März, ſpäter im Mai gehalten; daher die Märzfelder ꝛc. Und ſo gelten auch, in manchen Gegenden, die auf Anhöhen von jungen Leuten angezündeten Freudenfeuer am Vorabend des Oſter- und Pfingſtfeſtes und 1. Mais, nur als eine fortgeſetzte Sitte des Opferfeuers am Frühlingsfeſte, ebenſo an mehrern Orten, die zu Pfingſten herkömmlich vom Landvolke zu haltenden Tänze, als gleiche Ueberreſte jener Feier, und manche ſogenannte Tanzberge, als Plätze ſolcher frühern religiöſen Tänze. In manchen ſchleſiſchen Orten (nach Bandke) und ſo auch in andern Gegenden, war zugleich das Darüberſpringen gewöhnlich, das wohl nicht auf bloßem Muthwillen der Jugend, ſondern ebenfalls auf früherer religiöſer Sitte beruhte. Vielleicht iſt bei dem Ueberſpringen des Burgberges bei Bernſtadt (S. 108) ebenfalls das, der früher üblich geweſenen Opfer- und Freuden-Feuer gemeint.

Wegen der zeitigen Feier dieſes Frühlingsfeſtes in den mehrſten Gegenden, nehmlich im Monat März, muß deſſen Urſprung auch in Ländern mit wärmern Klima und regelmäßigern Jahreszeiten-Eintritt geſucht werden, und daher in dem Orient. Dieß weiſet zugleich darauf hin, daß daſſelbe von den europäiſchen Stämmen ſchon aus ihren aſiatiſchen Urſitzen mitgebracht, und dort, noch in näherm Verbande mit den ſtammverwandten Indern und Perſern, bereits als ein gemeinſames Natur-, als das allgemeine Neujahr-Feſt gefeiert wurde. Später mußte es bei den verſchiedenen Völkerſtämmen allerdings manche Veränderung erleiden, und ſo erſcheint es daher ſehr abgeändert, nach dem verſchiedenen nationellen und örtlichen Einfluſſe. Ein heidniſch-religiöſes Feſt iſt übrigens ohne dabei verehrte, beſondere Götter nicht gut denkbar, und ſo wird es auch bei jenem einer Frühlings- oder Neujahrs-Gottheit gegolten haben. Doch giebt es meiſt nur Muthmaßungen über dieſelben, die, bei den ſpätern Feſtüberreſten, theils durch eine Puppe, theils durch lebende Perſonen, als Winter, Sommer, Maigraf ꝛc. repräſentirt wurde. Bei manchen deutſchen (beſonders den nordweſtlichern) Nationen ſcheint es die Oſtara, Eoſtra, geweſen zu ſeyn; die Gottheit des anbrechenden Morgens; des aufgehenden Lichtes (das altd. Oſtar heißt gegen Morgen), welcher Begriff ſich mit dem, des neuen Jahres leicht vereinigen ließ. Ihre ſehr verbreitete Verehrung veranlaßte zur Ueber-

tragung des Namens auf das bezugreichſte der chriſtlichen Religion, auf das Oſterfeſt (ſchon zu Carl d. Großen Zeit hieß der April: „Oſtarmanoth",) und manche ihr eigenthümliche heidniſche Sitte mochte zugleich auf dieſes neue übergehen; ſo z. B. das Oſterwaſſer, die Oſterfeuer (S. 41.); der Volksglaube, daß am Oſtermorgen die Sonne drei Sprünge thue, gleichſam einen Freudentanz halte, vielleicht weil Tänze ſtets mit heidniſchen Feſten verbunden waren. Eine ähnliche Namensübertragung fand bei den Wenden ſtatt. Der erſte Tag ihres, ebenfalls mit dem Frühlinge beginnenden Jahres hieß jutro, der Morgen, und ſo wahrſcheinlich auch das Feſt ſelbſt. Die noch mit manchen heidniſchen Alterthümern verſehene Stadt Jüterbog (boh, bog, Gott) hat ohne Zweifel von dieſem Morgen- oder Frühlings-Gotte den Namen erhalten. Bei der Bekehrung der Wenden ging der Name des Frühlingsfeſtes auf das dafür angeordnete chriſtliche Oſterfeſt über, welches noch jetzt jutry (als Plural) benannt wird. Bei den benachbarten Böhmen war Wesna die Frühlings- und Jugend-Göttin; doch findet ſich eine Hinweiſung auf einen Dienſt derſelben in jener Art ebenſo wenig vor, als in Bezug auf die Schiwa, ziwa, deren Cultus, als Lebens- und Fruchtbarkeits-Göttin (vergl. S. 113.) wohl auch bei jenem Feſte in ſlaw. Gegenden ſtattgefunden haben konnte. Bei dem Maifeſte in Pommern, zu Wollgaſt, ſcheint es (nach den Baltiſchen Studien, V. 2.) dem Gorewit, (Horewit) dem Frühlings-Sieger gegolten zu haben, und ſo möchte wohl bei jeder Nation die, ſich durch dies neu erwachende Leben der Erde veroffenbarende und wegen ihrer Nützlichkeit verehrte Naturkraft, durch verſchiedenartig perſonificirte Gottheiten dargeſtellt worden ſeyn.

Nach der Bekehrung der heidniſchen Nationen Deutſchlands und der Nachbarländer miſchten ſich auch chriſtliche Ideen in jenes, obwohl damals ſchon beſchränkte, doch nicht ſo leicht zu unterdrückende Feſt ein. Die Erinnerung an den Tod bei demſelben lag nicht in deſſen urſprünglich nur heiterm und ſinnlichen Weſen, und wenn auch die Vergleichung des eiſigen Winters mit dem menſchlichen Tode verwandt iſt, ſo ging dennoch dieſe, wie ähnliche ernſte und traurige Beziehungen, erſt von dem Chriſtenthum in heidniſche Sitten und religiöſe Feſte über, die ihrer Natur nach wohl nur dem Frohſinn geweiht waren. Daher aber ſchreibt ſich unbezweifelt die, in den oben erwähnten Liedern vorkommende Erwähnung des Todes, ſtatt des Winters, und die zumal in Polen, nach deſſen Bekehrung, üblich gewordene Annahme der Todesgöttinnen Marzana bei jenem Feſte; vergl. Anmerk. III. Im Norden hat es ſich von dieſer ernſt-religiöſen Anſicht freier erhalten und es galt nur der Freude über den Sieg des belebenden Sommers über den Erſtarrung der Natur bereitenden Winter; ſo hieß auch in den Mayn- und Rhein-Gegenden der Lätare-Tag nicht der Todten-Sonn-

tag, wie im frühern slaw. Osten Deutschlands, sondern, weit erfreulicher, der Sommertag.

Ueber die Art der Festfeier bei den heidnischen Deutschen und Slawen mangeln zwar genauere Nachrichten; doch nach dem, was davon bekannt ist und sich in schwachen Ueberresten erhielt, scheinen es sehr glänzende und nur erfreuliche Feste gewesen zu seyn, mit feierlichem Ausziehen (vielleicht Umziehen der Fluren des Orts), Schmaus, Gesang, Tanz und Freudenfeuer. Ihre weit größere Volksthümlichkeit, als die dafür als Ersatz dargebotenen christlichen Feste, ergiebt sich schon daraus, daß sie die neuen Christen oft zum Rückfalle in das Heidenthum veranlaßten. Dieß geschah z. B. einst mit neubekehrten Pommern bei der Feier desselben. Wie aus der Biographie des eifrigen Pommern-Bekehrers, des Bamberger Bischoffs Otto, ausführlicher bekannt ist, fand derselbe bei einem solchen, zu Wollgast in Pommern alljährlich zu Ende des April gefeierten Feste, 1128, die Stadt mit Fähnlein umgeben und viel Volk dabei versammelt. Von einem andern, ebenfalls zu Anfang des Sommers in derselben Provinz, zu Julin, gehaltenen Feste wird erzählt, daß es, bei großem Zulauf aus der ganzen Provinz und unter Jubel und Gelagen, mit Tänzen und scenischen Spielen begangen worden, und deshalb die Stadt voll Lärm und Geschrei gewesen sey. Von dem Feste der dortigen Wenden auf der Gabelheide heißt es in einem alten Reimliede aus der Zeit der Reformation: „Ihr Priester ist der erste im Reihen; — er tritt ihnen vor den Tanz in Mayen".

Nach Parrot wurde das Fest des Pergubi, des Gottes des Frühlings und der Erdfrüchte, dem eine lebende, mit Milch genährte Schlange geweiht war, von den Letten am 22. März gefeiert. Die Bezirksbewohner brachten Getränke mit, wovon der Oberpriester Einiges in eine Trinkschale goß, diese in der rechten Hand hielt und der Gottheit in feierlicher Rede dankte (wie dies i. d. Anmerk. näher erwähnt); dann tranken die übrigen Anwesenden, und beendigten den Tag mit Lobgesängen, Schmaus und Tanz. Doch nach und nach schwand seine religiöse Bedeutung; es wurde nur noch als eine alterthümliche Sitte beibehalten und bald den jungen Leuten zur Belustigung und später den Kindern zum Spiel überlassen. An manchen Orten wurde es selbst den Schulkindern gesetzlich erlaubt, so z. B. (nach Medem's pomm. Bekehr. Geschichte. 1827 S. 274) der Schule zu Pasewalk noch im Jahre 1563 (von der höchsten kirchlichen Behörde), die Maigrafschaft und Maigräfenfahrt festlich zu begehen. Es erfolgte im Freien und ein zum Maigrafen erwählter und bekränzter Knabe ward gegen Abend mit Gesang nach Hause geführt; — er stellte mithin den einstigen Frühlings-Gott vor. In den Orten, wo die Ueberreste dieses Festes sich bis in die neueste Zeit erhielten, war es jedoch längst auf die Kinder der ärmern Classen übergegangen

und wurde zugleich zur Einsammlung milder Gaben benutzt, bis es auf polizeiliche Anordnung völlig unterblieb. Oft wurde dabei, statt des früher ausgetragenen Strohmannes, ein Fähnchen gebraucht, auch wohl von jedem Kind ein solches herumgetragen. Eben so änderte sich der Text der dabei, in sehr einfacher Melodie, gesungenen Lieder nach jenem neueren Zwecke ab, um nehmlich ein kleines Geschenk zu erhalten; dennoch scheinen manche einzelne Strophen und Beziehungen aus ältern verblieben zu seyn, welche noch auf sehr frühe Zeit und den ursprünglichen Zweck des Festes deuten und nicht immer völlig zu lösen sind.

Im Ueberblick ergiebt sich mithin, daß diese heidnische Neujahrsfeier sich in den nordischen Gegenden am naturgemäßesten erhielt, indem, unter Theilnahme des Volks, ein glänzendes und fröhliches Einholen des Sommers durch einen, die Gottheit darstellenden jungen Maigrafen in Schweden und Pommern üblich war; in Niedersachsen, Dänemark und England aber ein Mairitt und das Einfahren des Maiwagens. Am Rhein erfolgte wenigstens noch ein redneriſcher Kampf des Winters und Sommers, wogegen in Thüringen, Sachsen, Schlesien, Böhmen ꝛc., es ohne meist pomphafte Einholung des Sommers, nur dem ärmlichen Austragen des winterlichen Todes durch die Jugend galt, wobei sogar die Gottheit als eine Strohpuppe figurirte. Ja, die Nachklänge dieser einst, von Priester und Layen, von Fürst und Bettler, von Alt und Jung, mit feierlich religiösem Aufzuge, mit Opferfeuern und fröhlichen Tänzen und Gesängen begangenen hochwichtigen und ehrwürdigen Frühlingsweihe wurden in neuester Zeit sogar von der gestrengen Polizei verboten; ebenso wie die, auf gleiche uralte Rechte und tausendjähriges Herkommen sich stützenden Freudenfeuer an dem Feste der Ostara-, und zu andern bedeutungsvollen Zeiten. — Uns verbleibt daher nur, die Geschichte dieses einstigen alt-europäischen Festes, nach den provinziellen und localen Ueberresten, erst noch genauer zu erforschen, um ihr dann, nach dem Endergebnisse, in der Culturgeschichte der Menschheit die rechte Stelle anzuweisen. Das Fest selbst aber wird auch von uns der Nachahmung in so weit werth zu halten seyn, um, bei des Lenzes Beginn, in die schöne Natur zu eilen und, im Ergötzen an ihrer Blüthenpracht, auch jener Sitte zu denken, als schon die ältesten Nationen der Erde das Wiedererwachen der Natur auf ähnliche Weise begrüßten. — Weshalb aber jenes Fest in Königshayn bei Görlitz gefeiert wurde, wird sich aus folgendem § ergeben.

Anmerk. 1. In manchen Gegenden Böhmens wurde noch unlängst alljährlich, am Todten-Sonntage, ein Strohmann von den Kindern bis an das Ende des Dorfs getragen und dann verbrannt, wobei sie sangen: Giż nesem Smrt ze wsy, — nowo Leto do wsy, — witey Leto libezne, — obiljcko, zelene; auf deutsch: Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe, — das neue Jahr, (eigentl. der neue Sommer) in das Dorf; — willkommen lieblicher Frühling, — grünhervorkeimendes Getreide. — Bei den Deutschen in Böhmen, wobei sich der Vers schon nach neuern Ansichten etwas umgeändert hatte, sang man:

Nun treiben wir den Tod aus:
Den alten Weibern in das Haus;
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten.

Unter ähnlichem Gesange, oft nur bei einzelnen Worten abgeändert, fand es auch in deutschen Lausitz. Orten statt; noch bis 1793 wurde in Görlitz ein solcher Strohmann in die Neiße geworfen. An manchen Orten wurde er verbrannt, so z. B. von den Einwohnern zu Hermsdorf bei dem Kynaste in Schlesien, unter einer bei dieser alten Burg befindlichen Hödle, einem muthmaßlichen heidnischen Opferorte; wie der bei Königshayn. Bei den Oberlausitz. Sorbenwenden wurde eine von Stroh und Lumpen gefertigte Puppe von einer starken Dirne in vollem Lauf fortgetragen; wobei die sie begleitenden jungen Leute sangen: lecż hore, lecż hore, jutabate woko, pan dele, pan dele. Diese sehr räthselhaften Worte werden folgendermaßen übersetzt von Anton (Vers. üb. d. Slawen. I. 73): Fliege hoch, fliege hoch, dreh' dich um, fall nieder, fall nieder; (vielleicht auch, jutabate wokno: öffne das Fenster). Alles warf mit Steinen oder Holzstücken nach dem Strohmanne, denn man glaubte, wer ihn träfe stirbe nicht während des Jahres. Dann ward derselbe in das Wasser, oder auch bis über die Dorfgränze hinüber geworfen, wobei es nicht selten Streit mit den jungen Leuten des Nachbardorfes gab, die dieß nicht zulassen, den Tod ebenfalls nicht auf ihren Fluren behalten wollten. In Budissin wurde noch bis 1523 ein ähnliches Frühlingsfest, am 22. Febr., gefeiert, wobei man alte Fässer auf dem Markte anzündete, und eine Procession mit Lichtern durch die Straßen hielt, deren Schluß sich mit den vom Schulmeister (lateinisch) gesprochenen Worten endigte: Der Frühling kommt. Weit später fand noch das Tragen eines Strohmanns auf den Protschenberg statt. — In Radeberg wurde bis 1745 ein Jahr um das andere, am Lätare-Sonntage, ein Strohmann oder auch ein Strohweib, auf das Abentheuerlichste mit Bändern, Lappen, Kränzen, und einer Werg-Perrücke angeputzt, auf einer Stange durch sämmtliche Straßen der Stadt getragen. Jung und Alt zogen nach, unter Absingung desselben Verschens, das oben im § den Anfang bilder: Den Tod ꝛc. Auf der sogenannten Todtenwiese wurde die Figur zerrissen und in den Röderfluß geworfen, worauf Alles unter fröhlichen Gesängen wieder heimzog. In manchen Lausitzischen Orten ging auch ein Knabe als Winter, und ein Mädchen als Frühling kostümirt, dem Bilde voraus und hielten passende Dialoge, worauf abwechselnd der Chor singend einfiel. (Martius Radeberg 1828. S. 59.) In Leipzig soll man früher bei diesem Gesange auch die Todesgöttin Marzana erwähnt haben; im 17. Jahrh. wurde zwar noch eine Strohpuppe in das Wasser geworfen, aber es nahmen nur noch Mädchen von nicht-gutem Ruf daran Antheil; so weit war das ehrwürdige Fest schon damals im Ansehen gesunken. In Nürnberg trugen die Bauermädchen den Tod in's Wasser, und man hat noch Abbildungen davon; in Amte Schwarzburg (Schwarz. Anh. 1781. 51.) pflegten die Knaben und Mädchen eine von Birkenrinde verfertigte menschliche Figur in das Wasser zu werfen und dabei, mit wohl später hinzugekommener Beziehung auf deutsche Götter, zu singen:

Wir tragen den alten Thor hinaus —
Hinters alte Hirtenhaus,
Wir haben nun den Sommer gewonnen,
Und Krodo's Macht ist weggekommen.

In Eisenach, wo man das Fest in neuerer Zeit in eine Tanz-Vergnügung der Kinder umgestaltet hat, und diese mit Kleinigkeiten beschenkt, lautete früher der Gesang des zurückkehrenden jungen Volkes:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl hinne geblieben.

Noch unlängst zogen in manchen Orten des Odenwaldes und des Neckarthals die Mädchen zu Lätare, der Sommertag genannt, mit Kränzen von Epheu, oder Buxbaum, mit Blumen und Bändern geschmückt, von Haus zu Haus, und sangen: „Ja, ja, ja, — Der Sommertag ist da! — Er kratzt dem Winter die Augen aus, — Und jagt die Bauern zu Stube n'aus." (Vergl. Büsching's Nachr. III. wo auch Lieder enthalten sind, die in Steiermark von jungen Burschen im scherzhaften Wettstreit gesungen werden, wobei ein Theil den Sommer, ein

anderer den Winter vorstellt.) Selbst am Rhein wurde das Fest gefeiert, und z. B. gesungen:

Treib aus! dem Winter gehn die Augen aus;
Veilchen, Rosenblumen,
Holen wir den Sommer;
Schicken den Winter übern Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

Zuweilen stellte dabei ein Knabe, in Stroh oder Pelz gehüllt, den Winter dar, ein anderer mit Blumen, Epheu, oder Laub verziert, den Sommer; sie kämpfen mit einander, bis der Winter unterliegt, wobei gesungen wird: Stecht dem Winter die Augen aus; — oder: Sommer rein, Winter naus. Der letztere muß darauf die Flucht ergreifen, oder es wird ihm das Strohkleid ausgezogen.

Anm. II. In der Jen. Literatur-Zeitung 1834. Febr. N. 31. werden zahlreiche Literar-Notizen über dieses Fest mitgetheilt; deren sind ebenfalls, und noch bei weitem nicht vollständig, 78 aufgezählt in: Reimann's deutschen Volksfesten, 1839, wo sich auch eine Schilderung des Festes befindet; so wie eine gleiche, ebenfalls mit reicher Literatur, in des Rector, Prof. D. Anton's latein. Gymnasial-Programm über das Fest des Tod-Austreibens, Görlitz, 1839; wozu Nachträge in d. Progr. v. J. 1840 über die eigenthüml. O. Lauf. Worte. N. XIII. Außerdem ist auf Prof. Kruse's Abhandl. darüber in der Zeitschr. f. histor. Theologie neue Folge II. 1838, und zumal auf Grimm's Mythologie 1835 hinzuweisen.

Der in dieser Schr. zu beobachtende Kürze wegen ist eine ausführliche Erzählung der frühern und spätern Fest-Feier, die ein eignes Buch füllen würde, nicht ausführbar. Daher kann auch nur in Allgemeinen angedeutet werden, daß bei den Römern das Isisfest, bei den Griechen die Dionysien, und so ähnl. Feste bei den Aegyptern, Persern, Indern zu gleicher Jahreszeit statt fanden. Schon bei den alten Griechen wurden die ersten zurückkehrenden Schwalben begrüßt, und noch jetzt durchzieht die griechische Jugend manches Orts am ersten März, eine hölzerne Schwalbe tragend, alle Straßen, mit einem fröhlichen Gesange auf den beginnenden Frühling. Ebenso war bei den Griechen der ersten Störche Ankunft ein freudiges Ereigniß; in manchen Städten des südlichen Deutschlands wurden dieselben sonst alljährlich vom Stadtthürmer begrüßt, oder wie man sagte: angeblasen, dieser aber ward dafür durch einen Ehrentrunk aus dem Stadtkeller erfrischt. (Alpenrosen 1817, 49.)

Anm. III. Dlugoß und andere ältere Schriftsteller schreiben den Ursprung dieses Festes, wenigstens in Polen, dem Befehle des 965 zur christl. Religion übergetretenen Herzogs Micislaw zu; wornach alljährlich zu derselben Zeit, wo von ihm die heidnischen Götzenbilder zerstört wurden waren, ein Erinnerungsfest an diese Begebenheit statt finden sollte. Die Bilder der Marzana und Ziwonia wurden am vierten Sonntage der Fasten, dem Lätaretage, auf Stangen gesteckt, mit traurigen Gesängen und kläglicher Stimme in Procession herumgetragen, und dann in das Wasser geworfen. Nach Schneiders Chronik von Leipzig soll es in dieser Stadt ebenso gefeiert worden seyn, dessen Wahrheit freilich dahin gestellt bleiben muß, da frühere Annalisten oft Sitten anderer Gegenden auf die ihrige übertrugen. Jene Marzana wird für die Todesgöttin der Polen gehalten, und ist wahrscheinlich der Göttin des Winterschlafs der Natur bei den Böhmen, der Morena, gleich; nur das eigenthüml. slaw. rz, aus dem r entstanden, ist die Ursache des scheinbaren Unterschieds; die Ziwonia gilt als die Lebensgöttin, mit der die živa, die böhm. Gottheit der Erdfruchtbarkeit, übereinstimmt. Es bedurfte keiner neuen Festgründung, sondern christliche Ideen änderten nur des heidnischen Festes Bedeutung um, das unbezweifelt auch schon bei den Polen statt fand. So erwähnt z. B. eine cracau'sche Sage der Götter Lel und Polel, welche, auf dem Felde herumjagend, den Sommer brachten; daß ein ähnliches Frühlingsfest im Mai bei den, mit dem polnischen Stamme verwandten Pommern gefeiert wurde, ist oben erwähnt; ebenso sind den Russen, selbst den Finnen und Tscheremissen solche Frühlingsfeste eigen. Bei den Russen wird ein christliches Fest am Neujahrstage gefeiert, dessen Vorgänger ebenfalls jenes zeitgemäßere Neujahrsfest im März gewesen zu sein scheint. — Der Sommer, aber auch das Jahr, weil es mit Beginn des letztern im Frühjahr anfing, hieß: ljeto, wend. der Frühling; podljeto, auch naljeto, der Vorsommer; der Winter zyma und zymna, w. zyma böhm.; daher der Herbst nazyma, w.

podzyma b. als Vorwinter. Der stets 3 Wochen vor Ostern und gewöhnlich im März fallende Sonntag Lätare aber heißt, jenes Tod-Austreibens wegen, bei den Wenden ssmerdniza, (ssmercź, der Tod).

Auch in manchen reindeutschen Gegenden, Halberstadt ꝛc., war am Lätaretage die Gewohnheit, Klötzer, welche auf anderen standen, mit Stöcken und Steinen herabwerfen zu lassen; braucht dabei auch nicht nothwendig, wie man oft gemeint hat, an das Zerstören alter Götzenbilder gedacht zu werden, so konnte diese alte Sitte dennoch von christlichen Priestern in Brauch gekommen seyn, um jene Götter zu profaniren. Die zuweilen ausgesprochene Vermuthung, daß die Sitte der jungen Leute in manchen Orten der Oberlausitz, am ersten Pfingstsonntag auf benachbarte Berge (so z. B. auf den Oderwitzer Spitzberg), zu gehen und sich am Herabkollern von Steinen zu vergnügen, sich darauf beziehe, entbehrt aller Ueberlieferung und selbst aller Wahrscheinlichkeit; es ist eine gewöhnliche Jugendbelustigung. Daß im östlichen Deutschlande der Character des Festes einen weit ernstern, traurigern Anstrich erhielt, als im nördlichen, möchte auch wohl der, bei der meist gewaltsamen Bekehrung der Heiden sehr einflußreichen Geistlichkeit zuzuschreiben seyn, welche keine Mittel versäumte, um die Erinnerung an die fröhliche Heidenreligion aus dem Gedächtniß zu verdammen; die alten Götzen wurden, als Tod und Unholde, aus dem Orte geschafft. In Hildesheim fand ein Maireiten statt. (Ueber die obenerwähnten nordischen Gilden zur Festfeier, vergl. Baltische Studien. V. u. B. VI. 4. den Vers aus der Reimchronik Marschalls, aus d. Zeit der Reformation, von den damal. Wenden Sitten in der Gadelhaide. Von d. Abfalle der Obotriten von der christl. Religion, bei einem Feste im Februar, — das mit Opfern und Processionen gefeiert wurde — erzählt der Merseb. Bischof Ditmar in s. Chronik, Buch VIII.) Zu oben: S. 148. bei der Feier des Pergudi, am 22. März. Nach dem gesprochenen Danke an die Gottheit nahm der Oberpriester die Schaale zwischen die Zähne, trank sie aus, ohne sie mit bloßen Händen zu berühren, und warf sie mit einer bloßen Kopfbewegung hinter sich auf den Boden. Aus der aufgehobenen Schaale tranken dann die Anwesenden. Das Gebet lautete: O, Pergrubius, du bist es, der den Winter entfernt und den lieblichen Frühling zurückführt! Durch dich grünen die Haine und Wiesen, durch dich belauben sich die Haine und Wälder. (Nach Parrots Werk, über die Liven, Esthen und Letten, 1. 1828.)

Die Sitte der jungen Leute, in der Walpurgisnacht Maibäume, Maien genannt, ebenso am ersten Pfingstfeiertage, in die Mitte des Dorfes, auch öfters kleinere vor die Hausthüren der erwachsenen Mädchen zu stellen und mit Bändern und Gepäck zu behängen, fand in Böhmen, Schlesien ꝛc., selbst in der Wallachei statt, wie Ritter Kalina von Jäthenstein in s. Winken üb. Böhmens Landwirthschaft u. d. heidn. Vorzeit 1839 erwähnt, wo auch (nach v. Hammer in d. Wiener Jahrb. d. Lit. 24 B.) der von einer sehr verbreiteten heidnischen Sitte zeugenden Gewohnheit in Indien, ebenfalls solche verzierte Bäume den 1. Mai aufzustellen und der nicht minder dort gebräuchlichen Sitte des Aprilschickens gedacht ist. — Eine sonderbare Sitte ist in Italien und Spanien die, daß am Lätare-Tage eine Puppe, eine alte Frau darstellend, mitten entzwei gesägt und dann in das Wasser geworfen wird, wie es ebenso bei südlichen Slawen üblich ist, so daß mithin jene den besiegten Winter vorstellt und auf diese Art ein ganz ähnliches Frühlingsfest auch in den südlichen Ländern angenommen werden kann.

Anm. IV. In Schlesien ziehen an mehreren Orten die Kinder mit Maien, oder Fichtenreisern mit buntem Kram behangen, vor den Häusern herum, und erhalten dann Brezeln, seltener Geld; sie heißen Sommerkinder. Nach Holtei's schles. Gedichten lautet der Gesang, zweite Strophe:

Ruthe Rusen, ruthe,
Blühen uf em Stengel;
Der Harr is schön; der Harr is schön,
De Frau is wie 'n a Engel.

Kleene Fischel, kleene,
Schwimmen uf em Teiche;
Der Harr is schön, (und so fort jene Zeilen mit dem Schlusse:)
A wird sich wul bedenken,
A wird mer wul was schenken.

So pflegten bis z. J. 1832 in Großenhayn Kinder mit kleinen Papierfahnen in d. Hand am Lätare-Sonntage herumzugehen und folgendes in einfacher Melodie zu singen:

Die Schüssel hat einen goldnen Rand
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird sich wohl bedenken,
Und mir ein Trinkgeld schenken;
Und schenkt sie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt sie auch den Liebsten nicht. Abwechselnd auch:

Kleine Fischchen, kleine Fischchen, schwimmen auf der See,
Rothe Rosen, rothe Rosen, blühen auf dem Stengel;
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mir seiner Jungfrau raus!

Und dann mit gleichem Schlußvers, wie oben: Er wird sich wohl bedenken, und wird mir Etwas schenken. Die Erwähnung der Schüssel, der Fischchen ꝛc. hat sich ohne Zweifel noch aus alten Liedern erhalten.

§. 13. Die Königshayner Berge, unsern Görlitz.

Mächtige Granitfelsen, mauerähnlich geschichtet, erheben sich auf zahlreichen Anhöhen der Ober-Lausitz; man wähnt zerstörte Wohnsitze eines untergegangenen Riesengeschlechts zu erblicken, doch beim nähern Beschauen ergeben sie sich als Werke der schaffenden Natur. Es sind aber Fremdlinge in unserm heimathlichen Lande, denn sie gehören dem Boden nicht ursprünglich an, wo sie, oft zu Massen aufgethürmt, die Blicke des aufmerksamen Beobachters auf sich ziehen. Auf eine gewaltsame Erdrevolution deutend, veranlassen sie zu mancherlei Vermuthungen, wie sich ihre Lage so sonderbar gestalten mochte. Ebenso finden sich in andern Gegenden des mittlern, wie des nördlichen Deutschland und den Niederungen längs des baltischen Meeres, ähnliche Felsen, und zwar im Allgemeinen seltner in jenen geschichteten Lagen und in Massen bei einander, dagegen öfterer in wenigen bei- und auf einander, zumal aber häufig in einzelnen, hier und da zerstreut liegenden Blöcken. Mit völliger Bestimmtheit ist das Räthsel allerdings noch nicht gelöset, woher und auf welche Art sie aus der Ferne dahin gelangten; doch haben die kundigsten Geognosten und Geologen, ein Leonhardt an der Spitze, es mit hoher Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß sie nicht von den ihnen benachbarten deutschen Gebirgshöhen abstammen, sondern einst den scandinavischen Ländern angehört haben müssen. Alle solche Felsblöcke, von der Weser bis zur Newa, wurden, nach deren Behauptung, durch eine mächtige Wasserfluth von Norwegen und Schweden, wie von Finnland aus, dahin angeschwemmt, und zwar wahrscheinlich mit Hülfe mächtiger Eismassen. Es würde dieß unglaubhaft erscheinen, wenn man nicht auch im Kleinen öfters bemerken könnte, wie schon bei den Wasserfluthen und Eisgängen in unsern Gegenden, oft unverhältnißmäßig große Steine weiter mit fortgeschwemmt werden, als man der Kraft des Wassers, ohne eigne Ueberzeugung davon, kaum zutrauen möchte. Gelingt es kleinen Flußwellen mit centnerschweren Steinen, so wird es auch den Meereswogen und

schwimmenden Eisbergen des Nordens mit solchen, Hunderte von Centnern schwer, möglich seyn.

Jene seltsame Gestaltung der Felsen zog wohl meist schon die Aufmerksamkeit der ersten Bewohner der Gegend auf sich, die sie zu ihren Zwecken möglichst zu benutzen suchten. An sich bereits hoch gelegen, boten diese Felsen auf ihrer obern Fläche eine desto weitere Aussicht in die Ferne dar, und manche eigneten sich schon von Natur zum sichern Versteck und festem Vertheidigungsorte. Daher wurden sie auch häufig zu hocherhabenen und zugleich gesicherten heidnischen Opferplätzen erwählt, wovon noch jetzt bemerkbare künstlich eingearbeitete Vertiefungen u. dergl. zeugen, oder auch dabei angelegte Begräbnißplätze und so andere Spuren ihrer frühern Benutzung. Daher ist ihre Untersuchung nicht nur für den Naturkundigen und den Freund schöner Gegenden, sondern auch für den Geschichts- und Alterthums-Forscher, oft von hoher Wichtigkeit, und letztere werden um so mehr Ergebnisse erwarten können, jemehr die Volkssagen vom dasigen Aufenthalte schatzbewahrender Geister oder gewaltiger Riesen zu erzählen wissen.

Die Berge bei dem Dorfe Königshayn (2 St. westlich von Görlitz, 1 St. nördlich von Reichenbach; Taf. I. N. 40. e) sind vor andern der Provinz dadurch ausgezeichnet, daß sie höchst zahlreiche Felsen jener Art besitzen. Diese bestehen, fast ohne Ausnahme, aus mehrern auf einander lagernden Schichten, in einer Stärke von wenig Zoll bis zu 5 und mehr Fuß, und zwar meist parallel, in einer horizontalen Richtung mit senkrechten Rändern. Dieser regelmäßigen Gestalt wegen gleichen sie daher riesenartigen Bauwerken, verfallnen Stadtmauern mit ihren Bastionen und Zinnen. Eine ergötzende Aussicht, besonders von dem höchsten dieser Felsen, läßt das Auge bis in das böhmische und das Riesen-Gebirge, westlich aber bis in die Meißner Gegend und nördlich bis in die Niederlausitz dringen, wobei die fruchtbaren Auen der Oberlausitz einen erfreulichen Anblick darbieten. Von den dasigen, gegen ½ St. nördlich von Königshayn entfernten und um dieses in einem Halbzirkel liegenden Bergen, — den Kämpfen- und den Schwalbenberg, dem Hoch- und dem Todtenstein — enthält der letztere allein 59 große und mittlere abgesonderte Felsen, zum Theil 60—80 Fuß hoch und einige hundert Fuß im Umfang. In alterthümlicher Hinsicht haben sich bis jetzt folgende 4 Felsschichten als beachtungswerth ergeben:

1) Der Todtenstein (Taf. I. N. 2.), aus zwei an einander stoßenden Felsen von ziemlich regulair-viereckiger Form bestehend, mit freistehenden senkrechten Wänden und gegen 20—30 Ellen Höhe. Durch eine, jene beiden Felsen trennende, an manchen Stellen kaum eine Elle breite Kluft, gelangt man, an der hintern Seite, mittelst mehrerer Stufen auf die Oberfläche, die sogenannte Plattform, wovon die des nörd-

lichen Felsens gegen 80 Schritt im Umfang hat und mit einer nur 1—2 Fuß ſtarken Erdſchicht bedeckt iſt. In dieſer fanden ſich ſonſt Gefäße, ſo wie noch bis jetzt überall häufige Bruchſtücke von ſolchen, aus heidniſcher Zeit, die theils der flachen Form, theils des Mangels an menſchlichen Knochen vom Leichenbrande wegen, wenigee von Aſchenurnen, als von Speiſe- und Opfer-Geſchirr herzurühren ſcheinen; ebenſo deuten gebrannte Thonſtücke mehr auf einen Opferort. Räthſelhaft erſcheint eine in den Fels künſtlich eingearbeitete ovale und menſchenlange Vertiefung, die vielleicht zum Opfer-, oder auch Leichenbrand-Feuer diente. Doch die Urnen-Beiſetzung könnte nicht auf der kleinen Felſen-Oberfläche erfolgt ſeyn, nur in der Nähe deſſelben, wo man auch, an der weſtlichen Seite, früher ſolche gefunden haben ſoll; es wäre denn, daß die Beiſetzung nur einem Fürſtenſtamme oder ſonſt Ausgezeichneten des Volks gegolten habe. Jene zahlreichen Geräthetrümmer wären dann vielleicht Ueberreſte vom Geſchirre, welches bei dem, in den Heidenzeiten und meiſt in der Nähe des Leichenbrandes üblichen Todtenſchmauſe gebraucht, nach deſſen Beendigung aber vernichtet wurde; — wie ſich ſolche Scheeben ebenfalls häufig bei heidniſchen Grabſtätten andeeer Gegenden in Maſſe vorfinden und offenbar nicht als Aſchenkrüge anzunehmen ſind. Dieſer Schmaus hieß bei den alten Deutſchen „Dadſiſſa" (als Todteneſſen erläutert), und war bei den Neubekehrten, ungeachtet harten Verbots (durch das liptiniſche Concil, durch Bonifacius ꝛc.) noch lange üblich. Solche Leichenſchmäuſe waren auch bei den alten Slawen gewöhnlich und ſind ſelbſt noch in manchen chriſtlichen Gegenden im Gebrauche. — Auf dem Neben-Felſen befindet ſich eine ſitzähnliche Vertiefung, der Teufelsſitz genannt; vielleicht der Sitz eines Götzenbildes, wenn nicht des Opferprieſters. An der ſüdlichen Seite führt eine ſchmale und niedrige Schlucht quer durch den Felſen und zwar nahe unter deſſen Oberfläche, die Todtenkammer genannt. Der Grundriß dieſer Oberfläche Taf. II. N. 17. a iſt in der Anmerk. III. erläutert.

2) Der Hochſtein oder Hohenſtein, SW. von jenen (Taf. I. N. 3.), ein ebenfalls ſenkrecht emporſtehender und noch höherer Felſen, als letzterer; er iſt von ſehr regelmäßiger Geſtalt und beſteht aus 2 Schichtungen, die durch niedere Felsſtücke verbunden ſind. Auf ſeiner Oberfläche befinden ſich mehrere keſſel- und rinnenartige Vertiefungen, die nicht ſämmtlich als Spiel der Natur oder als Witterungs-Einwirkung gelten können, ſondern von den kundigſten Alterthumsforſchern meiſt als künſtliche Eingrabungen zu heidniſchen Opferzwecken angenommen werden, obwohl ſie nicht eine ſo regelmäßige gegenſeitige Lage zeigen, als die auf ähnlichen Opferfelſen anderer Gegenden. Dieſerhalb iſt auch hier nur die ſüdliche Seite auf Taf. II. N. 17. b dargeſtellt.

3) Der Fürſtenſtein — mit einer Denkſäule zu Ehren eines frühern, ſehr verdient gewordenen Ortsbeſitzers, von Schachmann, —

zeigt ebenfalls eine Opferkessel-artige Vertiefung auf der Oberfläche, und zwar nahe an der Säule.

4) Der Teufelsstein, NW. vom Hochstein, einer der größten und höchsten Felsen der Gegend, im wilden Gebüsch, schwer zugänglich und daher wenig gekannt. Die oberste Platte zeigt (Taf. II. N. 17. c.) mehrere von Menschenhand eingearbeitete Vertiefungen; einen Kessel und mehrere Rinnen, die bei Opferorten gewöhnlich als Blutrinnen angenommen werden, am Felsabhange aber einen Sitz des Teufels. Da hat nun dieser, der Sage nach, gesessen und genäht, um seine Kleider auszubessern, weshalb man auch noch Stellen zeigt, wo er Scheere, Elle und ähnliche Bedürfnisse liegen gehabt. Vergl. Anm. III.

Ein, nahe am Todtenstein gefundenes Bildchen von Bronze (der schon früher erwähnten Kupfermischung der Alten), stellt eine menschliche Gestalt dar, und wurde früher deshalb für ein Götzenbildchen gehalten; doch sind in neuester Zeit gegen das Alterthum aller solcher Bronzefiguren viel Zweifel erregt worden. Anm. IV. Eine Nadel und einige andere unbedeutende Bruchstücke, von gleichem Erze und aus derselben Gegend des Felsens, deuten auf die heidnische Zeit; einige verrostete eiserne Geräthe dagegen auf spätere Benutzung des Orts, noch im frühern Mittelalter. Von Sagen hat sich nur wenig erhalten; von den dasigen „Holzweibeln" wird erzählt, daß besonders am Heideberge, an der Thiemendorfer Gränze, sich solche aufgehalten haben, oft auch zu den Hirten gekommen sind, um ihnen hüten und spinnen zu helfen. Fluchen und Schelten haben sie nicht gern gehört, auch nur auf dem Stocke eines Stammes ausruhen können, bei dessen Fällen der Holzmacher gesagt habe: „Das Walte der liebe Gott!" Der Gestalt nach sollen sie kleinen Kindern geglichen haben, mit schönen gelben Haaren geschmückt. Zur Herbstzeit ist einst ein solches Holzweibchen zu einem Bauer gekommen und den Winter über in seinem Hause verblieben; zur Frühjahrszeit ist aber ein anderes bis an das Fenster gekommen und hat jenem zugerufen: „Deutosen!" so wie es dieß hörte, ist es mit der Rufenden fortgegangen und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Bereits oben wurde erwähnt, daß unter den Zwergen und Holzweibeln öfters die, in Wäldern versteckt gewesenen Ueberreste früherer verdrängter, oder auch freiwillig ausgewanderter Nationen verstanden werden. Man könnte unter jenen sich vielleicht Germanen denken, welche in diesen Gegenden noch unter der Slawen-Herrschaft sich erhielten; daß sie sich aber, nach der Unterjochung der Slawen und dem Vordringen der sächsischen Krieger in diese Gegend, mit dem Freudenrufe: Daß es Thiutische, Deutsche oder Teuten seyen, sich aufsuchten und sammelten, um sich jenen anzuschließen — möge hier, wenigstens als eine sehr gewagte, oder, wenn man will, selbst nur als eine scherzhafte Deutung geäußert seyn.

Daß die Gegend als ein religiöser Ort heidnischer Zeit gelten muß, unterliegt keinem Zweifel; jene Opferkessel-artigen Vertiefungen, heidnischen Alterthümer und Sagen, jener Festzug zur Frühlingsfeier, wobei nach dem §. 12. die Königshayner Einwohner ihre Strohfackeln anzündeten und so die ganze Oertlichkeit spricht für einen solchen und zwar, wegen seiner Entlegenheit von der bewohnten Gegend, sehr dazu geeigneten und religiös-wichtigen Platz; vielleicht zugleich als fester Sitz eines politischen Oberhauptes, was in heidnischer Zeit öfters miteinander verbunden war. Der Name des Orts weiset deutlich auf einen dem König zugefallenen, und wie Anmerk. II. erwähnt, dann zum Jagdrevier benutzten heiligen Hayn, wie dieß bei zahlreichen Opferorten Deutschlands derselbe Fall ist. (Vergl. S. 19.) Wahrscheinlich war jeder der genannten Felsen, — und vielleicht noch andere, unentdeckte — zu einem eigenthümlichen Zwecke bestimmt. Der Todtenstein war, wegen des leicht zu verschließenden und zu verbergenden Ein- und Auf-Ganges und der nahe unter der südlichen Oberfläche durchgehenden Schlucht, zu einem gesicherten Priestersitze, wo sich Schätze gut verbergen ließen, besonders geeignet; aber auch zur Gottesverehrung der Eingeweihetern, während der verborgene Eingang dem übrigen Volke ein Geheimniß blieb. Dem daselbst aufgestellten Götzen wurden vielleicht Speisen in jenen irdenen Geräthen dargebracht, deren Bruchstücke sich noch so häufig vorfinden; doch mehr deuten diese auf die erwähnten Todtenessen, die, vielleicht auch alljährlich fortgesetzt, zur Erinnerung an Ausgezeichnete des Volks dienten, welche Feierlichkeit dann wohl später mit der Frühlings-Einholung verbunden werden konnte. Der Hochstein, muthmaßlich zugleich zum Signal-Feuerorte in kriegerischer Zeit benutzt, eignete sich mehr zur Aufstellung eines weit umher gesehenen, und für das ganze Volk bestimmten Götzenbildes. Der Fürsten- und der Teufels-Stein scheinen wegen ihrer kesselartigen Vertiefungen mehr zum Opfern von Thieren, wenn nicht selbst von Menschen, gebraucht worden zu seyn. Uebrigens sind diese Felsen nicht mehr in dem damaligen Zustande; an manchen Stellen zeigen augenscheinlich herabgeworfene, oder sonst von Menschenhand aus der natürlichen Lage gebrachte Blöcke, auf gewaltsame Zerstörung der Opferorte, die wohl nur bei der Bekehrung durch eifrige christliche Priester statt fand. Daß von Mehrern der Sitz der von Tacitus erwähnten Gottheit Alcis, jedoch ohne sichere Gründe, auf dem Todtenstein vermuthet wurde, sey hier nur historisch erwähnt. Anmerk. V.

Von welchen Nationen diese Felsen zuerst, oder nach, oder auch vielleicht neben einander benutzt wurden, ist noch unentschieden. Wenn auch Felsenaltäre mehr den Germanen, als den Slawen, eigenthümlich, und die gefundenen Geräthe mit gleichem, wenn nicht mit mehr Recht den erstern zuzuschreiben seyn möchten, so wird man daraus und aus ähn-

lichen Andeutungen allerdings noch nicht auf jene, als erste Benutzer des Orts, unbedingt schließen dürfen; aber ebenso wenig hat sich der slawischer Name eines Gottes oder Felsens oder eine andere bestimmte Andeutung auf slaw. Benutzung erhalten. Dieß muß um so mehr befremden, als sich in dieser Gegend von den spätern Wenden ebenso gut, als um Budissin, Namenspuren religiöser Art forterhalten konnten, wenn es einem bedeutenden Opferorte derselben galt. Nur deshalb aber, weil die Slawen die letzten Bewohner der Gegend vor deren Germanisirung waren, oder aus der noch keines Falls als unfehlbar zuerkennenden Lieblingsidee Mancher, daß nie Germanen, nur Slawen, eben dieselbe Gegend bewohnten, den Ort unbedingt für einen slawischen auszugeben, möchte nicht zulässig seyn. Vielmehr erscheint es für jeden Unbefangenen am rathsamsten, sein Endurtheil sich noch vorzubehalten, um, erst nach weitern Ergebnissen, sich für die eine oder andere Ansicht zu erklären. Vielleicht gilt es dann einer dritten, vermittelnden, daß nehmlich, während der slawischen Periode, wenn nicht von zurückgebliebenen Resten eines Germanen-Stammes, so doch von slawischer Bevölkerung, der frühere dasige Gottesdienst ebenfalls fortgesetzt wurde. So viel liegt wenigstens klar am Tage, daß sich, auch nach der Germanisirung der Gegend, der Ruf der Heiligkeit des Ortes und jene Sitten und Sagen, bis auf spätere Zeit fortgepflanzt haben, und dabei jene Feier des anbrechenden Frühlings. Fanden aber auch Todtenschmäuse darauf statt und wurde, nach der Christen ernstern Religion, auch jene Festfeier das Todtenaustragen genannt, so galt letztere dennoch, und als Hauptsache, dem neubeginnenden Naturleben, dem beglückenden Frühlinge. Dieß führt selbst zu der Vermuthung, daß der Gottheit desselben auf den geschilderten Felsen ein Standbild oder doch ein Priestersitz gewidmet war. Und deshalb sollte er, weit erfreulicher und mit mehr Recht, der Frühlingsstein heißen. Den Bewohnern der Umgegend aber, welche diese, an reizenden Aussichten so reichhaltigen Felsen in den schönen Tagen des Lenzes und Sommers zahlreich besuchen und dabei wohl auch den alterthümlichen Ueberresten einige aufmerksame Blicke zuwenden, wird dann gewiß noch manche neue Auffindung von solchen gelingen; denn manch' Wichtiges möchte, einst vielleicht sorgfältig in die Erde vergraben oder durch Gestrüpp und Steingerölle verdeckt, um feindlicher Zerstörung zu entgehen, noch der Gegenwart verborgen seyn. Daher ist auch reiche Hoffnung vorhanden, künftig noch näher in der Urahnen religiöse Sitten und Gebräuche einzudringen, denen gemäß einst ein so reges Leben auf und um jene merkwürdigen Felsenschichten waltete.

Anmerk. 1. In den für jeden Gebildeten zur Lectüre geeigneten „Populairen Vorlesungen über die Geologie von Leonhardt," 1839. III. 476, meint der Verfasser, daß das Studium dieser erratischen Blöcke, welche gleich Fremdlingen und Findlingen in Deutschland verbreitet und oft mit alterthümlichen

Eingrabungen versehen sind, selbst in so fern nach und nach ein Zweig der Alterthumskunde werden würde, jemehr diese Blöcke gesprengt und benutzt, und mithin später nur noch aus Büchern gekannt seyn werden.

Anm. II. Das Dorf Königshayn war früher eine königl. Domaine, und wohl meist als gehegtes Jagdrevier benutzt; noch zeigt man Mauerüberreste eines ehemal. fürstl. Jagdschlosses. Es ging im 15. Jahrh. in Privathände über. Die Lage der Güter deutet nicht auf slawische, sondern auf deutsche Anlegung, so wie auch kein slaw. Name vom Orte bekannt ist. Daß bei der Benutzung der Gegend, als Opferort zur heidnischen Zeit, dieselbe dennoch, wenigstens etwas angebaut war, scheint wahrscheinlicher, als das Gegentheil; könnte man das Forterhalten früherer german. Bewohner annehmen, so würde sich der völlige Mangel an wend. Namen erklären lassen.

Außer den oben erwähnten 4 Bergen gehören noch mehrere dazu. Von den, den Namen nach beziehungsvollen Schornsteinen (von czorny, schwarz, vielleicht dem Tschernybog geheiligt?), dem Gickelsberge, dem Kreuzsteine (früher mit einem katholischen Kreuze) ꝛc., ist dem Verfasser Näheres nicht bekannt. Zwischen dem Limasberge mit muthmaßl. alten Befestigungs-Ueberresten und dem Kämpfenberge sollen heiße Kämpfe vorgefallen seyn, daher der Name des letztern; — der Sage nach. Auf dem Wachberge hielten die Bauern im 30jähr. u. anb. Kriegen Wache, um bei Annäherung des Kriegsvolks einen Pechkranz anzuzünden, worauf man Vieh u. anb. Eigenthum in den Felsen in Sicherheit brachte, welche viele, nicht leicht zu findende Verstecke darbieten. — Der Gugucksstein ist wegen seiner merkwürdigen Gestalt, wie anb. im Schachmannschen Werke abgebildet; der Fürstenstein trägt ein Denkmal an diesen vormal. vielverdienten Besitzer des Gutes, beliebt auch wegen Güte gegen seine Unterthanen, die, von Dankbarkeit erfüllt, als er 1792 begraben wurde, das Wasser mit ihren Hüten aus den von heftigen Regengüssen überschwemmten Grabe herausschöpften. — Eine Beschreib. m. Kupfer von den Königshayner Bergen gab v. Schachmann 1780 heraus; ebenso finden sich Abbild. davon in Leske's Reise durch d. Oberlausitz 1785; Böttiger in Weilanb's Reiseabenth. III. 1803; Worbs in d. Schles. Provinzial-Bl. 1811. der Fürstenstein abgeb. in Schmidt's Beschr. des Orts, 1793. Die Holzweibel-Sage ist a. d. Acten der Alterth.-Sect. d. Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz entlehnt.

Anm. III. Der Todtenstein (Taf. I. N. 2, und mehr seitwärts betrachtet N. 12.) führt diesen Namen seit Menschengedenken. Die Erdschicht scheint erst durch Menschen hatauf gebracht, da sich solche wenig oder nicht auf anderm Felsen befinden; sie ist völlig mit Gefäßscherben vermischt. Schachmann gelang es noch einige ganze Gefäße auf dem Felsen zu entdecken; Urnen von daher, (vielleicht aus der Nähe des letztern, wo solche zu finden seyn sollen,) besitzt die Rathsbibliothek zu Görlitz. Die auf der Plattform sich noch häufig findenden Bruchstücke, sind meistens einfach verziert, auch zuweilen, wie ähnliche heidn. Gefäße oft zeigen, mit Wasserblei geschwärzt. Dabei fanden sich Stücke von gebranntem Lehm, wie man ähnliche auf Opferheerden im Thüringischen entdeckt, und als verzierte Bedeckung des Bodens und sonst. Vorrichtung bei'm Opfern vermuthet hat. (Kruse Alterth. II. 1.) Schachmann erwähnt (in s. Beschr. dieses Gebirges, wo mehrere dieser Gefäße abgebildet sind,) auch einiger unbedeutenden Bronzesachen, der in Heidengräbern gewöhnlichen Art, z. B. einer bronz. Haarnadel mit breitem Knopf; ehr verrosteter kleiner Eisenbruchstücke, wovon einige langen Haken gleichen. Die in dem Felsen eingehauene Vertiefung, in Form eines Baumblattes mit stumpfem Stiel — erst kürzlich entdeckt und beschrieben (von M. Zestermann, Lauf. Mag. 1836. S. 157), befindet sich ungefähr in der Mitte des Platzes, 6 Fuß lang, 3 F. breit, am breiten Ende 11, an der Spitze 5 Zoll tief, und nach innen zu noch mehr ausgehöhlt. Sie war mit Erde, Steinen und Urnenscherben, woraus auch die übrige Erdschicht des Felsens besteht, vollgefüllt und zur Zeit der religiösen Benutzung desselben unbezweifelt zu besonderm Zwecke bestimmt.

Der Grundriß Taf. II N. 17. a. zeigt bei a d. Eingang, b den Heraufgang zum Felsen; c jene blattförmige Eingrabung, d den Teufelssitz, an einem Felsen. (Die auf diesem befindlichen 3 Reihen Löcher (3 mal 4) sind hier weggeblieben, als unbezweifelt aus neuerer Zeit, von Steinmetzen zur Steinsprengung.) Die übrigen runblichen Linien gelten ebenfalls Felsen. Bei e ist die Oeffnung einer kleinen Schlucht, die (3—4 Fuß hoch) unter der Felsenspalte bei f vorbeigeht, und bei g endigt, die sogen. Todtenkammer; bei a sollen Urnen gefunden worden seyn.

Vom Hochsteine (Taf. I. N. 3.) ist nur der südliche Theil der Oberfläche Taf. II. N. 17. b. (10 Fuß lang, 12 breit) mit den mehrsten Eingrabungen mitgetheilt, da sich auf der östl. Seite deren nur einige und ebenso wenig ausgezeichnete befinden. a wird als der Teufelssitz angegeben (nach Andern die Hohlung am Rande); b ebenfalls muthmaßl. frühere Eingrabungen; c aus neuerer Zeit zur Befestigung eines Gerüstes. Die Tiefe der Löcher ist gegen 6—12 Zoll.

Der Teufelsstein, — oft als der Arnsdorfer bezeichnet, — ist wegen der muthmaßlichen Opferkessel ꝛc. sehr interessant, doch schwierig, selbst gefährlich zu besteigen, welches sich auf den andern genannten Felsen weit bequemer ausführen läßt. Die Mittheilung davon verdankt der Verf. dem Polizei-Rathsh. Köhler in Görlitz. Die oben erwähnte Teufelssage ist in Gräfe's Sagen auf den Hochstein verlegt worden, wogegen auf dem Arnsdorfer Teufelsstein der Teufel nur auf seiner Wanderung zuweilen ausgeruht haben soll. Die obige Annahme erscheint als die richtigere. Taf. II. 17. c. zeigt a d. Teufelssitz, b Kessel, c Rinnen.

Anm. IV. Dieses Bild ist in Schachmann's Schr. (Anm. II.) und noch genauer in Klemm's Alterth. XXI. 3. abgebildet; das neue Costüm erregt allerdings Zweifel gegen dessen Abstammung aus heidnischer Zeit; es scheint dem Mittelalter anzugehören; die gerade Stellung, die aufgehobene Hand zum Halten einer (fehlenden) Lanze, die moderne Rüstung, so wie ein auf dem Rücken zu bemerkendes S. I. deuten auf einen heiligen Georg (St. Jörge), wie ein solcher auch diesem sehr ähnlich an einem Hause in Görlitz befindlich. Doch räthselhaft ist dessen Gelangen an jenen Fundort. Ebenso wurde in dem nahen Ullersdorf ein ähnliches Bild, jedoch von weit ungestalteter Figur, gefunden, das allerdings mehr alterthümlicher Art seyn möchte, bei Schachmann N. 2. u. Klemm XIX. 5. Manche and. solche Bilder sind ohne Zweifel Even aus dem frühern Mittelalter. In Dorow's Museum 1827. (u. Kunstblatt 1825. N. 96. u. 1827. N. 37.) werden alle solche alte Bronzebilder als Producte des 15. od. 16. Jahrh., als mittelalterl. Leuchterschäfte, Abbild. von spanischen Soldaten ꝛc. erklärt. Alle solche im Allgemeinen unbedingt absprechende Urtheile sind aber nicht anzuerkennen; denn, wenn auch zahlreiche Bilder dieser Art unächt oder aus neuerer Zeit sind, so erscheinen dagegen andere als unbezweifelt antik, theils wegen des, nicht durch Kunst zu erzeugenden, edlen Rostes, theils wegen Gewißheit der Auffindung in Urnen (z. B. Lisch im Francisceum S. 149).

Anm. V. Tacitus (Cap. 43.) schreibt den vandalischen Naharwalen eine, in der Gestalt zweier Brüder verehrte Gottheit, Namens Alcis zu. Anton vermuthet ihren Sitz auf den Königshayner Bergen; er erklärt sie für eine slaw. Gottheit, und den Namen durch holzi, wend. Jünglinge; — mit der litthauischen Sage übereinstimmend, daß zwei Jünglinge unter den Schamaiten, Namens Holzy, ihr Vaterland heldenmüthig befreiten. Doch es mangelt an Gründen, diese Gottheit, von der fast jeder Erklärer eine andere Auslegung giebt, in der Görlitz. Gegend anzunehmen. Ebenso sey der sehr fabelhaften Angaben früherer Annalisten nur kurz erwähnt, wornach der Heidenbekehrer Cyrill oder sein Bruder Methodod, eine Kirche in einem Hayne bei Tachau unfern Görlitz erbaut habe, wo früher der Isis Bild verehrt worden sey. Vergl. Od.-Lausitz. Alterth. S. 77. und bei den Nachtr. 184, (od. Lausitz. Mag. B. VII. 1827.)

§. 14. Donnerkeile und Steinwaffen.

Waffen von Stein, sie gnügten einst, bis sich die ehernen fanden;
Eiserne später, und jetzt — papierne Waffen und Zeiten.

Wer hätte nicht schon von Donnerkeilen gehört, die sich stets da finden sollen, wo der Blitz einschlug; ja es werden zuweilen auch solche vorgezeigt. In der Sache liegt Wahres und Falsches. Gegründet ist es allerdings, daß der Blitz, beim Einschlagen in sandige Hügel und Ebenen, oft eine röhrenartige Schmelzung zurückläßt, — die Blitzröhre, (Fulgurit), welche nur erst seit einigen Jahrzehnten von den Mineralogen näher beachtet, und in deren Sammlungen und Lehrbücher aufgenommen worden ist. Solche werden meist baumförmig in obern Sandschichten ge-

funden, und zeigen deutlich, wie der Blitz sich immer weiter spaltete und den Sand zu schwachen röhrenartigen Produkten schmolz, von der Hauptröhre ast- und zweigartig ausgehend; dieß könnte man wohl Donnerkeile nennen. Doch aber das, was man, zumal in frühern Zeiten, für solche ausgab, gehört nicht diesen Sandschmelzungen an, sondern es sind entweder versteinerte Seethiere einer ausgestorbenen Gattung, und zwar der Belemniten (vergl. Anmerk. I. am Schlusse); oder keil-, oder hammer-förmig bearbeitete Steine, mit und ohne Loch zu einem Stiele, aus einer fernen Vorzeit herrührend und daher nur hier und da in der Erde gefunden, zuweilen auch, zu abergläubischem Gebrauche, von den Landleuten sorgfältig bewahrt; diese Stein-Geräthe sind es, welchen folgende Mittheilung hauptsächlich gelten soll.

Bei der Erforschung und Erläuterung räthselhafter alterthümlicher Geräthe pflegte man sonst stets das Ungewöhnlichere, das Abenteuerlichste zu vermuthen, statt das natürliche Verhältniß vor Allem zu beachten und das Gewöhnlichste, Nothwendigste, in Hinsicht ihres Gebrauchs anzunehmen. Es mußte früher alles alterthümliche Geräth Fürsten- und Priester-Schmuck, Opfergeschirr ꝛc. seyn; daher wurden auch jene Stein-Alterthümer sämmtlich für religiöse Werkzeuge, für Abhäutemesser beim Schlachten der Opferthiere und dergl. gehalten, statt daß man zuerst darauf vermuthen sollte, was die weniggebildeten Völker des Alterthums, von denen sie herrühren, vor allem Andern dringend bedurften, nehmlich häusliche Geräthe und Waffen, wenn auch ebenfalls Manches später zu gottesdienstlichem Gebrauche angewendet wurde. Alle rohen Völker denken vor der Ausbildung der religiösen Ideen und vor der Fertigung von dazu benöthigtem Geräthe, sowie von Schmuck und Verzierungen, an die persönliche Erhaltung, an Nahrungs- und Wohnungs-Bereitung und an Vertheidigung gegen wilde Thiere und feindlich gesinnte Menschen. Erst bei einiger Cultur bildet sich der Sinn für gesellschaftliche Verhältnisse mit patriarchalischer Gewalt und gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln aus, so dann auch das religiöse Gefühl, und man war zugleich darauf bedacht, diesem auf sinnliche Art Genüge zu leisten. Das Werfen mit Steinen, wie die Natur sie eben darbot, und der Gebrauch hölzerner Keulen, gilt als das erste natürlichste Vertheidigungsmittel; die Cultur war schon vorgeschritten, als man die Steine zweckdienlich zu bearbeiten und an Hölzer zu befestigen suchte bis die Metallwerkzeuge nach und nach die steinernen Waffen und Geräthe verdrängten. Zu beiden letztern bot der nahe Wald den Schaft, und nicht erst ein angelegter Steinbruch, sondern eben auch die Natur schon an sich, unzählige Geschiebe dar, in welchen, am Meeresstrande und an den Ufern der Flüsse, oder auch in steinreichen Sandflächen, nach und nach ans Land gesetzt, geeignete Steine für jene Waffen sich

leicht vorfanden; übrigens hatte man damals Zeit genug solche aufzusuchen. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man unter solchen Geschiebsteinen, welche seit ungezählten Jahrtausenden von ihrem Muttergestein losgerissen und oft weit fortgeführt, durch Rollen und Fortschwemmen aber zugleich abgerundet wurden, fast alle Steinarten und Formen vorfinden, welche sich zu solchen Steinwerkzeugen gestalten ließen, die jetzt nicht nur in Sammlungen aufgestellt, sondern auch zum Theil noch bei uncultivirten Nationen fremder Welttheile im Gebrauch sind. Die Steinart ist gewöhnlich Grünstein, Grünsteinschiefer, Grauwacke, Basalt, Klingstein, Kieselschiefer ꝛc. seltner Serpentinstein (für den auch der erstere oft gehalten wird), Nephrit, Gneis und Syenit; zuweilen Quarz, und fester Sandstein, Jaspis ꝛc.; in manchen Gegenden auch Feuerstein. Jene Steinwaffen und Werkzeuge theilen sich in:

1) ungebohrte Streitkeile; keil- und meißelförmig zugespitzte, öfters auch abgeschliffene Keile, mit und ohne eine stärkere Handgriffseite; manche flach und dünn, andere zuweilen mit einem Absatz in der Mitte, um desto besser in Holz gefaßt zu werden u. s. w. Sie haben gegen 2 bis 12 Zoll Länge und ½ bis 10 Pfund Schwere, wie deren mehrere Taf. II. N. 47 — 56. dargestellt und Anmerk. I. näher beschrieben sind. Es ist augenscheinlich, daß sie in vielen Fällen nicht für sich allein, nehmlich ohne eine Handhabe von Holz, zu benutzen waren; doch wie diese befestigt wurde, da ihnen Schaftlöcher fehlen, möchte manchem Leser räthselhaft sein. Dieserhalb theilt der Verfasser auf Taf. II. N. 75. verschiedene Arten ihrer gewissen oder doch muthmaßlichen Befestigung mit; meist auf einem Holzschaft, mit einer breiten, und durch einen benutzten Ast erlangten Fläche, mit Schnur befestigt, zuweilen auch mit einer harzigen Masse angekittet. Zugleich ist bei dieser Abbildung auf gleichartige Waffen mancher wilden, oder doch wenig vorgeschrittenen Nationen entfernter Welttheile Rücksicht genommen; worüber die Anmerk. II. Näheres angiebt. Es war bereits eine höhere Culturstufe erklimmt, als solche Steinkeile mit Schaftlöchern versehen wurden, denn es bedurfte dazu der, (zuerst wohl nur von römischen Arbeitern erlangten) metallenen Bohrer, um die zweite Gattung,

2) die Steinärte und Steinhämmer fertigen zu können. Bei erstern befindet sich das Schaftloch nahe an der sogenannten Bahn, (dem Rückenende, im Gegensatz der zugespitzten oder zugeschärften Seite); bei den Aext-Hämmern ist das Schaftloch beinahe, bei den Hämmern völlig in der Mitte. Sie sind auf mancherlei Art, regel- und unregelmäßig geformt, wie man eben die Geschiebe dazu fand und leicht benutzen konnte, und zwar theils nur roh, theils abgeschliffen und polirt, zuweilen auch verziert bearbeitet; übrigens von einigen bis gegen 12 Zoll

Länge, mit meist verhältnißmäßiger Breite und Höhe und ⅛ bis auf 8 Pfund und mehr Schwere. Die hammerartigen Instrumente, in Mittel-Deutschland gewöhnlich Donnerkeile, in nördlichen Ländern Thors-Hämmer genannt, theilen sich in drei Arten: zum Zermalmen, mit breiter Fläche; zum Durchbohren, mit einer Spitze; zum Zerspalten, mit einer Schneide. Vergl. Taf. II. N. 57. — 73. und Anmerk. III. Ueber die Art der Durchbohrung dieser Löcher, zu deren Fertigung schon ein bedeutender Grad von Geschicklichkeit und, wegen öfters sehr geschmackvoller Verzierung des Steins, auch zugleich ein ästhetischer Sinn erforderlich war, sind Anmerkung IV. die wahrscheinlichsten Ansichten enthalten.

Jene undurchbohrte Keile findet sich in zahlreichen Ländern Europas, besonders des mittlern und nördlichen, und zumal häufig im nördlichen Deutschlande, selbst bis zur Weichsel hin, so wie in den scandinavischen Reichen, nehmlich Dänemark, Norwegen und Schweden; ebenso in Frankreich, Holland und England, — mithin vorzugsweise in den germanisch-keltischen Gegenden; von den reinslawischen ist es weniger bekannt. Sie finden sich aber auch in manchen Landstrichen Amerikas und Asiens, selbst auf Südsee-Inseln. Von den daher erlangten indianischen Werkzeugen dieser Art könnten oft manche Feuersteinspitzen, Streitkeile und dergl. als untergeschoben angesehen werden, so gleichartig und täuschend ähnlich sind sie den, aus deutschen Gegenden. Dieß ist aber sehr erklärlich, da sie als die einfachste, natürlichste Waffe gelten, zu der selbst die ungebildetern Nationen ihre Zuflucht nahmen; die sich ergebende Verschiedenheit liegt mehr in der Steinart, als in der Form, daher z. B. die unsrigen meist von Grünstein, die südindischen öfters von Nephrit; die Pfeilspitzen im nördlichen Deutschlande von Feuerstein, bei den alten Mexicanern dagegen von Obsidian (und Itzli genannt). Die durchbohrten Steinwaffen der in der Abbildung mitgetheilten Hammer- und Axt-Form finden sich in einem mehrbeschränkten Kreise, als jene Keile; häufig im ganzen nördlichen und Mittel-Deutschlande, wie in jenen nordischen Reichen, seltner in Frankreich und England; noch weniger in andern ost- und süd-europ. Ländern, und in manchen derselben vielleicht nur durch Germanen-Züge verbreitet; so z. B. die, völlig germanischer Art, in den Zaporoger Kosacken-Sitzen in der Krimm gefundenen, durch Normannen dahin gelangt, (vergl. S. 76.). Sie scheinen bei andern Nationen z. B. den Slawen weder so häufig, noch so einheimisch und volksthümlich gewesen zu seyn, als bei den Germanen, wahrscheinlich weil die Hammerform zugleich mit der germanisch-nordischen Thors-Verehrung in naher Beziehung stand, wovon weiterhin; aber auch weil die Slawen zu einer spätern Zeit nach Mitteleuropa eindrangen, als wohl schon die Hauptperiode der steinernen Waffen vorüber war. Wegen dieser Verhältnisse und weit häufigern Auffindung derselben in germani-

schen Gegenden, möchten die Streithämmer und Steinärte mit Schaftlöchern, — unbeschadet, daß es anderwärts, selbst in Japan und auf den Südsee-Inseln ebenfalls einzelne durchlöcherte Steinkeile giebt — dennoch hauptsächlich als sehr eigenthümliche Waffen und Werkzeuge der germanisch-scandinavischen Nationen anzusehen seyn. Man wird vorzugsweise auf einstige germanische Bewohnung (wenn nicht auch zugleich auf den Thors- oder Thunar-Dienst) schließen können, wo sie auch in den, später von Slawen eingenommenen, deutschen Ländern sich häufig finden z. B. in Thüringen, Sachsen, Böhmen, der Mark ꝛc. In der obern Elbgegend bei Meißen, Hayn ꝛc. ist es insbesondere, wie sich Anmerk I. und III. ergeben wird, dem Verfasser gelungen, zahlreiche solcher Steinwaffen zu erlangen, oder doch Kenntniß davon zu erhalten, welches wohl von vielem dasigen Verkehr und Leben in jener germanischen Vorzeit zeugen möchte. Sind im Allgemeinen die Streitkeilen (ohne Schaftloch) auch unbezweifelt als die frühere, die Streithämmer, als spätere Waffenart anzusehen, so wurden jene dennoch nicht sogleich und völlig von den letztern verdrängt; sie finden sich vielmehr oft auch bei einander, und beide Arten selbst noch bei bronzenen Waffen. Die Zweckmäßigkeit und Beliebtheit jener Hammer- und Keil-Form in damaliger Zeit geht übrigens daraus hervor, daß man selbst bronzene und eiserne Waffen ꝛc. nach derselben Form zu fertigen pflegte, wie man deren, namentlich im Mecklenburgischen, gefunden hat; selbst die Kelt-Form (vergl. S. 81) scheint den Steinmeißeln entnommen zu seyn.

3) Messer- und Pfeilspitzen-artige Feuersteinwaffen, welche der eigenthümlichen, zu besondern Formen geeigneten Spaltung dieser Steinart wegen, eine eigene Abtheilung bilden. Hierzu gehören die Schwerter, Dolche, Messer (länglicher Art, wie halbmondförmig ꝛc.), Sägen, (Schmal-, Hohl- und andern) Meißeln, Lanzen-, Pfeil- und Harpun-Spitzen u. dergl. m. von Feuerstein, welcher aber auch bei Keilen, seltner bei Hämmern vorkommt; vergl. Taf. II. N. 30. — 42. und darüber Anmerkung V. — Unbegreiflich würde deren häufige Fertigung, bei der Härte und Sprödigkeit und daher schwierigen Spaltung und Schleifung dieser Gesteinart, erscheinen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die eigenthümliche Beschaffenheit des in Blöcken vorhandenen Feuersteins mancher Gegend sehr geeignet ist, um die Stücke ohne viel Mühe und nur mit practischer Kunstfertigkeit stets so abzuschlagen, daß ihnen dann leicht noch die beliebige Form gegeben werden kann. Es leuchtet dieß schon bei der Betrachtung der gewöhnlichen Flintensteine ein, welche, ihrer großen Billigkeit wegen, mit wenigen Schlägen sich dazu gestalten müssen, gleich als wären sie mühsam geschliffen worden. Nur in wenigen Gegenden giebt es dazu geeignete Feuersteinblöcke, daher muß auch die Heimath jener Geräthschaften weit beschränkter seyn, als die der vorigen

Abtheilungen; daher finden sie sich auch nur häufig in Dänemark, Schweden, den deutschen Küstenländern der Ostsee, besonders im Schleswig-Holsteinschen, in Mecklenburg, Pommern, auf Rügen ꝛc., in welchen an manchen Orten noch Spuren ehemaliger Fabrikplätze derselben entdeckt worden sind. Ferner: in Frankreich; seltener im Mittel- und zumal im südlichen Deutschlande, und mehr einzeln allerdings auch in andern Ländern; in einfachen Formen selbst auf den Südsee-Inseln.

Die den Angeln und Sachsen eigenthümlichen kurzen Schwerter, (Sachs, Sax, was niederdeutsch noch jetzt Messer bedeutet), waren vielleicht früher solche lange Steinmesser (z. B. Taf. II. N. 30.) und bei ihrem vorzugsweisen Schiffahrtsgewerbe auch dazu mehr geeignet, als längere Waffen. Der Ruf ihres Anführers „nehmt eure Sachses" entschied die Germanisirung Englands, und noch ist die Versicherungsform üblich: „bei meiner Sir" statt bei meinem Schwert. Daß ähnliche Keile und Pfeilspitzen auch bei Indianern gewöhnlich sind, ist schon erwähnt. Das ägyptische Kabinet zu Berlin enthält selbst ägyptische und äthiopische Keile, sowie halbrunde und einfache längliche Messer von Feuerstein, in Mumien-Begräbnissen gefunden. Noch sind

4) die kugelförmigen und übrigen seltner vorkommenden Stein-Waffen und Werkzeuge anzuführen; dazu gehören z. B. die Schleudersteine Taf. II. N. 44. a. vergl. Anmerkung VI., wo auch verwandter Formen, der Weberschiffchen (N. 44. b.), Gewichtsteine (N. 43.) ꝛc. gedacht ist. — Die besondern Fundorte dieser Steinwaffen in Steinbetten und Hügelgräbern, wie in Moorbrüchen, Stein- und Lehm-Gruben, auf Feldern und Wiesen ꝛc. sind in der Anmerkung VII. näher angegeben.

Ist auch der Gebrauch dieser Steingeräthe zum Theil schon erwähnt, so scheint es dennoch erforderlich, ihn noch besonders ins Auge zu fassen. Der einfache Naturmensch vermag mit einem Instrumente vielerlei zu fertigen, wozu dem cultivirtern gewöhnlich eine Menge verschiedenartiger zu Gebote stehen. Und während noch jetzt dem gemeinen Russen sein Brodmesser oft das einzige Werkzeug ist, um nicht nur häusliche Geschäfte zu versehen, sondern selbst künstliche Sachen zu verfertigen, so mußten bei den frühern Nationen, neben hölzernen Werkzeugen, die zugespitzten und sonst bearbeiteten Steinkeile wohl die gleiche Stelle versehen; die wenigen einfachen Werkzeuge wurden zu alle dem benutzt, wozu sie nur irgend gebraucht werden konnten, ohne sich an ihre nähere Bestimmung zu kehren. Daher erscheint es unrathsam, die hier besprochenen Steine bald einzig und allein als Waffe, bald nur als Opferwerkzeuge und dergl. zu erklären, wie es in frühern Schriften nicht selten erfolgt ist; ihr Gebrauch muß daher sehr verschiedenartig angenommen werden. Sie dienten aber:

1) zum häuslichen Gebrauche, als Schneide- und Hau-Werkzeuge (Keile, wie Hämmer ꝛc.); und zwar zur Zertheilung der Nahrungsmittel, Fertigung von Geräthen und Wohnungen, Fällung von Bäumen, Tödten der Thiere, und dergl. m.; manche Keile, zumal kleinere und mit einem Loch zum Aufhängen versehen, zum Wetzen und Schleifen anderer Werkzeuge, wie sie nicht nur bis in die Wendenzeit reichten, sondern selbst noch jetzt gebräuchlich sind. Zu den Hämmern gehören auch die uralten Har- oder Sensenhämmer, (von haren, dengeln). Im Allgemeinen scheinen die Feuersteingeräthe, da sie sich weniger abgenutzt finden, als andere, seltener gebraucht worden zu seyn; wohl nur wegen ihrer leichtern Beschädigung. Allerdings gab es zugleich zahlreiche hölzerne Geräthschaften, die sich aber im Laufe von Jahrtausenden nicht erhalten konnten; ebenso von Thierknochen gefertigte, von welchen mancher, in Heidengräbern vorgefundenen, wie der metallenen, in einem folgenden Hefte gedacht werden soll.

2) Zum kriegerischen Gebrauche, zumal die Aexte und Hämmer mittler Größe, von 5 — 8 Zoll Länge, die, — während die größern und kleinern zu anderer Benutzung dienten — recht eigentlich als Waffen gelten konnten, zum Zerschlagen der Schilder, und übrigem Kämpfen. Sie wurden den Todten meist mit in das Grab gegeben, und oft findet man in Heidengräbern, jedem Scelett und jeder Urne mit Ueberresten muthmaßlicher Krieger eine solche Streitaxt mit beigelegt, wie es denn überhaupt gewöhnlich war, den Männern ihre bei Lebzeiten gebrauchten Geräthschaften, den Frauen ihre Armspangen und Ringe, Kopfnadeln und andern Schmuck, wie die Spinnwörtel mitzugeben; beiden wohl oft auch die Lieblingsgefäße, mit Speise gefüllt; den Kindern ihr Spielzeug; — manches davon allerdings durch den Leichenbrand oft zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Streithämmer von ausgezeichneter Form und schöner Verzierung werden besonders als Waffe der vornehmsten Krieger zu erklären seyn, wie z. B. Taf. II. N. 59. u. 67., die Kugel N. 66. als Verzierung des Commandostabes eines Heerführers. Muthmaßlich waren solche Steinhämmer zur Zeit der fränkisch-merovingischen Fürsten noch gewöhnlich, als eine althergebrachte Auszeichnung. König Clodwig schlug mit seinem Hammer bei einer Heerschau im Jahre 481. einen Soldaten zu Boden, wie Gregor von Tours berichtet; und Kaiser Karl des Großen Großvater, der letzte Major-Domus (oder Reichsverweser) der fränkischen Scheinkönige, — der tapfere Karl, welcher sich zum Monarchen erhob und die karolingische Linie gründete — erhielt den Beinamen „Hamar", so wie den, dasselbe bedeutenden altfranzösischen „Martel", ohne Zweifel von einem solchen hammerförmigen Commandostabe, womit er siegreich einherziehen, auch wohl selbst tapfer fechten, und wörtlich genommen, hämmern mochte; — wie denn das Volk oft

ausgezeichnete Waffen und ähnliches Eigenthümliche zu Beinamen für besonders sich hervorthuende Krieger zu wählen pflegt. Allerdings kann nicht behauptet werden, daß jene Hämmer steinerne waren, doch der letztern uraltes Ansehen spricht dafür und waren sie auch von Metall, so gilt es dennoch einer Hammer-Waffe. Später gingen diese Heerführerstäbe der Fürsten in das Scepter, und schon früher die Streitäxte bei den Franken überhaupt in die metallenen über, Francisca genannt. Die Barte oder sogen. Hellebarde (Helmparte, Speer-Beil) hatte ursprünglich oben ein spitziges Eisen (Speer, Helm), darunter eine Parte, (Barte, Hammer, Beil). Eiserne Streithämmer erhielten sich durchs Mittelalter hindurch; sie wurden zuweilen auf der linken Schulter getragen, während an der rechten ein Schwert oder eine Lanze ruhte.

3) Zum gerichtlichen und religiösen Gebrauche, beides in der heidnischen Sitte meistens vereinigt. oder doch in nahem Bezug zu einander. Daß zahlreiche jener steinernen Keile, Aexte und Messer beim Thieropfern gebraucht wurden, ist unbezweifelt; wodurch hätte man sie auch ersetzen wollen, da es nicht andere dazu geeignete Instrumente gab, wenigstens solche nicht gefunden worden sind; nur aber können sie, wie Manche der Meinung sind, nicht sämmtlich dazu benutzt seyn. Bedenkt man, daß nur an festlichen Tagen und nur an manchen Orten Opferdienst statt fand, so wird sich von selbst ihr sehr beschränkter Gebrauch dazu ergeben. Es werden daher zumal nur die besser bearbeiteten und besonders die an Opferorten gefundenen, als dazu benutzte, anzusehen seyn, Anmerkung VIII. Wahrscheinlich diente die Opferaxt zugleich als Zeichen der priesterlichen Würde und wurde bei festlichen Aufzügen von dem Oberpriester getragen, dessen Amt bei den Germanen ohnehin meist mit dem des Heerführers und Richters des Gaues vereinigt war. Hauptsächlich in den scandinavischen Ländern wurden sie und werden sie noch allgemein Thorshammer genannt, (z. B. nach Geier, in Schweden vom gemeinen Manne noch jetzt Thorskeile (Thorwiggar); dort galten sie als ein Symbol des Gottes Thor, in dessen Hand Blitz und Donner ruhte, und der auch in Deutschland, als Thunar (Thunaer, Donar,) verehrt wurde. Davon zeugen noch manche Ortsnamen, (Donnersstädt, Donnersweg ꝛc.); die heiligen Donnersberge (in der Rheinpfalz, Westphalen ꝛc.); die Donnereichen, — deren eine, bei Geismar in Hessen, der deutsche Heidenapostel Winfried, Bonifacius später genannt, im Jahre 754. als Opferstätte zerstören ließ; die Eichen waren diesem Gotte überhaupt geweiht —; ebenso Sagen und Gebräuche. Bekannt ist es, daß der Donnerstag (in nordischer Sprache noch Thorsdag), von ihm den Namen erhielt; daß dieser Tag in frühesten Zeiten im Volke für heilig gehalten, an ihm nicht gesponnen und gehauen wurde, (wie Grimm in seiner deutschen Mythologie näher erwähnt). Selbst schriftliche authen-

tiſche Nachrichten ſind darüber vorhanden; die heidniſchen Franken, Sachſen, Thüringer ꝛc. mußten bei ihrer Taufe dem alten Gott Thunaer abſchwören (vergl. §. 15. die Entſagungsformel). Während der nordiſche Odin, und bei den Deutſchen der ihm gleichende Wodan und ſo andere Götter mehr auf hiſtoriſchem Grunde beruhten (aus Helden und Heerführern dazu erhoben), bezeichnete jener Thor eine der bedeutungsvollſten und allgemein verehrten Naturgottheiten, und galt als die ſymboliſche Deutung der, durch Donner, Blitz und Regen ſich äußernden Macht des über Alles waltenden höchſten Gottes; ähnlich dem griechiſchen Zeus und römiſchen Jupiter, dem Taran oder Taranis bei den Kelten, dem Perun der Slawen, dem Perkunas bei den alten Preußen uud Lithauern; bei manchen Chriſten, namentlich den oſtſlawiſchen Nationen, wurde dem Prophet Elias ſeine Stelle übertragen. Dieſer Uebereinſtimmung wegen wurde der nordiſche Thor, deutſche Donar und keltiſch-galliſche Taran von den alten Claſſikern, wie von den fränkiſchen Chroniſten und Heidenbekehrern, als Jupiter geſchildert, und der Thors-Hammer, Jupiters-Hammer genannt; bei den Franzoſen führt der Donnerſtag von dieſem römiſchen Jovis ſelbſt den Namen, welches nicht minder die Verwandtſchaft jener Götter beweiſet. Der Hammer des Thor, Miölner genannt, mit nur kurzem Stiel verſehen, unbezweifelt erſt von Stein angenommen, ward nur in ſpätern nordiſchen Sagen, als von Eiſen, ſelbſt von Gold geſchildert; (denn das altdeutſche Wort Hammer bedeutet urſprünglich einen harten Stein, einen Felſen, und erſcheint urverwandt mit dem daſſelbe bezeichnenden ſlawiſchen Worte: kamen, Stein). Mit ihm bekämpfte Thor die Rieſen und verrichtete manches Wunder. Seinem Wurfe ging Blitz und Donner voraus, und, weggeſchleudert, kehrte er von ſelbſt in des Gottes Hand zurück, welche Eigenſchaft vielleicht darin ſeinen Urſprung hatte, daß, wie manche andere frühere Waffen, auch die Hämmer gegen den Feind geſchleudert und durch daran befeſtigte Schnuren wiederum zurückgezogen wurden (wie dieß noch bei den alten Pommern Gebrauch geweſen iſt). Sowie den Göttern nur menſchliche Eigenſchaften und Attribute beigegeben werden konnten, da der Menſch überhaupt keine anderen kennt, ſo lag es auch in der Natur der Sache, daß dem blitzſchleudernden Donnergott jene uralte, ebenfalls Vernichtung bringende Waffe zugeſchrieben wurde, ganz beſonders geeignet, den Donner zu verſinnlichen. Durch dieſe Mythe, wie den wirklichen Gebrauch der Thors-Hämmer beim Opfern, erlangten dieſelben einen geheiligten Character; ein kreuzförmiges Zeichen der heidniſchen Scandinavier, zuweilen auf Runenſchriften und Geräthen bemerkt gefunden, wird von dem Thors-Hammer abgeleitet, oft aber auch fälſchlich, als das ihm ähnliche chriſtliche Kreuz gedeutet, welches von chriſtlichen Prieſtern päter nicht ſelten heidniſchen Gegenſtänden angefügt wurde. Von den

ſcandinaviſchen Germanen iſt es insbeſondere bekannt, daß mittelſt Berührung mit dem Thors-Hammer, Bräute, Becher und Scheiterhaufen geweiht wurden; bei den Schweden waren im Jahre 1130 noch heilige Thors-Hämmer gewöhnlich, denn der däniſche König Magnus brachte deren damals von einem Kriegszuge gegen jene zurück, wie Saxo Grammaticus erzählt und ſie, aus obenerwähnter Urſache, Jupiters-Hämmer nennt.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt wohl anzunehmen, daß auch dem gleichen Gotte der, mit den Scandinaviern verwandten, germaniſchen Nationen Deutſchlands, dem Thunar, ein Hammer, oder Keil, ein Thunar-Keil beigelegt wurde, der, ſpäter auf die bemerkbaren Aeußerungen des Gottes des Donners bezogen, zum Donnerkeile ward. Als heilige, vor Unfall ſchützende Symbole galten ſie ebenfalls in Deutſchland, denn außer den, den Kriegern mit in das Grab gegebenen Waffen, finden ſich in ſolchen, ſowie an Opferorten zuweilen, gleiche Thors-Hämmer in ſo großer, aber auch in ſo kleiner Geſtalt, und noch dazu in weichern Maſſen, Thonſchiefer, Bernſtein, Sandſtein, Thon, Lehm ꝛc. daß ſie nur als religiöſe Symbole benutzt und dann mit beigelegt ſeyn konnten. Die kleinern, mit nur ſchmalen Löchern zum Anhängen mittelſt einer Schnur verſehen, wurden von ihren Beſitzern ohne Zweifel noch bei Lebzeiten, als ſchützende Amulette, bei ſich geführt. Wegen dieſer gottesdienſtlichen Benutzung war der Hammer aber auch beim altdeutſchen Gerichtsgebrauch ein unentbehrliches Geräth. Der Hammerwurf heiligte das erworbene Gut; ſoweit man damit werfen konnte, meiſt rückwärts, wurde zuweilen der freie Grund und Boden, Wald- und Waſſer-Nutzung ꝛc. unter die einzelnen Gemeindeglieder vertheilt; durch den Hammerſchall, ſowie Herumſenden des Hammers, die Gemeinde, zuſammen berufen, und ſo andere uralte Gerichtsgebräuche, die ſich zum Theil bis in's frühere Mittelalter erhielten, wie in den Schriften über Rechtsalterthümer von Grimm ꝛc. näher erwieſen iſt. Noch gilt der dritte Hammerſchlag bei Verſteigerungen als gerichtliche Beſtätigung des meiſtbietend Erlangten, und daß der Hammer, als Zeichen der Würde und der Macht des vorſitzenden Meiſters vom Stuhl, bei dem Freimaurer-Bunde auf uraltem Brauch beruht, iſt ein, auch dem Nicht-Eingeweihten längſt bekanntes Geheimniß.

Die Heidenbekehrer beeiferten ſich, ſowie alle heidniſch-religiöſen Gegenſtände als teufliſch zu erklären, auch den Thor, und den Thunar, als Teufel, und ſeinen Hammer, als teufliſche Waffe zu ſchildern, ſo daß Teufel und Hammer oft gleich bedeutend genommen wurden. Daher die Ausrufe: „Daß dich der Hammer"! „Da ſchlag der Hammer drein!" auch der Ausdruck: „Meiſter Hämmerlein", und dergl. für Teufel und böſer Geiſt. Dennoch behielten die in der Erde gefundenen Hämmer

auch später jenen Namen Thors- oder Donner-Keil, und wurden, aus überliefertem Glauben an ihre heilige Kraft, selbst bis in die neuesten Zeiten, als ein wirksames Wundermittel gegen Mancherlei benutzt. Ein solcher, Keil fährt, nach dem Volksglauben, mit dem Blitz in den Erdboden, so tief wie der höchste Kirchthurm, und so oft es donnert, steigt er der Oberfläche näher, bis er sie nach 7 Jahren erreicht hat, wo man ihn dann leicht finden kann. Jedes Haus bleibt vor dem Blitz gesichert, in welchem ein Donnerkeil aufbewahrt wird; er fängt an zu schwitzen, sobald ein Gewitter sich naht, (welches letztere sich auf sehr natürliche Art erläutern lassen möchte, da manche Steine diese Eigenschaft bei Witterungsveränderungen überhaupt zeigen). Er ist selbst, nach einem, fast in allen Gegenden Deutschlands sehr verbreiteten Glauben unter den Landleuten, bei Menschen- und Vieh-Krankheiten von günstigem Erfolg. Er dient, bei dem Ausgehen der Milch und Schwellen der Kuheiter, zu deren Bestreichen, und mag allerdings als mechanisches Mittel dann oft gute Dienste leisten; kranken Kindern, vom bösen Wesen befallenen Personen, und so in ähnlichen Fällen, wird von dem geschabten Steine Etwas eingegeben. Ebenso hilft ein solcher zur glücklichen Geburt der Kinder, wenn er den Müttern in die Hand gegeben wird, und so soll er bei anderer sympathetischen Anwendung nicht minder nützen, wobei vielleicht, auch ohne weiteres Zuthun, oft schon der feste Glaube helfen konnte, der so manche Dinge bestätigt. Deshalb wurden solche Donnerkeile von den Landleuten in ihren Familien, oft Jahrhunderte lang, zur Heilung, wie zum Schutz gegen das Einschlagen, fortgeerbt und sorgfältig bewahrt und der Verfasser besitzt mehrere, bei welchen dieß der Fall gewesen ist (wie die Anmerkung I. und III. näher bezeugt); dieserhalb hält es für Alterthumsfreunde oft schwer, sie zu erlangen.

Die Steinwaffen wurden, wie schon erwähnt, zwar schon zeitig von den metallnen verdrängt, doch nur nach und nach, da sie sich noch neben diesen finden. Theils die Beliebtheit der Waffenform, und das ehrwürdige Alter trug bei, sie vielleicht als Auszeichnung im Einzelnen beizubehalten, theils vermochten Aermere sich nicht leicht bronzene anzuschaffen, und überhaupt gab es bei den damaligen Kriegern ebenso wenig gleichmäßige Uniformen, als Waffen, wie dagegen jetzt üblich; jeder versorgte sich damit, wie er mochte und eigner Reichthum oder Beute dazu verhalf. In Hinsicht des allgemeinen Gebrauchs, müssen sie einer sehr frühen Zeit angehören und zwar unbezweifelt dem Zeitalter der Steingräber, nehmlich der von Steinblöcken und Steinplatten zusammen gesetzten Heiden- oder sogenannten Hühnengräber, in denen sie sich auch häufig befinden. Wenigstens sind sie in die Zeit weit vor Christi Geburt zu setzen, da Tacitus den alten Deutschen bereits metallne zuschreibt. In Bezug auf die allgemeine Benutzung kann man drei Perioden des Waffen-

Materials annehmen, so daß die Erzwaffen zwischen den Perioden jener steinernen Waffen und der Eisenwaffen, als den neuern, stehen. Unbezweifelt ist es, daß bei der auf einander folgenden Einführung immer neuer Waffenarten jedesmal eine bedeutende Umwandlung in der Kriegführung statt finden mußte. Doch damals nicht so plötzlich und in dem hohen Grade, als eine solche Aenderung in noch neuerer Zeit, nehmlich die Pulver- oder Feuerwaffe, näher bekannt ist, womit aber auch die persönliche Tapferkeit zu Grabe getragen wurde, welche den Helden im Heidenthum und Mittelalter charakterisirte, und wobei Mann gegen Mann, Muth und Kräfte erprobte.

(Von den zu den Erzwaffen gehörigen Kelts (oder Celts), wovon mehrere bereits Taf. I. N. 43 — 54. abgebildet sind, soll im folgenden Hefte die Rede seyn.)

So knüpfte sich nun, nach obigen Ergebnissen, bei der Betrachtung dieser uralten Steinwaffen und ihrer noch statt findenden Benutzung, die neueste Zeit an das früheste Alterthum an, und manche der abgebildeten, in Händen tapferer Germanen früher vielleicht im harten Kampfe Römer und Slawen verletzend, oder den Feldherrn und Oberpriester Ansehen und Würde verleihend, auch wohl vom Richter bei streitigen Entscheidungen benutzt, heil't jetzt Menschen und Thiere, obschon nicht von den Medicinal-Behörden approbirt und in den gesetzlichen Pharmacopöen aufgeführt, vielmehr in Gefahr, „unbefugten Curirens halber" in Beschlag genommen zu werden. Und so sehen wir hier abermals, wie schon in einem frühern Paragraphen, ein geheiligtes Alterthum im Conflict mit polizeilichen Behörden, welches für die Sammler in so fern sein Gutes hat, als dadurch mancher Thorskeil, welcher sonst dem Besitzer öfters nicht für schweres Geld feil seyn würde, in seine Hände gelangt und den spätern Generationen weit sicherer, als sonst, aufbewahrt werden mochte, — als sprechender Zeuge von Muth, Geschicklichkeit und eigenthümlicher Sitte der Urahnen frühester Zeit.

Anm. I. Zu den keil- und meißel-förmigen Steingeräthe gehören z. B. die auf Taf. II. in ¼ Größe, N. 47—56. N. 49 ein schmaler, in der Mitte viereck. u. N. 50 ein breiter Meißel, beide 6 Zoll lang, von Feuerstein, aus Holstein; (von der Schleswig-Holstein-Lauenburg'schen Alterthums-Gesellschaft zu Kiel, nebst noch andern Steinwaffen, als ein erfreuliches Geschenk vom Verf. erlangt, in dessen Sammlung sich sämmtliche abgebildete Steingeräthe befinden, in so fern bei deren Erklärung nicht auf eine Schrift verwiesen ist). N. 51 Keil von Grünstein, 4 Z. lang, aus einer Kiesgrube bei Blumrode bei Lobstädt. N. 52 desgl., 6½ Z. lang, von Feuerstein, aus Holstein; ebendaher der schön geformte und polirte Steinkeil N. 56, 8 Z. lang, 2½—3½ breit, 1¼ hoch in der Mitte. N. 55 ein gleicher, sehr gesplittert, 5½ Z. lang, von der Insel Ummanz bei Pommern, welchen, nebst and. Feuersteinwaffen, der Verf. der Güte des D. v. Hagenow in Greifswalde verdankt. N. 54 ein Keil besonderer Form, auf der untern Seite völlig eben, auf der obern Seite rundlich erhaben, 6 Z. lang, 1 Z. hoch, aus einem Walde in Thüringen, der Kampf genannt, und seit 2 Jahrhunderten in einer Familie gegen Viehkrankheit gebraucht; ebenso benutzt ist N. 53 ein kleiner Keil, 3 Z. lang, von Sala in Thüringen, beide von

Grünstein. N. 47 dünnes meißelartiges Werkzeug von harten thonigtem Steine, bei Urnenbruchstücken, gef. am Hartwalde bei Zwenkau, 3 Z. lang, 1½ breit, ½ dick; 48 gleiches von Feuerstein, 3 Z. lang, ½ dick, von Schoritz auf Rügen. 46 ein wahrscheinlich einst als Amulet benutztes dünnes Steinchen, 2 Z. lang, ½ dick, vor Alzei bei Mainz, den ein Bauer eifrig bewahrt und nicht verkaufen mag (vergl. Emele, über Amulette 1827. S. 57).

Belemniten (griechisch Wurfgeschoß, Pfeil), spindelförmige, unten kegelförmig endigende Versteinerungen, oft für Donnerkeile gehalten, gewöhnlich einige Zoll lang, innen mit im Mittelpunct zusammenlaufenden Strahlen.

Zu der Literatur über die Steinwaffen in Klemm's Alterth.-Kunde, noch: Schreiber in s. Taschenbuch 1839; Diefenbach in d. Hess. Archiv für Alt.-Kunde 1835; Thomson in d. (deutschen) historisch-antiquar. Mittheil. d. Nord. Alterth.-Gesellsch. zu Kopenh. 1835; so wie in d. S. 37 gen. neuen Schrr. wozu nachträgl. noch hinzuweisen auf: Wilhelmi's Jahresber. d. Sinzheim. Alt.-Gesellsch. mit sorgfält. Liter. üb. d. erw. Gegenstände, u. so auch in dess. Beschr. v. Todtenhügeln 1830; ferner: Baltische Blätter d. Pommer. Gesch. u. Alterth.-Gesellsch. mit zahlr. auch für and. Gegenden interess. Abhandl.

Anm. II. Wegen ermangelnder Nachricht, wie die alten Deutschen ihre Waffen an Schäfte befestigten, die (von Holz) sich allerdings nicht bis jetzt erhalten konnten, so müssen theils Muthmaßungen gnügen, theils die Befestigungsarten ähnlicher Waffen bei andern Völkern dabei zu Rathe gezogen werden. Taf. II. N. 75. Figur a und b ist die gewöhnliche zur Befestigung der Streithammer und Lanzenspitzen; c ist die einfachste Art, mittelst Einklemmung eines Steins ohne Schaftloch in die gespaltenen Enden eines Stades, wie sie noch jetzt, nach Reisederichten, bei den südamerikanischen Wilden vorkommt. Eine andere ist die, wornach der Stein auf einen Stab gebunden wird, an dem ein rechtwinklich ausgehendes Aststück befindlich ist, auf welchem der Stein ruht, wie z. B. d bei den Neu-Seeländern noch gefunden wird; auch ein altjapanscher Gebrauch. Oder, zu besserm Halt, auch noch ein Stück Holz oben darauf mittelst Schnure befestigt, wie bei e. Diese beiden Befestigungsarten findet man an Waffen der Wilden, in den ethnographischen u. histor. Museen zu Berlin, Dresden ꝛc.; ebenso in Reisebeschreibungen abgebildet. Zuweilen werden die spitziger zugehenden Steine auch in die Spalte des rechtwinklichen Ast eines Holzstückes befestigt, wie z. B. f von Forster mitgetheilt (in s. Reisen um die Welt 1784. III. S. 243.), als eine mit kurzem Griff versehene Holzart, worin ein schwarzer Stein befestigt war, bei den Neu-Caledoniern; ferner g wie solche Waffen in Neu-Guinea noch jetzt üblich (Bericht d. Nord. Alterth.-Gesellsch. zu Kopenh. 1839. S. 15). h ist eine bei den nordamerikanischen Wilden beobachtete Methode, wornach nehmlich der beilartige Stein in den Holzschaft der Länge nach eingesetzt wird. — Die Befestigung erfolgt übrigens durch Schnüre, Lederriemen, thierische Darmsaiten, zumal geflochtene Hanf- u. Bastbänder ꝛc., wie bei den Wilden sehr gebräuchlich, und mittelst mehrmaliges Umwickeln über's Kreuz. Stein und Holzschaft sind zuweilen auch mittelst eines nach dem Trocknen sehr haltbaren Harzes aneinander befestigt, womit zugleich den Schnüren eine größere Dauer verliehen wird. Dieß Verfahren findet sich nicht nur bei manchen Wilden noch jetzt, sondern ist auch bei den alten Völkern, wenigstens theilweise, anzunehmen. So fand man z. B. bei Borrby in der schwed. Grafsch. Schonen, im Torfe solche kuchenähnl. Harzmassen, womit man Steinwerkzeuge an Wurfspieße u. and. Schäfte zu kitten pflegte (wie Leonhardt in seinen geol. Vorles. III. näher angiebt); ohne Zweifel dienten anderwärts, in Urnengräbern und Opferorten, gefundene harzige Massen ebenfalls dazu, vielleicht oft fälschlich für Räucherungs-Gegenstände gehalten. Andere Arten Kitt hat man in Schaftlöchern mancher bronz. Kelts (Taf. I. N. 48.) bemerkt, womit die hineingesteckten Holzschäfte befestigt waren.

Obwohl über die Befestigungsart der Taf. I. N. 43—54 abgebild. meißelähnlichen Waffen von Bronze (Kelts, Streitmeißel), bei deren Beschreibung im nächsten Hefte ausführlich zu sprechen seyn wird, so mag wenigstens eine kurze Andeutung hier vorläufig erfolgen. i ist die naturgemäße Befestigung der mit Schaftlöchern versehene Kelt, die aber auch wie bei l an den kurzen Seitenast eines Schaftes gesteckt werden konnte, wie noch jetzt ähnliche Werkzeuge in den nördlichen Ländern gebraucht werden; k ist die Befestigung der Kelts mit Seitenblättern oder Grathen, und nicht bloß muthmaßlich, sondern auch in Grabstät-

ten so angedeutet; nehmlich zur rechten Seite der Scelette gelegt, mit Resten von einem in gleicher Richtung daran gesteckten Holzschaft. m ist die Befestigungsart der in der Mongolei noch gewöhnlichen keltartigen Werkzeuge von Eisen, Ohle genannt (nach des Gemeinde-Vorstehers Zwick zu Ebersdorf im Reuß. gefälliger brieflichen Mittheilung und Variscia IV. 64.) — n ist die Abbildung einer keltartigen Waffe auf einem chinesischen Porzellangefäße der Dresdner Sammlung, worauf bereits Klemm in seiner german. Alterthumskunde S. 243. aufmerksam machte. N. 74 ist die Hälfte eines in England gefundenen hölzernen Futterals zu einem Kelt mit Schaftloch; (Archaeologia britt. T. V.).

Anm. III. Steinerne Streitärte und Streithämmer; Taf. II, meist von Grünstein oder Grünsteinschiefer, und in ¼ Größe abgebildet. N. 57 5 Zoll lang, 2 breit, 1¾ hoch; 58. Bruchstück einer wahrscheinlich 10 Z. lang gewesenen Streitart, noch 3½ Z. lang, 3 hoch u. 3 breit, 2 Pfund schwer. N. 59 schön facettirte Streitart (gleichend d. N. 67.) 7½ Z. lang, 2 breit und hoch, 1½ Pfund schwer; N. 63 sehr unförmlich, 6 Z. lang; N. 64 unregelmäßig zugespitzt u. wahrscheinlich verblieben, wie sich das Geschiebe vorfand, 7 Z. lang, von sehr festem Kieselschiefer. Alle diese aus der Umgegend von Großenhayn u. der nahen Elbaue, woher der Verf. noch mehrere erlangte, so wie Keile, und eine noch größere Zahl (in Anderer Händen) kennen lernte, zum Theil in Bauerfamilien sorgfältig bewahrt. Gelang es ihm in wenig Jahren in dieser Gegend (im Umkreise weniger Meilen) von so zahlreichen solcher Geräthe Kenntniß zu erhalten, wobei noch viele außerdem vorhandene und unzählige, die seit 1—2 Jahrtausenden vernichtet wurden, in Anschlag kommen müssen, so wird auf deren häufigen Gebrauch in jener frühen Zeit, und ein reges kriegerisches u. gewerbliches Leben in dieser Gegend mit vieler Wahrscheinlichkeit zu schließen seyn. In Hinsicht der sächs. und angränzenden Länder finden sie sich ebenso zahlreich in den Saal- und überhaupt thüring. Gegenden; weniger und oft nur einzeln im übrigen Sachsen und den O.- u. N. Lausitzen (woher der Verf. z. B. einen Streithammer aus der Gegend des heiligen Landes bei Niemitsch besitzt). Und kämen sie auch in manchen Landstrichen ebenso häufig vor, so ist wenigstens nichts davon zur öffentlichen Kenntniß gelangt, oder man hat auf deren Sammlung bisher nicht Rücksicht genommen.

Der Streithammer N. 60 aus Holstein, zeichnet sich durch ein auffallend großes Schaftloch aus; N. 61 von Mechtilderode u. N. 62 aus einem Grabhügel, in dem Kampf, einem vormal. Walde, beides im Thüring. gefunden, und 61 seit gegen 100 Jahren, 62 seit länger als dem 30jähr. Kriege gegen Viehkrankheiten benutzt. Das kleine Aextchen N. 65. ebenfalls eine Grünsteinart, 4 Z. lang, scheint nur als Symbol oder — Wetzstein gebraucht zu seyn. Die in ¼ u. noch geringerer Größe, nur der verschiedenartigen Gestalt wegen mitgetheilten Steinhammer N. 68—73 sind aus Lebedour's Beschr. der Berliner und Lisch, der Ludwigsburger Alterth.-Samml., so wie aus Zeitschr. von Alterth.-Vereinen entnommen. Und so giebt es noch viele ähnliche Formen; die Streitärte scheinen im Allgemeinen die von N. 57 und eine Länge von etwa 6 Zoll gehabt zu haben. Die Steinkugel N. 66 diente wahrscheinlich zur Zierde eines Heerführer-Stabes oder Scepters (abgebild. in Büsching's schles. Alterth. III.) Die schön verzierte Streitart N. 67 wurde, nebst einem unverzierten Keile, 1750 in dem jetzt im Schloßgarten zu Merseburg aufgestellten Heidengrabe gefunden, dessen 4 Steinwände räthselhafte, schwarze und rothe Linearzeichnungen enthalten, von welchem später überhaupt noch Näheres. Vergl. Dorow, altes Grab eines hunnischen Heerführers unter Attila 1832; auch abgedr. in Rosenkranz Zeitschrift des thüring. sächs. Vereins 1832.

Anm. IV. Die Streitärte und Hämmer durchbohrte der Germane ohne Zweifel mit einem Cylinderbohr, einem völlig runden, gerad ausgehenden Bohr, wobei, wegen der damals nur gebrauchten Bronze (Kupfermischung) die nicht die für harte Steinarten genügende Härte und Schärfe haben konnte, wahrscheinlich ein Smirgel von feinem Quarzsand und Feuerstein-Splittern benutzt wurde. Biblioth. D. Klemm in Dresden, im Besitz eines solchen in der Lausitz gefundenen, muthmaßlichen german. Cylinderbohrs, 5 Zoll lang, ¼ Z. dick, von Bronze, wird später Näheres davon mittheilen. Das beschwerliche Drehen mit der Hand wurde vielleicht durch eine Bogenspindel erleichtert, indem man in den Cylinder von oben herein einen runden Stab befestigte und mittelst eines Bogens und dessen Schnur das schnellere Drehen bewirkte. Die Einrichtung war

wahrscheinlich der ähnlich, wie Naturmenschen, — statt hartes u. weiches Holz mühsam an einander zu reiben, um Feuer zu erhalten — einen Holzstab in die Vertiefung einer hölzernen Unterlage setzen, und denselben mit der Hand durch Rollen zum schnellen Umdrehen zu bringen suchen, vergl. Gutsmuths lesenswerthen Aufsatz über das Durchbohren dieser Steinwaffen, Morgenblatt 1832. N. 253. — Die Löcher sind in der Regel glatt und wie polirt, unten meist etwas weiter, als oben, in der Mitte gewöhnlich etwas enger als an den Oeffnungen. Die Durchbohrung ist meistens etwas schräg erfolgt, so daß sich das Loch unten mehr zur Spitze zu neigt (etwa 80—85 Grad) zur bessern Handhabung der Waffe. Bei manchen Steinhämmern ist die Durchbohrung nicht vollendet, wie Taf. II. N. 45 es zeigt, so daß sie von beiden Seiten aus gegen die Mitte erfolgte; bei manchen ist das Bohren zuerst an einer später verlassenen Stelle versucht und daneben das Loch vom Neuen gefertigt worden, so daß man sich also Mühe gab, den rechten Schwerpunkt zu beachten, während manche offenbar zu Hammern bereits sorgfältig bearbeitet, aber noch nicht durchbohrt sind. Daß ganze Verhältniß zeugt vom Nachdenken u. von mechanischer Geschicklichkeit, so wie manche Waffen von sehr geschmackvoller Verzierung der Verfertiger.

Anm. V. Messer- u. Speerspitzen-ähnliche Feuerstein-Geräthe auf Taf. II. N. 30 u. 31, 37—40 in ½ der natürl. Größe; N. 32—35, 41, 42 in ½ derselben u. 36 in wirkl. Größe. N. 30 schwertartiges Steinmesser, 11 Zoll lang, 2½ breit in der Mitte, 1 Z. hoch am Handgriff, aus dem Holsteinischen; ebendaher N. 31 Lanzenspitze, 7½ Z. lang; 32—35 Pfeilspitzen; 32 aus d. Thüring. fast 2 Z. lang, aus einem Grabhügel mit Scheletten bei Sachsenburg, (Thüring. Sächs. Jahresber. 1822. S. 31, völlig gleich den der amerik. Wilden in Indiana); N. 33 1½ Z. lang, aus Dänemark und völlig übereinstimmend mit gleichen Pfeilsp. der Indianer am Ohio und aus Japan (Nord. Alterth.-Gesellsch.-Bericht, Kopenh. 1839. S. 19, in Mexico ähnl. von Obsidian); 34 1¾ Z., aus Mecklenburg (nach Lisch, Friederico-Francisceum); N. 35 1½ Z. lang, mit schwachem Rande ringsherum u. der muschl. Bruch etwas geebnet, auf den Kreckwitzer Bergen bei Budissin, an einem muthmaßl. Opferorte bei Urnen und and. Geräthschaften gef.; N. 36 Pfeil- oder (wahrscheinlicher) Harpunen-Spitze, an den Sanddünen bei Klein-Ladebow in Pommern, in wirkl. Größe; N. 37 halbmondförm. Feuersteinmesser, 6 Z. lang, 2 breit, die Form durch wiederholtes Absplittern erlangt, von der westschleswigschen Insel Sylt (manche solche besitzen auch einen Handgriff); N. 38 messerartige Waffe, von röthl. Feuerst., nur der obere Theil mit dem Griffe 5½ Z. lang, 1 Z. hoch; der letztere ist durch eingehauene oder abgesplitterte Strichpuncte verziert, und zwar an den Endkanten des Griffs, wie auf dessen Erhabenheit bis 2 Z. weit, aus Holstein; (ein gleiches vollständig in Kruse's Alterth. III. T. III. C.) N. 39 dolchähnliche Waffe von weißl. Feuerst. 11 Z. lang, 1 breit, ½ hoch, ebendaher; N. 40 sägeartiger Feuerstein 6 Z. lang, sehr genau gezähnt, aus Schweden; vergl. Von nord. Alterth., übers. v. Büsching 1827. — N. 41 beide Seiten eines schmal geschnittenen Feuersteinmessers, wie bei fast allen solchen, eine Seite flach u. eben, u. oft etwas convex gekrümmt, die andere (ebenso gewöhnlich) durch Schneiden u. Abspalten mit 2—3 Seiten versehen, aus Holstein; N. 42 die 2 Seiten eines gleichen aus einem thüring. Grabe bei Wendelstein; ähnliche besitzt der Verf. aus Pommern u. von Rügen (bei Semper gef.) Sie werden auch Feuerstein-Spähne u. -Splitter genannt; ein allgemeiner Gebrauch derselben, als Messer, scheint sehr zweifelhaft zu seyn, wenn auch Viele zu solchen unvollkommnen Werkzeugen ihre Zuflucht nehmen mußten.

Noch finden sich hohlmeißelartige und and. Formen dieser Feuerstein-Geräthe; besonders selten sind als Sägen, Pfeile ꝛc. benutzte messerartige Instrumente von Bein, an beiden Schärfen mit einer Rinne versehen, in welche Feuerstein-Splitter eingekittet sind, so z. B. in Dänemark u. Schweden, auch in Ostpreußen (Ledebour, Museum S. 11). Es zeigt, wie man sich damals bei mangelhaften Mitteln zu helfen suchte.

Die Fertigung solcher Geräthe erfolgte durch geschicktes, künstliches Schlagen, wodurch sich der Stein leicht in scharfkantige, scheibenartige Stücke spaltet; man bediente sich dazu muthmaßlich eiförmiger Sandsteine von 2 Z. Größe, auf beiden platten Seiten etwas vertieft, wie in nord. Gräbern gefunden. (Pomm. Ber. XIV. 68.) Bei der jetzigen Flintenstein-Fertigung liefert ein Mann, bei erlangter Sicherheit und Handfertigkeit, in 1 Tage auf 500 derselben, wozu man sich verschiedenartiger Hämmer und stählerner Meißel bedient; zuerst wer-

den die dazu ausgesuchten, besonders feuchten Blöcke auf weiche Unterlagen gelegt und in kleinere Platten gesprengt, aus diesen die Flintensteine geschlagen und die Abgänge zu gewöhnlichen Feuersteinen benutzt, wozu es nicht so regelmäßiger Form bedarf. Manche der antiken Steinwaffen sind so schön geschliffen und polirt, als man es von Steinschneidern jetzt nur für hohe Kosten erlangen möchte; es zeigt daher auf damalige viele Geschicklichkeit ohne so mannichfache, uns zu Gebote stehende Hülfsmittel.

In Mecklenburg, Pommern, Dänemark u. auf Rügen, hat man mehrere Orte entdeckt, wo solche Feuersteinwaffen einst gefertigt wurden; so z. B. fanden sich auf Jasmund, bei Semper, nebst unzähligen Bruchstücken, auf 200 Messer und 20 Streitärte, meist noch unvollendet oder so beschaffen, daß sie verunglückt schienen, und daher unbenutzt gelassen wurden (Pomm. Jahr. Ber. IV. S. 100); ebenso zu Klinke in Mecklenburg (Mecklenb. Jahr. Ber. 1838. S. 4.) Bei Rubenbeck auf Möen fand man 17 Donnerkeile u. auf 200 kleine u. größere Messer (Thorlacius Aufsätze 1812). Daher finden sich auch in den Samml. der nordischen u. nordbeutschen Alterth.-Vereine solche Steingeräthe höchst zahlreich; (die sehr reichhaltige d. D. v. Hagenow ist beschr. Pomm. Jahr. Ber. IV. u. XIV.)

Anm. VI. Schlagsteine, zum Schlagen, Kleinklopfen, Mahlen ꝛc. u. ähnl. häusl. Gebrauche, sind rundliche u. abgeplattete Steine, meist ohne alle Bearbeitung n. nur zweckdienlich aus Geschieben ausgewählt; manche oben oder zur Seite etwas eingedrückt, um desto besser gefaßt zu werden. Solche Schlag- oder Klopfsteine finden sich zuweilen in deutschen Opferorten, z. B. bei Schlieben, nach D. Wagner's Tempel u. Pyramiden an d. Elster, 1828; Aegypten in Deutschl. 1833.

Schleudersteine. Der uncultivirte Mensch gebrauchte Steine zum Werfen, wie die Natur sie eben darbietet, obwohl möglichst ausgesuchter Art, kugel- und scheibenförmig ꝛc. Der Wurf geschah zuerst allein mit der Hand, oder auch mittelst eines Stabes mit eingeklemmtem Steine; später mittelst einer beutelartigen Schleuder. Solche größere u. kleinere, meist halb abgerundete Steine, unbezweifelt zum Schleudern bestimmt, fand man z. B. mehrere Wagen voll bei einem römischen Walle im Odenwalde (nach Knapp). Als künstlich bearbeitete Schleudersteine sind ohne Zweifel die abgeplatteten, kugelförmigen Steine anzunehmen, welche ringsherum eine vertiefte Spur oder Rille für eine herumzulegende Schnur besitzen, mittelst welcher dieselben wiederum zurückgezogen wurden, z. B. Taf. II. N. 44 a aus Mecklenburg (nach Lisch); solche fanden sich auch in der Mark u. zumal in nördlichern Gegenden, obwohl selten. Eine verwandte Art, nehmlich eirund u. abgeplattet, mit gleicher Rille, wie N. 44 b (aus der Kieler Alterth.-Samml.), deren sich auch bei Schlieben, in Mecklenburg, in scandinav. Ländern ꝛc. fanden, jedoch ebenfalls sehr selten, hat man gleichfalls für solche Schleudersteine gehalten; aber auch für portative Schleifsteine, und, weil sich bei einem solchen calcinirte Fischgräten fanden, für gewichtartige Beschwerungen an Netze beim Fischen (Lebebour, Museum S. 155). Wahrscheinlicher sind es Weberschiffchen, mit welchen der Einschußfaden durch die Werfte geworfen wurden; das Weben ging damals allerdings langsamer u. schwieriger von Statten. Hierbei muß noch der steinhammerartigen Geräthe von oft wenig gebrannten Thon gedacht werden, Taf. II. N. 43, wie solche an mehrern Orten z. B. auf dem Opferheerde bei Schlieben, gefunden wurden. Manche sind sehr unförmlich u. roh; das bald mehr, bald weniger in der Mitte befindliche Loch scheint oft weniger zur Aufnahme eines Stiels geeignet, als zum Durchziehen einer Schnur. Viel zu zerbrechlich, konnten sie nicht zu Hämmern dienen. Man hat sie für Symbole, als wohlfeile Repräsentanten von Thorshämmern gehalten, da z. B. bei Urnen in einem hessischen Grabe, bei jeder ein solches durchbohrtes Thongeräth, gefunden worden ist, (Götting. Anz. 1826. S. 363); doch auch für Beschwerung zu Fischernetzen. Sie können aber auch als Gewichtssteine gelten, da sie, aufrecht gestellt, zu solchen sehr geeignet erscheinen, wenn es damals viel zu wiegen gab. So wie andere Gegenstände solcher räthselhaften Art, können auch diese leicht zu verschiedenartigem Zweck, zumal in entfernten Gegenden, gedient haben. Von muthmaßlichen Mahlsteinen oder sogen. Kornquetschern, so wie als Amulette benutzten, kleinen, flachen Steinchen, von steinernen Spinnelwörteln ꝛc. gedenkt der Verf. später Näheres mitzutheilen.

Anm. VII. Die beschriebenen Steingeräthe finden sich 1) und zwar besonders Keile und Feuersteinwaffen in Grabstätten, welche aus Felsblöcken u. Steinplatten zusammengesetzt sind, und als die ältesten, daher als celtische oder ur-

germaniſche Steingräber (Hünenbetten, Steinkiſten) gelten; übrigens mit keinen oder nur ſelten dabei vorkommenden Bronze-Werkzeugen; zuweilen mit Urnen, doch nicht Knochen enthaltend, daher nur als Weihgefäße zu betrachten; oft auch ohne ſolche und ſelbſt ohne Scelette. Sie finden ſich in den Gegenden, welche früher keltiſche und germaniſche Völker beſetzt hatten, in den ſcandinaviſchen und nördlich-deutſchen Ländern, den Niederlanden, dem nördl. Frankreich und England. In 2) (für germaniſch zu haltenden) Hügelgräbern finden ſich jene Steingeräthe bei Sceletten und bei Urnen mit verbrannten Knochen, und bei beiden Arten in Geſellſchaft mit mancherlei Bronzegeräthe, welches letztere zum Theil ſich als unläugbar römiſchen Urſprungs ergab; — meiſt auch in denſelben Gegenden. Sowohl in Deutſchland, am Rhein, in Thüringen, Oſt- und Norddeutſchland, als auch in Scandinavien und im galliſchen Frankreich hat man oft gefunden, daß jedem verſtorbenen Krieger ein Streitkeil oder eine Streitaxt mit beigegeben wurde, bei Sceletten oft unter dem Kopfe oder zur Seite liegend, bei manchen, in Heidengräbern (z. B. bei Mansfeld) ſteckten ſie noch in der Hirnſchale, vielleicht zur Andeutung des Todtenorts; bei verbrannten Knochen theils in, theils neben der Urne. 3) In den muthmaßlich ſpätern, den Slawen zugeſchriebenen Gräbergattungen ohne Hügel, den ſogen. Heidenkirchhöfen, mit nahen aneinander geſetzten Urnen, und mit wenig oder keinen bronzenen, mehr eiſernen Geräthſchaften, werden ſie ſelten oder nicht bemerkt. 4) Auf heidniſchen Opferorten hier und da; 5) in Moorbrüchen, in lehmigen und ſandigen Gegenden, u. ähnlichen Erdſchichten neuerer Formation (ſeit der Menſchenbewohnung), ſo auch zuweilen auf (tief unter der Erdoberfläche entdeckten) uralten Straßen ꝛc.; endlich 6) im gewöhnlichen Erdboden, als Aecker, Wieſe, Forſt ꝛc. benutzt. Die Anſicht, daß die Steinwaffen, in Hinſicht des früheſten und allgemeinern Gebrauchs, der Zeit angehöre, wo jene Steingräber gewöhnlich waren, theilen auch die däniſchen und and. nordiſche Alterthumsforſcher, und deren Urtheilen iſt zumal in ſo fern ein hohes Gewicht zuzuſchreiben, als die nordiſchen Länder von ſlawiſchen Nationen nie betreten wurden, und aus den Alterthümern der erſten daher auf Unterſcheidung des ſlawiſchen und nicht-ſlaw. Urſprungs anderer deſto leichter geſchloſſen werden kann. Manche ſtellen in Bezug auf jene nord. Länder drei Perioden auf: 1) keltiſche oder urgerman. Bewohner; 2) germaniſche (mit Steingräbern u. Stein-, ſo wie Bronzewaffen); 3) normänniſche, welches letztere im weſtl. Deutſchland mit der fränkiſchen, und im öſtlichen Deutſchland mit der ſlaw. Zeit (mit den eiſernen Waffen) übereinſtimmen würde.

Anm. VIII. Der religiöſe Gebrauch ſolcher Steinwerkzeuge läßt ſich nicht abläugnen, und fand auch bei andern frühern Völkern ſtatt. So wird z. B. bei der Erzählung vom Abſchluſſe des Bündniſſes der Römer u. Albaner, eines ſolchen zum Schlachten des Opferſchweins durch den Fecialen gedacht, der dazu auch eine beſondere Grasart von der Burg holte und ſo andere Fälle; vergl. Grimm Rechtsalterth. u. Diefenbach in d. Heſſ. Alt. Archiv 1835. I. Man nahm früher an, daß ſie zum behutſamen Abhäuten beim Opferthierſchlachten angewendet wurden (ebenſo wie auch die Kelts), doch möchten wohl Hölzer dazu beſſere Dienſte leiſten. Daß man ſich das Opfern nicht alltäglich u. aller Orten denken darf, iſt oben bemerkt, um ſo weniger konnte jenes der einzige Zweck ſolcher Inſtrumente ſeyn, wie Manche wähnen. Als Symbole galten unbezweifelt die ungewöhnlich großen, wie z. B. ein ſolcher am Eingange eines Steingrabes in Jütland, um den Todten vor Unheil zu ſchützen (Thorlacius Aufſätze 1812); ſo wie die ungewöhnlich kleinen, in Kindergräbern, oder auch als Amulette getragen (vergl. Emele über Amulette 1827). Wie ſich ſolche Gebräuche in Sagen erhielten, beweiſet z. B. die von Grimm angef. Sage vom Schmied von Jüterbog, welcher ſich von Gott die Gunſt erbittet, daß ſein Hammer mit in den Sarg gelegt werde, um damit die Teufel u. böſen Geiſter abzuhalten. Der muthmaßl. Hämmer von Thon, als Symbol, um ſteinerne zu ſparen, wurde bereits Anm. VI. gedacht.

§. 15. Die Teufelsſteine bei Budiſſin und Camenz.

Ein beſſerer Geſell der alte Teufel war,
Als jetzt, in Menſch-Geſtalt, des Teufels Vettern-Schaar.

Dem Teufel iſt es ſtets übel ergangen; erſt gehaßt und verfolgt, ſpäter im Reſpect ſo geſunken, daß ihm das Lächerlichſte nachgeſagt

wurde, — daher der Ausdruck: „der dumme Teufel", und aus Mitleid auch: „der arme Teufel" — und jetzt, was fast noch übler ist, will selbst kein Schulkind mehr an seine Existenz glauben. Er wäre längst vergessen, hätte ihn nicht Goethe als „Mephistopheles", und Kind-Weber als „Samiel" wiederum etwas zu Ehren gebracht; würde er nicht in manchen Gegenden noch jetzt aus Erwachsenen ausgetrieben (wie in Schwaben durch Kerner) oder wenigstens bei der Kindtaufe, wobei man auch wohl den Fensterflügel zu öffnen pflegt (wie noch vor einigen Decennien der Verf. in einem ausländischen Orte diese Sitte bemerkte); gäbe es endlich nicht auch bei uns noch zahlreiche Teufelssteine, denen es vorjetzt insbesondere gelten mag.

Einen Teufel, nach christlichen Begriffen, als den Urheber alles Uebels, als einen unbedingt bösen Geist, besaßen weder die heidnischen Slawen, noch die Germanen; sie wurden erst durch die christlichen Bekehrer mit ihm bekannt; besäßen jene auch unfreundliche, böswillige Geister, so waren dennoch diese anderer Art, auch durch Opfer leicht dahin zu bringen, daß sie ihre Macht nicht ausübten. Die Idee eines obersten bösen Wesens, als Gegensatz eines guten, ging ohne Zweifel aus der persischen Mythologie (mit ihrem Ariman, als Feind des Lichtgottes Ormudz) und der ägyptischen (mit ihrem Typhon) in die jüdische über, aus dieser aber später in die christliche, und, obwohl in der Bibel nur bildlich gemeint, und den bösen Neigungen des Menschen geltend, dennoch vielfach mißverstanden. Statt das Volk auf die eignen bösen Triebe, als die eigentlichen Quellen des menschlichen Unheils hinzuweisen, wurde demselben, zumal bei der Bekehrung, der Teufel als dessen Ursache und zwar oft so genau in Gestalt und Farbe geschildert, daß an dessen Existenz und seiner theilweisen Herrschaft auf der Erde nicht mehr zu zweifeln war, zumal da man noch dazu mit Bequemlichkeit ihm alles Uebel zuschreiben konnte, statt dem Mangel an Selbstveredelung. Der aus dem Griechischen entlehnte Name Diabolos ging in das Lateinische und dann in's Althochdeutsche (Diufal, später Tiuvel, Tüvel ꝛc.), so wie in das Slawische (Djabel ꝛc.) über. In letzterer Sprache wurde er, wegen der Schilderung seines unheiligen, Finsterniß liebenden Wesens, als der schwarze Gott, Tschernybog (czorny oder czerny, boh oder bog, nach verschiedenen Dialecten), und das wohl daraus entstandene Tschart oder Tschert (czert), Teufel, bezeichnet; daher gleichsam als Gegensatz des Bielybog, des weißen, hellen, nehmlich gütigen, Gottes.

Bei der Bekehrung der Germanen und Slawen waren die christlichen Geistlichen bemüht, die heidnischen Götter derselben als teuflische Wesen zu schildern; die Neubekehrten mußten sogar, obwohl sie keine klare Idee vom Teufel besitzen konnten, dennoch ihm eidlich entsagen. Wie dieß — und zwar sehr ähnlich dem noch unlängst üblichen gleichem Entsagen der getauften Kinder mittelst ihrer Taufzeugen — vor elfhun-

dert Jahren erfolgte, belehrt uns die noch erhaltene merkwürdige Abschwörungs- und Glaubens-Formel vom Jahre 743, wornach die Franken, Sachsen und Thüringer schon damals ihr Bekenntniß abzulegen hatten: „Ec forsacho diabole." (ich entsage dem Teufel) wie dieß in der Anm. I. ausführlicher mitgetheilt ist, da es zugleich der Nennung alter Götter gilt. Die den letztern gewidmeten Opferorte wurden als Teufelsaltäre, Teufelskanzeln ꝛc. geschildert, um desto eher von deren Besuche abzuhalten. Und so wie, zur Heidenzeit, den Riesen, so wurde, nach der Bekehrung, dem Teufel und seinen dienstbaren Geistern alles Ungewöhnliche und Unheimliche zugeschrieben, daher jene Teufelssteine, Teufelsmauern, Teufelswinkel ꝛc. Er spielte damals eine bedeutende Rolle und ward, nebst manchen Heiligen, öfterer genannt, als der Geber alles Guten selbst; ja es ist bekannt, daß man noch in späterer Zeit dem Teufel, und dem Erzengel Michael, jedem eine Kerze anzündete, um auch jenen für sich zu gewinnen; mancher gute Christ weihte ihm sogar öfters zwei Kerzen, weil er ihm mehr, als gute Geister, zu schaden vermochte; — ganz so, als wie man auch jetzt noch bösartigen Menschen mehr Ehre und Gefälligkeit, als gutartigen, zu erweisen pflegt. So gefürchtet er aber Anfangs war, so minderte sich nach und nach sein Ansehen und der Glaube an seine Macht. Geschah es deshalb, weil er sich zu wenig leibhaft zeigte, oder daß vielleicht die christlichen Priester, um die Unmacht der, als Teufelsgenossen angenommenen, alten heidnischen Götter, desto anschaulicher darzustellen; genug, man scheute sich nicht, ihm die lächerlichsten Dinge anzudichten, die, wenn sie wahr wären, ihn völliger Kraftlosigkeit und selbst der größten Unverständigkeit zeihen müßten; er war nicht nur als unmächtig gegen göttlichen Willen, sondern ward sogar öfters durch menschliche List überflügelt. Unzähligemale, — in ganz Deutschland finden sich die Beweise, — wollte er Steinblöcke gegen neu errichtete christliche Kirchen schleudern, weil sie ihm ein Dorn im Auge waren, doch fielen sie gewöhnlich noch vor dem Ziele nieder; so liegt z. B. bei Hennersdorf, unfern Görlitz, ein Teufelsstein, womit der Teufel die Kirche zu Ludwigsdorf zertrümmern wollte, allein er fiel weit davon nieder. Einen ähnlichen Teufelsstein bei Biesig, an dem Wege von Görlitz nach der Landeskrone, mit deutlichen Eindrücken der glühenden Teufelskralle, erinnert sich der Verf. vor langen Jahren selbst gesehen zu haben; er soll seitdem gesprengt worden seyn. Der Teufel, erzürnt, daß in Görlitz die majestätische Peterskirche erbaut wurde, riß nehmlich einen Felsblock von der Landskrone und wollte damit gerades Weges nach Görlitz, um jenen Bau zu zerschmettern; doch eine höhere Macht hatte die seine gelähmt, so daß er den Fels auf dem halben Wege fallen lassen mußte. Den Bau der Halberstädter Domkirche wollte er auf gleiche Weise zertrümmern; das ihm gegebene Versprechen, ein Weinhaus daneben zu bauen,

bewog ihn aber, den Stein vor dem Ziele fallen zu lassen; es ist der Lügen- oder Legge-Stein auf dem dasigen Domplatze, mit einer Höhle, die der Daum seiner Hand eindrückte. Zuweilen gelang es ihm allerdings wegen zu leistender Arbeit manche ihm dafür verschriebenen Seelen zu erlangen, aber meistens wurde er durch menschliche Klugheit bethört. Einst half der Teufel einen Baumeister die Sachsenhäuser Brücke bauen, wofür ihm, wenn sie in zwei Tagen fertig wäre, das erste lebendige Wesen zugesagt wurde, das über die Brücke gänge; als sie nun auch zur Stunde glücklich beendigt war, trieb der Baumeister einen Hahn vor sich her über dieselbe. Der Teufel sah sich betrogen und warf aus Wuth den Hahn durch die Brücke, so daß Löcher entstanden, die, immer vom Neuen zugemauert, dennoch stets wiederum einfallen. Auf einen gleichen Accord gab der Teufel auch Geld zum Dombau in Aachen her, und als man, zu gleichem Betruge, einen Wolf zuerst hinein ließ, warf der Betrogene das eherne Kirchthor so gewaltig zu, daß noch jetzt ein Sprung davon zu sehen seyn soll. Auf dieselbe Art wurde er in der Schweiz überlistet, wo man über die von ihm gebaute Brücke über die Reuß eine Gemse trieb. Doch zuweilen wurde der bethörte Teufel auch so entrüstet, daß er den gefertigten Bau zertrümmerte. So sieht man z. B. noch zahlreiche, drei große Steinkreise bildende Trümmer auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild liegen. Ein Graf versprach einst dem Teufel seine Tochter, wenn er ihm in einer Nacht eine dreifache Mauer um seine Burg ziehen wollte; doch es gereute ihm bald, und seine Tochter, die ihm das Geheimniß entlockt hatte, bat ihre Amme inständigst um Rettung und Hülfe. Diese, eine obschon edle, doch, was sich damit sehr gut verträgt, auch zugleich eine kluge Person, schlägt, als der Teufel fast schon fertig, auf ihre Schürze, um den Hahn zum Krähen zu bewegen, und dieß geschieht auch. Doch als der Teufel sich betrogen sieht, — denn das Hahnkrähen ist das Zeichen, daß die Nacht und mit ihr auch seine Macht vorüber —, warf er aus Unwillen den ganzen Bau über den Haufen. (Vergl. S. 92. Z. 28.)

Daß der Teufel sich gern als Besitzer eines Theils der Erde brüstet, ist schon aus der Bibel bekannt; er besitzt auch manche Gegenden in Deutschland. Auf dem Teufelsfelsen bei Cösein zeigte der Teufel einst dem Herrn Christus die Reiche der Welt; er wollte Alles abtreten, nur zwei Dörfer der Nähe als Leibgeding behalten. Ebenso erinnert sich der Verf. aus seiner Jugend einer gleichen Sage in der Oberlausitz, wo es auf der Landskrone geschah; nur das Dorf Rothwasser — wenn er nicht im Namen irrte — wollte der Teufel bei der Ueberlassung ausnehmen; (es gab da viel Pferde- und Flachs-Händler, bei denen man, beim Handelsverkehr, wie die Leute sagten, sich sehr vorsehen mußte). Einst stritten sich Gott und Teufel um die Herrschaft über die Erde; es sollte die Mauer beim Teufels-Tanzplatz, seitwärts beim Dorf Thale bei Blanken-

burg, die Scheidung seyn; (ebenda, wo auch der Schauplatz der Zwergsage S. 57 ist, und wahrscheinlich einer dasigen Wenden-Colonie geltend). Doch dem Teufel war seine Erdhälfte zu klein, daher erhielt er noch das Dorf Thale und führte nördlich davon die zweite Teufelsmauer auf, die ebenso aus geschichteten Felsblöcken besteht, wie die heidnischen Opferorte bei Königshayn §. 13. und Budissin §. 16. — Junge Mädchen waren vor ihm nicht ganz sicher. Einer der größten Felsblöcke der Mark Brandenburg, der größere Markgrafenstein bei Fürstenwalde, ist, ungeachtet seiner unermeßlichen Schwere bei einem Umfange von 95 Fuß, einstens — nicht von einer Wasserfluth dort angeschwemmt, nach der Geologen Meinung, sondern — vom Teufel auf den Berg geschafft worden. Er hielt eine reizende Fürstentochter darin verschlossen, deren Jammergeschrei öfters vernommen worden ist. Sie muß aber noch befreit worden seyn, denn man fand sie nicht mehr, als aus jenem Felsblocke die prächtige kolossale Granitschale (von 1500 Centnern Schwere, 22 Fuß im Durchmesser, 3½ Höhe) bearbeitet wurde, welche jetzt den Vorplatz vor dem Museum in Berlin ziert. — Der Teufel geht aber auch zuweilen sehr unbehutsam zu Werke. Einst war der Teufel, — so erzählt eine lausitzisch-wendische Sage, — auf dem Wege um Kneschki auszusäen, nehmlich kleine Herren oder Junker; (knjeżki, als Deminutiv von knjes, wend. Fürst, Herr vom Stande, weltlich wie geistlich, daher auch Rittergutsbesitzer, Priester ꝛc. so genannt, kniaz poln.) Als er, von der Bautzner Gegend aus, über Wittichenau, Hoyerswerde und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Skado bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Aergerlich sagte er: „to je skoda"! nehmlich „das ist Schade"! weil er den Junker hatte für die Nieder-Lausitz aufsparen wollen, wo es vielleicht noch an solchen mangelte. Und davon hat denn auch jenes Dorf seinen Namen erhalten.

Zu den beachtungswerthesten Teufelssteinen der Oberlausitz gehören:

1) Der Teufelsstein bei Camenz, Taf. II. N. 27. von der Ostseite; er befindet sich 1 St. N. von dieser Stadt, und gegen 500 Schritt O. von der Senftenberger Straße, auf den Flurgränzen der etwa ¼ St. davon liegenden Dörfer Biela, Zschorna und Bernbruch, am Rande eines Gehölzes. Dieser gegen 10 Ellen hohe Granitblock mußte die Blicke schon der ersten Bewohner wegen seiner seltnen, gleichsam froschartigen Figur auf sich ziehen, weshalb er nicht nur zur Gränzscheide, sondern auch zu einem Opferaltare gewählt wurde. Da, wo er jetzt zum Theil abgesprengt (und auf der Zeichnung punktirt) ist, befand sich früher eine kesselartige Aushöhlung, von mehrern kleinern Löchern umgeben. Auf die, an der östl. Seite, längs des untern Theils des Steines, hinlaufende Vertiefung bezieht sich folgende Sage. Als das erste Gotteshaus in Camenz erbaut

werden sollte, habe der Teufel den Baumeister zu verführen gesucht und ihm angelegen, jenen Fels dazu mit zu benutzen, weshalb er ihn auch zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle schaffen wolle; allein der Teufel hatte seine Kraft überschätzt. Er legte zwar eine große Kette um den Stein, wovon noch jener Eindruck, und hob ihn in die Höhe; doch er marterte sich vergeblich damit, und als mit dem Schlag 12 Uhr der Mitternacht des bestimmten Tages es noch nicht gelungen war, ließ er ihn aus Verdruß wiederum fallen, so daß er noch jetzt ganz schief, nach Biela zu hoch, nach Camenz zu geneigt liegt, und fuhr auf und davon. In einigen, noch vor 50 Jahren neben dem Stein vorhanden gewesenen, tiefen Gruben, — Erdkessel, Teufelsgruben genannt, — hat der Teufel zuweilen gekocht und man hat dann in der Tiefe der Löcher es, einem Hirsebrei gleich, plappern hören, doch ist es gefährlich gewesen, Steine hinabzuwerfen. Ein paar Hirtenknaben aus Biela, welche ihr Vieh dabei hüteten und den Teufel necken wollten, warfen Steinchen in seinen Brei, doch hat er dieß sehr übel genommen; denn drei große schwarze Raben sind auf sie zugeflogen und haben sie und ihr Vieh, welches später lange Zeit Blut statt Milch gegeben hat, mit Flügel und Schnäbeln so übel zugerichtet, daß sie zur eiligsten Flucht in das Dorf genöthigt wurden; darauf ist es lange Zeit den Hirten verboten gewesen, in der Nähe des Steins zu hüten. Auch dem Bauer, welcher das Obere des Steins absprengte, ist sein Vandalismus übel bekommen, denn seitdem hat er wenig gesunde Stunden mehr auf der Welt, und von allen Bädern, die er besucht, keinen Nutzen gehabt. Eine Warnung für Andere, welche solche Opferfelsen ebenfalls zu vernichten gesonnen sind! In der Nähe desselben hat sich außerdem manches Alterthum ergeben; sowohl Urnen, als auch einige meißelähnliche Kelts und andere bronzene Geräthe, wobei ein Handring völlig den alten römischen gleicht; ebenso fehlt es nicht an einem Schatze in einer Braupfanne unter dem Felsblocke, von Geistern gehütet, wie Anm. II. ausführlicher erzählt ist. Wohl wird dieser Teufelsstein unbezweifelt als ein uralter, heidnischer Opferplatz, vielleicht noch bis in die ersten christlichen Zeiten benutzt, anzunehmen seyn, wobei auch jene räthselhaften Teufels-Kochlöcher ihre Bestimmung haben mochten.

2) Der Teufelsstein (NW.) bei Kleinbautzen (Taf. I. N. 4. von NW. Seite), 1¼ St. NO. von Budissin, zwischen jenem Dorfe und Plischkowitz (gegen W.), wo die Gränzen beider Dörfer zusammenstoßen und noch auf des letztern Grund und Boden. Die Lage solcher Opfer-, wie der Vertheidigungs-Plätze heidnischer Periode auf gemeinschaftlichen Flurgränzen mehrerer Orte ist eine häufig vorkommende Erscheinung. Während die nähere Beschreibung des Felsens in die Anm. III. verwiesen ist, wird hier nur auf das besonders Charakteristische desselben hingewiesen, nehmlich auf den, in der Spalte des Felsens befindlichen und nur mit großer Kraft-

anstrengung in diese hineingeschobenen Steinblock, auf welchem, wie Taf. I. N. 22. zeigt, zwei beckenartige Vertiefungen eingearbeitet sind. Zwei gleiche Kessel finden sich auf einem, am westlichen Fuße des Felsens liegenden Steine gleicher Größe, der unbezweifelt von jenem heruntergestürzt wurde. Gegen die so oft ungegründet erhobenen Zweifel, gilt es der Erwähnung solcher beckenartigen und anderer Eingrabungen in Opferfelsen, hat der Verf. in der Anm. IV. seine Ansicht mitgetheilt. — Jene beiden, mit Kesseln versehenen Steine bildeten, wie sich aus ihrer Gleichheit und Größe genügend ergeben möchte, die obere Platte des nördlichen, besonders zum Opferdienst bestimmten Felsens, wurden aber von der Wuth der christlichen Bekehrer herabgeworfen, nachdem vielleicht ein darauf stehendes Götzenbild vernichtet war; wahrscheinlich hatten die bekehrten Heiden noch heimlich auf dem Altare geopfert. Von diesen eifrigen Bekehrern wurden auch wohl einige, jetzt aber sehr undeutliche Zeichen auf den nördlichen Block eingehauen, um gleichsam den Stein zu entsündigen, oder vielmehr zu verchristlichen; man erkennt aber kaum noch ein Kreuz. Ein solches bemerkt man ebenfalls an einem daneben befindlichen Stein, etwa 5 Zoll groß; — dieß, ohne Zweifel aus gleicher Ursache entstanden, soll jedoch, der Volkssage nach, im Schwedenkriege eingehauen worden seyn, wie denn diesem Kriege so Manches fälschlich zugeschrieben wird. Außer einigen Gefäßbruchstücken hat man Alterthümer nicht dabei gefunden, vielleicht weil noch nicht Nachgrabungen veranstaltet wurden; dennoch wird von jenen Eingrabungen und den Sagen auf einen Opferplatz genügend hingewiesen. Die gegen 1 Elle weite Spaltung der Felsen war für manche damalige Opfer- und Priester-Zwecke, zum Verbergen, Durchgehen ꝛc. sehr benutzbar. An einer weiten Aussicht und der entfernten Sichtbarkeit des Opferfeuers fehlte es ebenso wenig, als an Volkssagen der Rockenstuben und Lichtgängen von den Felsen. Auf jene undeutlichen Eingrabungen, als Scheere, Nadel und Fingerhut gedeutet, bezieht sich folgende Sage. Der Teufel hatte einst mit einem listigen Müller ein Bündniß geschlossen, und ward von diesem auf das Mühlrad verlockt, wobei seine Beinkleider sehr beschädigt wurden. Er sah sich daher genöthigt, diese auf jenem Stein wiederum auszubessern; — davon noch der Abdruck jenes Handwerkszeuges, dessen Form sich seit jener Zeit nicht verändert zu haben scheint. Von einem Riesen, welcher auf dem Felsen ausruhte, ist Anm. V. Näheres enthalten. Von andern Teufelssteinen und damit in naher Verwandtschaft stehenden Fußtapfen, von Riesensteinen ꝛc. in sächs. Gegenden, hofft der Verf. im folg. Bändchen Nachricht und Abbildung mitzutheilen.

Außer den örtlichen Beziehungen der Teufelssagen auf einzelne Opferorte, gewähren sie zugleich eine nicht uninteressante Beschäftigung, wenn es der Erforschung gilt, wie sich dieselben nach und nach ausbildeten, wo-

her die einzelnen charakteristischen Züge entlehnt wurden und wie weit ihre Verbreitung sich erstreckt. Das Werfen der Steinblöcke ist aus dem tiefsten Heidenthum fortgeerbt, den uralten Riesensagen eigenthümlich und später, nach christlichen Ansichten abgeändert, auf den Teufel bezogen. Das Tragen der Menschen durch die Lüfte ward bereits dem germanischen Wodan zugeschrieben, von diesem aber auf den christlichen Teufel vererbt, und so hat auch des Teufels Großmutter ein Vorbild in der, des nordischen Riesen Hymir. Sein glänzendes Fest, Nachts vor dem 1. Mai auf dem Brocken, findet seinen Ursprung in dem uralten Maifeste (§. 12.) oder ähnlichem Opferdienste. Frühere Götter wurden öfters auch zum Theil als Thiere dargestellt, und die ihnen besonders zugeschriebenen Thiere haben ebenfalls ihre besondern Beziehungen; der Bock aber wird vielleicht deshalb dabei seyn, weil die von den Christen als teuflisch geschildertr slaw. Haupt-Gottheit bog hirß. Auch der Hahnenruf, als Zeichen des Tagesanbruchs, spielt in zahlreichen Sagen eine große Rolle, weil dann des Teufels nächtliches Treiben beendigt ist, und zwar meistens zeitiger künstlich bewirkt, um sein Bauwerk nicht zum Ende gedeihen zu lassen. Und so ähnliche Deutungen mehr. Doch räthselhaft ist es noch, warum von dem Teufel so häufig, — fast in allen deutschen Gegenden, — das Ausbessern seiner Kleidung, gewöhnlich der Brinkleider erwähnt wird, so auch S. 156. bei dem Königshayner Trufelssteine; — eine für ihn keinesfalls geignete Beschäftigung. Doch vielleicht sollte es seine Armethei im höchsten Grade vorstellen, als ein neuerer Zusatz, und vielleicht von wandernden blutarmen Handwerksburschen früherer Zeit entlehnt, welche sonst, vor dem Einzuge in eine Stadt, ebenfalls am Wege oft auf gleiche Art ihre Toilette zu machen pflegten. Und wenn der Urheber alles Bösen so weit gesunken ist, daß er sich zur eignen Ausbesserung jener Bekleidung genöthigt sieht, so erscheint er allerdings als ein armer Teufel und keinesfalls mehr als geeignet, der immer weiter verbreitrten Herrschaft von Wahrheit und Recht, — als drm Zwecke der Menschheit — entgegen zu wirken; — es müßte denn etwa noch mittrist Erbtheil und Vollmacht von den, in menschlicher Gestalt, und in allen Ständen, Classen, Altern und Farben, uns hin und wieder auf dem Lebenswege begegnrndrn Menschenkindern seines Sinnes geschehen. Denn mit diesen ist allrrdings wenigrr gut Auskommen und es rathsamer, ihre Begegnung zu meiden, als bei dem alten Teufel mit seinem so oft mißlungenen Thun und Wirken, während dessen Existenz, der allgemeinen Annahme nach, eine weit bessere Zeit war, als seitdem, wo auch der Geringste nicht mehr an ihn glauben, und seine Macht nicht mehr fürchten mag; — jene gute, alte Zeit, von so Manchem sehnlichst zurück gewünscht, doch nicht wieder zu erlangen, die aber, bei der nähern Beachtung so ergötzlicher Sagen, wenigstens noch im Bilde zu erschauen ist.

Anmerk. I. Diese Abschwörungs- und Glaubensformel — eine der merkwürdigsten altdeutschen, eilfhundertjährigen Sprachprobe — wurde wahrscheinlich vom thüringschen Apostel Winfried, später Bonifacius, (der Wohlthäter) genannt, im alt-niedersächsischen oder saalisch-fränkischen Dialect aufgesetzt, und bei dem Concilium zu Liptina (jetzt Lestines bei Cambray), im J. 743 als gesetzliches Bekenntniß bei der Taufe der Sachsen, Thüringer und anb. heidn. Deutschen festgesetzt. Sie lautet (nach Maßmann's Schrift darüber 1830 und Roth's Denkmähler deutscher Sprache 1840) folgendermaßen in Fragen und Antworten: „Forsachistu (statt: Wider- oder entsagst du) diabole? — Ec forsacho diabole. — End allum diabolgelde (nehmlich Teufelsdienste oder -opfer)? — Ec forsacho allum diabolgelde. — End allum diaboles wercum? — End ec forsacho allum diaboles wercum vnd wordum, thunaer, ende woden, ende Sarnote (nehmlich dem Donnergott Thor, dem Wodan, und dem unbekanntern Sarnote, muthmaßlichen Sohne Wodans, nach Andern der Sax- oder Schwerbt-Genosse des letztern, nehmlich der Gott Freyr); ende allem them unholdum, the hiro genotas (Genossen) sint." Ebenso bei gleicher Fortsetzung, die Antwort: „Ec gelobo in got, almahtigan fadear, — in crist, godes suno, — in halogan gast." — In einer süddeutschen Abschwörungsformel aus d. 9. Jahrh. (in Roth, wie oben) heißt es: „Forsachistu unholbun? — F. indiuuillon? (In-Teufeln, Hausgötzen) — F. allen den bluostrom, (Opfern) then heidineman hym za bluostrom indi za geldon habent" (die heidnische Leute ihnen zu Opfern und Spenden darbringen).

Anm. II. Daß Schätze, (eine ganze Brauspfanne von Gold,) unter dem Camenzer Teufelssteine liegen, wird in der Umgegend als gewiß versichert, denn man hat sie oft brennen sehen, auch zuweilen Geld dabei gefunden. Doch aber soll das Nachgraben darnach sehr gefährlich seyn, da man den Zauberspruch nicht kenne, wodurch der den Schatz bewachende Geist zu bannen ist, wie es denn auch denen, welche es versuchten, gewöhnlich schlecht bekommen seyn soll. Einst versuchten beherzte Leute aus den obengenannten, umliegenden 3 Dörfern, zur Hebung des Schatzes, den Stein zu untergraben. Doch, obwohl es an einem schönen Vormittag geschehen, sey doch plötzlich ein furchtbares Wetter mit Sturm und Gewitter entstanden und ein herbeispringender Mann von verdächtigem Ansehen habe ihnen zugerufen: Seht ihr Verwegenen denn nicht, daß eure Dörfer in hellen Flammen stehen? Erschrocken aufblickend, haben die Arbeiter auch wirklich nichts als Rauch und Flamme gesehen, und sind sogleich nach ihren Orten geeilt. Doch, dort angelangt, hat die Sonne freundlich geschienen und es ist nichts von einer Feuersbrunst zu bemerken gewesen. Dadurch ist aber die Lust, wiederum nachzugraben, allen Umwohnenden auf immer vergangen.

Der untere Umfang des Steins beträgt gegen 60 Ell. und ein über den Stein der Länge nach gezogener Faden, betrug 30 Ellen. Auf der südl. Seite befindet sich ein Fußtritt und auf der östl. u. nördl. scheint die Natur selbst Stufen gebildet zu haben, obwohl noch nicht gnügend, um zu dem obern Theil zu gelangen. Nur etwa 500 Schritt vom Teufelssteine, auf die obgenannte Straße zu, unfern Biela, wurden Urnen, obschon meist zerbrochen, so wie bronzene Geräthe gefunden, und dabei zwei Kelts (ganz wie Taf. I. N. 43.), mehrere Ringe, wooon ein Handring (wie Taf. XIX. N. 9. in Emele's Alterth. v. Rheinhessen 1825), jedoch noch mit mehr Verzierungen und völlig den römischen ähnlich; ferner ein selten vorkommendes schaufelartiges 6 Zoll langes Geräth, eine Haarnadel mit Knopf und einem Seitenringe u. anb. derartige Gegenstände, wie sie in deutschen Heidengräbern, — auch in reindeutschen Gegenden — gewöhnlich. Ebenso wurden Urnen in Grabhügeln bei dem benachbarten Deutsch-Baslitz (wobei ein heil. See mit einer Insel) und dem südlich angränzenden Nebelschütz, bei der Sandmühle, gefunden. Von den dortigen Urnen sind mehrere i. d. Verf. Oberl. Alterth. Taf. III. abgebildet. Da aber auch Münzen des frühern Mittelalters bei Biela, und eiserne Sporen u. anb. Geräthe bei Bernbruch gefunden wurden, so scheint jener heilige Ort noch bis in die Zeiten der christl. Bekehrung sehr beachtet gewesen zu seyn.

Daß der wendische Dorfname Biela, weiß, Zschorna aber schwarz, bedeutet, ist schon früher bemerkt; vielleicht galten beide der Verehrung des Biel- und Tschernybog; doch könnte der erstere Name auch auf die Farbe des sandigen Erdbodens oder ein ähnl. gewöhnliches Verhältniß, der letztere auf die Lage im Schwarz-, nehmlich Nadelholz-Walde bezogen werden. Bern- (Bären-)

Bruch ist deutsch; der Dorfname Weißig, auf der vierten Seite des Steins, bedeutet Hochdorf, von wossoky (a. e.) hoch. Das benachbarte Dorf Baslitz wird gewöhnlich von bos, wend. Hollunder, abgeleitet, bekanntlich den Germanen und besonders den Slawen als ein geheiligter Strauch geltend; nach Anderer Meinung als Patronyme, basliz von Baslja, Basil. Von Nebelschütz fehlt eine wahrscheinliche Deutung, wenn man niebo, Himmel, und die dasigen heidnischen Urnen-Gräber nicht in Verbindung bringen will. — Mittheilungen über die Camenzer Gegend, in Bezug auf obige, wie künftig zu schildernde alterthüml. Gegenstände, verdankt d. Verf. seinem verewigten Freunde Stadtphys. D. Bönisch in Camenz, welcher sich durch Gründung des dasigen Barmherzigkeitsstiftes (zu Lessings Andenken) ein hohes Verdienst um die leidende Menschheit erwarb; ferner Senat. Gräve daselbst und dortigen Rittergutsbesitzer, Rittm. von Zehmen, von Jeschky ꝛc.

Anm. III. Diesen, von den Wenden czerto-kamen, Teufelsstein, genannten Granitfelsen (Taf. I. N. 4. und von der entgegens. Seite N. 20.), deren es ähnliche auf benachbarten kleinen Anhöhen giebt, besteht aus 3 Felsblöcken und bildet ein sehr unregelmäßiges Viereck, von ungefähr 8 Ellen Länge und 9 E. Breite, 4—5 Ellen Höhe. In der Mitte befindet sich, völlig durchgehend, von O. nach W. zu, ein Raum von etwa 1 E. Die südliche Hälfte, aus einem Steine bestehend, ist gegen 8 Ellen lang, 4 E. breit; die nördliche, von ungefähr derselben Größe, besteht aus zwei übereinander liegenden Steinen, mit zwei unten eingehauenen Stufen, jedoch nicht gnügend, um heraufsteigen zu können. In die Spalte ist oben ein etwa 5 E. langer, 2½ E. breiter, ½ E. dicker plattenartiger Stein (Taf. I. N. 22.) eingeschoben, auf dessen jetzigen Seiten- (und bei seiner wahrscheinlich frühern Lage die Ober-) Fläche zwei ovale Becken, auf eine Hand breit von einander, ausgehauen sind; eins gegen 18 Z. lang u. 14 Z. breit, das andere 12 Z. lang u. 10 Z. breit, beide 4 — 5 Zoll tief, und offenbar durch Menschenhand und zwar sehr geschickt ausgehöhlt. Ebenso liegt am Fuße des nördlichen Felsens eine, unbezweifelt von diesem herabgeworfene gleiche Steinplatte auf der Erde, 5 E. lang, 4 E. breit, ebenfalls mit 2 solchen kesselartigen Vertiefungen von Menschenhand, jede gegen 1½ E. lang, ½ E. breit und 4—5 Z. tief. (Der Fels linker Hand erscheint auf d. Zeichnung N. 4. oben etwas zu weit herüber hängend, und, in größerer Entfernung gesehen, bilden beide eine mehr viereckige Gestalt.) Von den drei, auf der Platte des nördlichen Steins nur wenig zu bemerkenden, nur etwa ¼ Zoll tiefe Zeichen, wird ein kreuzartiges, 6 Z. langes, als Scheere gedeutet, ein Strich von 3 Z. als Nadel und eine 1 zoll. Rundung als Fingerhut.

Anm. IV. Bekannt und wahr ist das Sprüchwort, daß der Regentropfen am Ende einen Stein aushöhlt; nur unrecht, dieß auf alle Vertiefungen in Felsen beziehen zu wollen; es wird stets auf die Regelmäßigkeit und auf die Natur der Steine selbst ankommen, ob z. B. bei gleicher Lage, auch an andern Stellen sich solche finden, und ob wegen and. Ursachen auf größere Wahrscheinlichkeit einer künstlichen Fertigung zu schließen ist. Mit demselben Rechte, als man bei solcher deckenartigen und and. Vertiefungen, selbst regelmäßiger Form, eine bloße Natureinwirkung annehmen zu können glaubt, mit eben denselben läßt sich auch behaupten, daß diese letztere auf sehr regelmäßige Eingradungen religiösen Zwecks einen ungünstigen Einfluß äußerte, indem die Kantenschärfe, und so Anderes, ebenfalls nach und nach abgelöset wurde, so daß jene jetzt allerdings weit unregelmäßiger erscheinen. Will man das Eine behaupten, muß auch das Andere zugegeben werden, und so würde mit gleichem Rechte, selbst bei unregelmäßigen Vertiefungen dieser Art, ein früherer religiöser oder ähnlicher Zweck vor Jahrtausenden vermuthet werden können, wenn der Ort außerdem genügende Wahrscheinlichkeit dazu darbietet. Dieß als Entgegnung ein für allemal gegen solche Einwürfe bei übrigens unbezweifelten oder doch muthmaßlichen Opferorten heidnischer Zeit und stete Zweifelsucht, sobald nicht sogleich ein beglaubigtes Protocoll beigebracht werden kann, daß ein Steinmetz bereits vor 1000 — 1500 Jahren sich zu deren Fertigung gerichtlich bekannte.

Anm. V. Nach einer andern Sage hat auf diesem Teufelsstein ein Riese gesessen, der so groß war, daß er von da blos einen Schritt bis Klein-Saubernitz nöthig hatte (und dieß sind gute 2 Stunden gegen NW.). Seine Füße reichten grad bis zu dem großen Teiche, der jetzt aber desät, wo er sich dieselben wusch; seine Pfeife zündete er sich bei der Gleina'schen Windmühle an; auch schleuderte

er einen großen ovalen Stein, der noch vorhanden, bis zu jenem Saubernitz, wo auch noch der Eindruck seiner Fußtapfen zu sehen ist. — (Die frühern kirchlichen u. and. Local-Verhältnisse dieser Gegend werden diese Sage vielleicht erläutern können, da bei solchen, Jahrhunderte lang erhaltenen Sagen nicht selten historische Beziehungen zum Grunde liegen.) Der Ortsname Pließkowitz hat keine Beziehung auf den Fels; (wend. Plußnikezy, vielleicht von plusk, Morast, Koth, wenn nicht vielleicht als Ableitung von dem Mannsnamen Plesch. Mittheilungen über diese Felsen sind zum Theil wie bei §. 16. erlangt).

§. 16. Götterberge der alten Wenden bei Budissin.

Hoch auf felsigem Ufer der Spree, bei Oehna, ein Stündchen nördlich von Budissin, stand ein Götze der heidnischen Wenden; einer alten Sage nach, mußten große Sünder von da aus, zur Büßung ihrer Vergehen, bis zum Tschernybog auf dem Praschiwa-Berge auf den Knien rutschen. Ob der Götze Flins geheißen, davon später; vorjetzt gelte es nur jenen Büßungsort aufzusuchen, wohin die Sage verweiset. Er findet sich auch inmitten einer Reihe von Bergen, welche sich, etwa 2 St. südöstlich von Budissin, längs der nach Löbau führenden Landstraße zur rechten Hand hinziehen; gegen 1 St. von dieser entfernt. Es ist der Meschwitzer oder Rachlauer Frageberg, der Tschernybog mit einigen andern, welche später zu erwähnen seyn werden. Sie sind meist mit Nadelholz bewachsen und mehrere davon mit zahlreichen grotesken, mauerartig-geschichteten Granitfelsen von 10, 20 und mehr Ellen Höhe bedeckt, wie ähnlicher bereits §. 13. bei Königshayn unweit Görlitz, näher gedacht wurden. Diese Felsschichten waren unbezweifelt eine Hauptveranlassung zur Wahl eines dasigen heidnischen Opferortes, so wie zugleich die von Landstraßen entfernte und durch Waldung bedeckte, wenig zugängliche, hohe Lage derselben. Nicht minder die herrliche, auf den Felsengipfeln zu genießende Fernsicht, welche das Auge weit hin, bis zum Riesengebirge und nach Böhmen hinein schweifen läßt, und ebenso tief in das Meißnische und in die Flächen der nördlichen Ober- und angränzenden Niederlausitz. Die Opferfeuer waren daher weit sichtbar und sie konnten zahlreiche Gläubige aus weitester Ferne herbeirufen. Der Frageberg möchte, in Hinsicht der Höhe, der Landeskrone schwerlich nachstehen. Auch mochte es zeitig Beachtung finden, daß diese Berge manche nützliche und heilsame Kräuter darbieten, wie dieß in den nördlichern, flachern Gegenden weniger der Fall ist. Die genauere gegenseitige Lage der Berge und der am nächsten umliegenden Dörfer ergeben sich aus dem Grundriß Taf. I. N. 14., dessen Erläuterung Anmerk. I. enthält.

Vor Allem gebührt es die Leser bei

1) dem Romanik zu versammeln, einer am östlichen Abhange des Pielitzer Berges befindlichen Schichtung von Steinblöcken, Taf. I. N. 25, an denen zwar etwas Merkwürdiges nicht sichtbar, wohl aber der Name beachtungswerth ist, denn er bedeutet: den Versammlungsort. Nähere Namens- und übrigens erforderliche Erläuterungen von diesen und den

folgenden Felsen sind in der Anmerk. II., unter gleich fortlaufender Zahl mitgetheilt. Einer Sage nach, versammelten sich hier die wendischen Stämme zu ihren Berathungen, oder auch, nach einer andern, die Gottesfürchtigen auf ihrem Wege zu den Opferorten, der auch hier eingeschlagen werden soll. Nur gegen 100 Schritt davon liegt:

2) der Kessel, ein Felsblock, welcher zwei (Taf. I. N. 30. abgebild.) offenbar durch Menschenhand eingearbeitete kesselartige Vertiefungen zeigt, wovon die größere vom Volke, der Kessel, die kleinere, der Kacheltopf, genannt wird. Die Sage erzählt, daß hier die Hände vor und nach dem Opfern gewaschen werden mußten und daß das gewöhnlich vom Regen darin verbleibende Wasser, als ein heiliges, nie, auch nicht im heißesten Sommer austrockne. Oestlich davon ist nun der Weg zur:

3) Hölle zu nehmen, Taf. I. N. 8., eine Felsschichtung, mit einer zum etwas gebückten Durchgehen geeigneten Oeffnung, ohne Zweifel dazu auch von den Opfernden benutzt; obwohl in der Hauptsache von Natur, scheint sie doch theilweise von Menschenhand dazu mit vorgerichtet zu seyn. Auf einem obern Steine befindet sich eine künstlich und scharf eingearbeitete Vertiefung, den Eindruck eines beschlagenen Pferdehufes ähnlich; wie Taf. I. N. 31. (vergl. Anmerk.) Dann folgt, noch weiter östlich:

4) das Teufelsfenster Taf. I. N. 7. eine ebenfalls geschichtete Felsen-Parthie, characteristisch ausgezeichnet durch eine runde Oeffnung an der obern Seite des einen Felsens, welche, der allgemein in der Gegend verbreiteten Sage nach, zum Orakel diente und wovon der Frageberg, Praschitza, den Namen erhielt. Das Fragen um Rath und Weissagungen war, wie fast bei allen heidnischen Völkern, auch bei den Slawen ein wichtiger Gegenstand des religiösen Cultus; doch ist hier nicht erklärlich, auf welche Art man die Antwort durch eine Oeffnung ertönen lassen konnte, da sie nicht tief hinein geht und bis jetzt eine Höhlung des Felsens und eine, von den Priestern benutzte unterirdische Verbindung noch nicht entdeckt ist. Frommer Priesterbetrug wußte es dennoch wohl möglich zu machen. Auch an Geistersagen von diesem Felsen fehlt es nicht, so z. B. von den aus jener Oeffnung zuweilen hervorschlüpfenden Koltki (oder kleinen Koboldchen; weshalb auch dieselbe die Koboldkammer heißt); ferner von einem Schatze in einem noch unentdeckten Keller. Solche Sagen sind gewöhnlich sichere Andeutungen auf frühere religiöse Orte. (Näheres in der Note II.) Nicht weit davon östlich:

5) die Teufelskanzel Taf. I. N. 10. eine ähnliche Steinschicht, von einem, durch weite Aussicht begünstigten, größtentheils freien Platze umgeben, und daher sehr geeignet zu einem Orte, um zu einer zahlreichen Menschenmenge zu sprechen, oder doch von da gesehen zu werden. Auch hier findet sich ein ähnlicher schmaler und menschenhoher Durchgang, der wohl nur durch Menschenhand dazu gestaltet seyn möchte. Obwohl

aber eine faſt unglaublich erſcheinende Menſchenkraft dazu gehörte, ſolche Felsblöcke zu bewegen und zweckdienlicher zu ſchichten, ſo hat ſich aus ſchon mitgetheilten Beiſpielen (Seite 23.) dennoch gnügend ergeben, daß es in früherer Zeit öfters ausgeführt wurde, ungeachtet es an den jetzt bekannten Mitteln fehlte, ſolche Felsblöcke von mehrern hundert Centner Schwere auf einander zu fügen.

6) Der Teufels- oder Tſchernebog-Altar. Taf. I. N. 9., wo, der Sage nach, ein Abgott, und zwar der Tſchernybog, ſtand. Warum der Verfaſſer Tſcherny (ſchwarz) und Bog (Gott) ſchreibt, und nicht Tſchorne und Boh, wie es im Lauſitziſch-Wendiſchen meiſt erfolgt, iſt in der Anmerkung erläutert. Auf einem am Fuße der Steinſchicht befindlichen, wahrſcheinlich von oben herabgeworfenen Blocke, befindet ſich eine rinnenartige Vertiefung in Herzform; bei der Kleinheit der Abbildung erſcheint ſie allerdings künſtlicher, als in der Wirklichkeit, und der Verfaſſer will auch nicht behaupten, daß ſie von Menſchenhand bearbeitet ward, da ſie leicht natürlich ſeyn könnte, wie in der Anmerkung näher erwähnt; jedoch die obere Rundung iſt mehr künſtlicher Art. Auf dieſen Fels bezieht ſich auch die oben angeführte Sage vom Herrutſchen der Sünder vom Flins-Altare bis zu dieſem, wobei noch folgender Umſtand erwähnt wird. Da der Berg ziemlich hoch und ſteil iſt, und mehr als eine Viertelſtunde zum Beſteigen erfordert, ſo wurde einſtmals einem Sünder das Heraufrutſchen doch allzu ſchwer, den man deshalb, zu einiger Erleichterung, herauf geſchleift haben ſoll. Noch im vorigten Jahrhunderte war es Sitte, daß ſich an feſtlichen Tagen, beſonders am erſten Pfingſttage, zahlreiche Landleute auf dem Frageberge zur Beluſtigung einfanden, welches man auf einen Ueberreſt früheſter Wallfahrten dahin deutet. Auf demſelben Tſchernybog-Berge, jedoch auf deſſen öſtlicher Kuppe, befindet ſich:

7) die Ente (wendiſch Kaſchka genannt), eine ähnliche Felſenſchicht, mit ebenfalls herrlicher Fernſicht gegen Oſten zu, wogegen die auf der vorigen, mehr weſtlich zu eine ſolche gewährt. Auf einem Felsblocke fand man eine gleiche künſtliche und ebenſo 6 Zoll lange Vertiefung, wie bei der Hölle, Taf. I. N. 30 und eine Herzförmige, 10 Zoll lang und breit und 4 Zoll tief. Oft bezeichnet man 2 Felſen mit obigen Namen, außer der großen, noch eine, als kleine Ente. Etwa eine Stunde ſüdöſtlich von jenem Tſchernybog-Berge entfernt, auf Löbau zu und 1¼ Stunde von dieſer Stadt, befindet ſich auf dem Klein-Oehſaer Berge:

8) der hohe, oder der große Stein, ebenfalls aus einer Reihe grotesker, mauerartig geſchichteter Felſen, mit Schluchten und Höhlungen beſtehend; Taf. I. N. 5. Man erzählt vom daſigen Opferdienſte auf den ſich beſonders auszeichnenden zwei Felſen (linker Hand), welche beim Beſteigen nicht minder ein erfreuliches Panorama lauſitziſcher Gefilde

erblicken lassen. Das Merkwürdigste dabei ist ein halbrunder Steinwall, ähnlich dem des Löbauer Berges, obwohl weit kleiner in Höhe und Umfang; Taf. I. N. 29. c. zeigt diesen, Anmerk. II. näher beschriebenen Steinaufwurf. Sein Zweck war vielleicht nur Bezeichnung des allein für Eingeweihtere oder Bevorzugte zugänglichen Opferplatzes, da seine Unbedeutsamkeit eine Befestigungsmauer nicht vermuthen läßt. Von hier aus, südlich zu, zwischen den Dörfern Mittel-Kunewalde und Beiersdorf, befand sich noch vor einigen Jahrzehnten, auf dem Gipfel des Beiersdorfer oder Bielebog-Berges:

9) der Bielybog-Altar (Taf. I. N. 6.), ein ebenfalls aus mehrern Blöcken geschichteter Granitfels, und ebenso, wie die vorherigen, mit trefflicher Aussicht, zumal südlich zu, und mit der Sage vom dasigen Opferdienst, obwohl ohne nähere Angaben. Außerdem gehörten wahrscheinlich noch zum Gebiet dieser Götterstze:

10) der Butterborn, der sich durch seine Helligkeit und Frische auszeichnet,

11) die Schmoritz, eine Bergwaldung bei Mehltheuer, auf welcher sich ein merkwürdiger Steinwall mit verfallnem Keller und Brunnen und andern Mauerresten befindet, welches auf einen frühern festen Platz deutet.

12) Der Throm- oder Thron-Berg, wendisch Lubin, auch Slowin genannt, ist nur des schwierig zu erläuternden Namens und einer (jedoch sehr zweifelhaften) Sage wegen erwähnungswerth, nach welcher letztern wendische Könige oder Stammhäupter darauf sich versammelt haben, auch begraben liegen sollen. Die Namen der umliegenden Orte sind in der Anmerk. III. zu erläutern gesucht worden.

In Bezug auf die unter 1 — 9 aufgeführten Felsenschichtungen ist im Allgemeinen zu erwähnen, daß sich auf und bei denselben, außer den schon erwähnten, auch noch manche andere, unbezweifelt von Menschenhand erfolgten Eingrabungen meist rundlicher Art befinden, die zur einstigen Aufstellung von Götterbildern oder andern religiösen Zwecken dienen mochten, so z. B. wie Taf. I. N. 32. 6 Zoll lang $2\frac{1}{2}$ tief. Es haben sich selbst in manchen solchen Vertiefungen noch hervorragende Ueberreste von eingekittetem Sandsteine vorgefunden, die wohl Götterfiguren gelten konnten, welche aber abgeschlagen wurden. (Vergleiche Anmerkung IV.) Ferner ergeben sich fast an allen diesen Felsen, abgesehen von Veränderung durch Verwitterung, Erdstöße und ähnliche Ursachen, augenscheinliche Zerstörungen von Menschenhand, die nicht auf Rechnung natürlicher Einwirkung gesetzt werden können; sie sind vielmehr nur dem Eifer der christlichen Bekehrer zuzuschreiben, welche dadurch der fernen Gottesverehrung an diesen Orten Einhalt zu thun suchten. Endlich ist noch auf die Lage dieser Berge hinzuweisen, welche gleich-

ſam als Grenzſcheide der (nördlichen) noch völlig wendiſchen Bewohnung nach Ortsnamen, Sitte und Sprache, und der (ſüdlichen) deutſchen Bevölkerung gilt, mit deutſchen Ortsnamen bis mehrere Meilen nach Böhmen hinein. Daß dieſe ſüdliche Gegend von Slawen bewohnt war und die letztern völlig ausgerottet, die Ortsnamen in Maſſe mit deutſchen vertauſcht wurden, iſt nicht wahrſcheinlich, weil ſich das ſlawiſche Element in unmittelbar angrenzenden Gegenden völlig erhielt. Es ſcheint vielmehr der ſüdliche Landſtrich erſt ſeit der Bekehrung angebaut, wenn er nicht vielleicht, wie es von ähnlichen benachbarten Grenzgegenden vermuthet wird, noch zur ſlawiſchen Zeit von Ueberreſten germaniſcher (ſueviſcher, oder, wegen des nahen Böhmens, markomanniſcher) Nationen, bewohnt war, die auch jene Felſen, ehe die Slawen ihren Opferdienſt darauf verlegten, vielleicht zu gottesdienſtlichem Gebrauche benutzten, zumal da ſolche Felſenaltäre urſprünglich mehr den Germanen, als den Slawen, zugeſchrieben werden.

Von den auf dieſen Felſen verehrten Göttern der Slawen erfahren wir jedoch nur die Namen Bielybog und Tſchernybog, und ſelbſt dieſe ſind vielleicht nicht die urſprünglichen, ſondern ſchon nach chriſtlichen Ideen gebildete, weil ein dadurch angedeuteter Dualismus, — nehmlich die Verehrung eines guten und faſt gleich mächtigen böſen Princips —, nicht im ſlawiſchen Götterſyſtem urſprünglich liegen möchte. Dieſes iſt überhaupt ein noch ſehr räthſelhafter Gegenſtand. Sehr tadelnswerth muß es erſcheinen, wenn nicht nur in ältern, ſondern ſelbſt oft in neuern Schriften, bei Anführung der ſlawiſchen Götter eines Landes, alle ſolche der ſämmtlichen ſlawiſchen Nationen, von baltiſchen bis zum adriatiſchen Meere und von der Elbe bis zum Ural, aufgeführt; wenn die Götter der Nord- und baltiſchen Slawen auch den Böhmen, Serben, Ruſſen ꝛc. zugewieſen werden und ſo umgekehrt. Ebenſo unrecht iſt es, wenn dieſen Schilderungen angeblich wahrhafte Götterbilder beigefügt ſind, da faſt alle ſolche nur Phantaſie-Gebilde, geſchaffen nach oft ſehr unrichtigen, meiſt ebenfalls erdichteten Angaben früherer Annaliſten, ſeyn können, denn unbezweifelte ſlawiſche Idole möchte es kaum ein paar geben. Man wird ſich daher in beider Hinſicht vor argen Täuſchungen zu hüten haben; gleiches iſt bei der deutſchen Mythologie zu beachten.

Bei den ſo zahlreichen charakteriſtiſch verſchiedenen, und von einander völlig unabhängigen ſlawiſchen Nationen iſt ein gleichartiges Götterſyſtem überhaupt nicht anzuerkennen; nur einige wenige Götter wurden faſt bei allen verehrt, weil ſie allgemein wichtigen Ideen galten, (z. B. Perun, als Donnergott, Swjatowit, der heilige Sieger, die bei mehrern (auch nordſlaw.) Nationen vorkommende Siwa, Schiwa, als Frühlings- oder Lebensgöttin ꝛc.); — zum Theil auch unter verſchiedenen Namen. Die

sämmtlichen slawischen Nationen standen weder unter einem Oberpriester, noch politischem Oberhaupte, der ihre Gottesverehrung gleichmäßig regeln, ihre Götter feststellen, die Ceremonien anordnen konnte, wie man oft wähnt, — von jetziger Kirchen-Disciplin fälschlich auf damals schließend. Die größern, die auffallendsten Naturkräfte personificirenden, oder ausgezeichneten Heerführern geltenden Götter verbreiteten sich zeitig in die einzelnen Stämme, jedoch durch National- und Local-Verhältnisse manche Umgestaltung erleidend; die Priestersitze im Lande schufen dazu neue, und, selbst von einzelnen Orten aus, verbreitete sich oft die Verehrung eines göttlichen Wesens weit hin, je nachdem dessen Priester das Volk dafür gnügend zu begeistern, ihre Rolle als Rathgeber, Weissager, Zauberer ꝛc. dabei mehr oder weniger ausreichend auszuführen wußten. Ebenso wurden auch von Nachbar-Nationen neue Gottheiten bei erlangtem Rufe hoher Wunderthätigkeit angenommen, welche dann durch zugleich mit eingewanderte Priester besorgt wurden; daher ergiebt sich bei den Slawen der Einfluß der germanischen, wie scandinavischen und anderer fremden Mythologie. Daß bei einem jener 1) wenigen allgemeinen Götter der slawischen Nationen, zugleich die Idee des höchsten göttlichen Wesens, von ihnen Bog (Boh), Gott genannt vorschwebte, ist unbezweifelt, da wohl in allen Völkern eine, allerdings oft nur wenig ausgebildete Ahnung desselben verbreitet ist. Nächst diesen sind anzunehmen: 2) Landesgottheiten einzelner Nationen, und 3) Ortsgötter, die nur in einem kleinern Districte und an einem Opferorte bekannt waren; — obwohl eine strenge Unterordnung nicht ausführbar erscheint, abgesehen davon, daß man davon überhaupt wenig weiß. Außerdem sind, wie den Germanen, so auch den Slawen 4) eine Menge niederer geistiger Wesen eigen, welche die Wälder, Flüsse, Quellen, Felsen bewohnten oder in sonstiger Art, als den Menschen nützlich oder schädlich gedacht wurden. Bei einer Mythologie der Sorbenwenden und verwandten ostdeutschen Slawen wird allerdings auf einige fremde Gottheiten, so z. B. der rügischen und andern Nordslawischen Nationen, besonders aber auf die, der benachbarten Böhmen und Polen, Rücksicht zu nehmen seyn, mit welcher jene in so nahem Verkehr standen. Doch als Haupturſache gelten immer nur — wie denn bei mythologischen Forschungen nach neuester Ansicht überhaupt mehr ein gleichsam geographischer Weg eingeschlagen wird — die Andeutungen, welche sich aus nationalen und localen Verhältnissen, aus entdeckten Alterthümern, und aus Sitten, Sagen und Liedern, so wie — vorsichtig beachteten — Ortsnamen und andern Sprachüberresten ergeben. Nach dieser Ansicht hofft der Verfasser in einem künftigen Hefte einen Versuch darüber mitzutheilen, nachdem noch manche darauf bezügliche Oertlichkeiten und Sagen einzelner Gegenden mitgetheilt seyn werden.

Vorjetzt ſey vorläufig, in Bezug auf jenen Bielybog- und Tſchernybog-Gegenſatz erwähnt, daß ein ſolcher bei keiner andern ſlawiſchen Nation, als ſcheinbar hier, ſich ſo beſtimmt ausſpricht, wenn auch die einzelnen Götter, als vorzugsweiſe mit guten Eigenſchaften oder mit nachtheiligen Einwirkungen geſchildert und nicht minder die mit letztern verehrt werden, um ihren üblen Einfluß nicht in Ausübung zu bringen. Einer der oberſten Götter und hauptſächlichſten Spender des Guten, konnte leicht als ein nur guter als ein Licht-, daher ein weißer Gott, Bielybog, gedacht werden; dabei bedurfte es nicht nothwendig eines direkten Gegenſatzes, eines völlig böſen, ſchwarzen Gottes, eines Tſchernybog, der ſich weder in der Mythologie der böhmiſchen Tſchechen, noch bei den Polen und Ruſſen urſprünglich vorfindet; die zu Prillwitz in Mecklenburg gefundenen Idole aber ſind zu ſehr bezweifelt, als daß die Nennung derſelben auf ſolchen einige Gewähr leiſten könnte, vergl. Anmerk. V. Der Bielybog hatte jedoch in manchen Gegenden ſpecielle Namen; hier als Swjatowit, dort als Rugiwit, Radegaſt ꝛc.

Der Name des zweiten Gottes, Tſchernybog, entſtand aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt dann, als die Slawen von den chriſtlichen Bekehrern mit der Exiſtenz des Teufels bekannt worden waren, für welchen, als der Fürſt der Finſterniß, jener Name, ſchwarzer Gott, ſehr gut geeignet war, und womit die Bekehrer überhaupt alle heidniſchen Götter zu bezeichnen pflegten. Entweder der Name ging dadurch in den Mund des Volks über, daß die Chriſten die ſlawiſchen Götter ſo nannten, und der Berg erhielt dieſen Namen, weil den letztern dort geopfert wurde oder worden war; er galt daher gleichſam als Bezeichnung heidniſchen Gottesdienſtes. Oder er ward einer dort verehrten beſondern Gottheit beigelegt, ohne ſie deshalb als abſolut böſes Prinzip, als einen Teufel im chriſtlichen Sinn anzunehmen; die noch heidniſch Geſinnten, — denen jene Namen wohl oft genug vorgeſagt wurden, mit der Erklärung, daß es einem böswilligen Gotte gelte — nahmen vielleicht keinen Anſtand, den ſo üblich gewordenen Namen einem ihrer Götter, der ebenfalls üble Eigenſchaften zeigte, und obſchon bei manchem Guten, ihnen doch auch Nachtheil zufügte, beizulegen; wie z. B. dem Donnergotte, deſſen Blitz und Ungewitter wenigſtens ihnen Nachtheil brachte, und der daher einige Aehnlichkeit mit dem Erzeuger alles Böſen beſaß, derſelbe Gott alſo, welcher ſehr allgemein als Perun verehrt wurde. Ob das nahe dabei befindlich Orakel ihm oder einer andern Gottheit angehörte, muß freilich dahin geſtellt bleiben, ebenſo wie, welcher Gottheit jener dritte Opferplatz, der große Stein bei Klein-Dehſa, gewidmet war. Es könnte ſich dadurch aber eine ſo oft, und auch bei den Slawen, vorgefundene Götter-Dreiheit in Hinſicht der obern Götter ergeben, unbeſchadet einer Menge anderer, (vielleicht Pſchi-Bohy, w. Nebengötter genannt, nach ſchon chriſtl. Ideen) und der Ahnung eines einzigen, höchſten Gottes, als deſſen Ausfluß die übrigen galten.

Nur die persische Mythologie hat einen unverkennbaren Dualismus, in ihrem Ormuzd und Ahriman, als zwei feindlich entgegengesetzten Hauptgöttern; in der indischen, griechisch-römischen und germanischen findet er sich nicht. Bei den pantheistischen Religionen aber hat sich aus der Einheit Gottes meist eine Dreiheit, als Hauptprinzip, entwickelt; so z. B. bei den Indern, (Brahma, Wischnu, Schiwa), Griechen, (Zeus, Poseidon, Pluton), Germanen (Wodan, Donar, Fro oder Freija); bei den Rugiern (namentlich in der Karenza-Burg, Taf. II. N. 20. als Götterbilder, aufgestellt: Rugiawit, Porewit, Porenut); bei den Preußen (zu Romowe aufgestellt: Perkun, Pikul und Potrimps).

In zahlreichen Gegenden ist ein doppeltes Heidenthum anzunehmen; das frühere, rein-heidnische, und das spätere, das christlich-heidnische, nehmlich nach dem Wiederabfall vom Christenthume. Bei dem Zurückkehren zum alten Glauben an die geliebten Götter ward derselbe mit christlichen Ideen vermischt, wobei auch der von den Christen erhaltene Teufel seine Rolle spielte (oder wenigstens dessen auf einzelne Gottheiten bezogener Name). Die Oberlausitz kam in der Mitte des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der deutschen Kaiser, indem, von der 928 gegründeten Burg Meißen aus, die Unterjochung und Bekehrung der jene Provinz bewohnenden Milziener-Wenden zu bewirken gesucht wurde. Von deren, von den Deutschen eingenommenen und befestigten Hauptorte, Budissin aus, verbreitete sich der letztern Uebermacht immer weiter, und zugleich auch die Bekehrung der Wenden, die besonders eifrig erfolgen mochte, als Meißen 965 zu einem bischöflichen Sitze erhoben wurde. Da in Böhmen die christliche Religion schon um 894 (von Mähren aus durch Methodot) Wurzel gefaßt, besonders aber durch Herzog Wenzel, den Heiligen, (929—936) weitere Verbreitung erlangt hatte, so konnte sie auch gleichzeitig in der, mit jenem Reiche stets in so naher Verbindung gewesenen Oberlausitz, zumal der Görlitzer und Zittauer Gegend, einigen Eingang gefunden haben; doch die Erzählungen alter Annalisten davon sind nur als leere Muthmaßungen, als Fabeln, zu betrachten. Unbezweifelt erfolgte sie vom Meißnischen Bisthum aus weit kräftiger, um seinen Sprengel mehr und mehr gläubiger — nebenbei auch desto einträglicher — zu gestalten und, mit Ausnahme des Zittauschen Districts, verblieb die übrige Oberlausitz stets unter jenem Meißnischen Stifte, obwohl auch sie bis 1620 Böhmens Fürsten gehörte, denn die kirchliche Oberherrschaft richtete sich damals nicht nach der politischen.

Doch die christliche Religion der damaligen Zeit konnte den heidnischen Slawen, wie den Deutschen, nicht so annehmlich erscheinen Manche, den ihrigen ähnliche Verhältnisse gab es zwar dabei; z. B. daß ihnen ebenfalls Bilder, des Kreuzes wie zahlreicher Heiligen, zur Verehrung

dargeboten wurden und mithin nur deren Form vertauscht, das Wesen des Bilderdienstes fast beibehalten, und dabei auch gestattet ward, gegen reichliche Spenden, Andere, nehmlich die Priester, für sich beten und die Vergehen sich von diesen vergeben zu lassen. Allein befremdend mußte es ihnen erscheinen, daß sie, statt des fröhlichen Opferdienstes mit Tanz und Gesang, als Dank für reichliche Gaben der Götter — und wer könnte bei ihrem Bildungszustande eine sinnliche Freudigkeit ihnen verdenken! — nur mit Fasten, strenger Buße und ernsten Gebeten den Gottesdienst abhalten; daß sie die, so Manchem in späterer Zeit noch völlig unbegreifliche Lehre von der Erbsünde sich klar vorstellen und wegen letzterer dulden sollten. Und so Anderes ihnen Unerklärliche, noch dazu in einer fremden Sprache mitgetheilt, die nicht selten zu argen Mißverständnissen führte, wie denn z. B. der Merseburger Bischoff Dithmar in seiner Chronik der damaligen Zeit klagt, daß die Slawen aus dem Kyrie Eleison, ein „Ykrivolsa", in ihrer Sprache: „im Strauche die Erle" (Anm. VI.) gemacht hätten. Noch tiefer mußte die christliche Religion in die ökonomischen und politischen Verhältnissen eingreifen. Statt früherer beliebigen Opfergaben, wurden sie zu einer bestimmten und zwar streng eingeforderten Decem-Abgabe verpflichtet; statt seltnern und beliebigern Opfertagen wurde der siebente Tag jeder Woche dazu bestimmt, was, wenn auch den Dienstleuten, doch den Dienstherren eben nicht angenehm seyn mochte. Und endlich, statt ihrer Opferpriester, — welche von des Volkes Gaben und den Einfluß der politischen Obern abhingen, und deren Dienst oft selbst mit den der Volksobern verbunden war, — Einführung eines neuen, eines herrschenden Priester-Standes, welcher nicht nur die Glaubens-Verhältnisse mit weltlicher Strenge zu leiten, sondern sich selbst häufig in politische zu mengen, beeifert war. Von einer allseitige Wohlfahrt bringenden Selbstveredelung, von der reinen, thatkräftigen Nächstenliebe, von dem beruhigenden festen Gottvertrauen und beseeligenden Unsterblichkeits-Glauben und anderm Wesen der erhabenen, menschenbeglückenden Christus-Religion erfuhren sie wenig oder nichts; letztere in ihrer biblischen Reinheit und eifriger, tagtäglicher Ausübung gemeint.

Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Sorben, so wie früher die alten Sachsen, fast nur durch Gewalt zur Annahme der neuen, ihnen völlig fremdartigen Lehre bekehrt werden konnten, und daß ihr eifrigstes Sehnen war, zu ihren geliebten Göttern wieder zurückzukehren, die, ohne solche Aufopferung, ihnen so manches Gute gewährt hatten. Gelegenheit dazu gab es, und zur Empörung überhaupt, bei den steten Kriegen der damaligen Kaiser und deren, über die eroberten Slawenländer gesetzten Markgrafen, welche ihre Macht daher meist anderwärts brauchten, und wobei die meißnischen Bischöffe sich nicht minder mit einmischten. Die öftern Einfälle der Polen-Herzöge

in das Meißnische und die Belagerung der dasigen Burg 1015; die Besitznahme der Oberlausitz 1002 durch jene, welche letzte erst 1030 wiederum in meißnische Hände gelangte, so wie die spätern öftern Fehden, begünstigten jenen Rückfall. Zwar gab es in Breslau seit d. J. 1000 ein Bisthum und die zugleich Schlesien beherrschenden Polen-Herzöge bekannten sich schon seit 965 zur christlichen Religion; es mochte aber ebenfalls noch eine halbheidnische seyn. Zu dem war sie in allen diesen Ländern meist nur an den Fürstenhöfen und in den deutschen Burgen und größern Städten gnügend verbreitet, wo es christliche Priester gab; die kleinen Orte waren sich selbst überlassen, und blieben meist im frühern Verhältnisse, denn das alleinige Taufen war ohne Erfolg, wenn nicht Priester am Orte fortwährend dafür wirkten. Deren konnte es aber in den ersten Jahrhunderten nicht so zahlreiche geben, denn, wenn auch eine strenge Kirchenzucht die Lust zu diesem Stande damals nicht beschränkte und ebenso wenig eine gesetzliche Ehelosigkeit abschreckte, welche bekanntlich erst im 11. Jahrhunderte durch Pabst Gregor VII. eingeführt wurde, so widmeten sich demselben dennoch wohl meist nur Deutsche, deren Unkenntniß der wendischen Sprache wiederum ein Hinderniß dabei war. Unter solchen Verhältnissen und bei den steten Fehden der slawischen und deutschen Fürsten, — denen die Oberherrschaft und gegenseitige Verdrängung die Hauptsache war, nicht der rechte Glauben des gemeinen Landvolks, — mochte auch in der Oberlausitz der heidnische Gottesdienst wiederum sein Haupt empor gehoben haben, und wenn auch nicht in Budissin selbst, und den größern, bereits mit Capellen und Priestern versehenen Orten, so doch in entferntern, besonders unwegsamen Gegenden. Göda dagegen verblieb, als ein gleichsam vorgeschobener fester Posten, den christlichen Priestern, wo von Meißen aus unbezweifelt zuerst das Kreuz aufgepflanzt worden war; denn dessen Capelle bestand, nicht unwahrscheinlichen Angaben nach, schon 1010 und 1076 wurde die dasige Kirche durch Bischoff Benno, dessen Mutter sich dort aufhielt, erbaut; — von welchem Baue ohne Zweifel noch einige Säulenstücke im byzantinischen Style herrühren, welche vor wenig Jahren bei einer Kirchen-Reparatur entdeckt wurden. — Daß aber in jener Provinz noch im 12. Jahrh. das Heidenthum in Flor war, ergiebt sich daraus, daß, einer historischen Nachricht zu Folge, bei einem Heereszuge des Herzog Lothar von Sachsen und des Erzbischoffs Adelgott von Magdeburg, zu Gunsten Wiprechts von Groitsch, im Jahre 1116 in der Oberlausitz ein Götze, den die Wenden wiederum aufgerichtet hatten, zerstört wurde; wenn aber auch ein Zusatz späterer Chronisten, daß dessen Sitz Oehna, und dessen Name Flins gewesen sey, vielleicht, zumal letzteres zu bestreiten ist, so doch nicht das Factum an sich. Daß es aber noch zahlreiche, wenigstens heimlich besuchte heidnische Opferorte in den, wie schon erwähnt, entlegnern Gegenden der Provinz geben mußte, ist um so wahrscheinlicher,

als von den benachbarten Ländern in jenen Jahrhunderten ein Gleiches bekannt ist, wie die Anm. VI. näher angiebt. So wurde, laut urkundlichen Nachrichten, den Wenden um Diesdorf in der Mark sogar noch im J. 1246 ernstlich angedroht, sie fortzujagen, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten; dieß war überhaupt ein damaliger guter Grund, um ihre Güter Deutschen zuzuwenden oder auch einzuziehen, als der Kirche verfallen. Nur erst zum Anfange des 13. Jahrhunderts wird die völlige Bekehrung der oberlausitzischen Wenden anzusetzen seyn, als 1219, unter Bischoff Bruno von Meißen, die Kollegiatkirche und das Domkapitel unter einem Probst zu Budissin errichtet, die Domkirche erbaut und zugleich die Priesterschaft der Provinz in ein geordnetes Ganze vereinigt wurde, mit 10 über die einzelnen Pfarreien gesetzten Erzpriester; nehmlich zu Görlitz, Lauban, Löbau, Seidenberg, Reichenbach, Camenz, Bischofswerda, Hohenstein mit Sebnitz, Stolpen und Sorau, — wogegen Zittau zum Bunzlauer Archidiaconat des Prager Erzbisthums gehörte.

Nach diesem Allen wird in der Oberlausitz, wenigstens in der nordwestlichen, von Wenden noch bewohnten Hälfte, zwischen Löbau, Budissin, Camenz, Hoyerswerda ꝛc. ein doppeltes, ein reines Heidenthum, bis zur ersten Hälfte des 10., und ein heidnisch-christliches, von da bis zum Ende des 12. Jahrhunderts anzunehmen seyn. Während des letztern ist aber wahrscheinlich auf jenen Götterbergen noch fleißig geopfert und geweissagt worden, ist zugleich jener Name Tschernybog entstanden und jene Sage von Herrutschen vom Flinsstein bis zu des letztern Altar, wobei offenbar diese Bußübung erst vom gleichen christlichen Gebrauche entlehnt wurde. Vielleicht war es auch nur symbolisch gemeint, wie bei ähnlichen Sagen des Heidenthums, als eine Götter- und Priester-Wanderung und zwar nach dem Rachlauer Berge, wohin sich wohl die Priester des Oehna'schen Götzen geflüchtet haben konnten, da die Nähe bei Budissin schon zu dessen zeitiger Zerstörung Veranlassung geben mußte. Ebenso deutet der Name der Felsendurchgänge, die Hölle, die Kanzel ꝛc. auf eine christliche Ansicht.

Man wird dem Verfasser es nachsehen, wenn hier zum Schlusse, bei einer Vermuthung, wie etwa die Verehrung auf jenen Felsen, in Bezug auf eine Götter-Dreiheit erfolgte, vielleicht der Phantasie zu viel Spielraum gelassen seyn sollte; würde sie nicht als wahrscheinlich anzuerkennen seyn, so doch in der Möglichkeit liegen. Die alten Sorben der Gegend, die Milziener-Wenden, versammelten sich zuerst bei jenem Versammlungsstein, Romanik; die entferntern bildeten ohne Zweifel Wallfahrtzüge, wie auch im christlichen Mittelalter gewöhnlich waren, indem sie mehrere Tage dazu benutzten und die nöthigen Lebensmittel mit sich führten. In der dazu gewählten schönen Sommerzeit ward die Nacht im Freien zugebracht, da es an gnügenden Herbergen fehlen mußte, wenn auch solche für die Ausgezeichnetsten des Volks von den Priestern bereitge-

halten würden, wie denn manche der letztern, wenigstens in Pommern auch zugleich die Wirthe in gottesdienstlichen Versammlungshäusern waren. Durch hoch auflodernde Rauchwolken war das Fest bereits den entfernt Wohnenden bekannt worden. Bei dem Kessel erfolgte das heilige Waschen, um desto würdiger sich dem Opferorte zu nahen. Angeführt vom Priester wurde dann im festlichen Zuge durch das Felsenthor geschritten, welches später, nach christlicher Idee, die Hölle genannt, dennoch vielleicht auch schon für heidnische reuige Sünder, zum entsündigenden Durchgehen, bestimmt seyn könnte. Die Tempelgebäude mit denen die Felsenaltäre unbezweifelt versehen waren — denn die Slawen hatten meist hölzerne Tempel — waren kostbar geschmückt, und wohl ward keine Pracht damaliger Zeit gespart, um dem Gläubigen einen Hochgenuß zu bereiten. Dann ward das Orakel befragt, um des Landes Zukunft und später auch um Einzelner Schicksal, — gegen Gebühren. Von der Teufelskanzel herab ermahnte ein Priester vielleicht das Volk zu allem Guten, nebenbei wohl auch zu reichlichen Opfergaben, die ja doch meist den Priestern zu Gute kamen. Das Opfern selbst beschloß den ersten Tag, wobei es an Schmauß, Gesang und Tanz, von Hußlje (3saitige Geige) und Koslo (Bock- oder Dudelsack-Pfeife) begleitet, nicht fehlen durfte, bis die mondhelle Nacht die ermatteten Geister in die Arme des Schlafs führte. Vielleicht dem Donnergotte, wie oben erwähnt, galt dieser Tag. Der zweite war dem völlig guten Gotte, auf dem Bielebog-Altare, geweiht; es galt vielleicht jenem, fast von allen Slawen verehrten Swjatowit, dem heiligen Sieger; denn das Siegverleihen war bei den heidnischen Nationen einer der wichtigsten Gegenstände. Einer dritten, ungenannten Gottheit galt es dann zuletzt, am dritten Tage, auf dem Klein-Dehsaer Hochstein. Wohl läßt sich bei dieser Dreiheit eine Göttin vermuthen, welche dort in ähnlicher Art, mit Opfer, Gesang und Tanz verehrt wurde, und leicht könnte es die Schiwa, die Fruchtbarkeits- und Lebensgöttin seyn, deren Gaben nicht minder zum Lebensglück erforderlich waren, und welche auch in dem benachbarten Böhmen, wie bei den Nord-Slawen, göttlicher Ehre genoß. Noch erzählt die Sage von der Verehrung der Schiwa auf dem Frageberge, welches vielleicht dem Dehsaer gelten könnte; (eines bei diesem Dorfe befindlich gewesenen Opfersteines ist bereits Anmerk. III. gedacht.) Vielleicht war auch hier der Platz mit Fähnchen geziert und es fehlte nicht an pomphaften Aufzügen, wie bei ähnlichem Festen der pommerschen Slawen statt fanden; vergl. S. 148. Dann aber, am viertem Tage, kehrte das Volk entsühnt, erfreut und voll Hoffnung einer reichen Gewährung der erbetenen Göttergaben, zurück zum häuslichen Heerde und berichtete, noch begeistert vom Feste, von dessen Glanz und Vorgang und dessen Freuden, den Zurückgebliebenen; den geliebtern Seelen aber wurden auch wohl insbesondere noch Geschenke

Digitized by Google

zu Theil, die, von Priestern geweiht, einen um so höhern Werth haben mußten; — wie dieß Alles auch in späterer Zeit noch als üblich erscheint.

Damit das Ende dieser Mittheilung sich dem Anfange anschließe, so sey noch erwähnt, daß die dort gedachte Sitte des bußfertigen Rutschens auf den Knien, von Oehna bis zum Tschernybog, seit langer Zeit unterblieben ist; ob aber aus Mangel an Sündern, die dadurch zu büßen hatten, oder, bei den neuern Kleidungs-Moden, wegen zu bedeutender Kostspieligkeit der dadurch zu oft beschädigten Bekleidungsstücke, oder ob etwa die Länge und Breite des zweistündigen Weges, jetzt, bei vielleicht zu gesteigerter Anzahl der Schuldigen, nicht mehr gnügenden Platz dazu darbietet, dieß hofft der Verfasser noch von gütigen Freunden in Erfahrung zu bringen, und das Ergebniß dem geehrten Leser später mitzutheilen. Doch möge auch einer der letzten beiden Gründe statt finden, wenn nur wenigstens ein öfterer Besuch des Tscherny- und Biely-Bogs auf bequemere Art erfolgt, und wenn die Gebildetern der Umgegend, zumal Budissins, dabei nicht versäumen, eifrige Nachforschungen und Nachgrabungen nach alterthümlichen Gegenständen zu unternehmen, welches ihnen weit leichter seyn würde, als den noch so wißbegierigen, jedoch in Zeit und Beihülfe beschränktern Besuchern aus der Ferne. Gewiß sind noch manche Steineingrabungen zu entdecken, die zu interessanten Aufschlüssen führen könnten, und gottesdienstliche Geräthe, welche flüchtende Priester unter Erde oder Steingerölle einst sorgfältig verbargen. Ist in neuester Zeit so manches Interessante dieser Art im Vaterlande erforscht worden, um so mehr werden sich künftig, bei einem größern Eifer, noch wichtigere Aufschlüsse ergeben, geeignet die Culturzustände der alten Slawen in ein helleres Licht zu stellen. — (Nachträge zur Schilderung des Weigsdorfer Opferfelsens S. 13. und so einige andere Zusätze, sind in der Anmerk. VII. enthalten, welche an geeigneten Orten nachzutragen seyn werden.)

Anmerk. I. Erklärung der Ziffern des Grundrisses der Budissinischen Götterberge Taf. I. N. 14. Dörfer: I. Ober-, II. Mittel-, III. Nieder-Kunewalde an der Spree; jenseit (südöstlich) des mit 17 bezeichneten Berges liegt Beyersdorf; IV. Cosul, V. Postwitz, VI. Heinitz, VII. Groß- und VIII. Klein-Cunitz, IX. Rascha, X. Edendörfel, XI. Bennewitz, XII. Mehltheuer, XIII. Pielitz, XIV. Döhlen, XV. Rachlau, XVI. Wuischke. — Berge und Felsen: 1) der hohe Stein bei Klein-Oehsa (welches östl. davon über dem Raume der Abbild. hinausliegt), 2) Steinberg, 3) Ziegelberg, 4) die Gaczka, die eine Kuppe des Meschwitzer oder Rachlauer Berges, 5) Tschernybog-Altar (auf demselben), 6) Kanzel, 7) Teufelsfenster, 8) die Hölle, 9) der Kessel, 10) Romanik; ferner: 11) der Pielitzer-Berg, 12) Butterborn, 13) Hartmannsberg, 14) Schaafberg, 15) Schmoritzberg, 16) Thromberg, 17) Bielybog-Berg, als die nördliche Seite des Beiersdorfer Berges. Bei V, VI, IX, X, führt eine Poststraße auf die nahe böhmische Gränzgegend.

Anm. II. Zu 1) Romanik, von hromadnik, und meist mit weggelass. h, Versammlungsort; (h)romada, Versammlung; auch Haufen.

2) Der Kessel, auf wend. (dasselbe bedeutend) kotol, ist 6 Ellen lang, 5 breit; die größere Vertiefung, der Kessel selbst, ist 2 Ell. breit, 6 Zoll tief nnd völlig regelmäßig bearbeitet; ebenso die kleinere, der Kacheltopf, (w. dasselbe, kochlonk) ¾ E. breit, 3 Z. tief.

3) Bei der sehr mit Gebüsch umwachsenen Hölle (wend. nachgebild. hela) ist der Durchgang 2½ Elle hoch, 1½ Ell. breit; die erwähnte Vertief. Taf. I. N. 31. ist 6 Zoll lang, 4 Z. breit, 2 Z. tief.

4) Das Teufelsfenster oder Teufelsloch, ist in dem, etwa 15 Ellen hohen, 16 E. langen, 5 E. breiten Felsen, an dessen vorderer Seite, auf 10 E. hoch befindlich, gegen 10 Zoll im Durchmesser haltend und auf 1 Elle tief; es ist innen ziemlich rund und noch etwas breiter ausgehöhlt; es erscheint fast unmöglich, daß die Natur allein es so gebildet habe. Der übrigens sich nicht als hohl ergebende Felsen und dessen Umgebung ist noch zu wenig untersucht, als daß man vermuthen könnte, auf welche Art es möglich ward, die Antwort aus jener Oeffnung heraus ertönen zu lassen. Die Reihe der benachbarten mauerartigen Felsen ist auf 60 Schritt lang. — Die Kobold kammer, wend. koltki domy; der Koltki, als kleinen Erdgeistern, wurde schon S. 56. gedacht; (dom, Heimath, Haus). Eine von diesem Felsen erzählte Schatzsage ist mit der vom Lödauer Berge S. 79. erwähnten, wo die Mutter wegen zu sammelnder Schätze ihr Kind verläßt, fast gleich und scheint nicht ursprünglich hierher zu gehören, vielmehr erst auf diesen Felsen übertragen worden zu seyn. Der wendische Name dieses zu Nachlau gehörigen Bergtheils (auf dem zu Meschwitz gehörigen befindet sich die Ente) ist (nach des aus dort. Gegend gebürtigen, tiefen Sprachkenners, des verstorb. budiss. Past. Primar. Ludensky Auskunft) praschiza, oblw. Frage- oder Orakelort, von praschecż, fragen; (nach Andern praschawiza mit ausgefallenen erstern a, daher auch Praschwitza genannt). Auch anderwärts giebt es gleichbenannte, ebenfalls auf solche religiöse Rathgebung deutende Orte, z. B. Praschiza bei Spremberg, wo, der Sage nach, auf der nahgelegenen Anhöhe ebenfalls ein Orakel war; so bei Zwickau in Böhmen, ein Frag- und ein Urtheils-Berg. Der von dem obigen Berge oft auch gebrauchte Name Schleifberg, zumal von dessen südlicher Seite, kommt vom Herabschleifen des Holzes her, dessen Abfuhr bei einem Fall von meistens 35, an manchen Stellen von 45 Grad, nicht möglich ist; der ebenfalls gebräuchliche Name „Mittelberg" von der Lage in der Mitte der benachbarten.

5) Die oberste Schicht der Teufelskanzel, (wend. kljetka, Kanzel) ist gegen 12 Ellen hoch; die Oeffnung auf 3 E. hoch und 1 E. breit.

6) Der Teufelsaltar ist ungefähr 10 Ellen hoch und auf 30 lang. Die auf dem zur Seite liegenden Steine befindliche runde Vertiefung ist 3 Zoll breit, 2 Z. tief; eine von da ausgehende Art Rinne bildet weiter unten eine herzförmige Gestalt; ungefähr 5 Z. lang und breit, deren Mitte jedoch gleich der übrigen Steinfläche erhaben, daher dabei an ein vertieft ausgearbeitetes Herz nicht zu denken ist. Kann auch diese Figur mehr als Zufall angesehen werden, so erscheint dagegen jene Rundung zu regelmäßig, als daß sie durch Witterungs-Einwirkung entstanden seyn könnte, wobei der Verf. sich auf die S. 185. aufgestellte Ansicht bezieht, zumal da es auf den Felsen dieser Gegend zahlreiche, offenbar künstlich eingearbeitete Vertiefungen giebt. Von den Lausitzischen Wenden wird gewöhnlich Czornyboh, geschrieben; doch der Verf. hat Tschernybog gebraucht. Der wend. Ausdruck für schwarz lautete ursprünglich unbezweifelt tscherny, und so nach czerny in böhm., russ., altslaw. u. and. öst- und südl. Dialect; a und o sind nur Umwandlungen z. B. bei den Polen czarny, bei den Wenden czorny, und selbst letztere sprechen es oft in den Bergnamen Tscherny aus; ebenso sind viele Ortsnamen theils mit Tschorne, theils mit Tscherne, und Tschirne zusammengesetzt. Es ist hier Bog geschrieben und nicht Boh, weil sich die Annahme des h für g erst in späterer Zeit bei den westl. Dialecten ausgebildet hat, bog in den meisten slaw. Sprachen (im niederlaus.-wend., poln., russ. und and. östl. Dialecten) gebraucht und daher als die ursprüngliche Aussprache angenommen wird, während nur im Böhmischen und dem oberlaus.-wend. und slawakischen Dialecte, auf welche jenes seinen Einfluß äußerte, die Aussprache boh gewöhnlich ist: — ebenso wie hora, Berg, während jene obigen Sprachen gora dafür haben, und so bei andern Worten (hrod, hrad, grod S. 112.) ꝛc. Auch spricht das Volk noch in diesem Bergnamen Bog. Ein fernerweiter Beweis dafür, daß das g älter ist, als h, findet sich in den aus den frühesten Zeiten herrührenden germanisirten Bezeichnungen wendischer Ortsnamen, welche im Deutschen g haben, während die jetzigen Wenden h dafür gebrauchen, z. B. Goëda, wend. Hodży, Gaussig wend. Husk, Gurig wend. Horka u. s. w.

7) Die Ente, wend. dasselbe gaczka, Katschka; ob eine Aehnlichkeit in der Ge-

stalt vielleicht zum Grunde dieser Benennung liegt, oder der Diminutiv eines alten verloren gegangenen Worts, ist unbekannt. Muthmaßlich gab es ein solches für Bergkuppe, Kusch, Kutsch ꝛc. wegen vieler Bergnamen, Kosch, Kutschen, (=berge) ꝛc. und dann mit Vokal=Umänderung im Lauf der Zeit (Katzenberge ꝛc.), wornach man Obiges wohl fälschlich Gans deutete. Zuweilen hat man 2 Entensteine angenommen, wie denn überhaupt die Namen dieser Felsen oft verwechselt werden. Der Vers. ist dabei der authentischen Lidert'schen Mittheilung gefolgt.

8) Hochstein bei Klein=Dehsa; die beiden, sich auf 25 Ellen erhebenden, früher ohne Zweifel noch höheren Felsen, Taf. I. N. 5 links, und N. 29 a. unten zusammenhängend (20 Schritt lang, 70 im Umfang), werden besonders als Opferplatz erwähnt; die übrigen grotesken Felsen bilden durch ihre geschichtete Lage manche Höhlung, und würden eine sehr interessante Ansicht von beiden Seiten darbieten, wenn sie nicht zu sehr von Bäumen bedeckt wären, die jedoch bei dieser Zeichnung, wie bei andern meist weggelassen wurden, da sie ein ganz unwesentlicher, oft in kurzer Zeit sich verändernder Gegenstand sind, welcher, wie schon S. 10 erwähnt, bei solchen tausendjährigen Alterthümern nicht in Betracht kommen kann. Der Steinwall N. 29. c, welcher gleichsam einen Halbkreis von der einen Ecke der Felsen bis zur andern bildet, ist auf 140 Schritt lang, und von der Mitte von jenen gegen 60 Schr. entfernt, abwechselnd 1—2 Ell. hoch und etwa 2—4 breit; er besteht aus nur lose auf einander geworfenen Steinen. Nach einer Sage soll der Ort auch zum Opfer=, nach andern zum Begräbnißplatz gedient haben, doch ist keine Spur davon vorhanden, so wie überhaupt Alterthümliches noch nicht entdeckt worden; auch als früherer Aufenthalt von Räubern wird er erwähnt. Die umwohnenden Landleute haben eine abergläubische Furcht vor dem Berge, zumal vor dem großen Steine, bei dem es nicht recht geheuer seyn soll.

Dehsa ist außerdem noch zu beachten, weil vor wenig Decennien noch, am Ende des Dorfes, auf Rechen zu und an dem nach Oelsa führenden Hohlwege, ein ziemlich beträchtlicher (zum Straßenbau zersprengter) Felsblock lag: von diesem erzählt die Sage allgemein, daß auf ihm ein Gott (wohl nicht Tschernybog, wie Einige meinen), gestanden habe, so wie auch auf dem Steine ein Herzzeichen, wie auf dem Tschernybog=Altare, befindlich gewesen seyn soll. Diese ganze Gegend erscheint daher als Sitz zahlreicher wendischer Götter.

Von Groß=Dehsa, südlich nach Lawalde zu, östlich von Oelsa, liegt ein Berg, der Budnik, oder Mittasch=Berg genannt (verschieden von d. Rechner Mittasch=Berge S. 114.), ebenfalls nach einem Besitzer. Auf diesem hat das, der wend. Mythologie eigenthümliche Mittagsgespenst Pschipolniza, früher, wie noch unlängst alte Leute zu erzählen wußten, sein Wesen getrieben, und zumal in dessen Fichtenbäumen. Von diesem später näher zu erwähnenden Geiste, giebt es überhaupt zahlreiche Sagen; doch nicht alle sind ächt. So wird z. B. in Bezug auf das südlich von Oelsa gelegene Alt=Löbau (S. 90) und einen dasigen Brunnen, so wie auf die Gründung des Orts (i. d. sächs. Kirchen=Galerie, Oberlauf. N. 38.) eine Sage von demselben erzählt, die aber, ebenso unbekannt, als unwahrscheinlich, nur als neue Dichtung gelten kann; dieß bestätigt auch die Erwähnung der altsächs. Six in einer wend. Sage. Ueberhaupt wird, bei der jetzigen Sagen=Liebhaberei, auch anderwärts, dem gutmüthigen Lesepublicum statt ächter, örtlicher Volkssagen, so manches Untergeschobene mitgetheilt; theils sind es neuerdachte und ausgeschmückte, theils Sagen anderer Gegenden, aber auf beliebige Orte verlegt. Daher wird Vieles, mit Ausnahme d. Schrr. von Grimm, Bechstein, Temme ꝛc. vergl. S. 49, nur als Romanen= und Novellen=Gut, ohne allen histor. Werth, gelten können und wenigstens sorgfältiger Prüfung bedürfen, wenn man sich nicht täuschen lassen — will. — (Die Sage von der Verehrung einer völlig unbekannten und sehr zu bezweifelnden Göttin Kuna, auf dem Frageberge, scheint nur wegen des nahen Orts Kunewalde entstanden zu seyn.) — (Der Pfaffenberg, von dem aus die Ansicht Taf. I. N. 40. entnommen, heißt wend. ebenso popiza, von pop, Pfaffe, Priester, früher viell. d. Löbauer Mönchskloster gehörig. Oelsa v. wolscha w. u. d. olsza p. die Erle.)

9) Bielybog=Altar; die nördliche Seite des Beierdorfer Berges hieß früher insbesondere der Bielybog, und ist auch so auf Landkarten angegeben, obwohl die jetzige Generation ihn meist nur (nach einem Besitzer) Casparberg nennt. — Die Abbild. Taf. I. N. 6. ist bereits 1816 von der nordwestl. Seite der Steingruppe entnommen, und, nach Versicherung von Augenzeugen, völlig getreu; die

letztere wurde 1818 gesprengt; den untersten Theil (2 Ellen hoch, 6 im Umfang) benutzte man zur Unterlage eines dort Sachsens König Friedrich August III. zu Ehren errichteten Denkmals. Ueber das Beierdorfer Thal südl. herüber liegt ein ebenfalls mit grotesken Felsblöcken versehener Berg, der Hayn genannt.

10) Ob der Butterdorn vielleicht von einem etwanigen Namen Butterberg entstand, ist unbekannt; eine sehr profane Namens-Erläuterung ist die, daß die, Butter zum Markttag nach Bautzen tragenden Landleute dieselbe im Sommer da erfrischten, weil er sehr kühl sey. Es möchte wohl einen andern, aus dem Wendischen zu erläuternder Ursprung geben; z. B. vielleicht von wetro, Wetter, weil manche Berge dieses anzeigen (daher die zahlreichen Wetterberge), woraus, wie bei so vielen andern ähnlich veränderten Namen, eine Umänderung in jenen wohl möglich war. (Butterberge giebt es auch bei Zittau, Großenhayn ꝛc. ohne alle Beziehung zu Butter.)

11) Dieser sogenannte Schmoritzer Rundtheil oder Steinwall liegt ¼ St. von Mehltheuer und nicht viel weiter von Bennewitz; er hat gegen 300 Schritt im Umfange, 3 — 6 Ellen Höhe, besteht aus kleinen, lose aufeinander geworfenen Steinen, und ist wegen des dichten Gestrüppes schwer zu untersuchen. Der eingefallene Keller ist 5 E. lang, 2 breit, 4 und früher wohl 7 E. tief, zum Theil mit Fels umgeben. Der Sage nach, soll an einem nördlich, auf 18 E. tief heruntergehenden Felsen, ein Schloß gestanden haben, und von da aus ein unterirdischer Gang bis Bautzen befindlich seyn. Ueberreste einer niedern Mauer sollen zum Theil jenen Kreis noch weitläufiger umfassen; auch hat man verbranntes Getreide dabei gefunden. Er bedarf jedoch noch näherer Untersuchung. Der Name Schmoriza, Fichtenwald, von schmrjok, w. smrk b. Fichte.

12) Thromberg. Nach einer (von Gräse I. 71. mitgetheilten) Sage haben sich auf den, jetzt tief in die Erde gesunkenen Steinen, 7 wend. Könige oder Anführer zur Berathung versammelt, um das deutsche Joch abzuschütteln. Auf ihm sei dann eine blutige Schlacht erfolgt, wobei sie sämmtlich getödtet, und mit ihren Kronen, jeder unter einen Stein, begraben wurden. Die goldnen Kronen werden aber von bösen Geistern bewacht. Die Sage kann vielleicht auch nur aus der Namens-Erklärung entstanden seyn. Die Namen Thron-, Throm-Traumberg sind wohl deutschen Ursprungs, da es den wend. Namen Lubin dafür giebt, so wie Slowin, und schwierig zu erläutern. Der Letztere scheint auf: „Slawisch" hinzuweisen; das erste könnte man als das abgeänd. Letztere vermuthen.

Anm. III. In Bezug auf die Namen der umliegenden Orte sind folgende Vermuthungen aufzuführen: Kunewalde, wend. nachgebildet Kumaud; urkundl. 1272 Konenwald, von einem Besitzer Kuno, (wenn nicht etwa von koina, Kiefer, so wie anderwärts Kienbaiden, vom guten Kiehnholze). Kosul, w. Koslow, v. koslow, Bock; doch giebt Körner auch die Bedeutung: Grabhügel, Maal. Postwitz, nicht von Post, sondern wend. Budestezy, von buda, Andau, Haus, Wirthshaus; vielleicht zuerst angebaut, weil es als einer der dasigen ältesten kirchl. Orte gilt. Zahlreiche slaw. Orte heißen Buda, Budin ꝛc. Heinis, dem Deutschen nachgebildet, (heil.) Hayn- oder Wald-Ort. Kunitz, von kon. Pferdeort; (wenn nicht von koina, Kiefer; auch koiza nach Körner). Raschau, w. Raschow, vielleicht v. rasyeż (Holz) schlagen, Andau im Walde. Bennewitz, w. Bonjezy, wohl nicht von bano, Sumpf, Quellenort. Mehltheuer ist vielleicht ein sogen. Spitzname und schwerlich von maly, klein, dwor, Hof, Meierhof (Adject. dworowy), da es einen besondern wend. Namen giebt, nehmlich Ludenz, vom nahen Lubin-Berge entlehnt. Pielitz, wohl germanisirt vom w. Namen splusk, der Pilz; spljesk, Fläche. Döhlen, w. Delany, von delny, niedrig. Rachlau, w. Rachlow, v. rak, Krebs; (nach Körner von einem slawon.-böhm. rek, der Held, so auch Rakezy, Königswarthe abgeleitet). Wuischke, w. Wujeschk, Diminut. v. wujesd, Ausgang, Durchgang, Paß, (wie ein solcher daselbst auch über das Gebirge nach Böhmen führt). Meschwitz, w. Meschezy, vielleicht v. mjesa, die Gränze (Adj. miesny); meschnik, der Meßpriester. Dehsa (urkundl. 1306 Theesin), wend. tažin, nach Frenzel, der Ausgang, welches in so fern gelten könnte, als das Dorf am Ausgange aus dem Kunewalder Thale, nach Löbau zu, liegt. Vielleicht gleichbedeutend mit Teschen; auch in Serbien kommen ähnl. Ortsnamen (nach Schaffarik) vor: Deschan, Tjeschin (1162 Desa). Dehsa könnte aber auch von böhm. tažiti, fragen, und einem danach gebildeten Subst. taženje, das Fragen, abstammen, und dann vielleicht auf das Orakel einer Gottheit auf dem großen Steine bezogen werden, einem andern, als auf jenem Frageberge.

In Hinsicht der früher mitgetheilten Lesart slawischer Worte ist Folgendes nachträglich zu erwähnen und auf den betreff. Seiten auf diese (S. 202) zu verweisen: Seite 9 Zeile 15 von oben, kann wend. bei dem c wegfallen, da es, neuerer Orthographie gemäß, nur mit z u. h noch gebraucht wird, und z dafür genügt. — Das poln. u. böhm. sch wird wie s—ch gesprochen; wo diese Trennung bei wend. Worten zu beachten, wird es sogleich auf diese Art gesetzt werden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wird die Jotirung der Buchstaben (S. 9 Z. 27 statt des j) durch einen vor- oder nachgesetzten Apostroph (') erfolgen; so wie auch bei dem poln. a und e mit der Cedille (statt des c Seite 9 Zeile 30) ein Komma (,) nachgesetzt werden soll (z. B. da,b, gelesen domb, die Eiche). Das slaw. y gilt als dumpfes ú; nur im Böhm. als i; das böhm. g aber j. Wo nicht ein d. p. ꝛc. beigesetzt ist, gilt es in der Regel wend. Worten; und wobei slaw. bemerkt, so bezeichnet es, daß es in mehrern slaw. Dial. überhaupt gewöhnlich ist, ohne daß deshalb eine nähere Angabe der einzelnen erforderlich erschien. Das Buch ist überhaupt ebenso wenig zur ausführlichen Anleitung im richtigen Lesen slaw. Wörter, als zu tiefern etymol. Forschungen bestimmt; wen Ersteres näher interessirt, wird ohnehin sich aus guten Wörterbüchern und Sprachlehren Raths erholen, von welchen letztern, in Bezug auf das Wend. der Oberlausitz, die Seiler'sche Grammatik (Budissin 1830) anzurathen ist. — Seite 90 Zeile 9 muß es swjeza, und bei den anb. beiden Worten der Anfang ssw ja-, Zeile 14 v. unt. es lubokosez heißen. — Seite 96 ist bei Dolwitz, w. Dolezy, auch dolhi, oblw., dolgi, niedlw. u. poln., lang, in Vorschlag zu bringen. Bei Löbau könnte luby, lieblich, mit in Frage kommen, da es auch Libije w. heißt, und jenes Wort böhm. liby, das Böhmische aber in der südl. Oberlausitz manchen Einfluß gehabt zu haben scheint. — Uebrigens muß um Nachsicht ersucht werden, nicht allein wegen etwa übersehenen, noch andern slaw. Schreib- oder Druckfehlern, sondern auch wegen der Ortsnamen-Erläuterungen; alle irgend mögliche mitzutheilen, ist die Schrift nicht bestimmt, und stets die rechten zu treffen, so daß jeder Leser sie billigt, eine völlige Unmöglichkeit. Die Sache ist überhaupt meist so schwierig, daß man S. 116 Z. 5 v. oben, wohl noch hinzusetzen könnte, nach Ableitung: Und welche davon ist dann infallibel? (Oft ist nur w. statt wend. gesetzt, p. st. poln., b. st. böhm. ꝛc.)

Anm. IV. Der um alterthüml. Forschungen sehr verdient gewordene ehemalige Malschwitzer Pastor Pannach (in unten angeg. Schrift) nennt bei der Erwähnung der Felsen auf der Praschowa-Hora den ersten Steinhaufen, die große Ente (mala gaczka), den zweiten die kleine (wulka gaczka) den 3—5ten, aber die 1ste, 2te, 3te Praschwiza. Auf dem ersten Felsen fand derselbe zwei runde Löcher in einem Stein, 2¾ Ellen von einander; das eine war leer, bei dem andern schien Etwas weggemeißelt, was darin gestanden hatte. Den vierten beschreibt er mit einem Durchgange. Vom 2—4ten Fels fand er, nach Abräumung der Steine, 5 eingehauene, irregulare, theils viereckige, theils runde Kessel, 9—12 Z. lang u. 4—6 Z. breit; darin waren muthmaßlich steinerne Figuren von harten Sandstein eingekittet gewesen, doch das, was aus der Vertiefung hervorgeragt hatte, war abgeschlagen. Auf den Steinen mit solchen Kesseln, waren auf deren Rande, oder auf umliegenden Steinen, viele kleinere, ovale und runde Löcher, etwa 2 Zoll breit und tief eingehauen und leer; er fand deren auf 52, und meint, daß sie vielleicht zu Fackelhaltern bei den Opfern dienten. Er fand ferner alle diese Vertiefungen im J. 1795 erst nach Abräumung des Mooses, was die Steine bedeckte und es ist daher jetzt, bald 50 Jahre später, da sie von diesen seitdem wiederum bedeckt sind, schwierig, sie aufzufinden; Manches kann auch weggeschafft oder tiefer in die Erde versunken und mit Gestrüpp bedeckt seyn. Dennoch sollte es nicht am Nachforschen fehlen.

In Hinsicht der hier besprochenen Gegend, wie anderer, für das nächste Heft versparter alterthümlicher Orte um Budissin, hat der Verf. (welcher sie meist selbst besuchte) sich mancher gütigen Mittheilung zu erfreuen, außer von schon S. 7. gen. Geistlichen und and. Gelehrten basiger Gegend, noch sehr gründlicher vom Cämmerei-Verwalter Liedert zu Budissin; ferner vom dasigen Zeichnen-Lehrer von Gersheim, u. Lithograph L. Buchheim, von den Schullehrern Hilme in Cunewalde, Nitsche in Laube ꝛc., mehr. das. Ritterg. Bes. v. Weynhard ꝛc. Uebrigens ist der obige Gegenstand bereits erwähnt vom Pastor Pannach, Laus. Mon.-Schr. 1797. VIII., Sup. Worbs, Schles. Prov.-Bl. 1811. III. (? Böttiger) in Pescheck's Monatsschr. 1791. u. in des Verf. O. L. Alterth. — Zu den S. 7 ge-

nannten Kennern der slawischen Sprachen, deren gütigen Berathung sich der Verf. erfreuen konnte, — wovon insbesondere Past. Broniſch langjährig treu verblieb — ist auch der Jurist Mosig von Aehrenfelb zu Leipzig hinzugekommen. In Bezug auf Förderung der wend. Sprache u. Gesch. ist, nachträgl. zu S. 34 noch zu erwähnen: die Lauſ. wend. Prediger-Gesellsch. (Studierender) zu Leipzig, u. der Gymnasiasten-Verein für eine slaw. Bibliothek u. slaw. Lectüre zu Budissin.

Anm. V. Von den zu Prilwitz in Mecklenburg gefundenen Idolen, welche den Slawen-Tempel zu Rethra (muthmaßlich am Tollenser-See) geziert haben sollen, trägt zwar eins den Namen Tschernebog, allein auch den, Pya, und jener ist ebenso auf andern Bildern als schwarze, bösartige Eigenschafts-Bezeichnung beigesetzt. Schon deshalb ist die Annahme eines eigentlichen absolut bösen Gottes zweifelhaft, und übrigens würde ein christliches Princip auch dabei anzunehmen seyn, da die Idole nur der spätern Epoche zur Bekehrungszeit angehören können. Zudem ist die Aechtheit derselben um so mehr zu bestreiten, als ein Theil davon erwiesen unächt ist; ein ehemal. Neubrandenburg. Goldschmied, Sponholz, ist in Verdacht ihrer Fertigung. Grimm hält sie zwar theilweise für ächt, weil es nicht gut möglich gewesen sey, daß derselbe die dazu erforderliche Sprachkenntniß besessen habe; allein Giesebrecht (Baltische Blätter VI. 241.) sucht dieß zu bestreiten, da es zu dessen Zeit ausreichende Schriften darüber gab. Lewezow, dessen Untersuchung der Idole u. Runenschrift-Tafeln noch nicht völlig veröffentlicht ist, fand antiken aber auch modernen Styl (des 16. bis 18. Jahrh.) selbst an den bisher für ächt gehaltenen Bildern. Mit diesen Idolen, die mithin zum Theil unverkennbare Spuren neuer Fertigung tragen, fällt aber das, so oft als Stütze aller slaw. Mythologie angenommene, vielgliedrige Götterſystem der baltischen Slawen. Die Namen für Zauberei, czarostwo p., czarownik Zauberer ꝛc. (dagegen koslar, w.) scheinen mit czarny p. schwarz, verwandt u. ebenfalls nicht ursprünglich slaw., sondern neuen, christl. Ursprungs; ebenso bedeutet czart p., czert w. Teufel, wohl nur: der Schwarze (obwohl zuweilen für Geist, Gott gebraucht). Schwarz erschien den Bekehrern alles Heidnische. Helmold erwähnt in s. Slawen-Chronik einen Zernebog, als bösen Geist bei den Nord-Slawen; es ist aber diese Nachricht ebenso wenig genügend, da es ebenfalls dort einer nur durch christl. Ideen ausgebildeten Gottheit gelten kann. Weder Nestor erwähnt dessen bei den russischen Idolen, noch sprechen polnische und böhmische Mythologien davon. Man hat, als Grund seiner nöthigen Existenz, gemeint, daß es, da man einen Bielybog habe, auch einen directen Gegensatz, einen Tschernybog geben müsse; allein solche logische Grundsätze sind auf die damaligen mytholog. Verhältnisse nicht anwendbar. Auch in anderer Hinsicht giebt es öfters keine solchen Gegensätze; Fürsten und sonstige Ehrfurcht erheischende Personen werden oft Eigenschaftswörter beigelegt, ohne daß es andere mit den entgegengesetzten giebt. Wer durchaus einen ursprünglichen, altslawischen Gott alles Bösen, einen Tschernybog, statuiren will, wird erst gründlichere Zeugnisse beibringen müssen, als es bisher erfolgt ist. — Swja- oder Swantowit von sswjaty, w. heilig, u. wit, der Sieger; dieß letztere ist nach Dobrowsky, dem wohl ein Urtheil darüber zuzutrauen ist, (in s. Slawin 2. Ausg. 1824. 272.) die Wurzel von witez, Sieger; so übersetzt es auch die mater verborum in Hanka's Vocabul.

Anm. VI. Ueber die Nachricht vom Zuge des Bischof Adelgott (vergl. die Correspondenz der schles. Culturgesellsch. 1820. I. (v. Wordsd.) Angaben über früheres Heidenthum in Kreyßig's Beiträgen VI. 110. — 1124 gab es noch Heiden bei Sprottau und in dem unwegsamen Spreewalde mochten sie sich besonders lange erhalten; 1122 noch bei Plauen, 1126 bei Saalfeld, im 11. Jahrh. noch Heidenthum bei Bamberg (Rezat-Vereinsber. 1830. 13.) u. im 13. Jahrh. Spuren davon im Reuß. Voigtlande (Schmidt, Topographie v. Reichenfels 5.) 1298 erhielt die Eisleber Kirche Güter von 2 erst bekehrten Adeligen; s. Förstemanns Mittheil. V. 1840, wo auch eines heidnischen Opferfestes „des guten Ludben" noch 1462 zu Schochwitz, gedacht ist (vergl. S. 91.). Die Nachricht von den Diesdorfer Wenden in Riebel's Mark Brandenb. I. 60. II. 14. Das Dittmar'sche ykrivolsa v. u, im, kri, Locativ v. ker (Demin. kerk), Strauch; wolscha, die Erle (ukriwolscha).

Anm. VII. Nachtrag zu S. 13. wo Z. 16 (zur Seite) bei Taf. I. N. 1. beizuschreiben ersucht wird: auch Taf. II. N. 7. u. S. 203. Es hat nehmlich eine weit ansprechendere u. mehr charakterist., (der T. I. N. 1. vorzuziehende) Zeichnung d. Weigsdorfer Opfersteines noch Taf. II. beigefügt werden können; die Ansicht ist v. Norden aus, auf Weigsdorf zu, so daß der Zeichner den einen Stein (c) nahe im Rücken hatte.

Ferner, nachträglich zu Seite 23, wo, bei der letzten Zeile hinzuzufügen ist: Vergl. Seite 204. Außer den S. 23 angegebenen Abbildungen sind nehmlich noch mehrere Steinsetzungen hinzugekommen, um solche alterthümliche Werke und die frühere außerordentliche Kraftanstrengung noch anschaulicher zu machen, welche zu deren Errichtung erforderlich war. Sie sind aus rein-deutschen und keltischen Gegenden gewählt worden, weil die, in früher von Germanen, später aber von Slawen bewohnten Landstrichen, von Manchen, die in allen Alterthümern nur slawische Ueberreste sehen wollen, ohne Weiteres, als von Slawen errichtet, angenommen werden; dadurch aber wird sich solchen Uebergriffen vorbeugen und durch jene um so eher zeigen lassen, daß ähnliche Altäre in jenen später slaw. Gegenden, der Wahrscheinlichkeit nach, ebenfalls german. und zum Theil keltischen Ursprungs seyn können, zumal da sie sich im Rein-Slawischen wenig oder nicht vorfinden. Der Taf. II. N. 22 a abgeb. Altar bei Albersdorf in Diethmarsen, an der Westküste von Schleswig, zwischen Schrum u. Arbecke, ist einer der 3 dasigen, nur wenige hundert Schritt von einander von O. nach W. entfernten, sich gleichenden Steinaltäre, die muthmaßlich dem Thor, dem Odin und der Freija geweiht gewesen sind. Die Deckplatte ruht bei jedem auf 5 Pfeilerblöcken, und war wenigstens früher bei dem größern (abgeb.) 10 Fuß lang u. breit, 3 dick, bei den and. 6—8 F. lang, 5—7 breit, 2 dick; jener, wo unten eine gruben-artige Vertiefung befindlich, wurde durch eine Steinsetzung im länglichen Viereck eingeschlossen (ähnlich der Baum-Umschließung von N. 22. b), welche 98 F. lang und 25 breit ist, wovon aber nur noch wenig Umfassungssteine vorhanden, manche davon 8 Fuß hoch sind. Die dortigen Einwohner nennen sie Steinöfen, und haben die Sage, daß, wer in jene Grube des größern Altars ein Stück Geld opferte, beim Herausgange ein kleines Brod vor sich fand. Darunter haben auch die Unterirdischen gehaust, sich Kessel und Töpfe von den Leuten geborgt und treulich wieder gebracht. Und dieß ist derselbe Altar, dessen Geister nach S. 57. von den Bauern zu Arbecke bei ihrem Wegzuge Ochsen geliehen haben. — Ein gleiches Denkmal ist der Brutkamp bei demselben Aldersdorf, ein kleiner Hayn v. W. nach O., in der Mitte ein länglich viereckiger Platz, mit Eingang von Westen und Altar nach Osten zu. Das freie Viereck Taf. II. N. 22 b. durch Baumalleen bezeichnet, ist in 3 Höfe getheilt, und zwar der westl. durch eine jetzt nur bis zur Hälfte, früher wohl völlig herübergehende Baumreihe geschieden, ebenso der mittlere; der dritte war, wie noch mehrere Steine andeuten, ohne Zweifel von einer Reihe derselben im Viereck umgeben, so wie der obige bei Schrum. Der Altar befindet sich in der Mitte des Platzes; seine Platte ist 10½ Schuh lang, 8½ breit, 4½ dick, unten völlig glatt behauen und mit einer kleinen Rinne, oben in der Mitte, versehen; sie ruht ebenfalls auf 5 Pfeilern, die durch Puncte angedeutet sind, mit einem Eingang von Westen; Osten war also auch damals, wie jetzt, die heiligste Himmelsgegend. Der Name Brutkamp wird als Brautfeld erklärt, doch fehlt es an weiterer Deutung. Allerdings ist, seitdem Bolten sie beschrieb, Manches dieser merkwürdigen Alterthümer, Bäume und Steine vernichtet worden, und Vieles schon vor seiner Zeit. N. 23. ist S. 23 erwähnt (wo; es Archiv II. heißen muß); N. 24. eine Ansicht der Stone-Henge nach d. engl. Archaeology. (Nachträglich zu der Beschreibung S. 23. noch, daß die Quersteine oder Architraben auf Zapfen ruhen). — N. 25. ist ebenfalls ein Druiden-Tempel, zu Kilgariffe in der irländischen Grafschaft Cork, 10 Meilen südwestl. von Bandon (nach Mone II.); 9 Steine nach den Himmelsgegenden gesetzt und zugehauen, doch scheinbar ohne Meißel; in der Mitte ein 3 Fuß hoher Stein, nordwärts ein pyramidaler, 12 F. hoch. — N. 26. ist ein Steinaltar zu Groß-Ronau im Holsteinschen, der obere Stein 10 Fuß lang, 7 breit, 5 hoch (IV. Jahresbericht der Schlesw. Holst. Alterthums-Gesellsch. 1839).

Zum Schluß noch die Bitte einige Schreib- und Druckfehler gefälligst zu verbessern u. zwar: Seite 12 Zeile 3 von unten lies: „Begeistert". — S. 52 Z. 6 v. unten (2 mal) statt: sie, l. „es". — S. 67 Z. 8 v. u. statt: wird, l. „werden". — S. 68 Z. 18 v. oben lies: „den Burgdau". — S. 69 Z. 17 v. u. statt: gedacht, l. „hingewiesen". — S. 83 Z. 20 lies: „manchen Wällen". — S. 90 Z. 1 v. oben ist auszustreichen: „das". — S. 110 Z. 10 v. oben ist ebenfalls wegzustreichen: „später zu erwähnen". — S. 113 Z. 8 v. unten statt: Scheibe, lies „Scherbe". — Z. 134 Z. 5 v. unt. statt: es, lies: „zersprangen die Stücke wegen ꝛc." — S. 141 Z. 27 v. u. fällt weg: „er". — S. 149 Z. 18 v. o. lies „meist ohne". — S. 150 Z. 20 v. u. Schwarzb. Arch. 1787.

S. 152 Z. 30 v. o. lies: „Pergubius". — S. 152 Z. 25 v. u. lies: „Gebäck". — S. 171 Z. 20 v. u. lies „möchte". — S. 174 Z. 17 v. o. lies: „geschmackvollem Sinne der Verfertiger". — S. 176 Z. 13 v. u. lies: „ein solcher Streithammer". — S. 178 Z. 18 v. u. ist „als" auszustreichen. — S. 178 Z. 5 v. u. fehlt nach: Landeskrone: „los". — S. 185 Z. 12 v. o. lies: „und den dortigen ... Besitzern". — Daselbst Z. 14 v. o. lies: „Dieser". — S. 188 Z. 7 v. o. und and. Stellen l. „Tschernybog", u. S. 189 Z. 9 „Bielybog". — S. 192 Z. 16 v. u. lies: „jener Name ..... wurde.

Etwa übersehene noch andere Mängel, so wie einzelne unrichtige Buchstaben, fehlende oder unrichtig gesetzte Kommata und dergl., was sich aus dem Zusammenhange leicht ersehen läßt, werden sich gütiger Nachsicht erfreuen, die, bei meist so compressem Drucke, wohl zu rechtfertigen seyn möchte.

§. 17. Der Oybin bei Zittau *).

Jagdschloß einst, Raubburg, dann Kloster, und jetzt zur Lust nur erstiegen;
Wechselt auch menschlicher Sinn, wechsellos bleibt die Natur.

Der Bergfels Oybin ist der Repräsentant mittelalterlicher Zustände; zugleich durch merkwürdige Naturbildung ausgezeichnet, verdient er verdoppelte Beachtung. Wohl wird daher Keiner, vom Fürsten herab bis zum wandernden Gewerbsgehülfen, die Oberlausitz besuchen, und sie verlassen, der nicht auch den Wunderfels Oybin bestieg, nicht seine seltsame Naturgestaltung und die Ueberreste kunstvoller Baue bewunderte; der sich nicht der frühern Zeit mit Interesse erinnert und an den zahllosen romantischen An- und Aussichten ergötzt hätte. Wer ihn aber sah, sehnt sich nach dem Wiederbesuch, und der Berg verdient es; denn wer ihn hundertmal bestieg, wird jedesmal neu Ansprechendes gefunden haben. Dem Naturkundigen bietet eine reiche Fauna und Flora des Merkwürdigen zahlreiches dar; vor Allem aber wird ihm die dortige Sandstein-Formation von Wichtigkeit, und zugleich das Räthsel zu lösen seyn, wie einst, durch mächtige Fluthen von Böhmens Bergkessel aus, die Felsenschichten und Felsschluchten gebildet wurden, von denen manche Steinblöcke Schaalthier-Versteinerungen, andere solche nicht enthalten, so daß dabei auf verschiedene Bildungs-Perioden zu schließen ist. — Dem Geschichtsfreunde werden die wichtigen Vorfälle in dasiger Vorzeit um so klarer vor das geistige Auge treten, als das physische deren Ueberreste zu erblicken vermag; insbesondere aber wird der Kunst- und Alterthums-Freund sich an den herrlichen Ruinen ergötzen, die zu den schönsten in Deutschlands Gauen gehören, und vom ächt deutschen Baustyle mit seinen schlanken Spitzbögen zeigen, der lange Zeit fälschlich der gothische genannt wurde. Wem aber dieß Alles nicht gnügend, nicht von näherm Interesse seyn sollte, den werden, auf des Felsens Höhen, die Fernsichten in die fruchtbaren Auen der Lausitz

*) Von den Abbildungen des Oybin Taf. II. stellt N. 3. denselben von der südlichen oder böhm. Seite her, dar; N. 4. den Souterrain des Kreuzganges der Kirchenruine; N. 9. deren äußere (nordöstliche) Seite, da, wo jener Gang innen befindlich; der Umschlag, die Sakristei, mit dem Raubschloßthurme; weitere Abbild. d. Innern sind hier unterblieben, da ein späterer Heft ähnliche and. Kirchruinen enthalten soll. Auf dem Grundrisse N. 8. gilt a der Kirche des Dorfes Oybin, von dem noch mehrere Gebäude an dem zugleich mit angegebenen Zittau'schen Wege bemerkt sind, b Ueberreste einer ehemal. Zugbrücke, und c eines ehemal. äußersten

zur Begeisterung erheben, so wie in die wildromantischen Thalgründe, aus denen des Geschützes Schall ein vielfaches Echo zurück ertönen läßt.

Den Wanderer führt aus Zittau's reizenden Gefilden ein zweistündiger angenehmer Weg allmählig bergan in die Sandsteingebirge, welche die Oberlausitz von dem benachbarten Böhmen scheiden. In mancher

Thores; zwischen beiden der muthmaßl. zweite Schloßhof; der erste dagegen südlich davon, mit Spuren von Pferdeställen der Raubritter; d der erstere der noch vorhand. beiden Thorthürme; e zweites Thor; f Ruine der Klostergebäude an deren südwestl. Ecke das Refectorium, od. d. Speisesaal, wo sich jetzt das Local zur Aufbewahrung des Pulvervorrathes zum Lösen der Mörser befindet, um das interessante Echo vernehmen zu können; g (und zur Seite vergrößert) die Klosterkirch-Ruinen; der Altarplatz gegen Osten, (woraus sich die Himmelsgegenden der Abbild. ergeben), westlich davon, einige Stufen niedriger, das Kirchenschiff; nördlich, längst jenem Altarplatze, die Sacristei; ebenso an der Kirche der Kreuzgang, oben, und unten das Souterrain desselben; am Felsenabhange die Mauer durch Pfeiler gestützt; südwestlich der Kirche deren Thurm, u. in dessen Nähe der Jungfernsprung; nordwestlich der Kirche die Betkapelle mit Gewölbe. h der Raubschloßthurm, hinter der Kirche und südöstlich andere Rudera der alten Burg, am Rande der Felsenschlucht. i die Küche, nebst dem durch Kreuze bezeichneten Gottesacker der Oybiner Gemeinde, k die Cisterne, die sogen. schwarze Pfütze; l das Gasthaus; m das Kaiserdette, n der Kaiserstuhl; o der Kegelstein, der höchste Gipfel des Felsens; dabei am Felsenrande das Schützenhaus. Der Verf. verdankt die Mittheilung eines Original-Plans seinem geschätzten Freunde, dem schon erwähnten, als Theolog und Pädagog, wie als Historiker Zittau's u. Literator der Oberlausitz, rühmlichst bekannten Diaconus M. Christ. Ad. Peschek zu Zittau, früher Pastor in Lückendorf mit Oybin, daher mit der Gegend, wie wenig Andere vertraut, und schon öfters Führer fürstlicher Personen dahin. — Wer nur kurze histor. Notizen vom Oybin wünscht, findet sie in dess. kleiner Chronik d. Oybins (Zittau, 1839. 3 gr.) Eine sehr lesenswerthe, ausführlichere u. auf urkundliches Studium gegründete Schrift ist desselben: Geschichte der Cölestiner des Oybin; (Zittau, 1840. 8 Bogen.) Außerdem ist zu empfehlen des D. Ch. Aug. Peschek: der Oybin; Raubschloß, Kloster und Naturwunder. Zittau, 2te Aufl. 1804; später erschien eine Beschreib. von Eschke: der Oybin nnd seine Ruinen 1832; Gedichte über d. Oybin von Bauer 1828 u. a. m., welche Literatur das Lauf. Mag. 1825, S. 37. 1832, S. 153 ff. verzeichnet, in welch. Mag. auch Angaben über d. Zerstörung d. Burg v. Brantl. 1837. u. s. and. Aufsatze üb. d. Gesch. d. O. enthalten sind. Auch wird von einem Schatze auf d. O. so wie einem unterird. Gange von da nach Zittau erzählt.

Die Sagen von Oybin sind meist neu erdichtet und Peschek in s. Cölestiner, sagt mit Recht, alle die Abentheuer v. Rittern und Burgfräuleins, Caplänen ꝛc., welche man davon lieset; so auch, daß die Versetzung der Heimchen u. Zwerge auf den Oybin (in Gräfe's Sagen) unstatthaft sey, denn deren Periode, (wie der Teufelssteine ꝛc.) fällt in weit frühere Zeit, als d. O. entdeckt und bewohnt wurde. Ueber solche neue Sagen-Erdichtungen, vergl. S. 200. bei Oelsa. — Der Abbildungen von Oybin u. s. Ruinen giebt es unzählige; die in Duodez vom Kupferst. Peschek (bei Skerl in Dresden) gehören zu den treusten, billigsten und leicht bei sich zu führenden; ferner die rad. Blätter v. Müller ꝛc.

Die Namens-Erläuterung hat schon viel Kopfzerbrechens verursacht und blieb bisher noch ohne ausreichenden Erfolg; (außer der scherzhaften: oui bien und O Wien!) z. B. von huibin Taubenort, wohibin, Einkehr, ywina, Eiben-, Saalweiden-Busch u. a. m. (Lauf. Mag. 1825. 181; 1837. 20. u. and. O.) Als die neueste u. wahrscheinlichste (des competenten slaw. Sprach- u. Geschichts-Forschers Palacky) gilt, da der Berg in mittelalterl. Schrr. mehrmals auch Moybin geschrieben ist, als Besitzthum, oder Burg des Moyda, vielleicht des ersten Erbauers, so daß später das M weggelassen wurde, das übrigens selbst noch im Volksdialect erhalten zu seyn scheint, denn man sagt: „auf'm Oybin", („uff'm Oiben"), welches vielleicht aus „auf Moybin" entstand, (so wie in jenen frühen Zeitalter aus Sang real, ein San Greal, und daraus ein heil. Gral; Pescheck's Cölest. Seite 7.)

Krümmung führt der Weg im Thale hin, wo sich der Oybin, Glocken- oder Bienenkorb-förmig von der Ferne zeigt, bis man, an seiner andern Seite angelangt, ihn plötzlich in der majestätischen Gestalt, mit Ruinen gekrönt, erblickt, die von Böhmen aus zuerst sichtbar erscheint, und Taf. II. N. 3. in flüchtigen Umrisse darzustellen versucht wurde. Mitten in einem Kessel, von mächtigen Felsgebirgen gebildet, erhebt er sich auf 200 Ellen hoch über das Thal, in pyramidaler Riesengestalt und von geschichteten und zerklüfteten Sandsteinblöcken zusammengesetzt. Nur von der Südost-Seite her ist er zugänglich und die Kirche des Dörfchens Oybin zeigt den Weg; der dasige Schulmeister aber ist Herr der Schlüssel zum Heiligthum, daher Burgthorwart und Klosterpförtner, und gern bemüht, mit geistiger und leiblicher Nahrung die zahlreichen Wanderer zu versorgen, welche daher strömen, zu Fuß oder in eilenden Wagen, die, von Zittau aus, an arbeitsfreien Tagen zum öftern Hin- und Rückweg bereit sind.

War auch der Weg, welcher aus Böhmen (von Leipa aus) nach der Lausitz durch diese Gründe führte, schon in der heidnischen Vorzeit benutzt, so wird dennoch das Felsenthal des Oybin, und dieser selbst, als damals unbewohnt anzunehmen seyn. Nur erst ungefähr im Jahr 1250 ward des Felsens Lage und Beschaffenheit von einigen Jägern des Edlen Chwal von Berka, aus dem Hause Leipa, beim Verfolgen eines Bären entdeckt und ihrem Herren zum Bau eines Jagdhauses angepriesen. Ein solches mochte auch gebaut worden, aber bald verfallen seyn, so daß es auf 20 Jahre wüste lag, bis Raubritter vom Burgberg bei Zittau eine Holzburg darauf anlegten, die jedoch von dieser Stadt, als ein ihr nachtheiliges Raubnest, bald zerstört wurde. Doch es mag die Schilderung dieses Vorfalls in der Schreibart der Mitte des 14. Jahrh. nach Joh. von Gubin's Chronik hier folgen, dem voller Glauben beizumessen ist, da er nur ungefähr 100 Jahre später lebte, und die Vorgänge, von Großeltern den Enkeln erzählt, damals noch im frischen Gedächtniß seyn konnten.

„Eyn lantherre waz gesessen by der Lypen, der his her Quale; dez seldin was das gebirge yenst bis an di Leype. dez selbin diner yageten eyn bern vf den steyn, do der Moyben vffe stet, vnd slugen den vf dem steyne vnd quamen dez heym vnd sprachen „herre, wir haben eyn di beste stat zu eyme huze, als ir si solt geseen haben." der bwete von ersten den Owben. do noch etliche czyt vorginc her vnd bleyb vngebowt wohl XX. yar. dez bwten yn di herren wedir, die do sosen vf dem durcberge, vnd rowbten vo dem Oyben. daz worn di ersten rowber, di man y in desem lande irkante. dez czogen die lowte, die hie woren, vnd zubrochen das hws vnd vortrebin di selben herren von dem durcberge. do noch lac der Oyben vngebwet biz an den von der Lypen; do dez dy stat waz, der richte do selbist vf dem steyne vf eyn bergfrid. do noch by synen geczíten lac iz wüste dry yar. do noch liz der von der Lypen den Oyben müern, als her nach sted biz an den hutegen tag."

Von diesen Herren von Leipa aber, welche, im Besitz der Gegend gelangt, jene Burg von Mauerwerk errichteten, wurde sie bald zur Raubburg benutzt

und von da aus das edle Stegreifleben fleißig betrieben; von dieser Burg nun haben sich noch die Ruderа erhalten, welche als Raubschloß bezeichnet werden. Die Raubritter des Oybins plünderten aber nicht nur die Reisenden auf dem Wege zwischen der Lausitz und Böhmen, sondern fielen selbst in die Zittauische Gegend ein, bis diesem Unwesen von dem hochherzigen Kaiser Karl IV., zugleich König v. Böhmen, Einhalt gethan ward. Er zerstörte die Burg muthmaßlich zwischen 1349 und 1357; auch wurde bei diesem schwierigen Unternehmen wohl von den Sechsstädten, zumal von Zittau, treue Hülfe geleistet, da deren Verbindung gegen die Landesbeschädiger damals schon bestand (vergl. S. 127). Einige Jahre lang erhielt die Stadt Zittau den Oybin in Pacht, doch bald bestimmte ihn der Kaiser zu einem andern, gleichsam die Unthaten der frühern Bewohner entsühnenden Zwecke, zu einem Kloster. Er hatte zu Avignon 1365 Cölestiner-Mönche kennen gelernt, und wünschte diesen französischen Orden in sein Reich zu verpflanzen, dem, als einem Zweige des verdienten gelehrten Benedictiner Ordens, auch die Wissenschaften nicht fremd waren. Zwei Mönche desselben wurden von Kaiser 1366 nach Zittau gesandt, um sich den Oybin zu beschauen, und da es in dessen Frühlingsschmuck geschah, so konnten sie ihn, zur Anlegung eines Klosters, auch nur sehr geeignet finden; der Bau ward darauf schon 1369 begonnen und 1384 beendigt, die Kirche noch in demselben Jahre vom Prager Erzbischoff geweiht. Der, dieß Kloster sehr begünstigende Kaiser wies die Baukosten auf die Kuttenberger Bergwerke an und stattete es reichlich mit Landgütern aus. Die Mönche, den Statuten nach stets 12 nebst dem Prior, waren, so viel von ihnen bekannt, ehrwürdige und achtbare Männer; der nahen Stadt Zittau gaben sie zu Beschwerden wenig Veranlassung; sie waren vielmehr mit ihr im öftern guten Vernehmen, und ließen es an wohlthätigen Spenden nicht fehlen; so z. B. erfolgte die Vertheilung von 2 Scheffel Brod an Arme der Stadt an jedem Freitag, die Begünstigung von Schülern u. dergl. m. Zur mehrern Bequemlichkeit erwarben sie sich ein Haus in Zittau eigenthümlich, der Väterhof genannt; — seit dem mit sehr wechselnder Bestimmung: Waisenhaus, Strafanstalt und jetzt Caserne —!

Der Hussitenkrieg drohte ihnen Gefahr, denn die sengenden und brennenden Horden hatten es besonders auf Plünderung reicher Kirchen und Klöster abgesehen; doch der, schon von Natur, wie durch feste Mauern und Thore geschützte Fels blieb vor ihnen gesichert; zu mehrern Schutz erhielt das Kloster auch Besatzung von den Sechsstädten. Von Prag her flüchtete man selbst die Heiligthümer der dasigen Domkirche auf den festen Oybin, so wie in dem, ebenfalls nicht von den Hussiten eingenommenen Zittau, Prager Domherrn damals sichern Schutz fanden. Allein andern, geistigen Waffen gelang es, Oybins Klostermauern zu brechen; die Reformation begann und mit ihr ein neuer Geist der Zeit. Auch die

Oberlausitz wendete sich ihr zeitig zu; schon seit 1521 begannen in Zittau evangelische Predigten, obwohl es noch bis 1557 dauerte, bis nach und nach alle katholische Gebräuche unterblieben. Die Zahl der Mönche nahm mehr und mehr ab, da sich keine Novizen finden wollten; auch traten manche ökonomische Verluste für das Kloster ein. Der damalige König von Böhmen, (später Kaiser) Ferdinand I., um dem Uebergange der Reichthümer des Klosters in die Hände der Protestanten zuvorzukommen, ließ bereits 1532 und so auch 1544, ein Verzeichniß der Einkünfte und Kleinodien durch eine Commission aufnehmen und es schien wohl selbst auf eine Aufhebung desselben abgesehen zu seyn. Um nun später nicht der Gewalt weichen zu müssen, begaben sich die noch übrigen wenigen Mönche 1546 freiwillig ihres Klosters; ihr Väterhof in Zittau nahm sie auf, in welchem der letzte 1568 verstarb, der Prior Gottschalk. Der Oybin mit seinen Landgütern fiel jenem Landesherrn zu, welcher ihn zuerst durch Amt- und Hauptleute verwalten ließ; ein solcher war Siegmund von Döbschütz, dessen Bruders, Peter v. D. Grabmal v. J. 1550 noch auf dem Oybin gezeigt wird; — später aber erhielt ihn der Zittauische Rath einige Zeit in Pfand und Pacht, bis dieser 1574 den Fels mit seinen damals noch völlig erhaltenen Gebäuden und dazu gehörigen Dörfern ꝛc. im Kauf erb- und eigenthümlich erwarb. Doch selbst die entfesselten Naturkräfte schienen die Zerstörung des Orts beschlossen zu haben, denn 1577 setzte ein Blitzstrahl die Gebäude in Brand, deren Ruin zumal durch die Entzündung eines Pulvervorraths befördert wurde; Freibeuter im 30jährigen Kriege raubten das irgend noch Benutzbare. Seitdem aber haben Sturm und Witterung ihren ungünstigen Einfluß geäußert; i. J. 1681 erfolgte sogar die Spaltung eines Felsens, zwischen dem innersten Thore und der Kirche. An alterthümlichen Gegenständen hat sich nur Unbedeutendes vorgefunden; Pfeilspitzen, Sporen ꝛc. aus der Ritterzeit, böhmische Groschen ꝛc. Schon vor mehreren Jahrhunderten wurde er zum Vergnügen besucht und ihn preisen bereits Lobgedichte v. J. 1576. Von dem, Wissenschaft und Kunst, wie andere höhere und edlere Interessen der Menschheit gern fördernden Rath zu Zittau ward seitdem nicht Sorgfalt noch Aufwand gespart, um ihn mehr und mehr zu einem ergötzlichen Orte für nahe und entfernte Besucher zu gestalten, und zwar ohne Beschränkung, für Reiche und Arme. Denn auch der Unbemittelte vermag sich zu erfreuen und zu erheben im Anblick schöner Kunst und romantischer Natur, und dadurch neuen Lebensmuth zu schöpfen, wenn irdische Macht und drückender Mangel ihn zu entmuthigen droht; in Natur und Kunst aber sind die unsterblichen Ideen des Schönen und Erhabenen verwirklicht und Niemand vermag zu ergründen, in wessen Gemüth, bei ihrem Beschauen, ihre Saat keimt und reiche Früchte trägt!

Diese flüchtigen Andeutungen der historischen Verhältnisse werden

gnügen, da es hier nicht einer ausführlichen Geschichte des Felsens gilt. Wer Näheres davon wünscht, wird es in den Schriften des verdienten Historiographen des Oybins, wie der Vierstadt Zittau, ausreichend ersehen, (dessen die Note näher gedenkt.) Auch sind hier nur wenige bildliche Darstellungen beigefügt, da solcher schon hunderte veröffentlicht wurden; — obwohl deren doppelt soviel nicht reichen würden, um alle die An- und Aussichten auszubeuten, welche der Oybin und seine Ruinen bei jedem Schritt wechselnd darbietet; dagegen hofft der Verfasser, daß der Grundriß (Taf. II. N. 8.) als eine erfreuliche Zugabe betrachtet werden wird, indem bisher auf einen gleichen wohl noch nirgends Rücksicht genommen wurde, und ein solcher, zu leichtem Ueberblick des Ganzen und desto lebhafter Rückerinnerung, als eine der unentbehrlichsten Mittheilungen gelten möchte.

Bei der, schon an sich hoch gelegenen Dorfkirche, deren eine Wand vom Felsen gebildet wird, führt eine Felsentreppe und ein sich schlängelnder Weg hinauf; bei dessen ersten Wendung stand ehemals ein äußerstes Thor, in dessen Nähe auch Spuren der ehemal. Zugbrücke, so wie der äußern Schloßhöfe erst unlängst entdeckt wurden. In einem Gemäuer am Wege ward zur Klosterzeit stets Brod und Wein hingesetzt, zur Erquickung der Wanderer. Auf der Hälfte der zweiten Wegeswendung befindet sich der erste der noch erhaltenen beiden Thorthürme; dann, bei der neuen Wendung, der Ueberrest von einer Layenbrüder-Wohnung und weiterhin das zweite, das Innere der Felsoberfläche verschließende Thor. Das Romantische des Weges, wie des Oybins überhaupt, wird zumal durch die hervorragenden Felsen mit ihren Spaltungen und Klüften, wie durch Laub- und Tannen-Gehölz gebildet, welches Alles, mit freien und ebenen Plätzen im mannichfaltigsten Wechsel, dem Auge stets neu ergötzende Ansichten gewährt. Beim Eintritt in den sogenannten Amtshof mit den Ueberresten der Kloster-Beamtenwohnungen, befinden sich linker Hand, am Felsenabgrunde, durch eine herrliche Aussicht begünstigt, die noch auf zwei Stockwerk hohen äußern Mauern des Klosters, mit den frühern Mönchswohnungen und dem Speisehause oder Refectorium. Der Weg führt uns zurück bis zum Thore und von da aus, unfern der Reste einer Betkapelle mit Gewölbe, zu den majestätischen Klosterkirch-Ruinen; die Mauern erheben sich noch auf 30 Ellen hoch, und zeugen von herrlicher und kühner Architectur im echt altdeutschen Style, so wie vom kunstvoll akustischem Baue, wegen des eigenthümlichen Wiederhalls des Gesprochenen. Auch des kaltblütigsten, für Werke der Kunst wenig empfänglichen Beschauers wird sich ein ergreifendes Gefühl beim Betreten dieses ehrwürdigen Alterthums bemeistern, das durch seine Spitzbögen, durch manche Reste früherer Mauerverzierungen mit Kreuzen, Rosen ꝛc. in jene frühe Zeiten lebhaft zurück versetzt, wo es noch der religiösen Bestimmung geweiht war. Die Länge der Kirche ist 108 Fuß, die vordere Breite 38, die hintere 26 Fuß; durch einige

Stufen und einen herrlichen gothischen Spitzbogen wird Schiff und Altarplatz getrennt. Der auf Taf. II. N. 8. zur Seite angebrachte Grundriß dieser Kirchruine wird es verdeutlichen. Deckengewölbe und Schieferdach sind aber längst verfallen, so wie Kuppel und Treppe des Thurms an der Südwest-Ecke der Kirchmauern. Nordöstlich von diesen finden sich die Ueberreste der Sacristei, aus deren Fenster sich der Raubschloß-Thurm bemerken läßt, (wie auf dem Buchumschlage angedeutet). An die Kirchmauer nördlich anstoßend, zeigt sich der ehemalige Kreuzgang, mit einer durch Pfeiler gestützten Mauer am Felsenabhange, auf dessen Schluchten zu sich hier eine treffliche Aussicht genießen läßt. Von den noch vorhandenen unterirdischen Gewölben war eins die Todtengruft der Aebte, ein anders der Weinkeller, den ebenfalls die frommen Mönche nicht gern zu entbehren pflegten. Zur südlichen Kirchwand ist ein anstehender Felsen benutzt, doch hinter derselben ein Gang durch das Gestein gehauen, vielleicht weil die Steinwand außerdem dem Schalle ungünstig war; man gelangt zu ihm, östlich der Kirche, bei dem nur durch eine Leiter zu ersteigenden Raubschloß-Thurm vorbei, und er führt, längst der Westseite der Kirche, bis zu dem, nahe an deren Südwest-Ecke befindlichen Jungfernsprunge.

Nach der Beschauung der baulichen Alterthümer führt uns der Weg, vom Kreuzgange aus, über den Gottesacker, wo noch jetzt die Oybiner Gemeinde ihre Todten beerdigt, zu den, zur Erholung der Bergbesucher bestimmten Gebäuden; einer Küche, und in dessen Nähe eine Cisterne, in der sich das Regenwasser durch Felsenritze hindurch sammelt und hell und rein erhält; ein frührer Felsenbrunnen ist eingegangen. Weiterhin, am nordöstlichen Felsenabhange, bietet dann eine freundliche Herberge Obdach und beliebige Erfrischungen dar; hier ist es besonders, wo zahlreiche Besucher sich zu vergnügen und zumal an der freundlichen Aussicht, auf Zittau zu, sich zu ergötzen pflegen, und wo, in der Nähe, ein bereitstehendes Geschütz gelöst wird, um das herrliche Echo zu vernehmen, das, bei dem Laufe des Schalls in diesem Felsen-Halbkreise, viele Minuten lang und mit mancher Veränderung Donner-ähnlich ertönt. Ein Gedenkbuch enthält manche interessante Namen und Gedanken geschätzter Männer aus der Nähe und Ferne; auch an fürstlichen Besuchen fehlt es nicht und Sachsens geliebte Fürsten waren es vorzüglich, welche den Reizen des Oybins ihre Bewunderung nicht versagten; mehrere Inschriften und Bauwerke erinnern daran.

Von hier aus, zum Kirchhofe zurück, führt uns dann eine 80 Stufen lange Treppe auf die Höhe des Oybin, von wo besonders der Thurm des Raubschlosses und dessen übriger Ueberrest, nahe am jenseitigen Abhange einer, diese Höhe vom südwestl. Theile scheidenden Felsschlucht, deutlich hervortritt. Am entgegengesetzten (östlichen) Felsenrande, auf Vorsprüngen, wird der Kaisersitz gezeigt; ein Fels, mit einem eingehauenen Sitze, zum Andenken

an Kaiser Karl's IV. Besuch des Oybins während des Klosterbaues. Und ebenso das Kaiserbette, wo er sich beim Beschauen der schönen Aussicht gelegt haben soll; ein gleicher Fels mit einer eingearbeiteten mannslangen Vertiefung, mit Kopferhöhung. Ein Häuschen für Freunde des Scheibenschießens findet sich weiter südlich, wogegen sich einst in der Nähe die Mönche im Kegelspiel erlustigten. Zuletzt aber wird, nahe dabei, der mittelst einer Treppe zu ersteigende, höchste Gipfel des Berges, von etwa 60 Fuß im Durchmesser und mit einem Sommerhause versehen, die umfassendste Aussicht zeigen, in so weit sie nicht durch einige noch höhere Berge beschränkt wird; und zwar einerseits in den romantischen Felsenkessel der Umgegend, andererseits bis tief in die Oberlausitz, mit dem Königshayner und andern Bergen und der sich besonders auszeichnende Landeskrone im Hintergrunde. Und hier ist es, wo auch der Besucher, den alles Bisherige nicht wichtig genug erschien, für die Mühe des Weges sich gnügend belohnt finden möchte.

Der Oybin hat sein Tagewerk längst vollbracht; gleichsam nach einem vielbewegten Leben, nach wilder Jagdlust und unedler Raubgier, aber auch nach Abbüßung mancher Unthat in klösterlicher Zurückgezogenheit, ist er jetzt zur Ruhe und zur Erholung gelangt. Denn aller Derer Zweck, welche er seit jener Zeit trug, galt lebensmüder Ruhe oder lebenslustiger Erholung. Viele wurden hinaufgetragen zur ewigen Ruhe, nach des Lebens Sorgen und Mühen; sie ruhen davon aus in dem dörflichen Gottesacker, in geweihter Nähe der Klosterkirche. Unzählige andere wanderten und wandern noch hinauf, zumal an arbeitsfreien Tagen, um aus Natur und Kunst Belehrung und Erholung zu schöpfen, und das Gemüth zu erheitern in Gespräch, Musik und Gesang, wie anderer edlen Art. Vor Allem aber ist es der Johannistag, wo sich Unzählige hier einzufinden und ihn, zu einem der schönsten im Jahre, sich zu gestalten suchen. Und so bietet der Oybin der Erinnerung mancherlei; hier reiche Natur, dort hohe Kunst, hier Todesruhe und dort Lebenslust, hier Vorzeit und da Gegenwart. Und selbst die muntere Geselligkeit der Letztern bietet historische Erinnerung dar; statt ehemaliger wilder Jagdgesellen, den Bär mit Speer, Bogen und Pfeil verfolgend, jetzt, an jenem Schießstande, lustige Waidmänner, mit künstlichen Büchsen nach einem gemahlten zielend. Da reiche Kaufleute und angesehene Handwerker, nicht aber als Gefangene und ihrer Güter und Gewandwagen beraubt, wie einst, und der Ankunft des Lösegeldes sehnsuchtsvoll harrend, sondern mit den Ihrigen sich fröhlich des Lebens erfreuend, und der neuern gesicherten und gesetzmäßigern Zeit. Dort, statt jener Raubritter, wandelnde Krieger in buntem Waffenschmuck; nicht, wie jene unedle Standesahnen, zur Wegelagerung gesonnen, sondern nur für Fürst und Vaterland, und was dem gleich gilt, für Recht, Freiheit und Ehre, gern Blut und Leben einsetzend. Und

hier, statt der alten Cöleſtiner, bartlos, im weißen Gewande mit ſchwarzen Scapulier und ſchwarzer Kapuze, verweilen zahlreiche Geiſtliche und Schulherren, mit Gelehrten und Beamten anderer Fächer im geiſtreichen Geſpräche; doch nicht verlaſſen auf dem Lebenswege ſtehend, wie jene, ſondern von treu mitſorgenden Hausfrauen und freundlich muntern Töchtern begleitet, während die hoffnungsvollen Söhne auf Real-, Kunſt- oder Gelehrten-Schulen ihren Vätern nachzueifern ſtreben. — Und, welche überraſchende Täuſchung! dort erblicken wir, im abendlichen Dunkel, die hohen Bogenfenſter der Kirchenruine plötzlich erhellt; melodiſcher Hörner- und Poſaunen-Schall und ernſter Chorgeſang ertönt aus ihnen und erfüllt, wie einſt vor Hunderten von Jahren, die Gemüther mit heiligen Gefühlen; es ſind Tonkünſtler und Sänger, um, bei Fackelſchein und bengaliſcher Flamme, geiſt- und gemüthsreichen Fels-Beſuchern, auf dem Rückwege, dieſen Hochgenuß zu bereiten.

Noch iſt aber der Sagen zu gedenken, deren es — mit Ausſchluß der neuerdichteten, ohne allen hiſtoriſchen Werth, — nur wenige giebt. Die erwähnungswertheſte iſt die vom Jungfernſprunge; einer ſchmalen Felſenkluft von anderthalb Ellen Breite und zwanzig Ellen Tiefe, nahe an der Kirchruine, an jener Südweſt-Ecke, wodurch der Weg von dort nach dem Raubſchloſſe verſperrt wird. Ein züchtiges Mädchen ward einſt von einem wilden Jägersmann (oder Ritter) verfolgt; ſie kam an die Schlucht und, um ſich vor ihm zu retten, ſprang ſie muthig hinunter und gelangte glücklich davon. Nach Andern ſoll es einer, von einem Mönch verfolgten Nonne gelten, aber fälſchlich, da es hier kein Nonnenkloſter gab. Doch auch jene Sage hat die hiſtoriſche Forſchung enthüllt; wie dieß ihr ſchon oft mit andern gelang. Einſt war unter den Beſuchern von Zittau ein raſches Mädchen, das, mit ihren Geſpielinnen ſcherzend, die Wette einging, die Kluft zu überſpringen. Doch beim gewagten Sprunge glitt ihr Fuß aus den damals modiſchen Pantoffeln, und ſie fiel herunter; ihr Reifrock aber ſchützte ſie vor zu ſchnellem Fall und ſie nahm keinen Schaden. Dieß geſchah im Jahre 1601 am Johannistage. So wie nun durch dieſe chronikaliſche Nachricht dem Verfaſſer, ſo wird auch den geehrten Leſern es erklärlich ſeyn, warum beſonders an dem jährlichen Johannistage der Fels ſeit Jahrhunderten, und ſo noch jetzt, ſich des Beſuchs von Tauſenden aus der Nähe und Ferne, aus Sachſens, Böhmens und Schleſiens nachbarlichen Gauen, zu erfreuen hat. Es iſt nicht allein das Feſt der bibliſchen Jünger; nicht allein das der ſchönſten Zeit des Jahres mit ihrer Blumenfülle; es iſt zugleich das der Erinnerung an jene glückliche Errettung — gelte es dem flüchtenden oder dem muthwilligen Mädchen — welche zahlreiche Jungfrauen, zumal Zittau's, zur Wallfahrt dahin veranlaßt. Der Geiſt des Oybin iſt aber auch dankbar dafür, denn allen fleißigen Beſucherinnen verleiht er treue Geliebten, und

den fleißigsten wird die Feier ihres hochzeitlichen Ehrentages auf des Felsens Höhe bereitet; — wie dieß schon öfters erfolgte.

Und so gelte der so vielfach bedeutungsvolle Johannistag auch ferner als geheiligter Festtag des Oybin; noch zahllosen Geschlechtern aber möge der Wunderfels mit seinen Ruinen — durch der Elemente Gewalt gleichsam geläutert, und noch Jahrhunderten trotzend — ein belehrender Zeuge seyn, von dem Wechsel des menschlichen Wirkens, und von dem Bestande der ewigen Natur in ihrer Schönheit und Macht.

Der Schluß dieses Bändchens enthalte noch den Wunsch, daß der Cultur-Historiker und Alterthumsfreund auf seinen Wanderungen mit dem Naturforscher Hand in Hand gehen möge; gemeinschaftlich oft reiche Ausbeute findend, wie es oben schon Beweise davon gab, werden sie sich gegenseitig unterstützen und beide desto eher zum erfreulichen Ziele gelangen. Und wohl! wenn ein Freund der schönen Künste sich ihnen anschließt, mit edlem humoristischen Sinn begabt, um auch das Schöne zu beachten und dem Ergebniß des Wahren und Nützlichguten beigesellen zu können. Dann aber wird es die beglückendsten Lebensfreuden gewähren, wenn solchem Dreiblatte, — vielleicht selbst in einem reichbegabten Gemüthe vereinigt — es gelingt, des Vaterlands Gegenwart und Vorzeit, nach Geschichte und Sage, wie Natur und Kunst, gemeinschaftlich zu beschauen.

Das Rathsame jener Vereinigung dreier Haupt-Tendenzen beruht aber zugleich auf einem tiefen Grunde; auf den im menschlichen Geiste liegenden Urideen, zu deren Verwirklichung ein Jeder berufen ist. — Die Geschichte, die Menschheits-Wissenschaft, die Bildungs-Zustände, Fort- und Rückschritte des Einzelnen, wie ganzer Nationen erforschend, wird, (im Verein mit den übrigen, des Menschen Wesen und Bildung betrachtenden Wissenschaften), im Innern zugleich strenger Wahrheit, im Aeußern schöner Form huldigend, das nothwendige Prinzip des Sittlich-Guten herausstellen; die Natur, bei ihrem tiefern Erkennen, zugleich innigste Harmonie und Schönheit, und nur gute Zwecke zeigend, das Prinzip der Wahrheit; die Kunst, zugleich in relativer Wahrheit ausgeführt, und nur gutem, edlen Zweck dienend, das Prinzip der Schönheit vertreten. Die Wahrheit, bei erstrebter Verwirklichung zu vielseitigem Geistesreichthum und, wahre Geistesfreiheit zugleich in sich schließender Geistesklarheit führend; die Schönheit aber zu kunstsinnigem Geschmacke und eben so frohem, als edlem, humoristischen Lebensgenusse; die sittliche Güte zur charakterkräftigen Pflichterfüllung für sich und Andere, mit strenger Sittenreinheit und festem Gottvertrauen gepaart, — sind es daher diese drei unsterblichen Ideen, die, bei ihrer möglichst errungenen innigsten Verbindung zum harmonischen Ganzen, nur allein zur echten Humanität, — der Blüthe der Menschheits-Veredelung mittelst harmonischer Ausbildung aller im Menschen liegenden Geistes- und Gemüthskräfte (nach Herder) — daher nur allein zum wahren Lebenswohl führen, und welche zugleich, als göttlichen Ursprungs, in des Weltalls Leitung und Bestande sich Dem offenbaren, der sie zu erforschen strebt.

Inhalt des ersten Bändchens.

		Seite
§. 1.	Plan der Schrift	1
§. 2.	Opferfelsen bei Weigsdorf unfern Zittau	10
§. 3.	Die Vaterlandsgeschichte	24
§. 4.	Die Feensberge bei Ostritz	38
§. 5.	Die Sage	45
§. 6.	Zwergsagen in der Gegend um Zittau	50
§. 7.	Land und Volk	58
§. 8.	Der Löbauer Berg, der Stromberg und Rothstein	77
§. 9.	Das Kreuzerfindungs-Fest zu Löbau, im Jahre 1521	96
§. 10.	Die Ringwälle der Oberlausitz	100
§. 11.	Die Burgen und Städte der Oberlausitz im Mittelalter	116
§. 12.	Das Frühlingsfest der alten Deutschen und Slawen	142
§. 13.	Die Königshayner Berge, unfern Görlitz	153
§. 14.	Donnerkeile und Steinwaffen	160
§. 15.	Die Teufelssteine bei Budissin und Camenz	176
§. 16.	Die Götterberge der alten Wenden bei Budissin	186
§. 17.	Der Oybin bei Zittau	205

Erläuterung der Abbildungen.

Tafel I. N. 1. Opferstein bei Weigsdorf, dazu N. 17. u. der Grundriß N. 18; nachträglich eine mehr charakteristische Ansicht Taf. II. N. 7, u. der Grundriß der Oberfläche T. II. N. 21; vergl. Seite 13 ff. u. 204.

N. 2. Todten- u. N. 3. Hoch-Stein bei Königshayn; wozu noch N. 12. und Taf. II. N. 17. a. b. c. vergl. S. 155 ff.

N. 4. Teufelsstein bei Budissin, wozu N. 20. und 22. und Taf. II. N. 27. der bei Camenz; Seite 181.

N. 5. Hochstein bei Dehsa, wozu N. 29. der Grundriß davon; so wie N. 6. Bielybog-Altar, N. 7. Teufelsfenster, N. 8. Hölle, N. 9. Tschernybog-Altar, N. 10. Teufelskanzel, N. 25. Romanik, nebst N. 30, 31, 32 einzelnen Steinen darauf, und zu allen diesen der Grundriß N. 14; vergl. S. 186.

N. 13. Grundriß des Löbauer Berges, wozu N. 23, 35 u. dessen Ansicht 42; so wie der dasige Steinkreis Taf. II. N. 6; ferner T. I. N. 15. der Rothstein, nebst N. 41, u. N. 16. der, jenem Steinkreise ähnliche Schlackenwall bei Bukowez in Böhmen, und zu jenen Bergen N. 40. die Horizontansicht von Weißenberg bis Löbau; vergl. S. 78 ff.

N. 26. das Schlößchen u. N. 27. der Burgberg bei Ostritz, so wie N. 36. u. 37. der Ringelberg bei Berzdorf unfern Bernstadt; vergl. S. 107 u. 108.

N. 39. der Feensmännel-Berg bei Ostritz; vergl. S. 40.

N. 24. der Wolfsberg bei Rieda unfern Görlitz, nebst N. 21. soll, so wie N. 11. der Langwall bei Liska unfern Camenz, und der Rundwall N. 28. bei Niethen, N. 38. bei Lauska, N. 33. bei Doberschau und N. 34. bei Grubschütz, sämmtlich in der Budissiner Gegend, im zweiten Theile ihre Erläuterung finden; ebenso auch N. 19. u. die meißelartigen Waffen u. Geräthe, die sogenannten Kelts (oder Celts) N. 43—54. bei den übrigen Erz-Waffen heidnischer Zeit.

Tafel II. N. 1 und 2. die Heiden- (oder fälschlich sogenannten Schweden-) Schanzen bei Schöps und Oelisch, zwischen Budissin und Görlitz, und N. 12. u. 13. deren Grundriß, vergl. S. 109, u. ebendaselbst N. 11. der Biel-Platz bei Görbitz unfern Löbau.

N. 3, 4 u. 9. der Oybin bei Zittau und seine Klosterkirch-Ruine, nebst N. 8. dessen Grundriß, vergl. S. 205. (Auf der Vorderseite des Buchumschlages, die Sacristei des Oybins).

N. 5. die Burgruine Tollenstein im Böhmischen, unfern Zittau, u. N. 15. deren Grundriß, vergl. S. 135.

N. 10. die Heidengräber bei Bloaschütz unfern Budissin sollen im folg. Theile ihre Erklärung finden, so wie die Heiden- (oder Schweden-) Schanzen N. 14. bei Kupschin mit Doppelwall, nebst Seitenansicht und Durchschnitt, N. 16. gleiche bei Belgern u. N. 18. deren Grundriß, sämmtlich in der Budissiner Gegend; N. 29. eine ähnliche bei Penzig unfern Görlitz, und zur Vergleichung dieser Wälle: N. 19. die berühmte Hertha-Burg, und ein zweiter solcher Burgwall der Stubnitz, auf der Insel Rügen; N. 28 a. der Sattel auf dem Hengst, nebst 28 b. der Durchschnitt seiner hohen Lage, und endlich N. 20. der auf derselben Insel befindliche Tempelwall, die Karenza-Burg, schon S. 193. angedeutet, die später ausführlicher zu schildern seyn werden.

N. 22 a. u. b. zur nöthigen Vergleichung germanischer Steinaltäre, die bei Albersdorf, u. N. 26. zu Ronau in Holstein, N. 23. bei Brunefort in Westphalen; ferner die Druiden-Altäre N. 24. in England (Stone-Henge) und N. 25. in Irland, vergl. S. 23 u. 204.

N. 30—74. Steinwaffen aus frühester germanischen Zeit, und N. 75. zur Erläuterung der Befestigungsart derselben, vergl. S. 162 ff. — Einige zu beachtende nachträgliche Erläuterungen, so wie Druckfehler, sind S. 202 u. 204 bemerkt.

Subscriptions-Anzeige.

In der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig wird im Laufe des Sommers d. J. vollständig erscheinen:

Anschauliche Belehrungen

über die

Natur

nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus

von **Dr. Aug. Rudolphi,**

ordentlichem Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig.

In 4 Bänden. gr. 8. 1841. **Subscriptions-Preis 4 Thlr.**

Jeder einzelne Band $1^1/_3$ Thlr. Ladenpreis; der **erste Theil: Frühling,** ist fertig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen; der **zweite, Sommer,** wird bis zur Jubilatemesse fertig u. s. f.

Was könnte wohl für uns Menschen, und namentlich für die Jugend, belehrender und zugleich angenehmer und unterhaltender sein, als die Naturkunde? Was liegt uns wohl näher, als in der Natur zu forschen und zu lernen? Daß dieser gemeinnützige Werth auch bereits allgemein anerkannt ist, geht hauptsächlich daraus hervor, daß man es jeder gut organisirten Schule zur besondern Pflicht macht, den naturwissenschaftlichen Unterricht in jeder Beziehung ernstlich zu treiben und zu fördern zur Ausbildung des menschlichen Verstandes und Herzens. — Man lehrt nun zwar viel über die Natur, wohl aber zu wenig in der Natur. — Daher mag es wohl auch kommen, daß manchen Schülern und Schülerinnen der Unterricht in der Naturkunde dadurch verleidet wird, daß man gleich anfangs systematisch lehrt, wo man erst durch klares Anschauen einzelner uns nahe liegender Gegenstände zum systematischen Unterrichte vorbereiten und dadurch in den Zöglingen Lust, Liebe und Verstehen des Unterrichts über die Natur erzielen sollte. Der Verf. hat daher einen Versuch gemacht, durch vorstehendes Werk Eltern, Erziehern und der denselben anvertrauten Jugend insofern nützlich zu werden, daß er ihnen eine Menge von aufmerksam beobachteten und beschriebenen Naturgegenständen vorlegt, nach welchen Beispielen es nicht schwer fallen kann, die angegebenen Dinge in der Natur selbst aufzufinden, zu erkennen und zu bestimmen. Er hat dabei, um dem Suchenden das Auffinden möglichst zu erleichtern, nicht nur stets die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung vor Augen gehabt, und so nicht nur die Zeit, wann z. B. eine Pflanze oder ein Thier erscheint, sondern auch den Ort angegeben, wo der angeführte Gegenstand zu finden ist. Dabei ist er vom Vaterlande, vom Orte des Aufenthalts, ausgegangen und hat einheimische Gegenstände zur Hauptsache gemacht, da er beim Unterrichte in der Naturkunde dem Grundsatze treu bleibt: vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Entfernten überzugehen.

Bei Anfertigung dieses Werkes ist im Plane Alles auf möglichste Erleichterung der Selbstbildung angelegt. Daher soll der Gegenstand erst in der Natur oder in einer Kunstwerkstatt aufgesucht werden, ehe man darüber lehrt, anstatt daß man von Dingen hört und liest, welche man erst Jahre nachher, oder auch gar nicht zur Anschauung erhält. — Die Unentbehrlichkeit und Vortrefflichkeit der anschauenden Erkenntniß beim Unterrichte der Jugend ist hinreichend anerkannt, und gewiß wird Eltern und Erziehern ein dergleichen instructives Handbuch nicht unwillkommen sein. — Der physischen Erziehung der Kinder dürfte durch die gewählte Form und Methode dieses Werkes besonders in die Hände gear-

beitet sein. Der größte Theil der darin beschriebenen Artikel ist in der freien Natur aufzusuchen und giebt dem Lehrenden die schönste Gelegenheit, die Kräfte des Körpers und der Seele seiner Zöglinge wohlthätig zu üben.

Aber nicht blos dem Hauslehrer, der Erzieherin, den Eltern des aufblühenden Geschlechts wird dieses Werk ein erwünschter Leitfaden werden, auch dem Landgeistlichen, Gutsbesitzer, Künstler, jedem Naturfreunde und gebildetem Leser wird der reiche Inhalt Stoff genug zur unterhaltendsten Belehrung darbieten.

Der Frühlingsband oder die Monate März, April und Mai umfasset folgende 135 Artikel:

Monat März: 1. Frühling, Frühjahr. 2. Der Monat März. 3. Das Aufgehen der zugefrorenen Gewässer. 4. Die Wiesenwässerung. 5. Das Eintreten des Baumsaftes. 6. Birkenwein. 7. Der Zaun oder die Hecke. 8. Mistjauche. 9. Der Pflug. 10. Das Pflügen. 11. Kleesaat. 12. Der Torf. 13. Nothwendige Arbeiten in diesem Monate, im Baum-, Küchen- u. Blumengarten. 14. Die Petersilie. 15. Der Kerbel. 16. Dragun. 17. Die Erle. 18. Die Sahlweide. 19. Der Kornelkirschbaum. 20. Das Gänseblümchen. 21. Das wohlriechende Veilchen. 22. Das Leberkraut. 23. Der gemeine Knoblauch. 24. Die Tuberose. 25. Die isländische Flechte oder das sogenannte isländ. Moos. 26. Gülden Wiedertodt. 27. Wasserhahnenfuß. Wasserthierchen daran 28. Wiederbelebung der auf dem Schnee erstarrten Bienen. 29. Insekten. 30. Chrysallide. 31. Die Schlupfwespe. 32. Schmetterlinge. 33. Das Weißauge. 34. Die Vögel. 35. Die zahme Gans. 36. Die zahme Ente. 37. Das Perlhuhn. 38. Der Auerhahn. 39. Der Birkhahn. 40. Der Wasserstaar. 41. Der gewöhnliche Eisvogel. 42. Die Dohle. 43. Die Elster. 44. Die Rückkehr der Zugvögel. 45. Die Feldlerche. 46. Die Haidelerche. 47. Das Rothkelchen. 48. Der Bergfink. 49. Die Braunelle. 50. Der Kranich. 51. Das Schaf. 52. Das wilde Kaninchen. 53. Das zahme Kaninchen. 54. Der Seidenhase. 55. Der Dachs und seine Wohnung. 56. Der Maulwurf. 57. Das Hirschgeweih. — **Monat April:** 58 April. 59. Das Aprilschicken. 60. Das Fällen der Eichen, um die Rinde zu gewinnen. 61. Das Harzreißen. 62. Hafersaat. 64. Beschäftigungen im Baum-, Küchen- und Blumengarten. 64. Die Veredelung der Obstbäume. 65. Der Ulmenbaum. 66. Die Zitterpappel. 67. Der Schlehendorn. 68. Das Schneeglöckchen. 69. Das Waldröschen. 70. Der Kellerhals. 71. Die Küchenschelle. 72. Die Vogelmilch. 73. Der gemeine Huflattich. 74. Großer Huflattich, Wasserhuflattich, Pestwurz. 75. Die Honigbiene, Imme. 76. Die Waldhonigbiene, oder wilde Honigbiene. 77. Das Bienenrecht. 78. Die Wachsmotte, Wachsschabe, Bienenschabe, Wolf. 79. Der Bienenwolf, Immenwolf. 80. Der Bienenfalk, Mordwespe. 81. Die Ameise. 82. Die Waldameise. 83. Froschlaich. 84. Die Frösche. 85. Das Puterhuhn oder Truthuhn. 86. Die Tauben. 87. Die weiße Bachstelze. 88. Der Fink, Edelfink, Buchfink. 89. Der Kirschfink, Kernbeißer. 90. Der gemeine Kiebitz. 91. Der Wiedehopf. 92. Die Waldschnepfe. 93. Die Heerschnepfe. 94. Das Blaukehlchen. 95. Die Nachtigall. 96. Die Abwartung und Nahrung der gewöhnlichen Stubenvögel. — **Monat Mai:** 97. Walpurgis. Glaube an Hexen und Hexerei. 98. Beschäftigungen im Baum-, Küchen- und Blumengarten. 99. Kartoffeln. 100. Die Kiefer. 101. Die Weißtanne oder Edeltanne. 102. Der gemeine oder weiße Ahorn. 103. Die Esche. 104. Die Korbweide. 105. Die deutsche Baumwolle. 106. Der Elzbeerbaum. 107. Der Kirschbaum. 108. Der wilde Birnbaum. Holzbirnbaum. 109. Der Gartenbirnbaum. 110. Der Weißdorn. 111. Der rundfrüchtige Weißdorn. 112. Der Pfaffenhütchenstrauch. 113. Der Flieder. 114. Der gewöhnliche Johannisbeerstrauch. 115. Der Stachelbeerstrauch. 116. Die Erdbeerpflanze. 117. Der wohlriechende Waldmeister. 118. Gundermann. 119. Die gemeine Schlüsselblume. 120. Trientale. 121. Die Dotterblume. 122. Die Wolfsmilch. 123. Kreuzblättrige Wolfsmilch. 124. Die Pflanzensammlung. 125. Der Maikäfer. 126. Der große Fuchs. 127. Der kleine Fuchs. 128. Der Bergkreßfalter oder Aurorafalter. 129. Der gemeine oder weiße Storch. 130. Die Thurmschwalbe, Mauerschwalbe, Spyrschwalbe. 131. Die Mehlschwalbe, Hausschwalbe, Fensterschwalbe. 132. Die Rauchschwalbe. 133. Die Schwalbenlausfliege und die Schwalbenlaus. 134. Der gemeine Kukuk. 135. Die zahme Katze.

In der **Hinrichs**schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu beziehen:

Blicke in die vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,

zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande.

Für gebildete Leser aller Stände

vom Kön. Sächs. Rentamtmann und Ritter **Karl Preusker**,
Mitglied mehrer Gelehrten-Vereine für Alterthumskunde ꝛc.

Erstes Bändchen mit 130 Abbildungen auf 2 Steindrucktafeln, 14 Bog. im größtem Median Format. geh. 1841. 1 Thlr.

Inhalt:

§. 1. Plan der Schrift. §. 2. Opferfelsen bei Weigsdorf unfern Zittau. §. 3. Die Vaterlandsgeschichte. §. 4. Die Feensberge bei Ostritz. §. 5. Die Sage. §. 6. Zwergsagen in der Gegend um Zittau. §. 7. Land und Volk. §. 8. Der Löbauer Berg, der Stromberg und Rothstein. §. 9. Das Kreuzerfindungsfest zu Löbau 1521. §. 10. Die Ringwälle der Oberlausitz. §. 11. Die Burgen und Städte der Oberlausitz im Mittelalter. §. 12. Das Frühlingsfest der alten Deutschen und Slaven. §. 13. Die Königshayner Berge, unfern Görlitz. §. 14. Donnerkeile und Steinwaffen. §. 15. Die Teufelssteine bei Budissin und Camenz. §. 16. Die Götterberge der alten Wenden. §. 17. Der Oybin.

Die folgenden Bändchen, ebenfalls mit Abbildungen versehen, werden ähnliche allgemein interessante Gegenstände der heidnischen und mittelalterlichen Culturgeschichte anderer Gegenden Sachsens und angränzender Länder enthalten.

Die Fortsetzung wird möglichst beschleunigt und ein **vollständiges Register** am Schlusse gegeben werden.

Der durch seine speciellen Forschungen für vaterländ. Alterthumskunde längst rühmlich bekannte, höchst gemeinnützige Verfasser der Werke über **Jugendbildung**, über **Anlegung von Bibliotheken**, der **Bausteine** ꝛc., hat auch hier in ansprechender populärer Darstellung ein, für jeden deutschen Vaterlandsfreund so belehrendes als unterhaltendes Buch dargeboten, welches für öffentliche-, wie für Privat-, und Leihbibliotheken und Lesezirkel höchst geeignet erscheint, die Flut unnützer und schädlicher Romane zu ersetzen, auch zum Vorlesen in gebildeten Vereinen dienen und überhaupt eine gesunde Nahrung des Geistes allen Ständen gewähren soll. — „Ob diese Blätter", schließt der Verf. sein Vorwort „brauchbar in Form wie in Gehalt, wird späterhin sich erweisen. Doch schon des Lohnes genug, wenn sie Dem, der zur Lectüre sie gewählt, darauf hinweisen sollten, daß, wer des Vaterlandes Geschichte kennen und benutzen, wer die Gegenwart in ihrem Wesen und Wirken zu begreifen wünscht, auch zurückschauen müsse auf die durch zahllose Fäden mit ihr zusammenhängende Vorzeit, als dem treuesten Spiegel der Jetztwelt."

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik. Begründet (1828) von **K. H. L. Pölitz.** In Verbindung mit mehreren gelehrten Männern gegenwärtig herausgegeben vom Prof. **Fr. Bülau.** 4r Jgg. (14. der ganzen Folge) 1841. 12 Hefte. gr. 8. 6 Thlr.

Bülau, Prof. **Friedr.** Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — Auch als Supplement zu **Pölitz** die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 2te Aufl. 4r Bd. gr. 8. circa 1 Thlr.

Krasinski, Graf Valerian, Geschichte des Ursprunges, Fortschrittes und Verfalls der Reformation in Polen. Nach dem Englischen frei bearbeitet von Dr. **W. A. Lindau.** Mit einer Uebersicht der neuesten kirchlichen Verhältnisse Polens vom deutschen Bearbeiter. gr. 8. 1841.

Langenn, Geheimer Rath D. **F. A.** von, Churfürst Moritz von Sachsen und seine Zeit. Aus den zuverlässigsten archival. Quellen dargestellt. Nebst Urkunden. In 2 Bänden. 1r Band mit dem Bildnisse Moritz's gemalt von Vogel von Vogelstein, in Stahlstich von Paine. gr. 8. Velinpapier. (circa 38 Bogen).

Ohnesorge, H. von, Geschichte des Entwicklungsganges der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie; mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaats zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. gr. 8. 40 Bogen Schreib. Velinpapier 2 Thlr. 21 Gr. (2 Thlr. 26½ Ngr.)

Schmidt, D. C. C. G., kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. 5s Bdchen. 8. 1841. geh. ¾ Thlr.
Inhalt: **Joh. Eliot,** Apostel der Indianer in Nord-Amerika. — **Dav. Brainerd,** Missionar daselbst. — Missionsreise um die Welt. — Uebersicht sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften 1839.

Vogel, Director der vereinigten Bürgerschulen, D. **Carl,** geographische Bilder oder Erklärung der Randzeichnungen zum neuen Schulatlas. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Velinpapier.

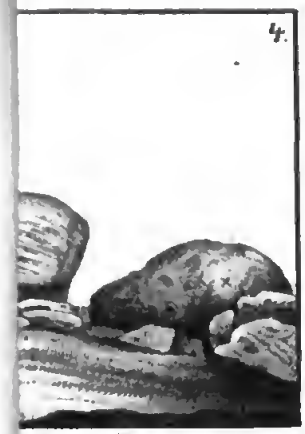
Zeittafeln zur Geschichte von Frankreich, England und Italien nebst statist. Tabellen von Frankreich, Grossbritannien und Irland, sowie den Italienischen Staaten (von Dr. *K. Th. Wagner.*) Neueste Auflage. gr. Fol. 1841. ½ Thlr.

Pompper,* D. *Hermann, die Säugethiere, Vögel und Amphibien in ihrer geographischen Verbreitung tabellarisch zusammengestellt. (Nach *Cuvier.*) Fol. Velinpap. geh. 1 Thlr.

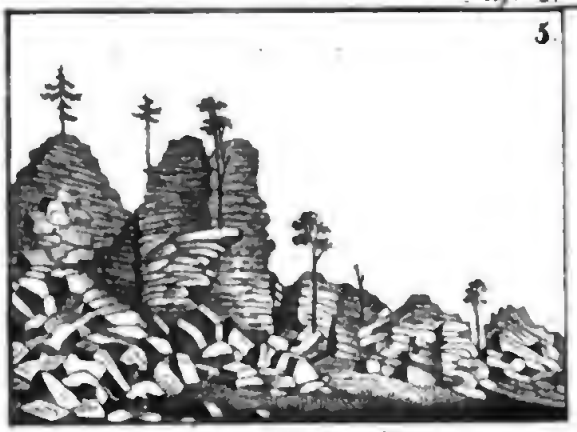
Egypten, wie es jetzt ist. Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von *r. (D. G. W. Becker.) 8. VIII und 268 S. 1841. geh. 1 Thlr.

Neuer Atlas der ganzen Erde

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf *Stein's* geographische Werke etc. *Neunzehnte* Auflage in 26 zum Theil ganz neuen Charten, 7 Zeit- u. geogr. statist. Tabellen. gr. Fol. color. 1840. 4⅓ Thlr.

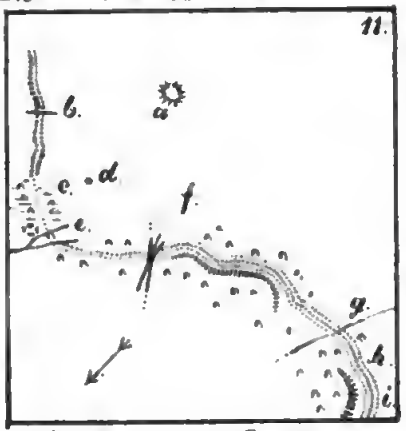


Klein-Bautzen.

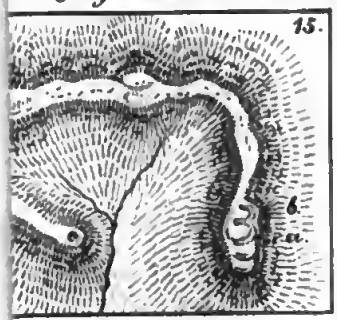


Hochstein bei Klan-Dehon.

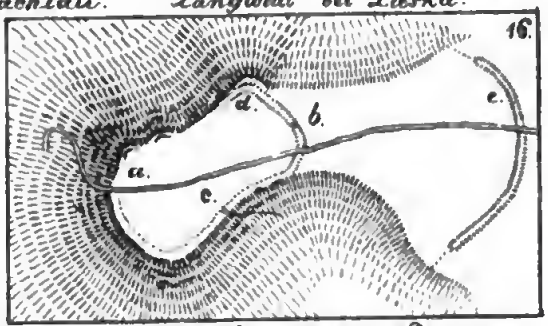
Teufelsannel bei Rachlau.



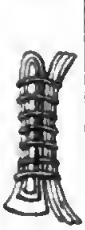
Langwall bei Lieska.

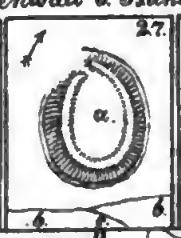


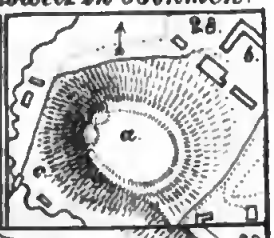
bei Löbau.

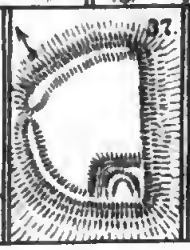


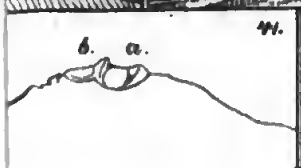
Schlackenwall b. Buxowetz in Böhmen.











Gez. u. Lith. v. F. Miller in Hain.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Blicke

in die

vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Geräthe,

zur Erläuterung

des

öffentlichen und häuslichen Volkslebens

im

heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter

der

sächsischen und angränzenden Lande.

Für gebildete Leser aller Stände;

von

Karl Preusker,

Königl. Sächs. Rentamtmann zu Großenhayn, Ritter des Königl. Sächs. Civil-Verdienstordens; Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und anderer Vereine für Geschichte und Alterthumskunde, Industrie und Gewerbe.

Zweites Bändchen.

Mit 150 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

1843.

Digitized by Google

Druck von Theod. Höhm.

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

§. 18. Das Riesengebirge, sein Berggeist und der Zobten.

„Wachet, Sudeten, im Osten gegen der Slawen Beginnen,
Wie g'en Westen der Rhein schütz das germanische Land!

Längs der Ostseite Böhmens und der Westseite Schlesiens erhebt sich das majestätische Riesengebirge mit seinen weiten Verzweigungen und seinen schäumenden Gewässern, die, in schwachen Bächen den steilen Felsgipfeln entquellend, bald als mächtige Flüsse den fernen Meeren zuströmen. Unzählige Wanderer eilen alljährlich, während der sommerlichen Zeit, dieser Zierde ostdeutscher Gaue zu, sey es, um an seinem Fuße in heilkräftigen Bädern die geschwundene Gesundheit wiederum zu erstarken, oder um, aus Liebe zur Natur- oder Alterthums-Kunde, in dessen romantischen Gegenden mit seltnen Naturproducten und Gebirgsformationen, wie mit denkwürdigen Burgruinen und ergötzlichen Sagen, ihre Schaulust und Wißbegierde zu befriedigen; oder um aus Eifer für gewerbliches Fortschreiten in zahlreichen gerühmten Fabrikorten die Ergebnisse neuer industrieller Einrichtungen zu betrachten. Oder sey es, um an den mannichfachen Naturschönheiten sich neue Ideale zu poetischen oder malerischen Schöpfungen zu gewinnen, oder endlich, auch ohne solche Zwecke, vielleicht nur, um nach mühsamer und entkräftigender Geistesarbeit oder nach Erduldung eines herben Geschicks, an den Reizen der so reich begabten Gegend, mit ihren ächt deutschen, fleißigen und fröhlich-biedern Bewohnern, sich erhöhten Lebensmuth und beglückenden Frohsinn von Neuem zu erholen. Alle aber werden das Gebirge nach allen seinen wichtigsten Eigenthümlichkeiten beschauen und immer weiter hinauf besteigen, um dann sich der entzückendsten Gegenden zu erfreuen, und die riesigen Gründe mit ihren grotesken Felsengebilden, und schäumenden Wasserfällen zu bewundern, welche die reiche Natur, seit ihrer Urschöpfung noch unverkünstelt durch des Menschen Hand, in ihrer Größe und Erhabenheit und in noch ungezählten romantischen An- und Aus-Sichten, dem geist- und gefühlvollen Wanderer zu gewähren bereit ist.

Wer einen mühsamen, schmalen und steilen Weg nicht scheut, wird den erhabensten Gipfel jenes Gebirges zu erklimmen suchen, um von der höchsten Höhe des Osten Deutschlands dann hinabzuschauen auf die fruchtbaren Auen Schlesiens bis zu den polnischen Ebenen hin, wie auf Landstriche des kesselartig begränzten Böhmens und auf seine thurmreiche Hauptstadt; selbst auf Orte und Höhen der beiden Lausitzen und des entfernteren Königreiches Sachsens. Denn dieses Panorama, wohl eins der

reizendsten und umfangreichsten der deutschen Lande, — mit einem Umkreis von 20 — 30 Meilen mit unzähligen Bergen und Flüssen, wie Städten und Dörfern, bei deren wechselndem Erblicken man sich in ihre Nähe und mit dort weilenden Freunden in wundersame geistige Berührung versetzt wähnt, — diesen reichen Genuß gewährt der König aller Sudeten-Höhen, die Riesen- oder Schnee-Koppe. Wenigstens ist es dem bewaffneten Auge vergönnt, wofern ein günstiges Geschick den düstern Schleier lüftet, womit Nebel und Wolken nur zu oft den Gipfel neidisch umhüllen. Doch theilt er dieses Schicksal mit ähnlich mächtigen Höhen und zumal mit dem nordwestlich entgegengesetzten Gebirgsriesen Deutschlands, dem Brocken, welcher gleichsam den andern Endpunct einer dieses Land, von Mähren und Schlesien aus bis nach Niedersachsen, schräg durchschneidenden Gebirgskette, bildet. Wie der Gipfel des Brockens, so erscheint auch die Schneekoppe leblos, rauh und öde; die Natur ist erstarrt, und die Pflanzenwelt reicht kaum in verkrüppeltem Kiefern-Gesträuche, als Kienholz, bis in die nächste Region. Nur in ihren niedern Gattungen, den Flechten und Moosen, vermag sie bis zu den höchsten Höhen zu dringen, von denen einiges wohlriechendes Veilchenmoos, auf Gneisschiefer fest wurzelnd, daher Veilchenstein genannt, von den Reisenden gewöhnlich als Erinnerungszeichen mit herabgebracht wird. Die eigentliche Riesenkuppe, an deren einer Seite der schauerliche Riesen- oder Teufels-Grund (Rübezahls-Garten) stößt, erhebt sich, aus übereinander geworfenen Granitfelsen gebildet, als eine steile, kegelförmig aufsteigende Anhöhe, gegen 900 pariser Fuß über den schon bedeutend hohen Riesenkamm, und auf 5000 Fuß über der Meeresfläche gelegen; daher gegen 4600 Fuß über Breslau, und 3800 Fuß über dem, von der Koppe auf 4 Stunden entfernten Schmiedeberg, von welcher Stadt aus der Weg gewöhnlich dahin angetreten wird; gegen 1200 Fuß über der Hempels-Baude, eine von den der Kuppe zunächst bewohnten Herbergen, von welcher dieselbe in 1½ Stunden zu ersteigen ist. (Baude, der dortige Name für einfache hölzerne, meist einsam gelegene Häuser, Herbergen und Hirtenwohnungen, gleich den Sennenhütten der Alpen; die Namensableitung in der Anmerk. I.) — Auf dem beschränkten Raume der Platte des Gipfels, über welchem die Gränze Böhmens und Schlesiens hinläuft, und zwar auf des letztern Gebiet, befindet sich eine i. J. 1668 vom Reichsgrafen von Schaffgotsch erbaute runde und gewölbte Kapelle, gegen 40 Fuß hoch und 26 Fuß im Durchmesser haltend, und mit 4½ Fuß dicken Mauern versehen, um den Stürmen in dieser Schnee- und Eis-Region kräftig widerstehen zu können. Sie war dem heiligen Laurentius geweiht und diente zum Gottesdienste bei jährlichen fünf Wallfahrten zahlreicher Schaaren aus beiden angränzenden Ländern, bis jene in den letzten Kriegsjahren (seit 1810) unterblieben. Seit 1824 wird sie zur

Herberge für Besteiger der Koppe benutzt und deshalb von Pfingsten bis Michaelis von einem Wirthe bewohnt. — Doch ist es hier nicht der Zweck, Näheres von der Oertlichkeit des so besuchenswerthen Riesengebirges zu erwähnen, vielmehr nur auf dessen Vorzüge kurz hinzuweisen, während es nicht an zahlreichen trefflichen und ausführlichen Handbüchern darüber, wie kürzern und bequemern Wegweisern dahin fehlt, von denen einige in der Anmerk. I. genannt sind. In der Anmerk. II. ist dagegen näher erwähnt, wie das Riesengebirge zwar gewöhnlich „die Sudeten" genannt wird, daß jedoch die alten Classiker noch andere, westlich angränzende Gebirgszüge, das Lausitzische, Erz- und Thüringer Gebirge, darunter verstanden und für jenes auch den Namen Askiburgisches, so wie (wegen einst anwohnender lygisch-wandalischen Nationen) wandalisches Gebirge gebrauchten. Der noch gewöhnliche böhmische Name Krkonoschy Hory, das Kerkonosch-Gebirge, hingegen stammt unbezweifelt noch von den germanischen Korkonten her, welche vor 15 Jahrhunderten als Anwohner jenes Gränzgebirges genannt sind.

Nur auf einen Gegenstand sey der Besucher des Riesengebirges noch aufmerksam gemacht, auf dessen Geisterfürst, den Rübezahl, der ohne Zweifel schon seit Urbeginn da hauset, und von dem bereits das spätere Mittelalter uns genaue Nachrichten hinterlassen hat. Nicht um Furcht vor ihm zu erregen, geschieht es, vielmehr um mit ihm zu befreunden, denn nach Allem, was von ihm erzählt wird, gilt er zwar als ein neckendes und schalkhaftes, doch im Allgemeinen gutmüthiges Wesen, den Unschuldigen und den Bescheidenen, den Armen und Bedrückten, gern helfend, aber auch ihre Beharrlichkeit beim Rechthandeln und ihr Vertrauen zu ihm oft prüfend und belohnend; zuweilen freilich launenhaft und muthwillig; gereizt und beleidigt aber, wohl selbst böswillig und schadenfroh; doch dann hat man es an ihm erholet.

Das Riesengebirge besitzt weit und breit gerühmte heilsame Wurzeln und Kräuter mancherlei Art, die von armen Leuten in den einsamsten Felsschluchten aufgesucht werden; mit solchen Kräuterleuten ist er daher besonders in Berührung gekommen und hat ihnen dann die köstlichsten Wurzeln und Blumen verschafft; aber auch fremde Reisende werden oft von ihm begleitet und auf rechten Weg gewiesen; selbst nicht selten erscheint er als Rächer von Betrug und Ungerechtigkeit. Er ist bald hier, bald da; er zeigt sich bald als Jäger, bald als Wanderer, bald in anderer menschlicher Gestalt; er beliebt aber auch sich in Thiere und selbst in leblose Dinge zu verwandeln, und man ist deshalb nirgends sicher vor ihm. Er läßt sich daselbst — heißt es in einer 2 Jahrhunderte alten Schrift (Schwenkfeld, von dem Hirschberg'schen warmen Bade, 1619) — vielmal in mancherlei Gestalt sehen, „jetzt als ein altfreßnes Bergmännlein, mit

einer Bergkappe angethan, bald als ein Mönch in einer Kutten, bisweilen als ein schön Roß, ein Hahn oder Rabe, oder eine große Kröte" ꝛc. — „Er thut niemands kein Leid, es sey denn, daß man seiner lache, spotte und ihn zu sehen begehre: da er sich denn in seiner schönen Gestalt präsentiret und ihnen die Luft mit plötzlichen und unversehenen erschrecklichen Wettern, Donnern und Blitzen, Hagel- und Platzregen manchmal ziemlich büßen lassen solle." — Deshalb ist es eine noch sehr allgemeine Sitte bei den dortigen Gebirgs-Anwohnern, nicht gern, wenigstens nicht nachtheilig von ihm zu sprechen, denn sonst folgt bald eine Züchtigung; zudem besitzt er die Schwachheit, sich nicht gern Rübezahl nennen zu hören, sondern Herr Johannes, oder Riesengebirgsfürst, Herr vom Berge ꝛc. Daher muß der Rath ertheilt werden, wenn man ihn irgend herbeirufen will, daß es mit den Worten des berühmten Vaters der neuern Dichtkunst, des Schlesiers Martin Opitz (in s. poetischen Wäldern Bd. 4, in der Schäferei von der Nymphe Hercinie, 1628) geschehen möge:

„Du Riesen Herr, du Arzt, du Berg-Gott komm herfür;
Der jene, so dich ehrt, erwartet deiner hier!"

Einstmals ging eine arme Kräuterfrau mit ihren zwei kleinen Kindern auf das Gebirge, um Wurzeln für die Apotheke zu suchen; sie hatte deren auch ziemlich viel gesammelt, allein dabei den rechten Weg versehen, und wußte in ihrer Angst nicht wohin sie sich wenden sollte. Da wurde sie eines Bauersmannes ansichtig, der Niemand Anderes war, als unser Rübezahl. Sie klagte ihm ihre Noth und daß sie weder etwas zu beißen noch zu brechen habe, und daher Wurzeln suchen müsse, um sich und ihre Kinder redlich zu nähren, daß sie jedoch nicht den Heimweg finden könne. Rübezahl sprach ihr Muth ein, und versicherte ihr, sie auf den rechten Weg zu führen, rieth aber auch, die Wurzeln auszuschütten und den Korb mit Blättern von einem ihr gezeigten Baume wiederum zu füllen. Sie weigerte sich lange dies zu thun, da ihr Niemand einen Pfennig dafür geben werde; allein endlich ließ sie es geschehen, daß er selbst den Korb, statt den Wurzeln, mit jenen Blättern anfüllte, worauf er sie zum rechten Wege geleitete. Doch bald bemerkte sie zur Seite wiederum schöne Wurzeln, sammelte sie und warf dagegen das ihr völlig unnütz erscheinende Laub weg. Zu Hause angekommen — es soll in Ketschdorf bei Hirschberg gewesen seyn — schüttete sie die Wurzeln aus; doch da blinken ihr etliche Ducaten entgegen, welche hier und da in dem Korbe stacken und übrig geblieben waren von dem verachteten und weggeworfenen Laube. Sie lief zwar sogleich zurück, um es noch aufzusuchen, fand aber leider nichts mehr; jedoch waren jene Goldstücke schon ein großer Schatz und sie konnte lange Zeit davon sich und ihre armen Kinder ernähren.

Einstmals — es war im Jahre 1512 oder, nach anderen Angaben 1532 — hatte ein Herr vom Adel in der Gegend, der seine armen

Unterthanen tyranniſch zu drücken und zu plagen pflegte, einem ſolchen anbefohlen, eine überaus große Eiche aus dem Walde nach ſeinem Ritterſitze anzufahren. Der Bauer fährt darauf bekümmert in den Wald, da er, obwohl die Unmöglichkeit einſehend, dennoch keine Vorſtellungen wagen darf; da zeigt ſich ihm Rübezahl in Menſchengeſtalt und läßt ſich die Urſache ſeiner Betrübniß erzählen. Er räth ihm zu, gutes Muthes zu ſeyn und unbekümmert zu Hauſe zu fahren, denn er wolle ſchon ſelbſt die Eiche dem gnädigen Herren in ſeinen Hof ſchaffen. Der Bauer vertraut ihm, und kaum heimgekommen, bemerkt er, wie die ungeheuer große Eiche mit ſammt ihren ſtarken Aeſten ſchon vor des Edelmanns Hofe liegt, und zwar ſo, daß ſie das Thor völlig verſperrt und man weder herein, noch heraus kann. Da die Eiche ſich nun härter als Stahl zeigte und ſich nicht zerhauen ließ, ſo war dem harten Gutsherrn jetzt ſein Sinn gebrochen; er mußte nothgedrungen an einem andern Orte in der Hofmauer eine Oeffnung herausbrechen laſſen und für ſeine Hartherzigkeit mit viel Geldkoſten und Beſchwerden büßen.

Beſonders bekannt iſt die Sage von Rübezahl und dem Glasmanne. Einem ſolchen, der mit böhmiſche Glaſe über das Gebirge zog, ward ſeine Laſt ſchwer; er erſah ſich einen Holzblock aus, auf dem er ruhen wollte. Doch kaum war dies eine Weile geſchehen, als der Block zu rollen begann, und beim Fallen des Glasträgers deſſen Waare in tauſend Stücken zerſprangen. Dies war wiederum ſo ein Scherz des Rübezahls, der, gern neckend, ſich in jenen Holzſtamm verwandelt hatte. Doch wie gewöhnlich, ſo machte er auch hierbei die Sache wieder gut. Bald zeigt er ſich als einen Reiſenden, läßt ſich das Unglück erzählen und, ſein Unrecht einſehend, geſteht er endlich ein, daß er ſelbſt die Poſſe verübt habe, jedoch auch wiederum zu Schadenerſatz verhelfen werde. Er verwandelt ſich in einen Eſel, läßt den Glasmann darauf ſetzen und befiehlt ihm, in eine benachbarte Mühle zu reiten und den Eſel dem Müller zum Verkauf anzubieten. Dies geſchieht, und der Müller erhandelt ihn für neun Thaler, womit der Glaſer, froh, den Schaden reichlich erſetzt zu ſehen, ſeinen Weg unverweilt weiter fortſetzt. Als der Eſel in den Stall geführt war, wollte ihm der Mühlknappe Heu vorlegen, doch erſchrack dieſer nicht wenig, als der Eſel zu ſprechen anfing und erklärte, daß ihm nicht Heu gnüge, ſondern er an Gebacknes vom gemetzten Mehle gewöhnt ſey. Voll Schreck eilte er zu ſeinem Herrn, doch als dieſer ſich ſelbſt von dem Wunder überzeugen wollte, war der Eſel verſchwunden. Jener merkte gar bald die Urſache ſeiner gerechten Strafe; er ſoll auch in ſich gegangen und ſeine frühere, bei ſeinen Handwerksgenoſſen überhaupt nicht ſeltene Unart eingeſehen und fernerhin unterlaſſen haben, nämlich: über die Gebühr zu metzen. Einem Schneider, der von fremder Leute Tuch immer auch Jäckchen, Höschen und Käppchen für ſeine Kinder fertigte und

Digitized by Google

gar viel davon in die Hölle warf, soll einst ein ähnlicher Unfall passirt seyn; deshalb ist es bei dessen Kunstgenossen seitdem auch völlig abgekommen.

Studenten und junge Künstler pflegen auch jetzt nicht selten, mit einer Guitarre in der Hand, jene romantische Gebirgsgegend zu bereisen; für diese sey folgende wahre Geschichte zur Warnung mitgetheilt, wie sie wörtlich in Prätorius „Bericht vom Rübezahl" (Leipzig, 1662, S. 283) enthalten ist; unter der Aufschrift:

„Rübezahl agiret einen Lauteniſten. Es hat sich, Anno 1642 begeben, daß ein Studiosus quasimodogenitus lustes halber über das Riesengebirge hat reisen und gehen wollen: Unterwegs aber, hat er, damit er die Zeit verkürtzete, mit Fleiß die Laute zur Hand genommen, und eines und das andere Buhl-Liedgen (seiner verlassenen Kammer-Kätzgen zu gefallen) drauff gespielet oder geschlagen, und ist in solchen guten Gedanken eine ziemliche Weile fortgegangen. Was geschicht aber? In dem er so einsam fortschleichet, da kömpt ihm Rübezahl in gestalt eines andern Studenten entgegen: Und bittet ihn, daß er doch die Laute ein wenig übergebe, er solte auch hören, was seine Music vermögte. Hierauf giebt voriger Student dem unerkandten Rübezahl das Instrument über. Der Rübezahl in gegen spielet anfänglich gar lieblich und anmuthig: Doch wie sie im gehen zu einem an dem Wege stehenden Baume nahen, da lässet er seine Stückgen sehen, indem er mit sampt der Laute in geschwinder Eyl, more Empusae, sich auff solchen Baum schwinget, und zugleich im Spielen zwar fortfähret, doch unverschämpte Lieder anstimmet: worüber der arme Studente nicht allein erschrocken und betrübet, sondern auch bald in Zorn ist erhitzt geworden, und dem Rübezahl alle Schlappermänt an Hals gewünschet, sagende: er solle ihm die Laute wieder herunter geben oder er wolle anders mit ihnen spielen. Darauff soll der Rübezahl die begehrte Laute herunter geworffen, und darneben einen greulichen Knall mit angefüget haben, welcher vorgekommen, als wenn die Laute in tausend Stücken zerfiele, da sie doch, wie der Studente zugesehen, ist unversehrt befunden worden. Es ist aber alsobald bey dieser Begebnüsse der schnackische Rübezahl verschwunden: Und der Studente hat lernen bescheidener reisen: Da er hernach für ein Buhlen-Lied, einen Christlichen Gesang hat begonnen auff seiner Laute zu schlagen."

Wer von den gütigen Lesern noch einige Rübezahls-Sagen zu wissen wünscht, wie er z. B. Getraide mit Gold bezahlte, wie er einen Roßkamm bestrafte, und eben so einen betrügerischen Holzkäufer ꝛc. wird es in der Anmerkung III. erwähnt finden. — Rübezahl wird aber auch zuweilen als das wüthende Heer bezeichnet, als sogenannter Nachtjäger mit seiner wilden Jagd, wo er als ein wilder Jägersmann mit mancherlei Gespenstern umher jagt und die armen Moosweibchen vor sich hertreibt, so daß es grausend mit anzusehen ist. Doch solcher Unholde soll in einem spätern § gedacht werden; diese Erscheinung stimmt überhaupt wenig zu dem gezeigten rübezahl'schen Character und scheint erst von andern Gegenden, wo man davon viel zu erzählen weiß, auf das Riesengebirge übertragen zu seyn.

Noch giebt es zahlreiche andere Sagen von diesem Berggeiste, doch eine Menge davon sind erst in neuerer Zeit erdacht und in kurzen Er-

zählungen mitgetheilt oder als weitläufige Romane und Novellen ausgesponnen worden, die daher völlig ohne historischen Werth sind, wie es auch mit Sagen anderer Gegenden der Fall ist; oder es wurden solche von einer Gegend oder einem geistigen Wesen nicht selten auch fälschlich auf andere übergetragen; es wird mithin stets sorgfältiger Prüfung derselben bedürfen. Der Verf. hat daher hierbei, wie anderwärts in diesem Werke, möglichst aus mehr-hundertjährigen Quellen geschöpft, wo schon damals die bereits Jahrhunderte lang vorher im Munde des Volkes fortgepflanzten und in ihm nach und nach ausgebildeten, mithin wahrhaften Volkssagen in Schriften mitgetheilt sind, oder, wenn solche aus dem Munde des Volks selbst entnommen wurden, wenigstens, von den in neuester Zeit ersonnenen, die ächten Volkssagen zu unterscheiden gestrebt, die meist auch durch ihre einfache Natürlichkeit, ihre Kräftigkeit, oft auch Derbheit, überhaupt an ihrer Volksthümlichkeit sehr kenntlich sind. Denn die hier angerathene Beachtung der Sagen soll begreiflicher Weise weder dazu dienen, um von wirklichen Göttern oder Geistern Kunde zu erlangen, noch der Phantasie ein mühloses, bald wiederum verschwundenes Bild darzubieten, sondern um zu ersehen, wie das Volk über jene früheren Bilder der Einbildungskraft dachte, und sich dieselben nach und nach gestaltete. Ungewöhnliche Naturerscheinungen, räthselhafte Lebensvorfälle, Großthaten ausgezeichneter Menschen und dergl. gaben allerdings meistens die erste Veranlassung dazu, allein diesen mythischen Wesen wurden, wie bereits B. I. angedeutet, auch mancherlei andere Eigenschaften und Handlungen nach und nach vom Volke beigelegt, welche dieses, da es ja doch nichts von solchen der höhern Wesen wissen konnte, nach seiner eignen nationellen Lebens-, Denk- und Handlungs-Weise wählen mußte. So wie daher sich in der Sage historische Grundlagen finden, so dienen sie zugleich auch zum treuen Spiegel jener nationalen Eigenthümlichkeiten früherer Zeit. Und nur solche, vom Volke selbst allmälig ausgebildete, oder, wenn für dies auch erdichtet, doch immer nach dessen Geist- und Fassungs-Kraft, und, was eben so unerläßlich, auch in dasselbe übergegangen, von ihm weiter umgebildete und fortgepflanzte ächte Volkssagen können allein Werth haben, gilt es, wie Grimm, Bechstein u. And. klar zeigten, das volksthümliche Leben mit seinen Ansichten und Gefühlen, seinem Glauben und Handeln in früher Zeit in ein klareres Licht zu stellen. Sie sind um so sorgfältiger zu beachten und zu bewahren, als, bei der in neuester Zeit in Schwung gekommenen Sagen-Fabrikation, die dargebotenen „Volkssagen" nur zu oft völlig neue Phantasie-Gebilde enthalten, was, wenn auch dem Romanenfreunde, doch nicht denen gleich ist, welche sie zu jenem Zwecke zu benutzen wünschen. Selbst bei der eifrigsten Romanen-Lectüre, wenn sie nicht aus unverständiger Absicht erfolgt, — nämlich um müßige Zeit zu tödten und durch den Verlauf der möglichst

schnell durchblickten Geschichte der Phantasie einen flüchtigen Reiz zu gewähren, — wird man, bei gediegenen Werken dieser Art, die Ursachen und Folgen der einzelnen Handlungen und die, ein erfahrungsreiches Leben und gewandten Styl beurkundenden, einzelnen Stellen bedachtsam beachten und prüfen, um sich der schönen Darstellung zu erfreuen und zugleich sich Lehren ächter Lebensweisheit, als Lohn des Lesens, zu gewinnen; so wird auch bei jenen Volkssagen, die gleichsam als Romane und Novellen frühester Zeit gelten, nur jenes historische und volkskundige Resultat als Hauptsache erscheinen.

Wohl möchte den Lesern eine genaue Abbildung des Rübezahl nicht unangenehm seyn, allein deren sind leider nicht mehr zu erlangen, wie dagegen genugsam vor zwei Jahrhunderten es der Fall war, denn damals hatte man — nach des gleichzeitigen Prätorius wörtlicher Auskunft — „deshalb nur in den Messen die Quacksalberbuden zu begrüßen und ihre gemahlten Tafeln anzusehen, da in gemein auch der Rübezahl als ihr Patron, **Spiritus familiaris** oder Hausgötze pflegt abgebildet zu stehen." Eine große Nase wurde ihm besonders zugeschrieben, bekanntlich ein Zeichen von Klugheit, nach Lavater's physiognomischen Regeln, und damit stimmte auch seine Handlungsweise überein, denn wohl nie wurde er überlistet, wie es doch selbst dem für überaus listig gehaltenen Teufel öfters erging (vergl. B. I. S. 179). Nur einmal passirte dem Rübezahl ein solcher unangenehmer, doch in diesem Falle sehr verzeihlicher Streich, nämlich als er, wie weiterhin zu erwähnen, von seiner Geliebten betrogen wurde, wogegen freilich auch der Klügste sich nicht immer gnügend zu sichern wissen mag. — Rübezahl war zwar im ganzen Gebirge, doch hauptsächlich an der Riesenkoppe, zu Hause. Die Rübezahls-Kanzel, -Tafel, -Wohnung, der Rübezahls-Thron, -Keller, und noch andere über- und nebeneinander geschichtete, sich meist steil erhebende groteske Felsmassen, — wie deren B. I. Taf. I. mehrere der Oberlausitz abgebildet sind, deuten auf seinen häufigen Aufenthalt und die Localität seiner gutmüthigen wie schalkhaften Thaten. Ebenso des Rübezahls Revier, oder der schon erwähnte Teufelsgrund und der, durch köstliche Kräuter und Blumen, wie durch romantische Lage ausgezeichnete Rübezahls-Lustgarten. Auf einer ähnlichen grotesken Steingruppe am Kochel-Falle sind selbst noch Rübezahls Fußtapfen zu erblicken. Wenn aber auch die Gebirgsbewohner öfters noch jetzt einige Scheu vor ihm besitzen, deshalb gegen Fremde selten, und nur bei deren erworbenen Vertrauen, von seinen Thaten behutsam erzählen, auch wohl selbst solche noch ganz neuerliche Vorfälle erlebt haben wollen, so ist er im Allgemeinen dennoch seit langer Zeit immer weniger sichtbar gewesen. Die steigende geistige Bildung des Volks, verbunden mit immer sorgfältigerer Waldcultur ꝛc., verdrängt den Glauben an Geister und somit können sich solche auch immer weniger zeigen; der

Sage nach hat jenes Bergfürsten Erscheinung sich besonders seit Errichtung der Kapelle auf der Schneekoppe sehr vermindert, ebenso wie (nach B. I. S. 51) die Querre in der Oberlausitz nach Einführung der Glocken wegzogen und nur bei bessern Zeiten wiederkommen wollen. Nur an dem sogenannten Koppentage (den 15. August), wo sich bisher unzählige Besucher der Koppe einzufinden pflegten, zumal als noch Messe gelesen wurde, soll auch Rübezahl sich oft unter der Menge eingefunden und manche Schwänke verübt haben, — die sich vielleicht aber auch schalkhafte Reisende auf seine Rechnung erlaubten. Jedenfalls hat er öfters die muthwilligen Streiche Anderer auf sich nehmen müssen. Es giebt eine böhmische Sage, wornach Rübezahl von einem Priester verbannt und von jenem dabei geäußert worden sey, er wolle zwar nach Island fliehen, aber mit seinem Abzuge würde das den Bewohnern erwiesene Gute aufhören und er werde, (wie oben die Querre ebenfalls erklärten,) erst wiederkommen, wenn die goldenen Zeiten in Böhmen sich einstellen würden. Doch da er sich später noch zeigte, so sind entweder diese Zeiten längst eingetreten, oder er hat es mit dem Wegzuge nicht so ernstlich gemeint. Vielmehr hat er sich wohl mehr freiwillig in das Innere seines Berges begeben, denn nach einer andern (schlesischen) Sage scheint das Geisterbeschwören und Verbannen keine Gewalt über ihn gehabt zu haben, wie dies freilich bei schwächern und untergeordnetern Geistern ein anderer Fall ist, und, nach Justus Kerners Schriften selbst noch in unsern Tagen sich im Schwäbischen als sehr wirksam erwiesen hat. Als einst ein Zauberer seine schwarze Kunst an ihm erproben, ihn dadurch wegbannen wollte, und auch schon seine Zauberkreise gemacht hatte, zeigte sich der weitmächtigere Bergfürst auf der Schneekoppe und hörte ihm behaglich zu; doch als jener mit dem Lesen des Zauberspruchs bis an die Hauptstelle gekommen war, riß ihm der klügere Bergfürst das Buch aus der Hand und warf es, in viele Stücke zerrissen, in die Klüfte des Riesengrunds. Des Zauberers Weisheit war damit zu Ende, und er konnte zufrieden seyn, nicht dem Buche nachfolgen zu müssen; seitdem hat es kein Anderer weiter versucht; — ein Schwank, der Rübezahls gutem Humor alle Ehre macht und wohl von noch keinem andern Geiste nachgeahmt worden ist.

Wer und was aber dieser Rübezahl sey, so wird noch zu fragen seyn. Man hat mancherlei Vermuthungen, so z. B. daß er ein Mönch sey, der wegen seiner Zaubereien und heimlichen bösen Thaten nicht in den Himmel kommen könne, sondern in jenem Gebirge zur Strafe ewiglich umher irren müsse. Doch der Rübezahls-Monograph Prätorius glaubt, daß dies Vorgeben erst im Pabstthum entstanden sei, und theilt seine ernstliche Meinung dann folgendermaßen mit: „Von der Wahrheit recht zu reden, so ist solches **spectrum** wohl nichts anders, als ein **individuum** von den leibhaftigen Teufeln, so mit dem Lucifer wegen ihres Hochmuths

(welchen dieser Geist noch heutigen Tages effectuiret) vor weilen aus dem Himmel verstoßen seyn." — Da ihm aber ein teuflischer Sinn, nach Allem was von ihm vorliegt, wohl nicht bewiesen werden kann, so wird dieser Ansicht eben so wenig, als eines Anderen Behauptung beizutreten seyn, daß nämlich die ganze Sage vom Rübezahl erst in neuerer Zeit von einem launigen Reisenden erdacht, einem leichtgläubigen Führer mitgetheilt und dann weiter verbreitet worden sey, über welche unüberlegte Deutung, da sich Nachrichten von ihm bis in das Mittelalter zurück vorfinden, in der Anmerkung III. weiter gesprochen ist.

Doch zur Sache im ernstlichern Sinne! Die Entstehung dieses mythischen Phantasie-Gebildes reicht unbezweifelt bis in das hohe, heidnische Alterthum hinauf, wenn auch in spätern Zeiten eine historische Person damit verbunden und vielleicht der Name Rübezahl, obschon sehr verändert, von derselben entlehnt wurde. Nicht allein die germanischen, sondern auch andere frühere Nationen Europas wähnten ausgezeichnete natürliche Localitäten, Gebirge, Wälder und Gewässer ꝛc. meist von geistigen Wesen belebt; daher die zahlreichen Sagen von Berg- und Wald-Geistern in ganz Deutschland, die sich bis in's tiefste Heidenthum zurück verfolgen lassen, und, je bedeutsamer ihr Aufenthaltsort an Größe, Umfang ꝛc. war, auch desto mächtiger geschildert wurden. Es müßte fast als ein Wunder gelten, wenn dem Riesengebirge von seinen Anwohnern nicht ebenfalls ein ähnlicher Berggeist zugeschrieben worden wäre. Ein solcher Geisterglaube von frühesten Zeiten an, verlieh daher hier, wie anderwärts, solchen Sagen einen Anhaltepunct, um später neue Vorfälle und Beziehungen daran zu knüpfen, so daß die erst einfache Annahme von Geistern sich nach und nach zur vielfach vermehrten und umgestalteten, daher immer schwieriger zu deutenden Volkssage ausbildete. Sie gleicht einem Baume, dessen Stamm im fernen Alterthume wurzelt, und an dem sich nach und nach Aeste und Blätter anfügten; mancher Zweig wohl auch von Bäumen aus der Ferne darauf gepfropft, mancher aber dagegen von heimathlichem Stamme in andere Gegenden verpflanzt. Daher oft so verwandte Sagen in verschiedenen Landen jedoch gewöhnlich stammverwandter Nationen, denn so wie sich die deutschen und nordischen meist ähneln, so sind beide oft sehr charakteristisch verschieden von den der keltisch-gallischen, der romanischen, der slawischen Stämme. — Solche an Oertlichkeiten geknüpfte Mythen gingen allerwärts von frühern Völkern der Gegend auf spätere, und so im östlichen Deutschlande von den germanischen Bewohnern auf die Slawen und noch später auf die neudeutsche Bevölkerung über; sie erhielten sich, obschon in meist sehr veränderter, oft ver-christlichten Gestalt, durch das Mittelalter hindurch bis auf die neueren Zeiten; sie wurden von den zurückgebliebenen Resten der abziehenden Nationen den neuankommenden überliefert, und vom Großvater auf den Enkel vererbt.

Die in Felsengebirgen und deren Gründen oft plötzlich beim heitersten Himmel aus kleinen, schnell herbeikommenden Wolken entstehenden Stürme und Gewitter, so wie die Irrlichter und andere Naturerscheinungen, gaben leichte Veranlassung zu dem Glauben an ein, solches Ueberraschende hervorbringendes geistiges und unsichtbares Wesen. So wie dies z. B. in Norwegen dortigen Geistern zugeschrieben wird (nach der so ansprechenden Erzählung: Streit und Frieden, von der Schwedin Fr. Bremer 1841) und Aehnliches in andern Gebirgsgegenden wiederum andern Geistern, so ward es in Schlesien dem Rübezahl aufgebürdet. Daher entstand vielleicht auch sein Erscheinen als wüthendes Heer, wobei wilde Thiere durch ihr Geheul und rasches Vorbeieilen wohl ebenfalls das Ihrige mit beitrugen; (gab es doch im Riesengebirge noch Bäre bis 1725 in dem davon benannten Bärengrunde). So hat man in diesem Gebirge zuweilen auch die, durch eine spiegelartige Brechung der Sonnenstrahlen entstehende sogenannte Luftspiegelung bemerkt, wodurch entfernte Gegenstände, selbst das Ebenbild des Wanderes, oft in verzerrter Gestalt, dem Auge gegenüber in den häufigen Nebelgebilden der dortigen Gebirgskämme sich sehr deutlich darstellen. Dies ist bekanntlich besonders auf Seereisen und in Sandwüsten bemerkt worden, wo die, dem Reisenden noch völlig unsichtbaren, noch sehr entlegenen Landstriche und Orte, im getreuen Abbilde, in den Wolken am fernen Horizonte zu erblicken sind. Es ist die sogenannte „Fata (d. i. Fee) Morgana". Auf diese Art hat wohl mancher Kräutermann oder Wanderer den Gebirgsfürst in seiner eignen Gestalt zu erblicken geglaubt. Manchem wiederfuhr auch wohl eine Wohlthat, oder ein schelmischer Possen, durch einen Unbekannten auf eine räthselhafte Art, und die Selbsttäuschung gestaltete es zu einem, in ihrer weiteren Verbreitung mehr und mehr ausgebildeten, argem Geisterspuk. Leichtfertige benutzten den Wahn zu ihren Zwecken, und vielleicht auch Italiener und andere Fremde, beim Aufsuchen von edlen Steinen und Metallen, oder selteneu Kräutern, um die Gebirgsbewohner desto eher von deren Fundorten abzuhalten. Und als nach dem Ende des 30jährigen Krieges unzählige entlassene und heimathlos herumstreifende Söldlinge sich, zum gesicherten Aufenthalt, gern einsame Gegenden aufsuchten, um desto ungestörter zu jagen, oder vermeinten Schätzen in alten Ruinen nachzugraben, selbst wohl Wanderer zu plündern und einsame Orte zu berauben, da mochte so mancher dieses Gelichters das Riesengebirge zum Schlupfwinkel wählen, und durch deren Unthaten der arme Rübezahl in üblen Verdacht kommen.

Eben so wenig bisher eine klare Deutung des Namens Riesengebirge hat gelingen wollen, welcher wohl weniger von Riesen, als von einem altdeutschen Worte rise, Hügel, nach Anmerk. II. abstammen möchte, ebenso wenig hat sich der Name Rübezahl enträthseln lassen, wie Anmerk. III.

nachweiſet. Ohne jedoch die Bemühungen der Gelehrten abzuwarten, hat der Volkswitz ihn als Rübenzähler gedeutet, auch deshalb ſelbſt eine artige Sage erfunden, die Mehrere (z. B. Muſäus in ſeinen Volksmährchen) dann weiter ausgebildet haben. Der Berggeiſt hatte die Tochter eines ſchleſiſchen Fürſten entführt, die, um befreit zu werden, da ſie ſchon den jungen Fürſt Ratibor liebte, ſich einer ſonderbaren Liſt bediente. Zu ihrem Vergnügen ſäete er Rüben, die ſie beliebig in lebendige Geſchöpfe verwandeln konnte; da dieſe aber nur die kurze Dauer einer Rübe hatten, ſo war es nöthig, immer neue und ſolche in unzähliger Menge zu ſäen. Nach ihrem Willen mußte er ſie auch zählen, und während er, ihr zu Liebe, damit beſchäftigt war, bei der unendlichen Menge ſich immer verrechnete und damit nie fertig werden konnte, verwandelte ſie eine große Rübe in ein Roß, und entfloh auf ihm zu dem Geliebten, der ſpäter die Stadt Ratibor erbaute. — Es erging ihm alſo dabei, wie es noch in dem letzten Jahrhunderte im täglichen Leben zuweilen vorgefallen iſt, daß die Geliebte mit andern converſirte, auch wohl davon ging, während der liebe Mann im Geſchäfte oder mit Lieblingsarbeiten vollauf zu thun hatte. Rübezahl mußte durch ſolche üble Nachreden eben ſo leiden, wie die heitern Götter Griechenlands, denen ihre Verehrer gar manche menſchliche Schwäche ähnlicher Art beilegten und es keineswegs als ein Majeſtäts-Verbrechen anſahen; — wie denn die alten Völker ihre Götter und Heiligen ſich überhaupt ſehr menſchlich zu denken pflegten. Doch jener Vorfall vom betrogenen Liebhaber wurde bald im Lande bekannt, und da die Gebirgsbewohner noch keinen Namen für ihren Geiſterfürſt beſaßen, ſo erhielt er den eines Rübezählers. Daher wird es nunmehr den gütigen Leſern auch ſehr erklärlich ſeyn, daß jener ſich, wie ſchon erwähnt, nicht ſo geruft wiſſen will, um an jenen fatalen Vorfall nicht erinnert zu werden.

Wie die allmälige Ausbildung der Rübezahls-Sage erfolgte, wird ſich nach der S. 10 erwähnten Weiſe am ſicherſten vermuthen laſſen, da Mehreres ganz beſonders darauf hindeutet, daß die eigenthümliche Denk- und Lebens-Art der Gebirgsanwohner dabei wichtigen Einfluß äußerte. Ein Beiſpiel aus einer andern Gegend mag dem weitern Verfolg derſelben vorausgehen. Auf der einen Seite des Schwarzwaldes wird der dortige Gebirgsgeiſt von den, größtentheils mit Glasfabrikation beſchäftigten Anwohnern als ein gutmüthiges Glasmännchen, in dortiger alterthümlicher Tracht, mit ſpitzigem Hute mit breitem Rande, in Wamms, Pluderhoſen und rothen Strümpfen geſchildert. Auf der andern Seite des Gebirgs erſcheint der Berggeiſt, der Holländer Michel, als ein breitſchultriger rieſenhafter Geſelle, in Kleidung der Flößer und mit großen Stiefeln, weil die daſigen Holzfäller ſich zugleich durch das Flößen des Holzes bis nach Holland zu nähren pflegen, und wenigſtens ſonſt deshalb ungeheure Stiefeln trugen,

so daß also ihre nationellen und holländischen Eigenthümlichkeiten in dem Berggeiste verschmolzen, und so ist es auch bei der auf gleiches Nationelle begründeten Handlungsweise. — Ganz dem ähnlich ist es im Riesengebirge der Fall, wo dessen Beherrscher nicht minder in dortigen Costümen und Beschäftigungsarten erschien, bald als Kräutersammler, Jäger, Bergmann ꝛc., früher auch als Mönch. Der gutmüthige Hauptzug seines Characters liegt ebenfalls in dem Character der dasigen biedern Bewohner selbst. Das sittliche Element, was in fast allen Erzählungen von ihm vorherrscht, ist tief im poetischen Gemüthe des deutschen Volkes überhaupt begründet. Es spricht sich ebenso in unzähligen Sagen anderer deutschen Gegenden aus, in denen Unschuld, Tugend, Vertrauen und Beharrlichkeit stets den Lohn davon tragen, wogegen der Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit, der Unsittlichkeit und andern Lastern die Strafe auf dem Fuße folgt. Die gerechte Belohnung und Bestrafung, die es nur zu oft im wirklichen Leben vermißte, ward, nach dem innern Drange des Gemüths, und öfters auch wohl, um ungerechten Obern selbst einen Spiegel vorzuhalten, in die Sagen und Mährchen übergetragen und diese waren in frühesten Zeiten des Volkes Moral und Lebensphilosophie. Rübezahls unermeßlicher Reichthum ist eine gewöhnliche Mitgift der Geister, wovon sie aber nur erprobten Menschenkindern, bei jenen beharrlichen guten Eigenschaften Einiges mitzutheilen pflegen. Rübezahl verlangte oft harte Geduldsproben; besonders ward die Neugierde von ihm bestraft. Dies, wie so manches Derbe, was, nach neuern Schicklichkeitsansichten, hier zu erwähnen gern vermieden wird, liegt ganz im natürlichen und unverfänglichen Volkswitz jener Zeiten. Der zuweilen von ihm gespendete Schatz an Goldkörnern beruht vielleicht auf dem, wenigstens der Sage nach, früher in Gewässern des Riesengebirges gefundenen (zumal von Ausländern gesammelten) Goldsande (wie in der Sage Anmerk. III.). Die unscheinbaren Geschenke, welche sich bei den Zufriedenen und den die Neugierde Bezähmenden stets in Gold oder anderes Kostbare verwandeln, deuten, wie das Zaubern, Verwandeln und Unsichtbarmachen und so ähnliches Eigenthümliche der Sagen- und Mährchen-Welt, ganz besonders auf ein hohes Alterthum der germanischen Epoche, wenn nicht selbst auf eine, schon mit den frühesten Einwanderern aus der orientalischen Heimath mitgebrachten Erinnerung an eine ergötzliche Feenwelt, denn das Zaubermährchen mit seinen Wundern ist im Orient zu Hause. Manche der majestätischen, aus aufeinander geschichteten Blöcken bestehenden Felsen seines Gebiets, der Mädel-, der Mittags-Stein und andere Rübezahls-Felsen und so auch die schon von Schmiedeberg aus deutlich sichtbaren und merkwürdig gestalteten Dreisteine, eigneten sich allerdings zu germanischen und spätern slawischen Opferfelsen; zumal an beiden ersten will man Opferkesselförmige Vertiefungen, auf der Kanzel einen von Menschenhand her-

Digitized by Google

rührenden Sitz, weniger für Menschen als muthmaßlich für ein Götterstandbild geeignet, bemerkt haben.

Man wird aber vielleicht meinen, daß diese rauhe Gebirgsgegend, erst in den letzten Jahrhunderten betreten, und vorher dahin kein menschlicher Fuß gelangt sey; doch die frühern Nationen, zumal die jagdlustigen Germanen, ohnehin mehr in und mit der Natur lebend, scheuten solche Waldgebirge nicht; wenn die schon mehr verzärtelten spätern Generationen durch diese sich Wege zu bahnen und zu ebnen vermochten, so war es jenen um so weniger ein unübersteigliches Hinderniß, das Gebirge von einer Seite zur andern zu durchschreiten und auf diesem zu jagen, selbst zu wohnen und Göttern zu opfern. Und zumal während der slawischen Herrschaft mögen vielleicht germanische Ueberreste sich dahin zurückgezogen und forterhalten haben, worauf auch erhaltene dasige nicht-slawische Orts- und Fluß-Namen und zahlreiche Idiotismen deuten, worüber ein folgender § Weiteres enthält. Sind aber auf Opferaltäre bezügliche Sagen und gefundene Alterthümer auch bis jetzt nicht bekannt worden; so wird es demungeachtet nicht zu gewagt erscheinen, in dem Riesengebirgsfürsten, vielleicht erst später mit dem Namen Rübezahl bezeichnet, ursprünglich einen in dieser Gegend verehrten heidnischen Gott zu vermuthen, da den meisten örtlichen Sagen ein früherer Opferdienst der Gegend zu Grunde liegt, und jede bewohnte deutsche Gegend ihre Gottheiten in frühester Zeit auf Bergen und Felsen verehrte. Uebrigens ist es gar manchen alten Göttern ebenso ergangen, daß sie, in später Zeit als solche vergessen, zum bloßen Gespenst herabsanken; daß ihnen mancher Schwank und Betrug nachgesagt, ihr im Laufe der Jahrhunderte veränderter Name als Spott- oder auch als Fluch-Wort entwürdigt wurde, wie der des Wodans, Thunaer ꝛc. Und so könnte es auch jenem Geisterfürst ergangen seyn. Wenn aber der Name des Riesengebirges und nicht des Zobtens, einst Askiburg war, und dies nicht vom altdeutschen und nordischen Ask, Esche, einer der heiligen Bäume, abzuleiten wäre, oder, da die keltische Nation der Bojen einst Böhmen bewohnte, vom altgallischen, daher auch keltischen Aski, der Falke: so könnte vielleicht auf eine Herstammung von Asenburg, d. h. Götterburg, vermuthet werden. Nämlich von den Asen, der nordischen Götterfamilie Odins, (der übrigens selbst einen ähnlichen nordischen Beinamen Oski, Wunsch, führte,) um so mehr, als die Verehrung jener Asen bei den aus Scandinavien ausgewanderten gothischen Stämmen anzunehmen ist, welche bis zum dritten Jahrhunderte in der Weichselgegend wohnten und sich wohl einige Zeitlang bis an das Riesengebirge erstrecken konnten. Dann möchte vielleicht auch unser Berggeist ein Ueberrest jener Asen seyn, die in vielen Gegenden später zu Riesen gestaltet und zugleich für mächtige Zauberer gehalten wurden, wie man es dem Rübezahl ebenfalls nachsagt.

Digitized by Google

Wenn aber auch alle solche Vermuthungen vor jetzt, bis auf vielleicht spätere alterthümliche Ergebnisse, dahin gestellt bleiben müssen, so wird es hier genügen, auf die Rübezahls-Sage in ihrer spätern Ausbildung und Verbreitung und dadurch zugleich auf den gutmüthigen Schutzgeist des Riesengebirges hingewiesen zu haben, der, als dem Unrechte wehrend und verirrte Reisende gern auf rechten Weg geleitend, in dem Andenken der Bewohner Schlesiens, der Lausitz und Böhmens, bereits seit frühen Jahrhunderten fortlebte. — Wer aber von den geehrten Lesern einen unbezweifelten uralten Opferort dortiger Nähe kennen zu lernen wünscht, möge den Verfasser noch auf den benachbarten Zobten begleiten.

Vom Riesengebirge östlich, ungefähr auf dem halben Wege nach Breslau zu, und gegen 5 Meilen von dieser Hauptstadt der Provinz noch entfernt, liegt der Zobtenberg. Gegen drei Seiten sich frei aus der Ebene emporhebend und nur auf der südlichen mittelst eines niedrigen Gebirgszuges mit den Sudeten zusammenhängend, ist er in den meisten Gegenden des Landes, zumal Nieder-Schlesiens, weit sichtbar; er zeigt sich als ein bedeutend hervortretender Gebirgskegel und gilt beim Volke als ein sehr zu beachtender Wetterprophet. Alle solche sich auszeichnenden Berge erregten stets die Aufmerksamkeit der frühesten Einwanderer und wurden gewöhnlich zu Sicherungs-, zumal zu Opfer-Plätzen benutzt. So auch bei diesem; die geeignete Oertlichkeit, so wie Name, Sagen und Alterthümer sprechen dafür.

Auf einem Abhange des Zobtengebirges — vom Volke der Zoten genannt — liegt das Städchen Zobten, in neuerer Zeit oft erwähnt als Wohnort des beliebten Romanen-Schriftstellers Van der Velde, welcher dort als Stadtrichter lebte. Von diesem Orte aus wird gewöhnlich, und zwar in etwa 1¼ Stunde, der Gipfel des sehr steinigten und bewaldeten Berges bestiegen, wo, wegen der weiten Sichtbarkeit desselben und der isolirten hohen Lage, — 2169 Fuß über der Meeresfläche, daher 1600 F. über der schon hochgelegenen Stadt — eine reizende Aussicht auch den, für naturhistorische Ergebnisse oder historische Erinnerungen nicht beeiferten Wanderer das Ersteigen desselben ebenfalls reichlich belohnt. Einer Landkarte gleich, liegen auf 18 Städte und unzählige Dörfer in fruchtbaren Auen vor dem Beschauer ausgebreitet und diesen Genuß gewährt besonders die sogenannte Kanzel, eine Felsengruppe, welche sich an einer Seite der obersten, etwa 200 Fuß im Durchmesser haltenden Fläche erhebt, während eine andere Höhe eine Kapelle trägt, zu der 60 Stufen hinauf führen. Geschichtlichen Nachrichten zufolge wurde im J. 1103 auf jenem ebenen Platze eine Burg und ein Kloster für Augustiner-Mönche erbaut und zwar von dem in der polnisch-schlesischen Geschichte berühmten Peter Wlast. Wegen Rauhheit der Witterung verlegten die

Augustiner ihr Kloster nach 40 Jahren nach dem am Fuße des Berges gelegenen Gorkau; wogegen die Burg, zumal als Jagd- und Forst-Schloß, von den Herzogen zu Schweidnitz und Jauer öfters bewohnt wurde. Die Hussiten eroberten sie 1428 und trieben von da aus Räuberei, und obwohl verjagt, ward sie dennoch bald wiederum als Raubnest benutzt und deshalb 1471, mit Hülfe der sogenannten schweidnischen Büchse zerstört; noch sind Wälle und Mauerreste davon zu bemerken. Seitdem blieb der Berg verödet, und erst 1702 ward wiederum eine Kapelle darauf errichtet. Wegen des Nähern muß auf die schlesischen Geschichtswerke verwiesen werden, wobei besonders das merkwürdige Erscheinen jenes eingewanderten Grafen Wlast, reich an Lebenserfahrung, Lebensmuth und Gütern, hohes Interesse gewährt, wie denn überhaupt, wenn solche begabte kräftige Geister höherer Bildung in weniger cultivirte Länder gelangen, sie diesen gewöhnlich als Haupthebel erweckter höherer Cultur dienen. Er war ein Däne oder Normann und ohne Zweifel ein reich gewordener Glücksritter, wie deren in ganzen Genossenschaften — ähnlich den Zügen junger streit- und beute-lustiger Krieger unter einem muthigen Anführer in weit früherer Zeit bei den Germanen — ebenfalls aus Eroberungssucht und oft wohl mit kaufmännischer Speculation verbunden, auf ihren Wickingszügen im 9. — 11. Jahrhundert zu Wasser und zu Lande ferne Gegenden heimsuchten, Colonien anlegten und selbst mächtige Reiche gründeten. Dies geschah z. B. unter dem Namen Waräger in Rußland, dessen Name von ihnen herrührte, da die Schweden von den finnischen Stämmen Ruß genannt wurden. Ferner als Normannen in Sicilien, so wie im nördlichen Frankreich und von da nach England eingedrungen, und so auch auf den Finn- und Est-ländischen Ostseeküsten herrschend, als Krieger-Kaufleute und (ähnlich den jetzigen Engländern) sich überall festsetzend, wie denn auch damals solche Norweger und Isländer schon Grönland und Amerika beschifften. (Ueber Wlast selbst in der Anmerk. V.)

Hier gilt es nur der frühesten Zeit, dem Heidenthum, wo unbezweifelt ein durch Wälle geschützter Opferplatz auf des Berges Gipfel vorhanden war; ein schöner klarer Brunnen in der Nähe, der dabei gewöhnlich nie fehlte, bildet weiterhin einen Teich. In einem unweit des Brunnens befindlichen Steine befindet sich eine Eingrabung in Form eines riesenhaften A, die man als die Blutrinne eines heidnischen Opferaltars gedeutet hat. An solchen heiligen Orten giebt es stets Geistersagen und so findet sich auch hier, unfern der Kuppe, bei mehrern Steinblöcken (wie in manchem andern Felsen des Berges) eine höhlenartige Vertiefung. In dieser Wunderhöhle liegt ein großer Schatz, doch was das Uebelste dabei ist, hat man auch einmal sich davon die Taschen mit Gold oder Silber gefüllt, so wird später nicht wieder der Weg dazu gefunden; überhaupt soll er nur für Blödsinnige und für Unmündige sichtbar seyn, die

ihn jedoch leider nicht gehörig zu benutzen wissen. Solche soll zuweilen ein bärtiger Mann in der Höhle herumgeführt und beim Entlassen mit einem Aste voll Kirschen beschenkt haben, die von gediegenem Golde gewesen sind. Zobtner Bürger suchten darauf vergeblich die Thüre dazu. Und so giebt es ähnliche Sagen, wie denn auch der Feuermann um den Zobten sein Wesen treibt, selbst Wagen verfolgt, jedoch nicht zündet. Wie ein Schweidnitzer Einwohner einst in einer Höhle sich mit Räuber-Geistern unterhielt, ist in der Anmerk. IV. erwähnt.

Eine andere Zobten-Sage lautet folgendermaßen. Der gezähmte und daher frei herumlaufende Lieblings-Bär einer auf dem Zobten residirenden Gräfin — es soll Maria, die Gemahlin jenes Wlast's gewesen seyn — ward krank, und gerade ein Heilmittel, welches oben nicht zu erlangen war, konnte ihn allein heilen, nämlich ein Fisch. Die Gräfin sendet ihre Magd darnach in den nahen Ort Zobten; doch als sie, mit einem solchen, und zwar einem Hechte, auf dem Rückwege begriffen, bis an die Hälfte des Berges gelangt war, wird sie von dem, aus Sehnsucht nach dem Genesung versprechenden Mittel entsprungenen, ihr entgegen eilenden Bäre angefallen und bei der Verzehrung des Fisches ihr zugleich der Kopf abgebissen Der Bär wurde wegen dieser Frevelthat mit dem Tode bestraft, und zur Erinnerung setzte man ein Denkmal an den Ort der That. Und so findet man denn auch noch jetzt am Wege in der Mitte des Berges zwei roh bearbeitete colossale Steinbilder, vom Wetter und rohen Menschenhänden sehr beschädigt; ein kopfloses Frauenbild, auf ihrem Schooße einen Fisch haltend; neben ihr einen kaum kenntlichen Bär.

Dem Leser wird es bereits klar seyn, daß die Volksphantasie erst nach dem Auffinden der Bildwerke diese zu deuten suchte, und sich dieserhalb jene Sage ausbildete, daß aber jene zu einem ganz andern Zwecke bestimmt waren. Nicht weit davon findet sich ein ähnliches unförmliches und verstümmeltes Steinbild, das eines Ebers, welche Figuren Taf. III. N. 25 u. 26 abgebildet und Anm. IV. nach Größe und Beschaffenheit näher beschrieben sind. Das Rohe, Unförmliche, wie das Colossale dieser Bilder scheint auf eine sehr frühere Zeit, wenigstens nicht auf das spätere Mittelalter, und der Gegenstand selbst mehr auf einen heidnischen, als christlichen religiösen Zweck zu deuten, zumal da einige darauf sichtbare Kreuze vermuthen lassen, daß erst christliche Priester sie einhauen ließen, wie es anderwärts mit heidnischen Opferfelsen geschah, um sie zu verchristlichen. Zwar gehörte der Eber zu den heiligen Thieren der Germanen, Scandinavier und Slawen, selbst der Kelten, und der Bär ebenso bei dem erstern und den Finnen, allein dennoch ergiebt sich keine Lösung in Bezug auf das Ganze. Büsching, Kruse und And. vermuthen auf germanischen Ritus; Mone will sie dem keltischen zuwenden. Ein besonderer Umstand scheint jedoch auf früheste christliche Beziehung hinzu-

weiſen. In der chriſtlichen Geheimlehre wird ſchon ſeit den erſten Jahrhunderten Chriſtus unter dem Symbol eines Fiſches gedacht, weil das griechiſche Wort für Fiſch, wenn man deſſen Buchſtaben einzeln wiederum als Anfangsbuchſtaben anderer Worte deutet, den Namen und die Eigenſchaften Chriſti in ſich faßt. (Jeſus Chriſtus, Sohn Gottes, Heiland; vergl. Anmerk. VI.) Nun haben ſich in neuerer Zeit auf dem Fiſche vier eingehauene (früher von Moos bedeckte) und allerdings ſehr undeutliche Buchſtaben ergeben, die, ohne in der Vermuthung zu weit zu gehen, wohl als jene Anfangsbuchſtaben anzunehmen ſeyn möchten. Dieſe Zeichen ſind neben jenen Bildern auf Taf. III. mit bemerkt. Wenn aber ſchwerlich anzunehmen iſt, daß ein heidniſches Bildwerk zufällig auch zugleich einer ſolchen chriſtlichen Deutung unterliegen möchte, ſo wird vielmehr deſſen Errichtung zu ſchon chriſtlichem Zwecke, obgleich in früheſter Zeit, hohe Wahrſcheinlichkeit für ſich haben. Der Verfaſſer glaubt nicht zu irren, wenn er ſie jenem viel erfahrnen und ſeinem eifrigen Kirchenbaue wegen zugleich als ſehr religiös anzunehmenden Peter Wlaſt zuſchreibt, der bei ſeinen Reiſen wohl jene Geheimlehre kennen lernen, und ſie ſpäter benutzen konnte, um, auf dem Wege zu ſeinem neuerbauten Kloſter, den Geiſtlichen den hohen Gegenſtand, dem es galt, öfters in das Gedächtniß zurückzurufen, oder, wie es bei ähnlichen Symbolen geheimer Geſellſchaften der Fall iſt, auch eingeweihten Fremden ſich dadurch ſogleich kenntlich zu machen. Denn dem Volke wurde früher nur ein ſehr ſpärlicher Religionsunterricht zu Theil, und, ſo wie ſelbſt die Bibel meiſt nur den höhern Geiſtlichen frei gegeben war, ſo wurden vorgebliche höhere Lehren um ſo mehr als geheime betrachtet. Auf ſpätere Zeit, als der Gottesdienſt auf dem Berge nicht mehr ſtatt fand und das Raubritterweſen dieſen zum Schauplatz gewählt hatte, kann, wie auf die letztern Jahrhunderte, in Bezug auf Errichtung ſolcher Bildwerke an einem abgelegenen Orte, noch weniger gedacht werden. Die Jungfrau ſollte vielleicht die Maria bedeuten; den fehlenden Kopf ſchlugen muthwillige Zerſtörer ab, ohne die heilige Bedeutung des Ganzen zu kennen. Die bärenartige Figur kann ebenſo einem ganz andern Gegenſtande gelten, der durch Beſchädigung jetzt als Bär erſcheint. Was jene Vermuthung zur Wahrſcheinlichkeit erhebt, iſt, daß Graf Wlaſt gleichzeitig auch die Burg zu Gorkau errichten ließ, bei deren Ueberreſten ſich noch byzantiniſche Rundbogen finden; ebenſo giebt es zu Gorkau, wie in der Kirche zu Zobten ähnliche Bildhauerarbeit, mehrere ſphinxartige Löwen und Anderes mehr, welches nur in die Wlaſt'ſche Periode zu ſetzen ſeyn möchte. Weiteres darüber in der Anm. VI.

Wird nach dieſem Allen auch jenes Gebilde nur in die früheſte chriſtliche Zeit und zwar das 12te Jahrhundert zu ſetzen ſeyn, ſo giebt es dennoch andere Alterthümer, die weit in das Heidenthum hinaufreichen. In den nächſten Umgebungen des Berges fanden ſich Urnen und metallne

Geräthe, darunter eine der meiſſelförmigen Waffen, die unter dem Namen Celt bekannt ſind (B. I. Taf. I. Nr. 43. und §. 22) und beſonders die zu Roſenthal, nebſt zahlreichen andern Alterthümern entdeckte ſeltene bronzene Streitart mit ſchöner Verzierung daher ohne Zweifel ein Heerführer-Stab, Taf. III. Nr. 44 d. 50 a. u. b. Ferner finden ſich auf angränzenden Anhöhen eine Menge trichterförmiger Erdhöhlen mit alterthüml. Mahlſteinen u. dgl., welche als Wohnungen heidniſcher Zeit, wie anderwärts, gedient haben können, wie dies in der Anmerk. VII. weiter nachgewieſen iſt. Ebenſo deuten Name und ſelbſt hiſtoriſche Nachrichten auf einen heidniſchen Opferort. Außer dem ſchon erwähnten Namen Askiburg, den Manche auf den Zobten beziehen, war ein anderer: **Mons silensis**, der ſchleſiſche Berg. Der neuere, noch gebräuchliche, aber entſtand aus dem im früheſten Mittelalter vorkommenden Soboth, Sabotha ꝛc., womit im 12. u. 13. Jahrh. auch das Städtchen Zobten bezeichnet wird, das ohne Zweifel nach dem Berge genannt wurde. Denn Sobatka heißt im Polniſchen ein Freudenfeuer, worüber man ſpringt, auch das Johannis-, überhaupt ein heiliges Feuer, wie ein ſolches unbezweifelt auch auf dem Zobten unterhalten, oder doch von Zeit zu Zeit entzündet wurde. Jene religiöſe Sitte des Ueberſpringen des Feuers aber war nicht nur bei den damaligen Slawen der Gegend, ſondern ſchon bei den Germanen gewöhnlich, und hat ſich in vielen Gegenden Deutſchlands noch bis jetzt erhalten, wie bereits im Th. I. bei dem noch ſtatt findenden Pfingſt- und Johannis-Feuer auf alten Ringwällen der Oberlauſitz gedacht iſt; es ſchützt gegen manche Krankheiten (Kopf- auch Zahnſchmerz) im Laufe des Jahrs. In Böhmen ließ man noch vor wenigen Decennien die Kühe zum beſſern Gedeihen darüber gehen. In Rußland ward dieſes Ueberſpringen des Feuers und Durchtreiben der Heerden ebenfalls zu Johannis als ein wichtiges Feſt gefeiert, Kupalo genannt, worunter Manche auch einen dadurch verehrten Gott verſtehen wollen. Selbſt bei den alten Hebräern (5 Moſis, 18, 10) wie bei den Römern (nach Ovid) u. and. frühern Nationen fand ein gleicher Gebrauch und Aberglaube ſtatt, von welchem ſpäter noch Mehres zu berichten ſeyn wird.

Ditmar, merſeburgiſcher Biſchoff 1008 — 1018, welcher den Kaiſer Heinrich II. i. J. 1017 auf ſeinem Heereszuge nach Schleſien begleitete, gedenkt des Berges in ſeiner uns hinterlaſſenen Chronik. Er erzählt, daß dieſer Berg wegen Größe und Beſchaffenheit der Sitz verruchten Heidenthums geweſen und deshalb von den Inwohnern des Gaues verehrt worden ſey. (Vergl. Anmerk. VIII.)

Wenn alſo damals noch der heidniſche Gottesdienſt in völliger Uebung war, ſo kann, bei einer ſo geeigneten Localität, ebenfalls auf gleichen in weit früherer und zwar in germaniſcher Epoche geſchloſſen werden, wo in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung lygiſch-wandaliſche Nationen dieſe Provinz bewohnten. Zugleich deuten jene, in der Nähe

gefundenen, den germanischen ähnliche Urnen und Erzwaffen auf ein damaliges reges Leben der Gegend, wenn auch von einer angeblichen Askiburg und einem heiligen Hain der Lygier auf dem Zobten (ebenso wie von der Belagerung der Burg 755 durch einen Herzog Swidno, der Sage nach), sich nichts erweisen läßt. Ob aber der Opferdienst auf dem Zobten bei den Germanen dem Wodan galt oder vielleicht der Sunna, da von Freudenfeuern die Rede war, die meist zur Zeit der Sommer-Sonnenwende übersprungen wurden, und bei dem darauf folgenden Slawen vielleicht dem Licht- und Sonnen-Gott Swantewit oder Perun, das mag dahin gestellt bleiben. Er ward, wie dies meist auch anderwärts erfolgte, an demselben Orte durch christlichen Gottesdienst ersetzt. Und so wie seitdem alljährlich am Tage Mariä Heimsuchung, bis vor Kurzem unzählige Wallfahrer, auf dem Wege hinauf durch christ-katholische Stationen ermuthigt, den Gipfel besuchten, wo Messe gelesen ward, und man selbst die Nacht dort zubrachte, bis aus polizeilichen Gründen dies mehr und mehr verhindert wurde, und so wie selbst die Breslauer Studenten sonst alljährlich einen, wenn auch nicht religiösen, doch fröhlichen Zobten-Commers dort zu halten pflegten: so sind auch gleiche Wallfahrten dahin seit frühester heidnischer Zeit anzunehmen. Hoch loderten die heiligen Flammen empor, um, in fast ganz Schlesien gesehen, die Gläubigen von Zeit zu Zeit einzuladen, ihre Gaben den Göttern darzubringen und sich deren Geschenke zu erbitten: Sieg über die Feinde, Gesundheit und ein fruchtbares Jahr bei Jagd, Viehzucht und Landbau, — genügend für damaligen Bedarf.

Anmerkung I. Das Riesengebirge wird theils, im weitern Sinne, als das von Mähren aus bis an die Oberlausitz sich erstreckende böhmisch-schlesische Gränzgebirge, von ungef. 30 Meilen Länge in NW. Richtung u. 10 M. Breite angenommen, u. theilt sich dann in 4 zu besondern Reiserouten geeignete Gruppen; als: 1) das eigentl. Riesen- u. das Iser-Gebirge, 2) das Eulen- u. Hochwald-, 3) das Katzbach- u. Lausitzer- u. 4) das Heuscheuer-, Mense-, u. Schnee-Gebirge. Theils im engern Sinne, u. mit Ausschluß des Iser-Gebirges, wo es einen Strich von nur ungefähr 5 Meilen Länge u. 4 Meilen Breite umfaßt u. als das eigentliche Riesengebirge, das Bereich des Rübezahls gilt. Während das, den höchsten Punct des östl. u. nördl. Deutschlands (die Schneekoppe mit 5057 pariser Fuß Höhe über d. Meeresfläche) besitzende Riesengebirge, gewöhnlich Sudeten genannt. SO. mit dem Mährischen Gebirge u. den Karpathen gränzt, hängt es mit den sächs. Gebirgszügen mittelst des Isergebirges zusammen, welches den nordwestl. Theil der Sudeten bildet; die Tafelfichte ist die höchste Erhebung des Iser-Kammes (3463 Fuß). Ihr Gipfel gewährt eine treffliche Aussicht auf Schlesien, wie auf Sachsen u. so auch nach Böhmen hinein. Der Name wird von einer Tafel an einer längst abgebrochenen Fichte abgeleitet; richtiger wohl von der auf Meffersdorf im Queiskreise zuliegenden hohen Granitmasse, der Tafelstein (3280 F. h.), wo die Gränzen von Schlesien, Böhmen u. der (sonst sächs.) östlichen Oberlausitz zusammen laufen. Mit dem Isergebirge hängt das Lausitzisch-böhmische (oder Zittauer) Gränzgebirge (als Jeschkengebirge, Wohl'sche Kamm 2c. mit der 2431 F. hohen Lausche bei Zittau) zusammen. An diese schließt sich das sächs. Sandsteingebirge oder die sächs. Schweiz (mit dem böhm. Schneeberge 2200 F. u. d. Winterberge 1720 F.) an, mit dem das sächs. Erzgebirge (mit dem Fichtelberge bei Wiesenthal 3720 F.) gränzt, u. dieses wiederum mittelst des Elster- oder Eger-Gebirges mit dem fränkischen Fichtelgebirge im NO. Baierns, (mit d. Schneeberge 3221 F.). Mit diesem weiterhin

das thüring. Waldgebirge (mit d. Schneekopf 2760 u. d. Inselberge 2604 F.) und mit letzterm der Harz mit dem Brocken, (3507 F. hoch). Böhmen wird östl. u. nördl. vom Riesen-, Lausitzer-, und Erz-Gebirge, westl. geg. Baiern vom Böhmerwald umschlossen, u. südöstl. vom böhmisch-mährischen Gebirge, welches die Sudeten u. Karpathen verbindet; — welche kurze Erwähnung hier für nöthig gehalten wurde, da später, bei Erläuterung der alten Gebirgsnamen und Völkersitze, sich darauf zu beziehen seyn wird.

Wer es bereiset, wird eines der zahlr. vorhanb. Reisehandbücher darüber nebst Karte nöthig haben; zu dieser gehören (außer Fritsch Handb. 1818, Martini, 1818 ꝛc.) als neueste: Berndt Wegweiser durch d. Sudeten 1828, Bresl. (3 Thaler, als eines der besten u. ausführlichsten; ebenso zu empf. ist Kreds Sudetenführer, 1839, Bresl. (1 Thlr. 6 Gr.) u. Müller, Wegweiser 1837 Glog. (20 Gr.) zum leichten Nachschlagen. Haser, d. Ries. Geb. u. s. Bewohner, 2. Aufl. Prag 1841 (2 Thlr.) betrachtet es mit gründl. Forschung geog. phys. u. ethnogr. doch ohne Topographie. Als anziehende Schilderung ist besonders zu rühmen: Herlaßsahn, das Riesengebirge 1840 m. v. K. (3 Thlr. 8 Gr.) als eine Abth. des malerischen u. romantischen Deutschlands; ein ähnl. Kupferwerk: die Sudeten u. ihre Verzweigungen, 1841, u. ähnl. m.

Anm. II. Die ältesten Namen der ostdeutschen Gebirge werden von den klassischen (röm. u. griech.) Schriftstellern zum Theil so ungenügend u. verschiedenartig angegeben, daß dieselben nicht immer mit Gewißheit zu deuten sind. Unter den Hercyn- aber Herkynischen Waldungen (von Hart, Harz, althd. Hochwald, Waldgebirge) verstanden sie ohne Zweifel nicht allein den Harz, sondern die ganze Gebirgskette, die vom Harz u. von Thüringen aus bis Mähren Deutschland schräg durchschneidet, daher auch das Erz- u. Riesen-Gebirge dabei begriffen; nach Einiger Ansicht nur der Böhmerwald, doch schwerlich. Das Orkynische Gebirge ist der westl. Theil der Karpathen (des sarmatischen Geb.) bas Jablanka-Geb., an dem die Weichsel entspringt, während der Böhmen umschließende Böhmerwald- u. d. mähr. Gebirge mit dem keltischen Namen Gabreta bezeichnet wird. Ptolemäus scheint unter Sudeten den ganzen mittelbeutschen Gebirgszug von der Werre an, nämlich das thüring., Fichtel-, Erz- u. Lauf. u. selbst bas Riesen-Gebirge mit zu verstehen; da er aber zugleich auch das Aski- oder Asciburgische Gebirge nach der Lage des Riesengeb. aufführt, so würde nur jenen erstern 4 Geb. jener Name zukammen, wofern nicht etwa unter Asciburg der benachbarte Zobten zu verstehen ist, zumal wenn sich dieser Name, wie im Text erwähnt, als Asen-, (Götter) Burg deuten ließe, weil sich auf jenen ein uralter Opferort befand. Andere Ableitungen sind z. B. von dem althd. u. nord. ask, Esche, ein heil. Baum, (ein Asciburg auch am Rhein, die Flüsse Aschaha, Aschbach,) oder dem altgallischen aski, der Falke. Ferner wird das Riesengebirge vom Dio Cassius als das wandalische Gebirge (woran lygisch-wanbalische Nationen wohnten), u. zugleich das, wo die Elbe entsprang bezeichnet; mit diesem aber konnten die Römer, wegen ihrer später zu erwähnenden Berührung mit dasigen Nationen, wenigstens mit den Markomannen, sehr genau bekannt seyn. — Von den anwohnenden Czechen in Böhmen wird das Riesengebirge zuweilen krkonosky hory, d. i. das kerkanosch'sche Gebirge, besonders aber ein dortiger hoher Felsen auf böhm. Seite, krkonosse, Kerkanosch genannt; dies stimmt aber merkwürdiger Weise mit dem Namen eines germanischen Volkes, den Korkonten, überein, welche nach Ptolemäus unter dem Asciburgischen Gebirge, also in derselben Gegend wohnten. Zwar wird jener Name auf slawisch als Halsträger-Gebirge zu erklären gesucht, wegen der Gewohnheit vieler Gebirgsbewohner, auf dem Kopfe zu tragen, doch kann dies leicht eine zufällige Wortähnlichkeit seyn; man hat aber auch das Stammwort davon als eine Urbenennung für Gebirge erläutert. Das wahrscheinlichere ist wohl, daß sich dort Ueberreste jener Nation fort erhielten und der Name dadurch auf neuere Zeiten überging; sie bewohnte, wenn nicht beide Seiten des Gebirges, doch die jetzige böhmische. Der jetzige Name Riesengebirge ist nicht minder auf allerlei Weise zu erklären gesucht worden, meistens durch ein darauf angenommenes riesiges Göttergeschlecht; doch wird auch das altdeutsche risen, sich erhöhen, rise, Hügel, Hausen, zu beachten seyn, welches, zumal da es als altschwäbisch bezeichnet wird, von den einst nördlich benachbarten suevischen Nationen abstammen könnte.

Das Erzgebirge ward in ältern Zeiten, (noch 805) mit dem alth. Namen Fergunna bezeichnet, Waldgebirg (nach Zeuß und Hall. Liter. Z. 1839. N. 142)

bedeutend; es wird aber auch für gothisch Fairguni, u. s. kelt. gehalten (wie d. kelt. Ardnenna, Cebenna ꝛc. gebildet), als von den einst benachbarten Bojen herstammend. Ferner hieß es (nach Ditmars Chronik) im Anf. d. 11. Jahrh. Miriquidui, worunter man wahrscheinlich nur den westl. Theil u. d. coldizer Wald begriff). Man hat sich fruchtlos bemüht, aus slaw. Worten eine Bedeutung zu erzwingen, doch wird es mehr für altdeutsch genommen u. war vielleicht damals noch im Thüringischen gebräuchlich; wäre es ein wendischer oder böhmischer Localname, so würde er sich bei den slaw. Anwohnern länger erhalten haben. Er bedeutet im ahd. u. nord. Schwarzwald, Myrkwid, Mirkoide, wie Grimm angiebt, dem man wohl dabei als competent annehmen kann; (auch Wachter's sächs. Gesch. III. 336); ebenso der Wald Mirwidu bei Dortrecht. Ob der neue Name: Erzgebirge, wirklich von dessen Erzgehalt herrührt, ist noch sehr die Frage. Ein solcher allgemeiner Begriff, von einzelnen Ergebnissen entlehnt, faßt nicht so leicht Wurzel, zumal da der Bergbau nicht überall statt fand u. nicht gleichzeitig begann. Man hat daher als eine frühere Grundlage das schon erw. altd. Wort Hart, Harz ꝛc. vermuthet, das um so eher in Erz- überging, als der Bergbau diesen Namen begünstigte. Jedenfalls bedarf es weiterer Forschung.

Der Berg Rip in Böhmen (böhm. in rzip verwandelt), ist ausgezeichnet durch Name, Localität u. Auffindung und spielte oft eine Rolle in d. böhm. Geschichte; durch seine hohe Erhebung im platten Lande mußte er schon die Aufmerksamkeit der ersten Bewohner erregen, daher auch von ihnen benannt werden, und jenes waren die Bojer, mithin könnte der Name wohl keltisch-gallisch seyn, wie auch Palacky zugiebt. Rep, Rjeph bedeutet finnisch-ostiakisch einen Berg; nach neuern Vermuthungen waren aber die finnisch-tschudischen Nationen mit den Kelten nahe verwandt, daher vielleicht jenes verw. Wort für Berg, (das wohl auch die mythischen Riphäen der Alten erläutern könnte). Von den ältern Namen des Zobten u. and. Berge wird später die Rede seyn. Der Name Baude für ein einfach aus Holz errichtetes Haus, eine Hütte, gleicht allerdings dem böhm. Worte dafür: Bauda; wend. und so auch in and. slaw. Sprachen: Buda, als Grund vieler Ortsnamen: Bauda, Budin, Budisch, Budwitz ꝛc. Doch ist jenes Wort in der dasigen böhm. Gegend ungewöhnlicher für Haus, und kann daher sich auf dem Gebirge leicht als ein deutsches Wort erhalten haben, denn ein solches ist es ebenfalls. Buda, für Hütte, Haus; goth. dauains, Wohnung, und buan, wohnen; niedersächs. Bade, dän. u. schwed. bod, isländ. bu, bud, engl. booth, Hütte, Haus; in dem rein-deutschen Osnabrück'schen heißt ein kleines Bauernhaus noch bode, boe. Es ist, wie unzählige andere Worte, wohl den meisten indisch-europäischen Völkerstämmen ur-eigenthümlich, und daher schwerlich erst von den slawischen auf sämmtliche deutsche und scandinavische übergegangen, wie Manche annehmen wollen.

Anmerk. III. Einige Rübezahls-Sagen mögen hier nachträglich folgen. Daß er unermeßlich reich gewesen, ergiebt sich aus Folgendem: Ein Bauer fuhr mit einem Wagen Korn über das Gebirge, wo Rübezahl, in Gestalt eines Hauswirths, ihn bittet, es ihm zu verkaufen. Jener ahnete sogleich, daß er es mit dem Berggeist zu thun habe, läßt sich aber davon nichts merken, da er schon wußte, daß ihm kein Leid wiederfahren würde. Er forderte auch keinen Preis, sondern überließ ihm, diesen selbst zu bestimmen. Er mußte das Korn in der Behausung desselben abladen und erhielt bald die Säcke mit etwas Anderem gefüllt zurück. Doch warnt ihn Rübezahl, unterwegs nicht etwa einen Sack zu öffnen; er solle vielmehr, wenn die Fracht ihm zu schwer werde, jedesmal einen Sack unaufgebunden wegwerfen. Das war allerdings eine harte Geduldsprobe, wie denn dies so des Rübezahls Art war. Doch bald konnten die Pferde den Wagen nicht mehr erziehen und der Bauer warf einen Sack ungeöffnet ab; dies geschieht später mit einem zweiten, dann mit einem dritten; es wiederholt sich aber so oft, daß er zuletzt nur noch einen behält. Und selbst diesen sieht er sich genöthigt abzuwerfen, allein die langbewährte Geduld ist zu Ende; er zürnt auf den Rübezahl, und ehe er den Sack zurücklässt, will er wenigstens den Inhalt kennen lernen und findet — schwarzes Zeug, wie Kohlen. Er fährt darauf mit dem ausgeleerten Sacke nach Hause, und als er diesen ausstäubt, fallen noch haufenweise Körner gediegenen Goldes heraus, nichts Anderes als die Ueberreste jener ausgeschütteten Kohlen. Der Bauer ist zwar zuerst sehr betrübt gewesen, nicht mehr mitgenommen und auf des Berggeistes Großmuth vertraut zu haben; hat sich aber bald getröstet und ist lustig und

guter Dinge geworden, weil der Werth der Goldkörner ihn weit über den Verlust entschädigte. Ergötzlich ist es, wie Prätorius, bei Mittheilung dieser Sage, den Rübezahl zwar schon einiges Goldes, aber nicht so vieler Säcke voll mächtig glaubt, während solchen Geistern doch das Unermeßlichste möglich seyn muß. Denn er fügt ganz ernstlich hinzu: „Sintemal ich meines Achtens dafür halte, daß wohl nichts mehr in allen Säcken, als diese vermeinten über gebliebenen Körnlein geweßt. In dem übrigen Raum zweifelsohne der Rübezahl mit seinen Gesellen wird aufgeblasen und beschweret haben; ja welcher Rübezahl auch bis zuletzt in den äußersten Sacke kann verharret und das eingeladene Gold richtig verwahret haben, damit es der Bauer nicht verschüttet."

Rübezahl verführet die Reisenden. Hiervon erzählt der Autor der wunderbarlichen Historien von Gespenstern I. 45: „Man sagt, daß auffm Böhmischen Gebirge zum öfftermahl den Leuten ein Mönch erschiene, welchen den Rübezahl nennen, der dann auch offtmals im warmen Bade (Warmbrunn) gesehen wird. Und wenn die Leute über den Wald reisen wollen, und aber den Weg nicht wohl wissen, geselleт er sich zu ihnen, als wolte er mit ihnen wandern, und spricht zu ihnen: Sie sollen unbekümmert seyn, der Weg sey ihm gar wohl bekannt, er wolle sie einen gar richtigen Fußsteig durch den Waldt führen. Wann er sie denn nun im Walde auff Irrwege geführt, also daß sie nicht wissen, wo sie zu sollen, so springet er alsbalde auff einen Baum, und hebt dermassen mit heller Stimm an zulachen, daß es in dem gantzen weiten Walde erschallet. Dieser Mönch oder Rübezahl ist niemand anders als der Teuffel selbst, welcher sich in eines Mönchs Gestalt verkleidet, und solche Sachen fürnimpt und treibet." — Dagegen muß aber, um des Rübezahls Ehre zu retten, vermuthet werden, daß dies wohl nur solchen Personen wiederfuhr, die ihn beleidigt hatten, vielmehr ist gar oft gerühmt worden, daß er im Gegentheil verirrte Reisende als ein guter Genius auf den rechten Wege brachte. dagegen einen Mord oder ähnliche Gewaltthätigkeit sich nie zu Schulden kommen ließ. Wenn aber jener Autor über die Verwandlung desselben in andere Personen, selbst in Thiere, eifert und ihn deshalb für einen wahrhaften Teufel hält, während es doch nur zu gutem Zwecke geschehen konnte, so ist ihm vielleicht nicht bekannt geworden, daß selbst heilige Personen solche Verwandlungen zuweilen für nöthig fanden, wie denn z. B. der heil. Michael sich einst — es war (nach Prätorius in ob. Schr.) im J. 40. auf dem Berge Garganis in Apulien, bei der Stadt Siponto — sogar in einen Ochsen verwandelte, und wie er selbst einen Menschen tödtete, da es einem guten Zwecke galt und deshalb auch bald darauf an dem Orte ein Gotteshaus errichtet wurde.

Ungefähr gegen das Jahr 1631 zog ein Roßtäuscher über's Gebirge, dem Rübezahl einen stattlichen Gaul zum Verkauf andot. Als dieser die Bezahlung empfing, warnte er jenen, ja nicht damit in's Wasser zu reiten. Der Roßtäuscher aber, von Neugierde geplagt, sucht es dennoch bald auszuführen; doch kaum war er mit dem Pferde im Wasser, als er plötzlich auf einem Strohbunde gesessen hat. Bei Rübezahls Gerechtigkeitssinn muß angenommen werden, daß es einem Manne galt, der gar oft andere mit Rossen getäuscht haben mag. Doch was geschieht; der Betrogene kehrt voll Unmuth in den Gasthof zurück, wo er Rübezahl schlafend auf der Ofenbank erblickt und ihn mit Ungestüm beim Fuße ergreift. Doch dieser letzte und mit ihm der ganze Schenkel reißt ab; erschrocken wirft der Roßkamm ihn hin und eilt davon; Rübezahl aber bedurfte weder den Chirurg noch Apotheker zum Wiederanheilen des Schenkels, und würde dem Roßtäuscher den Schreck unbezweifelt vergolten haben, hätte er sich bessern Sinnes gezeigt.

Gar oft war Rübezahl ein Rächer der Unbill, so auch bei folgendem Vorfalle. Einst bot er sich bei einem Bürger in der zu seinem Bezirk mitgehörigen Stadt Hirschberg, der eben Holz erhalten hatte, als Holzhacker an, indem er für seine viele Arbeit nur eine Hocke Holz verlangte. Der Bürger erfreut, einen so billigen Handel zu machen, geht den Vertrag ein; Mitgehülfen verschmähte Rübezahl, ja es fehlte ihm selbst eine Axt. Doch er half sich bald, zog sein linkes Bein aus und gebrauchte es statt jener so fleißig, daß der große Holzstoß in einer Viertelstunde klein gespalten und gehackt war. Dem Hauswirth wurde dabei bald unheimlich zu Muthe und er rief dem abentheuerlichen Holzhacker öfters zu, sich aus dem Hofe zu packen, jedoch ohne allen Erfolg. Als dieser fertig war, hockte er alles klein gemachte Holz — es waren auf

4 Klaftern — auf einen Haufen auf seinem Buckel und spaziert damit zum Hofe hinaus, obwohl der Wirth darüber schrie und wehklagte; der Lohn war einmal so bedungen. Aber es geschah dem Hauswirth ganz recht; er hatte das Holz von armen Bauern anfahren lassen, diesen aber den ausbedungenen Lohn nicht bezahlt, und jenen Betrogenen warf nun Rübezahl das Holz wiederum vor ihre Thüre, so viel sie dessen angefahren hatten. — Zahlreiche andere Sagen sind in folgenden Schriften enthalten.

Zu diesen Mittheilungen sind, neben neueren, auch manche der ältesten Schriften über den Rübezahl benutzt worden. In einer der letztern, in: Praetorii Daemonologia Rubinzalii, od. Bericht vom Rübezahl, 1662, rechtfertigt der Verf. die Herausgabe in der Vorrede, „Vorspückenißen" betitelt, auf folgende Art: „daß, als ich vermerke, wie unterschiedliche Menschen um die Sagen vom Rübezahl bekümmert gewesen und gerne davon geredet, und noch viel lieber gehört hatten, ich mich nicht lange gesäumet, sondern es für ein gefunden Fressen für meinen latrante stomacho gehalten habe." Ferner wird Rübezahl bereits geschildert in: Silesiographia von Henelius, 1613 und gleicher von Schwenkfeld; Aelurii Glaciographie, 1625; in einer Wittendergischen Disputation von Frenzel, de spiritu Rubenzal, 1673. Der reformirende und informirende Rübezahl, 1672 (worin jedoch schon, nach neuerer Art, manches hinterm Schreibtisch Erdachte vorkommt, wie der Autor selbst gesteht), und so andere Schr., meistens in: „Thomas Literatur-Geschichte Schlesiens, 1824 aufgeführt, bis zu den neueren, wovon (außer Grimm's Sagen) vorzüglich Büsching's Volkssagen, Mährchen und Legenden (Deutschlands) 2 B. 1812. zu beachten sind. Ebenso in gleichen Schles. Volkssagen von Schuster 1801, Peschel 1830 ꝛc. (Vergl. B. I. S. 49.) Zu den neuesten und empfehlenswerthesten dieser Schriften gehört besonders: Gödsche, Schlesischer Sagen-, Historien- und Legenden-Schatz, Meiß. 1839. 4 H. (à 6 gr) worin durch Lithographien das unterhaltend Erzählte anschaulicher darzustellen gesucht ist; ebenso in Kern, schles. Sagen-Chronik 1840. Ferner sind Rübezahls-Sagen als Novellen bearbeitet in Musäus Mährchen, Steffen's Novellen, Fülleborn's kleinen Schriften u. a. m. Daß man aber die zahlreichen neu erdichteten Sagen von den ächten, historischen, seit Jahrhunderten überlieferten, sehr zu unterscheiden habe, ist schon oben angerathen. Super. Words (Schles. Provinzialblätter, 1811. 3. und 1814 u. liter. Beil.) macht darauf aufmerksam, daß auf den Mädel- und Mittagsstein einige Vertiefungen wohl für Opferkessel anzunehmen wären und auf der Rübezahlskanzel ein Sitz mehr der Menschenhand als der Natur zuzuschreiben seyn möchte, vielleicht für ein Götterstanddild; so wie daß Prof. Menzel einen muthmaßlichen Felsenaltar auf einem wenig besuchten, nur „der Kamm" genannten Berge, der schles. Baude gegenüber, 1816 zufällig entdeckte.

Das Unbedachtsame der S. 10 erwähnten Ansicht eines neuern Reisenden, daß die Sage erst in neuerer Zeit entstanden sey, ergiebt sich, ohne erst zu erwähnen, daß das Wesen der Sagen dabei völlig unbeachtet geblieben, bereits daraus, daß zahlreiche Sagen vom Rübezahl schon im spätern Mittelalter allgemein verbreitet waren, wo an solche geniale Riesengebirgsreisende und an bereitstehende Führer, noch nicht gedacht ward. Letztere würden sich auch nicht so leicht von Fremden Mährchen von ihrem einheimischen Geiste aufbinden lassen, oder, hören sie auch scheinbar gläubig zu, so geschieht es vielleicht, um ein desto reichlicheres Trinkgeld zu erhalten und bei dessen Verzehren mit lustigen Kameraden zu belächeln, daß solche Reisende in überschwänglichem Geistesfluge wähnen, ein von ihnen erdachter Schwank würde sogleich in allen angränzenden Provinzen als eine wahre Rübezahls-Sage floriren!

Bei dem schon seit dem 16. Jahrh. erfolgtem Bemühen, den Ursprung des Namens Rübezahl zu erforschen, von dem bereits damals meistens das Alles schon in allen umlieg. Ländern erzählt wurde, was uns jetzt als ächte Sage erscheint, ist man auf die sonderbarsten Ansichten verfallen. Bald soll er von einer Riesenzahl (als einer Legion Riesen) herkommen; bald vom slaw. Rab, Knecht, und Zahl von Zagel, in dort. Mundart Schwanz bedeutend; bald von den Riesen, welche den Olymp stürmten, und wovon einer sich in's schles. Gebirge verirrt habe, oder von den Riesen Enceladus in der Aeneide, abstammen; bald von Riphaeorum Zabulus, letzteres für diabolus, Teufel, der Riphäen der Griechen, einem fabelhaften nördlich gelegenen Gebirge. Man ist ferner auf das Französ. Roy de valle (Thalkönig), und auf einen aus d. franz. Thal

Ronceval vertriebenen Zauberer u. and. Phantasie-Verirrungen verfallen. Man rieth ebenso auf einen italienischen Mönch oder einen Geizhals Ronceval, auf einen reichen Ritter Rodesack, der sein Schloß u. s. Schätze da hatte, wo Rübezahl gewähnt wird, auf einen Hussiten-Anführer Rockzahn, der im Riesengeb. hauste, u. dergl. m. doch ohne histor. Grund und meist in viel zu späte Zeiten verlegt. Wohl ist es möglich, daß ein Anführer herumstreifender Plünderer nach dem Hussiten- oder 30jähr. Kriege vom Gebirge aus sein Wesen trieb, oder auch, daß von den nach edlen Metallen, besonders aber Steinen oder heilsamen Kräutern suchenden Italienern Furcht umher verbreitet ward, um desto ungestörter bei ihren Forschungen zu sein, auch vielleicht manche Wohlthat verübt wurde, um sich einen guten Namen zu machen. Denn solche Italiener mögen sich allerdings dort eingefunden haben und Volkmann erzählt bereits, daß ein Venetianer es in einer Aufschrift seines Hauses dankbar erwähnt habe, daß er seinen Reichthum dem Korkonosch-Gebirge verdanke; wie denn auch in Sachsen von solchen Naturschätze suchenden Fremdlingen das Sprüchwort herrührt, daß der Stein, womit der Hirt nach der Kuh werfe, oft kostbarer sey, als diese selbst. Von jenen Personen können leicht manche schreckhafte oder gutmüthige Erzählungen verbreitet worden seyn, nur verliehen diese nicht den ersten Grund zur Hauptsage, sondern Ausschmückungen zu dieser. Dasselbe ist der Fall mit den Schwänken, die ein schmiedeberger Einwohner mit Witz und Laune ausgeübt, und der (nach Martini) Zeh, und vielleicht Rupert geheißen haben soll, zu dessen Zeit die Sage aber längst bestand, die in vieler Hinsicht auf weit frühere Epochen weiset. Während jener Nome daher hier unerklärt bleiben muß, gelingt es vielleicht dem zur naturhistorischen wie ethnographischen u. and. Untersuchung des Gebirges gebildeten und thätigen Sudeten-Vereine zu Breslau, das Räthsel künftig zu lösen. — (Ruaba heißt abo. ebenfalls: Zahl.)

Anmerk. IV. Ueber die Zobten-Alterthümer handeln vorzüglich: Burkhardi iter Sabothicum oder Zobten-Bergreise m. K. Bresl. 1733. Kruse, Budorgis, oder üb. Schlesien vor Einführ. d. christl. Relig. Leipz. m. K. 1819 (abgedr. aus Büsching's wöchentl. Nachr. B. IV.). Die Alterth. d. Probstei Gorkau, von v. Lütteritz, im Correspondenzblatt d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur. B. I. m. K. Bresl. 1820. (u. einz. Aufs., in d. schles. Monatsschr. z. B.: 1823, I. S. 434. II. 319. 406. u. 2c. (vergl. Thomas schles. Lit. Gesch. und Klemms Alterth.-Kunde.). Ueberdies handeln die meisten Riesengebirgs-Beschreibungen und andere Schr. üb. Schlesiens Gesch. u. Topogr. davon. Die Zobtensagen meist auch in der S. 21. gen. Schrr. so wie in Henel's Silesiographie, u. a. m. — Nach der einen Sage bestieg ein Schweidnitzer, Namens Beer, zu seinem Vergnügen öfters den Zobten; einst (es war am Sonntag Quasimodogeniti 1570) bemerkte er zu seinem Erstaunen die Oeffnung einer Höhle, aus der von ferne ein Lichtstrahl schimmerte; er folgte diesem und gelangte endlich in ein Gemach, worin 3 abgemagerte Männer in altdeutscher Tracht am Tische saßen, betrübt und zitternd vor einem mit Gold beschlagenen Buche. Bei einem (lateinisch) geführten Gespräch ergab sich, daß sie das jüngste Gericht und den Lohn ihrer Mordthaten erwarteten, worauf er sie wieder verließ und zwar ohne ihre Schätze zu berühren, welche Enthaltsamkeit sie von ihrer Verdammniß befreit haben soll, denn Geister sind bekanntlich aus solcher oft durch Menschen zu retten, die sich mittelst edler Thaten bewähren. Es waren ohne Zweifel Geister von Raubrittern; solche hatten früher die Gegend umher so gepeinigt, daß, um Furcht selbst bei den Kindern zu erregen, nur der Zobten genannt werden durfte. Vergleiche weiterhin bei der Landeskrone.

Anmerk. V. Peter Wlast's Geschichte ist jedoch auch in Bezug auf Schlesien dunkel und fabelhaft. Er soll nicht nur, wie ihm bei einer Bußfahrt nach Rom auferlegt wurde, — denn er hatte viele Sünden abzubüßen — die versprochenen 7 Kirchen erbaut und reich dotirt, sondern deren überhaupt 77 gegründet haben; mehrere davon in Breslau. Eine seiner Gemahlinnen war eine russ. Prinzessin. Er war mit dem polnisch-schles. Herzog Boleslaw III. sehr vertraut, und nicht nur in Besitz großer Landgüter, sondern auch Starost in Breslau, Wojewode von Kalisch 2c., welches ihm Alles bei seiner regen Wirksamkeit und seiner Religiosität zu statten kam, um vielfach für höhere Bildung des damals noch sehr uncultivirten und heidnischen Nieder-Schlesien wirken zu können. Der ihm oft beigelegte Titel Graf ist mehr eine Andeutung seiner Aemter, doch vielleicht auch zugleich einer höhern Abstammung in seinem Vaterlande;

er hieß nur Peter; denn Wlast (Wlaszczyck), ward er ohne Zweifel von einem Gute (Wlostow ꝛc.), genannt. Man legte ihm auch andere Namen bei, z. B. Dunin, der Däne, und die eben so genannte poln. Familie hält sich deshalb für Abkömmlinge von ihm. Er starb 1153. (Vgl. Bandtke, Analecten, 1802. S. 187 ff.)

Anm. VI. Die Steinbilder, Taf. III. N. 25. 26. Das Frauenbild ist gegen 5 Ellen lang, ungeachtet Kopf und Füße fehlen; der neben ihr befindliche weit unkenntlichere Bär ist gegen 3 Ellen hoch und scheint die rechte Tatze gegen ihre rechte Achsel auszustrecken; die Brust der Jungfrau scheint unbekleidet zu seyn, die linke Hand ist deutlich zu bemerken; der Fisch fast 3 Ellen lang. Als Burghardt (nach oben ang. Schrr.) das häufige Moos darauf beseitigt hatte, entdeckte er, außer den Kreuzen auf dem Fische und dem Rücken des Bärs — die man fälschlich für Flur-Gränzzeichen hielt, weshalb aber schwerlich solche räthselhafte Bildwerke mühsam gefertigt wurden — noch 4 Zeichen auf dem Fische, die er als 1661 deutete, Kruse aber näher untersucht, jedoch ohne Lösung mitgetheilt hat; Moné (in s. Mythologie) hält sie für Runen und das Ganze für einen keltischen, dann german. u. slaw. Opferort. Jedoch in der christl. Geheimlehre früherer Jahrhunderte diente das griech. Wort für Fisch: ἰχθύς, als vollständige Bezeichnung Jesu, der erste Buchstabe ι galt für Ἰησοῦς, Jesus, der zweite Χριστός, Christus, der dritte θ, θεοῦ, Gottes, dann υἱός, Sohn, und σωτήρ, Retter, Heiland. Haben sich auch nur 4 Zeichen ergeben, so enthielt das letzte vielleicht die 2 Buchstaben verbunden, und sind jene selbst auch den griech. nicht genau ähnlich, so wird unvollkommnes Eingraben und Witterungs-Einwirkung dabei, wie vielleicht ungnügende Abzeichnung mit in Anschlag kommen können, künftige Untersuchung aber Weiteres ergeben.

Das ebenfalls verstümmelte Steinbild des Ebers, oder einer Sau, ohne Kopf und nur am geringelten Schwanze kenntlich, hält gegen 2½ Ellen. Wahrscheinlich stand es früher aufrecht; ob um eine Jagdgränze das Fürstenth. Schweidnitz zu bezeichnen, wie man vermuthet, oder zu anderm Zwecke ist noch zweifelhaft. Bei dem nahen Kieferndorf steht eine einfache runde Säule mit kugelförm. Kopfe, und in dem nahen Maxdorf ein ebenfalls sehr roh gearbeiteter Bär. Da hat nun die Volksphantasie in ersterer einen Mönch, in letzterm einen Wolf gesehen und, obgleich beide ziemlich entfernt, sich folgende Sage ausgebildet. Ein Mönch des Zobten-Klosters war auf dem Wege nach Groß-Mohnau, als ihn ein Wolf überfiel; nur ein Federmesser stand ihm zur Vertheidigung zu Diensten und mit diesem gelang es ihm auch im verzweifelnden Kampfe, das wilde Thier zu tödten; er schleppte sich zwar mit Mühe noch weiter, doch ward er bald durch die erlittenen Wunden ein Opfer des ungleichen Streites. — In Gorkau, wo sich früher das schon erwähnte von Wlast angelegte Kloster und die spätere Probstei befand, hat man auch die Ueberreste einer alten, ohne Zweifel von jenem Graf Peter ebenfalls angelegten Burg entdeckt, noch mit Bogen im byzantin. Style, merkwürdigen Malereien u. and. der nähern Untersuchung werthen Gegenständen frühester Zeit. In jenen Bauüberresten sind ferner auch zwei roh gearbeitete Steinbilder eingemauert, und nur zum Theil sichtbar, ein Löwe und muthmaßlich ein Bär, die wenigstens in jene Periode Wlast's gehören möchten, der wohl manches Fremdartige in seinen Wohnsitzen ausführen ließ, wenn sie, als schon damals halb vermauert, nicht noch ältern Ursprungs und zu räthselhaftem Zwecke bestimmt waren. Sie sind sphinxartig, etwa 5—6 Fuß lang und sehr unförmlich von Granit, aber nicht, wie in später Zeit gewöhnlich, zu Trägern bestimmt gewesen. Ein gleicher Bär befindet sich in der Stadtkirche zu Zobten eingemauert. (Nach od. Nachr. v. Lütteritz.)

Anmerk. VII. Urnen fanden sich (nach d. obigen Schrr.) auf den benachbarten Höhen, 1735 auch ein Gelt, wie Taf. 1. N. 43 abgebildet, mit grünem Rost bedeckt; ferner eine schwache steinerne Scheide, discus-ähnlich, mit Loch in in der Mitte, 1 Elle breit; bei Rosenthal am Zobtenberge zahlreiche Urnen und Bronze-Geräthe, auch die oben erwähnte Heerführer-Waffe, 1802 beim Grundgraben in einer Anhöhe; nach Büsching's Alterth. II. vergl. §. 22. Am Fuße des Zobtens fand sich ferner eine mehrere Ellen lange u. br. Granitplatte, flach bearbeitet, mit 4 runden Vertiefungen in einer Linie, wie bei den sogen. heidn. Näpfchensteinen, die man für Opfersteine hält. Bei weiteren Forschungen, die dort noch nicht ernstlich erfolgt sind, würde sich gewiß manches Merkwürdige ergeben.

Ein selten vorkommender und wichtiger Gegenstand der Heidenzeit dortiger Gegend ist (nach Lütteritz) die auf vorspringenden Hügeln des Zobten, und die

zu diesem hin befindliche ununterbrochne Kette von Erdhöhlen. Man hat sie früher für Steinbrüche gehalten, aber fälschlich; manche sind in völlig steinlosem Terrain. Sie sind mit dem ausgegrabnen Boden meist umwallt; die größern gegen 50 F. im Durchmesser und mit mehren Abtheilungen. Man fand in einigen einen Handschrot-Mühlsteine, in e. andern nur die untere Hälfte mit halbdirtem Loche, ähnlich dem oben erw. Discus. In der Nähe fanden sich Rasenhügel in Kegelform, und in der Mitte darunter Asche und Kohlen; anderwärts eine steinerne Streitaxt. Die Höhlen, deren Anzahl weit größer ist, als die der Häuser der benachbarten Dörfer, waren, wie noch sichtbar, mit einem Eingange gegen O. zu versehen, wo sich die Erde absenkt, auch mit Steinen inwendig ausgesetzt; jetzt sind sie allerdings meist verfallen. Solche Erdhöhlen giebt es im Anspachschen auf dem dortigen Hahnenkamm, deren sich ohne Zweifel auch anderwärts finden möchten, nur daß man sie noch nicht im Sinne des Tacitus gedeutet hat, der (Cap. 43) den germanischen Nationen auch solche Wohnungen zuschreibt.

Anmerk. VIII. Die dasige Gegend hieß nach Ditmar, wie in Urkunden des 11ten — 13ten Jahrh. Pagus silensis, woraus später der Name Schlesien entstand; der Berg hieß davon Mons Sileni, Slenez, Silency und von den Mönchen im falschen Sinne in silentii verändert. Ditmar setzt ihn zwar in die Gegend von Niemtsch, allein dennoch ist nur jener in der Nähe bedeutendere Berg darunter zu verstehen, zumal da auch Anderes damit übereinstimmt. Er hieß aber auch Czobten (1290) und das ohne Zweifel nach ihm genannte Städtchen am Fuße des Berges 1108 und 1209 Soboth. Nach Bandtke (poln. Lex.) heißt aber nicht nur dieses Städtchen und der Berg poln. Sobotka, Subodka, sondern dieses auch das Freudenfeuer, worüber man springt, wie oben erwähnt. Jenen Namen (nicht von Sobota, Sonnabend) führen auch einige Orte in Polen, wo sich ohne Zweifel einst ebenfalls solche Opferorte mit Feuerdienst befanden. In Polen singt man dabei: Wer bei unserer Sobotka nicht erscheint, leidet Kopfschmerz das ganze Jahr!

§. 19. Der Kynast, die heilige Hedwig, Hans von Schweinichen.

Neben dem Schatten der Vorzeit leuchten die glorreichsten Thaten;
Glaube und Liebe und Ehr' schwellten der Edelsten Brust.

Schlesien ist reich an mittelalterlichen Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen; an alterthümlichen Bau- und Bild-Werken, Einrichtungen, Sitten und Sagen. Es bietet für die deutsche Cultur-Geschichte mannichfachen Stoff dar, der, seit man die letztere in neuerer Zeit näherer Beachtung würdigt, und sich nicht mehr an politisch-geschichtlichen Vorfällen, an der Regenten- und Kriegs-Geschichte ꝛc. begnügen mag, auch mehr und mehr in seiner bildenden Wichtigkeit erkannt und benutzt werden wird. Bisher wenig besucht, wenn nicht wegen der Reize des Riesengebirges oder der Heilkraft seiner Bäder, zudem an den Gränzen Deutschlands gelegen, die in weniger erfreuliche Lande weisen, werden später — hat erst die Eisenbahn das Reisen begünstigt — Schlesiens freundliche Gaue weit häufiger betreten, seine biedern und gewerbfleißigen Bewohner näher gekannt und geschätzt, seine Orte mit ihren Sehenswürdigkeiten häufiger beschaut werden. Vor Allem aber, das gleichsam die Vor- und Jetzt-Zeit in so manchen ansprechenden Beziehungen vereinigende Breslau, das alte Wratislaw, mit seinen Hunderttausend Einwohnern, seiner Universität und reichen Schätzen für Literatur und Kunst, wie seinen Zierden mittelalterlicher Bau- und Bildner-Kunst an Rathhaus und

zahlreichen Kirchen, und mit Andern belehrender und erfreulicher Art. Und hat Schlesien auch nicht in politischer Hinsicht so einflußreich auf Deutschlands Gestaltung eingewirkt, als manche andere Provinz desselben, da es, nachdem es vom Joche der Polen entledigt war, sich in zahlreiche Fürstenthümer spaltete und später wiederum seine Selbstständigkeit verlor: so ist seine Cultur-Geschichte seit frühester christlicher Zeit desto ansprechender und selbst in mehrfacher Hinsicht mit weit reichern Quellen versehen, als manche Nachbarlande. Vielleicht germanische Elemente früherer Zeit, während der Slawenherrschaft nicht völlig untergegangen, gewannen nach deren Verdrängung durch die neuern Deutschen im 10. und 11. Jahrhunderte, wiederum neuen Einfluß; zahlreiche Einwanderer aus westlichern deutschen Provinzen gründeten neue, oder bevölkerten ältere Orte und brachten deutschen Gewerbfleiß mit, wie deutsche Sitten, Rechts- und Lebens-Ansichten; sie wurden von den Fürsten bevorzugt, so daß das Slawenthum sich immer weiter nach Polen zurückzog und jetzt, vereinzelt, mitten unter Deutschen, nur als ein fremdartiges, dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprechendes Wesen erscheint. Seine Städte vermögen meist noch ihre frühesten Rechte und Einrichtungen darzulegen, und ihre Bewohner trugen nicht minder zur Unterdrückung des Raubritter-Unwesens und zur Ausbildung eines ebenso kraftvollen als gesitteten deutschen Bürgerstandes bei, so daß ihre Special-Geschichte hohes Interesse gewährt. Zeitig gewann aber auch, nachdem Kaiser Otto III. bei seiner Walfahrt nach Gnesen, zum Grabe des heilig gesprochenen Bischoff Adalbert, schon i. J. 1000 ein Bisthum zu Breslau errichtet hatte, des Mittelalters eigenthümlich religiöser Sinn festen Boden. Er ward besonders angeregt durch den Eifer des bereits S. 16. erwähnten Kirchen-Erbauers Peter Wlast, und später gepflegt und immer weiter verbreitet durch das fromme Beispiel der heiligen Hedwig. Von dieser, da es wenige ihres Gleichen giebt, mögen hier einige Züge folgen, zumal da sie zeigen, wie jener Sinn selbst Fürsten belebte; doch er ging in damals nicht seltene Uebertreibung über, die zu einem ächten christlichen Leben keines Falls erforderlich ward, obschon zum Ruf der Heiligkeit und Wunderthätigkeit führend. Dennoch steht jene Zeit höher, wo man durch eigne Tugend und Aufopferung, wenn auch selbst auf unnöthigen Zügen in das gelobte Land, sich gottgefällig zu beweisen glaubte, als in den nächst darauffolgenden Jahrhunderten. Denn in diesen konnte man dies auch weit bequemer haben, da sogenannte gute Werke, nämlich Geldspenden schon an sich dazu gnügten und man durch solche an Kirchen, Klöster, milde Stiftungen, wie bezahlte Gebete Anderer und erkaufte Ablaßbriefe ꝛc. die eignen Unthaten und das fernere Verbleiben in Unsittlichkeit aller Art, gnügend auszugleichen wähnte, wozu nicht selten niedere, wie höhere Geistliche selbst ein unedles Vorbild gaben, bis eine spätere Zeit erst zu der erleuchteten Ansicht führte, daß nur die, freilich

schwierigere und beschwerlichere, eigne und beharrliche Selbstveredelung dazu ausreichen könne.

Die heilige Hedwig, seit 1186 mit dem niederschlesischen Herzoge, Heinrich I. dem Bärtigen, zu Breslau vermählt, der 1201 seinem Vater Boleslaus dem Langen, dem ersten niederschlesischen Herzoge, in der Regierung folgte, war eine Tochter des Markgraf Berthold von Baden und spätern Herzoge von Meran; im Kloster zu Kitzingen erzogen, ward ihr religiöser Sinn zeitig ausgebildet; mit ihr kamen zugleich zahlreiche Adels- und bürgerliche Familien an ihren Hof, wodurch deutsche Bildung mehr und mehr die Oberhand gewann. Sie vermochte es über ihren Gemahl, daß er nicht nur ein trefflicher Regent ward, sondern auch für Gründung von Klöstern, Kirchen und milden Stiftungen fortwährend thätig wirkte und des Guten dabei wohl oft zu viel that, so wie sie selbst nicht minder. So wurde z. B. das Jungfrauen-Kloster zu Trebnitz 1203, statt daß solche Anstalten nur zur Entsagung dienen sollen, von ihm zum Ueberfluß reich dotirt. Daß aber dies selbst die Nonnen zugaben, liefert die Sage schon den Beweis. Als er dieselben fragte, ob sie noch Etwas bedürften, antworteten sie, es sey nichts mehr nöthig, was auf poln. Trzebanitz heißt; doch Schade, daß der Kloster-Name schon in den ersten Schenkungsurkunden enthalten, daher eher von dem fast gleichlautenden Wort für Holzung, Ausrodung entlehnt ist. So lange der Bau desselben dauerte, wurde kein Verbrecher am Leben gestraft; sie mußten aber, wie andere Gefangene ihre Strafe durch Arbeit dabei abbüßen. Der Herzog jagte einst in dem Trebnitzer Thale, und, entfernt von seinem Gefolge, stürzte er mit dem Pferde in einen Sumpf. In sichtlicher Lebensgefahr wendete er sich im Gebete zu Gott, und ein Engel desselben, in der Tracht eines Köhlers, reichte ihm einen Baumast zur Rettung; da gelobte er jenes Kloster zu bauen und reich zu beschenken. So wie ebenfalls Hedwig für Kirchen und Klöster lebenslang unermüdet thätig war, so übte sie zugleich auch Wohlthätigkeit an Armen und Gefangnen in hohem Maße; sie brachte den größten Theil ihres Lebens mit gottesdienstlichen Handlungen und Büßungen und im Umgange mit Geistlichen zu. Sie wusch nicht nur am Grün-Donnerstage den Armen und Aussätzigen die Füße und bekleidete sie neu, sondern geißelte sich auch; trug in spätern Jahren abgetragene Kleidung mit einem pferdehaarnen Gürtel und ging selbst im Winter barfuß. Als deshalb einst ein Abt ihr Schuhe zum Tragen übergab, zog sie dieselben nicht an, sondern behielt sie beim Ausgehen im Arme, um sowohl jenem wörtlich, als ihrer Büßung Genüge zu leisten. Sie nahm die Speise nur als Arzenei zu sich und schlief nur, wenn sie krank war, auf Stroh und unter einer Decke. Oft durchwanderte sie unerkannt das Land, um Nothleidende aufzufinden, zu trösten und ihnen zu helfen. Als sie ihrem Gemahle sechs Kinder geboren hatte, löseten beide ihre glückliche Ehe zu

Digitized by Google

steter Züchtigkeit in so weit, daß sie sich nie mehr allein sahen; seitdem ließ er sich den Bart wachsen, daher sein obiger Beiname, und soll sogar nur eine Mönchskutte getragen haben, so wie er auch später sich der Regierungsgeschäfte überhob, um sich mehr einem religiösen Leben zu widmen. Der Herzogin Fasten und Geißeln exaltirten ihr Gemüth mehr und mehr, und man schrieb ihr schon bei Lebzeiten Wunder zu; der Ruf solcher erfolgte besonders nach ihrem Tode i. J. 1243. Bald darauf wurde sie unter die Heiligen versetzt und als Schutzpatronin Schlesiens betrachtet; auch soll man noch wunderthätige Reliquien von ihr zeigen, z. B. ihr Bette in Sophienthal, ihr Grab in Trebnitz, wo sie neben ihrem frommen Gemahle ruht. Noch sind ihre Wohlthaten verbreitende Wanderungen im Lande in gutem Andenken und wo in Feldsteinen eine fußähnliche Vertiefung ersichtlich ist, da ist es ihr Fußtapfe, da hat sie geruht, und die Stelle wird noch jetzt dankbar verehrt. Ein St. Hedwigsbrunnen bei Jauer erhielt durch sie seine heilende Kraft, und so manche ihre Wohlthätigkeit und ihre Wunder darstellende Bildnisse werden jetzt noch eines wunderbaren Einflusses auf ihre Verehrer für mächtig gehalten. — Ein Seitenstück dazu ist ihre bekannte gleichgesinnte Schwestertochter, die heilige Elisabeth, Gemahlin des thüringischen Landgraf Ludwig des Heiligen, welche seit 1221 auf der Wartburg residirte, es zwar an Buße und Entsagung nicht so weit trieb, als St. Hedwig, dennoch manche (vielleicht später zu erwähnende) Sonderbarkeit und selbst religiöse Spielerei ausübte; Spänchen von ihrem einstigen Bettgestelle, auf jener Burg, sollen, so wie der Mantel der Kaiserin Kunigunde, Gemahlin Heinrich II., im Merseburger Dom, noch bis jetzt ihre Wunderkräfte gezeigt haben (vgl. Anm. I.).

Die heilige Hedwig hatte ungeachtet der sich freiwillig auferlegten Buße manche harte Prüfung zu erdulden; die Uneinigkeit ihrer Kinder, manche nöthigen Kriege ihres Gemahls, dessen Gefangenschaft, die nur durch ihre Bitte gelöset wurde, dessen Tod, und später selbst den sehr zeitigen, ihres geliebten, dem Vater in der Regierung nach folgenden Sohnes, Herzog Heinrich II. (des Frommen, weil er ebenfalls der Geistlichkeit viel zuwendete.) Sie hielt es aber für christliche Tugend, keine Klage zu äußern, pries vielmehr Gott für des letztern Heldentod. Er fiel nämlich, gleich einem Leonidas, mit seiner treuen Schaar deutscher Ritter gegen eine vielmal größere Heeresmasse in der mörderischen Schlacht gegen die Mongolen (oder Tartaren) bei Liegnitz, im J. 1241; obwohl dieselbe von den Deutschen verloren wurde, so flößte deren Tapferkeit jenen dennoch solche Furcht ein, daß sie bald hernach Schlesien verließen. Denn diese barbarischen Horden aus dem Orient, wie ungefähr Tausend Jahr vorher die unter Attila, überzogen mit mehr als 100,000 Mann unter Batu Chan damals Schlesien und Polen (wie i. d. Schles. Blättern 1840 kritisch erörtert ist). Wo das Schlachtfeld war, unfern Liegnitz auf Jauer zu,

wurde später der Ort Wahlstatt erbaut und darnach benannt. Höchst merkwürdig aber muß es erscheinen, daß in derselben Gegend, bald sechs Jahrhunderte später, eine siegvolle Weltschlacht geliefert ward, unter dem dieserhalb zum Fürsten von Wahlstatt erhobenen Feldmarschall Blücher, wo Napoleons Legionen 1813 an der Katzbach jene entscheidende Niederlage erlitten und sein Stern erbleichte, — muthig erkauft durch das Blut für Fürst und Vaterland begeisterter Preußen. Besonders aber glänzt dieser glorreiche Tag in Schlesiens Annalen, dessen Landwehr und Freiwilligen-Schaaren meist die gelüfteten, aber auch fliegenden Reihen bildeten, aus der Blüthe des Landes und aus jeglichem Stande, um das Panier ihres ritterlichen Königs gesammelt; — ein ewig denkwürdiger ächter Patriotismus, einzig in neuerer Zeit. Er wird den künftigen Geschlechtern eine ermuthigende Erinnerung seyn, wenn es vielleicht nöthig werden sollte, den mehr und mehr Deutschlands Gränze bedrohenden östlichen Nationen einen festen Damm entgegen zu setzen und sie in ihre Schranken ebenso zurückzuweisen, als es mit dem gleich eroberungssüchtigen westlichen Nachbarstaate geschah, dem man jetzt weit mehr Aufmerksamkeit, als nöthig, jener höhern Gefahr, unerklärlicher Weise, zu wenig ernstliche Beachtung und Vorkehrung zuzuwenden scheint, um deutsche Gerechtigkeit und Milde, wie freies Walten unter der Gesetze Schutz, und beglückendes Bürgerthum, von jenen nicht gekannt, sich ferner zu erhalten. Und so gäbe es noch zahlreiche Schilderungen merkwürdiger Orte und Vorfälle aus Schlesiens interessanter Vorzeit, wenn nicht der nähere Zweck dieser Schrift Beschränkung, und vor jetzt die Hinweisung auf einige Burgen geböte, die sich dem Riesengebirge nordöstlich anreihen. (Vergl. Anmerk. I.)

Von der Oberlausitz aus Schlesiens Gränzen überschreitend, wird der Freund historischer Erinnerungen die Ruine Greifenstein, eines Besuches für werth halten; jetzt in Trümmern verfallen, war sie einst eine stattliche Burg, die, auf einem 1303 Fuß hochliegenden Basaltkegel gelegen, die umliegende ebene Gegend weithin beherrschte. Sie ist Taf. III. Nr. 3 in jetziger Gestalt, N. 16 dagegen in früherer (vor 1798) dargestellt. Sie liegt 1½ Stunde südlich von dem früher ebenfalls mit einer Burg versehen gewesenen Städtchen Greifenberg, an der Straße von Görlitz und Lauben nach Hirschberg, Warmbrunn und überhaupt nach der Riesengebirgs-Gegend. Ueber Namen und Gründung giebt es manche Erzählungen, aber es sind meist nicht alte Volkssagen, sondern Deuteleien der letzten Jahrhunderte, um den Namen auszulegen; bald soll bei dem Burgbau ein Nest mit Greiffen gefunden, bald ein Greif, der die Gegend beunruhigte, von einem Schäferjüngling getödtet und dafür eine Prinzessin ihm zum Lohn geworden seyn. Der Muthmaßung nach, gründete sie ein Ritter

aus dem rheinischen Adelsgeschlecht von Greif, oder sie erhielt von ihm, als Besitzer, wenigstens den Namen, den noch spätere Adelsfamilien, mit einem Greif im Wappen, in Schlesien und Polen führten. Sie gelangte bald an niederschlesische Herzöge, die sie als einen festen Punct gegen Böhmen benutzten, als welcher sie wohl auch schon seit frühester Zeit gegolten haben mag. Herzog Boleslaw der Lange, besaß sie um 1198, und, von ihm mehr befestigt, hat man ihn oft als ihren Erbauer betrachtet. Sie, nebst Greifenberg und andern weitem Gebiete ward durch Burggrafen regiert. Ungefähr zu der Zeit, als nach dem Tode der Herzogin Agnes die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer an Böhmen fielen, gelangte Greifenstein 1400 an den schles. Ritter Gottsche (das abgekürzte Gotthard) Schoff (Schaf), der bereits den Kynast, nebst Schmiedeberg und dem Riesengebirge besaß, und dessen später reichsgräflichem Geschlechte dieselbe Gegend noch gehört; zur bessern Unterscheidung von andern Familien ward der Name Gottsche dem des Geschlechts nachgesetzt, daher später Schafgotsch.

Von diesem Ritter erzählt man, daß er 1360 vom schweidnitz-jauerschen Herzog Boleslaus II. (nach damals gebräuchlicher Namensabkürzung auch Bolko genannt), nach Andern 1377 vom Kaiser Karl IV., als Belohnung für ritterliche Thaten, den Kynast nebst jener Riesengebirgs-Gegend empfing; denn über die Jahrzahl und selbst die Person sind die Chronisten nicht ganz einig. Genug, die Sage erzählt, er sey Waffenträger Karls gewesen, und habe bei der Einnahme von Erfurt sich so tapfer bewiesen, daß jener ihn zum Ritter schlug, und mit jenen Gütern beschenkte, auch 4 Streifen ihn in das Wappen verlieh, wegen der 4 Streifen, die von seiner blutenden Hand auf seinen Panzer abgedrückt waren, als er diese vom Blut reinigen wollte, bevor er sie dem Kaiser reichte. — Sein gleichnamiger fehdelustiger Sohn folgte ihm im Besitz des Greifensteins, wendete sich jedoch der noblen Passion damaliger Zeiten, der Wegelagerung zu; besonders waren die Görlitzer öfters mit ihm im Streite, bis 1426 ein noch vorhandener Friedenstractat zu Stande kam, obwohl späterhin noch eine Fehde zwischen beiden, aber oft auch ein freundschaftliches Verhältniß und gemeinschaftliche Vertheidigung statt fand. Sein Geschlecht stammte wahrscheinlich aus der Oberlausitz, denn 1280 war bereits ein Ulrich Schaff Voigt zu Budissin.

Während diese Vorfälle der (zum Theil aus Bergmanns Schrift ersichtlichen) Specialgeschichte überlassen werden müssen, sey nur erwähnt, daß das Schloß Greifenstein in sehr gutem Vertheidigungszustande seyn mußte. Die Schweden eroberten es und hielten sich längere Zeit darauf; in den schlesischen Kriegen wurde es noch besetzt und selbst im Bayerschen Erbfolgekriege noch einmal wohnhaft gemacht. Doch 1798 ward die allerdings hie und da beschädigte Burg dem Ruin überlassen, auch zum Theil

Digitized by Google

abgetragen, um aus den Steinen ein neues Amthaus in der Nähe zu bauen, obwohl die Kosten zur Herstellung jener weit geringer gewesen wären; ein neuer Vandalismus zerstörte somit ohne Noth ein merkwürdiges Denkmal früher Zeit. (Vergl. Anmerk. II.)

Eine nicht minder wichtige Ruine ist der nicht weit davon entfernte Grädițzberg, südöstlich von Bunzlau (früher Boleslawa genannt, nach dem Gründer, dem polnischen Könige Boleslaus, dem Kühnen) auf einem freistehenden hohen Basaltkegel gelegen, so daß, wie auf dem Zobten, ein großer Theil von Niederschlesien überschaut werden kann. Schon 1009 soll diese Höhe als Jagdschloß benutzt, 1147 aber als Burg befestigt worden seyn; sie wird urkundlich 1245 Groditz genannt, — vom slaw. Grod, Burg, wie B. I. S. 111. näher erläutert. Im Hussitenkriege wurde sie bereits zerstört; die noch verbliebenen Festungswerke schleifte man im 30jährigen Kriege, um sie nicht von den Schweden benutzen zu lassen. Dennoch besitzt sie noch großartige Ruinen und, als Gegensatz von jener Zerstörungssucht bei dem Greifensteine, sind diese in neuerer Zeit möglichst zu erhalten gesucht, auch neue Anlagen geschaffen worden, um den sehr zahlreichen Besuchern, durch die reizende Aussicht und den Rückblick auf die Vergangenheit, mit manchen historischen Nachrichten und seltsamen Sagen, wie zugleich auch gute Bewirthung, einen vielfach erfreulichen Genuß zu bereiten. Doch sey unser Weg wiederum dem Riesengebirge zugewendet.

Der Kynast, eine der bekanntesten und besuchtesten, aber auch sehenswerthesten Burgruinen des Riesengebirges, ist 2 Stunden von Hirschberg, $^3/_4$ St. vom Badeorte Warmbrunn entfernt und wird von Hermsdorf aus bestiegen; für diese Mühe belohnt der Anblick großartiger Ueberreste früherer Baukunst mit interessanten Sagen, wie eine reizende Aussicht auf die umliegenden fruchtbaren Auen im weiten Umkreise; denn die Burg ist 1600 Fuß über die Meeresfläche, daher auf 600 F. über die umliegende niedere Gegend erhaben. Ebenso wie anderwärts die zu Vertheidigungs- und weit gesehenen Opfer-Plätzen geeigneten Orte meist schon in früheste Zeit sorgfältig ausgewählt und benutzt, und, eben wegen dieser schon erfolgten zweckmäßigen Wahl, auch später zu mittelalterlichen Burgen und Kirchen angewendet wurden, so war es derselbe Fall mit dem Kynast. Einige Ueberreste muthmaßlicher Gottesverehrung deuten auf Bewohnung des Felsens schon in heidnischer Zeit, welches fast von allen den zahlreichen Beschreibern des Kynasts unbeachtet gelassen ist. So z. B. befinden sich mehrere opferkesselartige Vertiefungen, wie solche auf germanischen Felsaltaren oft bemerkt werden, über der 60 Fuß langen Felsenhöhlung am nordwestlichen Bergabhange, der hohle Stein genannt, mit einem durch Strauchwerk verdeckten Eingange,

durch welchen einer der Wege nach der Burg führt. Man wandert darin auf 30 Schritt im Dunkeln, bis man an einer zu erklimmenden Oeffnung wiederum empor an das Tageslicht gelangt. In Kriegszeiten ward sonst diese Höhle von den Umwohnern zum sichern Verstecke benutzt. In der Anmerkung I. sind jene Vertiefungen näher angegeben, auch Notizen über die Literatur der Burg und deren Namen beigefügt. Nach jener Höhle zogen sonst alljährlich die Hermsdorfer am Sonntage Lätare, dem sogenannten Todtensonntage, mit einem Strohmanne, der dann verbrannt wurde, gemäß dem Bd. I. S. 143. bereits geschilderten heidnischen Brauche, als Ueberrest des uralten Frühlingsfestes. Aber auch die alte religiöse Sitte des Freudenfeuers am Johannistage, mit dem Darüberspringen (vergl. S. 19.) war auf dem Kynaste herkömmlich, und Hans von Schweinichen erzählt (in s. Leben I. 347.), daß ein Herzog von Liegnitz ein solches dort anzünden ließ und bei dem Freudenfeste mit seinem Hofe zugegen war. Es erscheint sonach der Kynast als ein einstiger heidnischer Opferort, und deshalb auch in jener Vorzeit bewohnt. In Bezug auf die christliche Zeit erwähnt die Sage eines Jagdhauses auf dem Kynast, das in dieser jagdreichen und wie erwähnt schon frühzeitig bewohnten Gegend, auch als sehr wahrscheinlich gelten kann. Dem schweidnitz-jauerschen Herzoge Boleslaus (Bolko) I., dem kriegerischen, wird im J. 1292 die Verwandlung desselben in eine Burg zugeschrieben, die man damals Neuhaus hieß. Der schweidnitzische Herzog Bolko II. gelangte später in deren Besitz, und von diesem soll dieselbe wegen der schon S. 32. gedachten ritterlichen Tapferkeit dem Gottsche Schof 1360 verliehen worden seyn, bei dessen Geschlechte, als dem jüngern Stammhaus, sie, nebst dem umliegenden Riesengebirge, bis jetzt verblieb. Die Burg ist nie erobert worden, freilich mögen auch wohl nicht alle mögliche Anstrengungen deshalb erfolgt seyn; sowohl die Hussiten im Jahre 1426, als die Schweden im 30jährigen Kriege zogen unverrichteter Sache wiederum ab, da sie dieselbe zu günstig gelegen und wohl verwahrt fanden. Sie war die öftere Residenz der Grafen von Schafgotsch bis zum Jahre 1675, wo ein Blitz in den Thurm schlug, und dadurch die ganze Burg ein Raub der Flamme und zur Ruine ward; doch ist der auf 40 Ellen hohe Thurm wiederum besteigbar gemacht, um von ihm das herrliche Panorama einer weithin sich erstreckenden Gegend auf drei Seiten zu genießen zu können. Die frühere Gestalt der Burg vor dem Brande ist Taf. III. Nr. 5. und die jetzige Nr. 4. mitgetheilt; eine innere Ansicht dagegen Nr. 10. und der Eingang in das äußere Thor Nr. 17. Die Burg bestand aus drei Abtheilungen, wovon jede durch Brustwehren und Thürme geschützt, und daher die innerste und höchste, das eigentliche Schloß, besonders gesichert war, wo, wären schon die vorderen in feindlichen Händen gewesen, man sich noch vom hohen

und festen Thurme durch Steinwürfe vertheidigen konnte. Anmerk. III. ist die Bezeichnung der Gebäude-Ueberreste auf dem Grundrisse Nr. 9. näher angegeben. Die Ruinen gewähren einen majestätischen Anblick und auch schon bei einer wenig reichen Phantasie läßt es sich leicht in jene Zeiten des vielbewegten ritterlichen Burglebens zurückversetzen, das der Verf. später noch zu schildern hofft. Während der mildern Jahreszeit sind fast stets Besucher anwesend und besonders an Festtagen finden sich solche aus der Nähe und Ferne in großer Anzahl ein, für deren genügende Bewirthung zugleich Sorge getragen wird. Das Archiv ist bei dem Brande völlig vernichtet worden, daher fehlt es an historischen Nachrichten aus früherer Zeit; meist nur Sagen haben sich aus dieser noch erhalten, von denen eine der bekanntesten hier folgen mag, die vom Burgfräulein Kunigunde.

Einst lebte ein Burgherr auf dem Kynast, der seine mutterlose Tochter Kunigunde wohl zu einem zu männlichen Sinne erzogen haben mochte; denn weit lieber, als häuslichen Arbeiten und Sorgen sich zu widmen, pflegte sie herum zu reiten und im weiten Burggebiete zu jagen. Auch nach dem Tode ihres Vaters wollte sie sich noch nicht entschließen, Herz und Hand einem der zahlreichen jungen Männer zu verschenken, welche die Schönheit und Anmuth des Fräuleins um sie sammelte. Um jene abzuschrecken, erklärte sie, nur dessen Gemahlin werden zu wollen, der, Muth mit Geschicklichkeit paarend, es glücklich vollbringen würde, auf der äußersten Burgmauer umherzureiten, welche der hier mitgetheilte Grundriß leicht ersehen lassen wird. Mehrere büßten das Wagstück mit dem Leben, denn leicht strauchelte auch das noch so sichere Pferd auf dem schmalen Pfade, und dann war an Rettung von dem Sturze in den nahen Höllen-Abgrund nicht mehr zu denken. Sowohl die feurigste Liebe, wie die Sehnsucht nach der reichen Erbin Burg und Schätze, ward dadurch gekühlt. Schon nahte sich längere Zeit kein neuer Bewerber und die spröde Kunigunde mochte wohl ihre mitleidlose Härte bereuen; da erschien plötzlich mit seinem Knappen ein unbekannter Ritter von edler Gestalt und Bildung und erbot sich, die gefährliche Probe zu unternehmen. Gern hätte das Edelfräulein sie ihm erlassen, denn wie zu keinem andern fühlte sie sich zu ihm hingezogen und bebte im Geheim für sein Leben. Doch er bestand darauf und keine Vorstellung, keine Bitte konnte ihn davon zurückhalten. Kaum graute der Morgen, als der gefährliche Ritt begann; aller Burgbewohner Blicke waren voll Bekümmerniß auf ihn gerichtet und besonders Fräulein Kunigunde ward bald von Freude, bald von Schreck ergriffen. Bedachtsam schritt das Pferd auf der schmalen Zinne fort und endlich, an das Ziel gelangt, bewillkommnete man jauchzend den muthigen Helden. Voll innigster Freude bot Kunigunde ihm Herz und Hand an, doch es hieß, wie in

Digitized by Google

Schillers ähnlicher Dichtung: „Den Dank, Dame! begehr' ich nicht!" Er tadelte bitter ihren eitlen Uebermuth, der manchen wackern Jüngling in die Klüfte gestürzt habe, und erklärte, daß er — es soll ein Landgraf Adalbert aus Thüringen gewesen seyn — längst eine der edelsten Frauen besitze und nur, um die Ehre der deutschen Ritterschaft zu rächen, das Wagstück unternommen habe, dadurch ermöglicht, daß er sein Pferd nach und nach auf immer schmalerm Pfade zu gehen gewöhnt hatte. Scham und Reue erfüllten das gedemüthigte Fräulein; sie soll ihres Lebens nie wieder froh geworden, ja selbst den früheren unglücklichen Freiern aus tiefem Grame bald gefolgt seyn. So berichten manche Novellisten, die ihre Erzählungen nicht grausend genug beendigen können. Doch der Verf., den so traurige Ausgänge überhaupt nicht ansprechen, theilt dafür eine günstigere und weit ächtere Lesart der Sage mit. Der Landgraf, von ihrer aufrichtigen Reue überzeugt, verlangte, daß, zur Sühne für ihren Frevel an so vieler edlen Jünglinge Tode, sie seinem Knappen die eheliche Hand reichen sollte, der nach einem Mondwechsel sich um sie bewerben würde, und ritt mit diesem ohne weitern Aufenthalt, bewundert und gepriesen von allen Anwesenden, in seine Heimath zurück. Der Knappe erschien zur pünctlichen Stunde, doch es war der junge und schöne Ritter Hugo von Ehrbach, an Edelsinn und Tapferkeit seinem Freunde, dem Landgrafen, nacheifernd, den er, um das hartherzige Fräulein ungekannt zu schauen, als Knappe begleitet hatte. Er erhielt bald das Jawort ohne alle Bedingung und erfreute sich mit ihr, die später als Muster einer treuen und fleißigen Hausfrau galt, eines reich beglückten Lebens. Eine noch erfreulichere Sage lautet, daß nur von einem Jünglinge, nehmlich jenem Hugo, vorher der Ritt versucht und dieser in den Abgrund gestürzt sey; doch unbekannt, blieb seine wunderbare Erhaltung und Errettung, und sein väterlicher Freund, der Landgraf, unternahm, nach genügender Einübung des bedachtsamen Pferdes, das gefährliche Wagstück, während unerkannt ersterer ihn als Knappe begleitete, und somit wäre denn auch jene traurige Verunglückung mehrerer Freier glücklich beseitigt und das Ganze erscheint in weit ergötzlicher Gestalt. — Dieß ist die Hauptsage vom Kynast, während einige andere, weniger erfreuliche, in die Anmerk. IV. verwiesen worden sind.

Mehrere andere verödete Burgen, nicht minder wichtig wegen noch erhaltener Ruinen, wie historischer Vorfälle und ansprechender Sagen, ziehen sich längs dem Riesengebirge schlesischer Seits hin und beurkunden ein dortiges vielbewegtes Leben in mittelalterlicher Zeit; sie sind ebenfalls in den Anmerk. III. bemerkten Schriften näher geschildert So z. B. die Volkenburg, bei Volkenhayn an der wüthenden Neiße, die schon 1165 errichtet, und 1292 von Neuem vom Herzog Volko I. hergestellt

seyn soll, nach dem sie auch genannt ward. Von hier aus erblickt man die später noch weiter-erwähnte Veste Schweinhaus. Die Kynsburg (als Königsburg gedeutet, obwohl das nahe Weberdorf Kienau auf andere Abstammung schließen läßt), im sagenreichen Schlesier-Thale gelegen, sey wegen des verst. Prof. Büschings erwähnt, welcher, Kenner und Freund mittelalterlicher Bauwerke, diese Burg und ihre bedeutenden Ueberreste durch Kauf vor völliger Abtragung rettete, so daß sie noch jetzt den häufigen Beschauern eine reiche Ueberraschung gewährt. Ferner die Ruinen Falkenstein, Nimmersatt, Zeiskenschloß, Neuhaus u. and. m. (eine alte Sage vom letztern ist Anmerk. V. mitgetheilt.)

Eine dieser Ruinen zieht die Aufmerksamkeit besonders auf sich; es ist die, auf einem $^1/_2$ Stunde von jener Volkenburg entfernten Berge nebst einer Kapelle gelegene Burg Schweinhaus, eine der ältesten und größten Schlesiens, mit noch zahlreichen Mauer- und Thurm-Resten, von deren Geschichte jedoch wenig bekannt ist; sie wurde nach dem siebenjährigen Kriege dem Verfalle überlassen, obwohl noch Einiges bewohnt wird. Vor 1514, wo sie an den Grafen von Schlaberndorf kam, war sie im Besitze der Herren von Schweinichen (urkundl. 1454 ein Günzel von Schw.), und ist unbezweifelt von deren Urahn errichtet. In damaliger Zeit pflegte man öfters unterirdische Gänge von einem nahen Orte zum andern anzulegen, von Burg zu Burg, oder von einem festen Orte an einen außerhalb desselben, um sich bei der feindlichen Uebermacht retten zu können, auch zuweilen von Abteien und Mönchsklöstern zu Nonnenklöstern. (So führt z. B. aus dem hiesigen Nonnenkloster-Ueberreste ein solcher anderwärts hin, doch ohne Richtung und Ende weit verfolgen zu können.) Ein gleicher unterirdischer Gang soll von der Burg Schweinhaus nach der nahen Veste Volkenhayn führen; vielleicht daß beide früher einmal einem Besitzer gehörten; er war aber schon sehr verfallen und in Vergessenheit gekommen, als einst ein Ritter von Schweinichen, in langjähriger Fehde mit dem Volkenhayner Burgherrn verwickelt, sich dessen noch erinnerte. Seine Schaaren zur Bestürmung des letztern Burg von außen her beordernd, sucht er mit einigen Rittern und Mannen mühsam durch jenen Gang in deren Inneres zu dringen und gelangt endlich an ein Gemach, in welchem eine wunderschöne Jungfrau im Harfenspiel und Gesang ihren Leiden Worte verleiht. Es war das Burgfräulein Adelgunde, seit der Kinderzeit und während seiner Kreuzfahrt ihm fremd geworden; sie ward, um vor der Verfolgung des leichtsinnigen und tugendlosen Herzogs gesichert zu seyn, nun schon 3 Jahre lang vom besorgten Vater in sicherm Gewahrsam gehalten. Plötzlich tritt dieser in das Gemach, dringt auf seinen, nun auch für einen Mädchenräuber gehaltenen Feind mit gezücktem Schwerte ein und es beginnt ein harter Kampf zwischen beiden. Doch plötzlich ruft Ritter Schweinichen zur Sühne und bittet um die Hand der rei-

zenden Tochter, die beim ersten Erblicken sein Herz voll Wonne erfüllt hatte und jetzt für des Vaters theures Leben zitterte, aber auch für das des schönen feindlichen Jünglings. Seine Bitte ward gewährt, die lange Fehde beider Nachbarn verwandelte sich in Jubel und Freude, und der lüsterne Fürst war betrogen, wie es allen solchen und noch ärger ergehen sollte. Wohl mag es befremden, warum das edle Geschlecht der Schweinichen zu einem so bedenklichen Namen gekommen ist, nach welchem unbezweifelt ihre Burg genannt ward, die im Volksdialecte auch „Soihoisel" heißt. Doch es geschah in allen Ehren, wie eine weitverbreitete Sage belehrt. Bekannt ist die böhmische Fürstin Libussa (Libuscha gesprochen), eine der Töchter des Czechen-Herzog Krok, durch deren Vermählung mit dem Premisl (722) dem böhmischen Throne ein neues Fürstengeschlecht erwuchs. Biwoy, ein böhmischer Ritter, begleitete jene damals noch unverheirathete Beherrscherin Böhmens im Jahre 716 auf die Jagd, wobei es ihm glückte, einen Eber lebendig zu fangen und an den Ohren bis zu seiner Gebieterin hinzuziehen. Dieß, eine Heldenthat im Sinne damaliger Zeit, wurde von ihr dadurch belohnt, daß sie ihm nicht nur den ehrenvollen Beinamen Swinka (böhm., das Schweinchen) verlieh, sondern auch, ihn zum Schwager erhebend, ihre Schwester Kascha ihm zum ehelichen Gemahl verlobte. Und somit wird man an jenem Namen kein Aergerniß nehmen.

Ein späterer Nachkomme, zwar aus dem Hause Mertschütz, doch immer ein Ritter Hans von Schweinichen, hat ein, in mancher Hinsicht sehr beachtungswerthes Tagebuch von sich hinterlassen, das von dem Vereine für schlesische Geschichte und Alterthümer zum Drucke befördert und vom Prof. Büsching (Bresl. 1823 in 3 B.) herausgegeben ward unter dem Titel: Lieben, Leben und Lust der Deutschen im 16. Jahrh. Dessen Erwähnung wird hier nicht fremdartig erscheinen, da dieses Jahrhundert den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Culturperiode bildet, wo manches Rühmliche des letztern bereits verschwunden, manches Nachtheilige noch Brauch war und das Bessere des neuern Zeitgeistes sich erst Bahn brechen mußte. Er war zu Grädițberg 1552 geboren und ward, noch sehr jung, Kammerjunker, später Rath, Hofmeister, Marschall ꝛc. bei den Herzogen von Liegnitz und Brieg, zuerst bei dem, wegen seiner Verschwendung der Regierung entsetzten Herzog Heinrich, welchen er auch auf seinen Fahrten in Deutschland begleitete; später bei dem Herzog Friedrich IV. ꝛc. Er starb 1616; doch ist sein Tagebuch nur bis 1602 vorhanden, das zwar keinesfalls als eine geeignete Lectüre für die Jugend, wohl aber Dem anzurathen ist, welcher fürstliches und adeliches Leben damaliger Zeit, zumal in Bezug auf Leichtsinn und Verschwendung, bis in das Einzelne kennen lernen will, um culturhistorische Resultate daraus zu ziehen. Geschickt in Unterhandlungen und Besorgung von Aufträgen

— wodurch er jenem verschwenderischen Herzoge im Geldleihen besonders gute Dienste leistete — wie heiter und lebenslustigen Sinnes, war er überall beliebt, zumal da er auch in allen damaligen noblen Passionen der Großen, im Jagen, Reiten, Trinken ꝛc. geübt war, zwar Unsittlichkeiten von sich nicht zugiebt, auch redlichen und religiösen Sinnes gewesen zu seyn scheint, dagegen aber aufrichtig bekennt, wie und wo er sich dem Zechen hingegeben habe, in welchem er viel Talent besaß. Während der Bürger sich im Biere gütlich that, war das Zechen im Weine damals, selbst bis zum Uebermaße, keinesfalls etwas Unschickliches für den Adel, und sogar Fürsten gingen im Beispiele voran. Bei deren Kriegs- und Friedens-Zügen erhielten sie Weinverehrungen in den bedeutenderen Städten, deren Magistrate damals stets auf gute Rathskeller hielten, nicht allein weil der Weinschank meist Rathsprivilegium war, sondern auch wegen solcher Gäste und nebenbei für sich selbst. Daher spielten damals die Erbschenken und Kellermeister eine Hauptrolle und die noch in Schlössern und Sammlungen aufbewahrten Humpen zeigen, wie man auch mehrere Kannen auf Einen Zug und als Willkommen zu leeren wußte. Einige Bruchstücke jenes ausführlichen und, wie es scheint, sehr gewissenhaft geführten Tagebuchs mögen den Schluß dieses §. bilden, wo sich am Ende noch ergeben wird, daß ein späterer Nachkomme ihn im Zechen wohl noch übertraf, so daß dieses Talent auch manchem andern Gliede der — früher wenigstens — sehr verbreiteten Familie derer von Schweinichen eigen gewesen seyn mag.

Aus der Vorrede dieser **Biographie Hans von Schweinichens** ergiebt sich, daß er der Sohn des Grädißberg'schen Schloßhauptmanns, darauf fürstl. Liegnitzischen Raths, Georg v. Schw. war, 1552 geboren ward, später die Schule zu Goldberg besuchte, doch aber, obwohl Bischoff Logau ihn frei studieren lassen wollte, wenn er katholisch würde, das Verbleiben bei seinem evangelischen Glauben, so wie dem Studieren das Hofleben vorzog, dessen Annehmlichkeit er schon als Page kennen gelernt hatte. Er erzählt ferner (was auch Andern zur Beachtung dienen könnte); „Demnach wie ich ein wenig zu Jahren und zu Verstande bin gekommen, habe ich mir vorgenommen, zweifelsohne, aus sonderbarem Eingeben des heil. Geistes, so viel mir möglich anzumerken, wie mir Gott in meinem Leben Gutes gäbe und Böses widerfahren ließe, auch was ich thäte, ließe, wie und wo ich mein Leben zubrächte ꝛc. (Doch bestimmte er es nur für seine Erben; bei allen Jahren sind die Getraidepreise angemerkt, so wie die Zehrungskosten auf Reisen und bei Banketten, und so auch andere Preise, welches manche interessante Nachricht gewährt). Von dem verschwenderischen und unsittlichen Liegnitzer Herzog Heinrich, dem er auf 7 Jahr lang treuergeben diente, erzählt er z. B. B. I. S. 108 im Jahre 1574. „JFG. (Ihro Fürstliche Gnaden) waren diese Zeit über lustig mit Tanzen und sonsten sonderlich in Mummereigehen. Das währet fast ein ganz Jahr alle Abende in der Stadt (Liegnitz) zu den Bürgern. Einer sahe JFG. gerne, der Andere nicht. Gemeiniglich waren 4 Mönche und 4 Nonnen, und JFG. waren allezeit eine Nonne, wie denn auch oft JFG. auf einem großen Wagen also in der Mummerei nach Goldberg und Haynau fuhren. Ich habe

aber niemals Lust dazu gehabt und mich davon erbrochen, wo ich gewust, dem es in solcher Mummerei seltsam zuging, die Jungfrauen mit den Nönnlein, als Jungfrauen geltend, scherzten ꝛc."— „Es spielte JFG. eine ganze Nacht damals mit dem polnischen Herrn im Brete; es hatten JFG. auch solch Glück, daß sie dem Herrn 200 Doppelfloren, Ung. 300 Kronen, 200 rthl. abgewonnen. Auf den Morgen waren JFG. lustig und waschet die Gulden und Thaler. Ich fragt, was JFG. mit machen wollen? Sprechen JFG.: „daß ich mir im Zählen die Hände nicht schwarz mache." Ich lasse es gut seyn. Nach Tische läßt ihm der Polacke wieder 100 Fl. Ungr. holen, spielt wiederum an. Es währet nicht 2 Stunden, JFG. verspielen nicht allein den vorigten Gewinn, sondern noch ungewaschene 200 Fl., dazu. Thät sich der Polacke bedanken, daß er ihm die Dukaten und Kronen gewaschen ꝛc. (S. 105)." — „JFG. ließen mich vollends (als Kammerjunker im April 1575) annehmen und wegen einer jährlichen Bestallung handeln und schließen, daß JFG. mir dies Jahr 30 rthl. Besoldung und 30 rthl. wegen eines Ehrenkleides, sowohl 15 rthl. vor ein gemein Hofkleid geben sollten."

Im August 1575 begleitete Schweinichen den Herzog auf dessen Reise nach Heidelberg zum Kurfürst von Pfalz; jener schloß später mit dem Hugenotten-Feldherrn Condé einen Vertrag, um in dessen Dienste zu treten, ward aber bald wiederum entlassen und suchte auf seinen Hin- und Her-Zügen in den Rhein- und Süd-Deutschen Gegenden überall, bei weltlichen und geistlichen Fürsten, Stadträthen ꝛc. Darlehne zu erhalten, die zwar selten bezahlt, doch aber oft gewährt wurden, um seines kostspieligen Besuchs bald los zu seyn. Es ließ sich mit ihm aber auch, wie mit einem geübten Borger, gut handeln, denn er nahm nöthigenfalls mit nur sehr geringen Summen vorlieb. Oefters wurden Preziosen und Anderes, selbst das Letzte von ihm verpfändet oder billig verkauft; dieß, wie das Borgen blieb stets dem Kammerjunker v. Schw. überlassen, der nicht selten mit seine eignen Geldern und andern Besitzthum aushelfen mußte und mehr Credit hatte, als der Herzog. Einst ging die Reise wiederum, um Geld zu leihen, nach Augsburg, wo für jenen und seine beiden Cavaliere, wie andere Diener, stets ein herrliches Leben war. „Die von Augsburg, — erzählt Schw. — schickten meinem Herrn das Geschenk von Wein und Fischen stattlich. Es war JFG. und unser Thun nur dieses, daß wir spazieren gingen, in die Kirche, Zeug- und Proviant-Häuser, nach schönen Jungfern umsahen, soffen, spielten, lustig und guter Dinge waren. Wie denn zu Augsburg solches wohl seyn kann und Gesellschaft genugsam vorhanden. JFG. spielten täglich mit den Geschlechtern der Bürger (Patriziern), gewannen manchen Tag 100, 200 rthl. auch wohl mehr. Zu Zeiten verspielten sie es auch wieder und war der Gewinn die 3½ Wochen über 170 Fl. nicht. Allhier muß ich dieß erwähnen. Ich ward einst auf eines vornehmen Geschlechtes Hochzeit geladen, darauf ich denn auch ging. Nun wären JFG. auch gerne dahin gewesen, damit JFG. die Gebräuche und anders sehen mögen, wusten aber sonst kein ander Mittel, als dies, daß sie mein Knecht worden und auf mich warteten, wie es denn auch geschahe, daß JFG. mit mir auf die Hochzeit gingen und auf mich warteten, als einem Knecht gebührt. Nicht weiß ich, wie es der Knecht versah, daß er ein Räuschlein bekam, damit ich ihn abführen muste lassen. Wie nun JFG. hatten ausgeschlafen und es JFG. sonsten allda wohlgefallen, ließen sich JFG. beim Bräutigam angeben, sie wollten zum Abendtanz zu ihm kommen. Dies der Bräutigam gerne sah und wurden JFG. durch drei vornehme Freunde, mit einem Wagen, wie dort bräuchlich, stattlich abgeholet, da sich denn JFG. auch

einstellten und wurden fürstlich und wohlgehalten. Wenn JFG. tanzten, so tanzten allemal zwei vornehme Rathsherren vor. Sonsten ist der Brauch, daß allemal zwei Personen, so lange rothe Röcke anhaben, mit einem weißen Ermel, vortanzen und darf sonst keiner, er sey was er wolle, keinen Tanz anfangen. Es tanzten denn die zwei voran und wenn sie sich drehen, so mögen sich die, so tanzen, auch verkehren, sowohl, wenn sie sich mit einander im Tanze herzen, so mag der Junggeselle die Jungfrau, so oft es von ihnen beschieht, auch herzen. Bekennen muß ich, daß ich mein Lebtage kein schöner Frauenzimmer bei einander gesehen, als da; denn ihrer waren über siebenzig. Und der Braut zugefallen, alle weiß gekleidet in Damast und dergleichen, auch mit Ketten und Kleinodien über die Maßen gezieret. Und war in einem schönen großen Saal, welcher mit Gold und Silber gefunkelt und waren über etliche hundert Lichter, groß und klein, darinnen, daß, wie man pflegt zu sagen, vermeint, es wäre mehr im Himmelreich, oder das rechte Paradies allda wäre. Mir ist sehr wohl gewesen, denn, wie gemeldt, die Jungfrauen waren schön und gaben auserlesene, höfliche, gute Worte. Auf den Abend fuhr ich mit einer reichen Jungfer in ihres Vaters Haus, des Geschlechts Herbergen. Wie man sagt, so sollte ihr Vater über zwo Tonnen Goldes Vermögen haben. Allda ward ich von ihrem Vater dermaßen empfangen, sam ich ein Graf gewesen und herrlich tracktirt. War ein paar Stunden lustig und guter Dinge. Hernach ließ mich ihr Vater, wie dort bräuchlich, auf einem Wagen in JFG. Losament führen und mich mit Stabelichtern begleiten. Ich däuchte mich zwar Meister Fix seyn; war darnach etliche mal zu Gaste bei ihm, auf seine Bitte. Wenn ich etliche tausend Thaler haben wollen, so hätte ich sie von ihm zu leihen bekommen sollen; denn er sonst nach Breslau handelte und kannte mein Geschlecht. Bin sonst gar oft, neben meiner Gesellschaft, bei reichen Leuten und bei Geschlechtern eingeladen worden, die mir große Ehre anthaten und war gar bekannt, hatte darneben gute Freunde. Es ist auf der Trinkstuben allda eine feine Kurzweile. Man findet darauf Spieler, Sauser und andere Ritterspiele, wozu einer Lust hat. Wenn man Gäste einladet und giebt von der Person 18 Wg., wird man mit 20 Essen gespeiset und dabei den besten Rheinfall und Rheinwein, so zu bekommen ist, getrunken, bis man alle voll ist, Wie ich denn etlichemal dergestalt Gäste auf der Trinkstube zu mir einlude. Wenn man aber 1 Thaler von der Person giebt, so wird man Fürstlich tracktiret. Ich hätte mir wollen wünschen, daß solches Leben lange und viele Jahre gewähret hätte."

„Es lud Herr Marx Fucker JFG. einst zu Gaste neben einem Herrn von Schönberg, welcher sonst auch in JFG. Losament lag. Ein dergleichen Panket ist mir bald nicht vorkommen, daß auch der Römische Kaiser nicht besser tracktiren mögen und war dabei überschwengliche Pracht. Es war in einem Saale das Mahl zugerichtet, der war mehr von Gold als von Farbe gesehen worden. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man aufm Eis ging. Es war ein Kreuztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Kredenzen besetzt und merklichen schönen Venedischen Gläsern, welches, wie man sagt, weit über eine Tonne Goldes seyn sollte. Es führten JFG. der Herr Fucker im Hause herum spazieren, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darinn gehabt. Da hat der Herr Fucker JFG. in ein Thürmlein geführet, darinn hat er JFG. von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, als Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, daß er selbst sagt, es wäre über eine Million Goldes werth. Hernach schloß er einen

Kasten auf, der lag bis auf mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200,000 Gulden an, welche er dem Könige in Spanien durch Wechsel 'nein machte (lieh). Darauf führte er JFG. auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an, bis in die Hälfte nunter, mit lauter guten Thalern gedeckt war. Sagt: es wäre ungefähr 27,000 rthl. anlangende. Damit bewieß er JFG. große Ehre, und beineben auch seine Macht und Vermögen. Man sagt, daß Herr Fucker so viel hätte; daß er ein Kaiserthum bezahlen möchte; er verehrt mir einen schönen Groschen, 9 Gran schwer. JFG. versah sich auch eines Geschenks bekam aber nichts, als einen guten Rausch. Versagt die Zeit eben einen Grafen seine Tochter und sagt mit ihr zu geben, neben dem Schmuck 200,000 in Jahr und Tag. Das mochte ein Brautschatz seyn." (Es ist dieß einer des berühmten Handels- und Patrizier-Geschlechts der Fugger, deren Urahn ein armer Webermeister war, dessen Sohn neben der Weberei auch Handel trieb, und dessen Nachkommen wegen Reichthum und Wohlthätigkeit geadelt, später selbst in den Grafenstand erhoben wurden). Da in der Herberge täglich viel aufging, so schickte Herzog Heinrich seinen lieben und überall beliebten Schweinichen zu jenem Fugger, um 4000 rthl. zu leihen, doch dieser entschuldigte sich höflich wegen der spanischen Anleihe ꝛc., ließ aber dem Herzog 200 Kronen und einen schönen Becher von 80 rthl. verehren, nebst einem schönen Roß; alles ward mit Dank angenommen. Darnach schickte der Herzog ihn zum Stadtrathe, um jene Summe vorgeschoßen zu erhalten, dieser aber gab nur 1000 Goldenthaler, auf ein Jahr ohne Interessen gegen Revers, die im Rentamt abgeholt wurden und verehrten ihm noch einen Gaul. Der Herzog, obwohl er zur Schuldendeckung gegen 800 thlr. auf Silberzeug ꝛc. geborgt hatte, blieb dennoch auf die Wirthszeche (1470 rthl. — für 3 Wochen 4 Tage) noch die Hälfte gegen Revers schuldig; als er die Stadt verließ, geben ihm die Augsburger Herren mit 60 Rossen 2 Meilen weit das Geleit. In Kaisersheim blieb der Herzog bei dem Abt 3 Tage, der Geld leihen sollte, aber ihm 50 Kronen verehrte, mit welchen jener auch zufrieden war und abzog; ebenso im Kloster Elchingen einen Tag und 30 Kronen Verehrung, statt des Darlehns. Und so ging es meist fort. Bei den Söldlingen, welche 1575 in der Pfalz sich sammelten um im Hugenotten-Heere gegen den franz. König zu fechten, fand Schweinichen bei der in Heidelberg gehaltenen Musterung zu seiner großen Freude auch Schlesier und Sechsstädter (Oberlausitzer). Der Herzog erhielt bis zum beschlossenen (jedoch nicht erfolgten) Kriegszuge, monatlich 2000 Kronen Sold, wovon die Hälfte den angenommenen Hauptleuten und Soldaten zu kam. Dieß langte jedoch nicht und so wendete er sich in andere Gegenden, da der Kurfürst von der Pfalz ihm nichts lieh und zum Versetzen nichts übrig war. In Dillenburg beim Graf von Nassau konnte Schweinichen seine Kunst im Zechen zeigen; er sagt S. 183.: „Ich stund JFG. allemal vor den Trank (als Mundschenk) und mußte doch daneben alles versehen, wie es sonst einem Hofmeister gebühret, hatte also große Mühe. Auf den Morgen gab mir der Graf den Willkommen. Wenn ich aber den ersten Abend das Lob hatte bekommen, daß ich des Herrn Grafen Diener alle hätte vom Tische weggesoffen, wollte sich der Graf (jedoch heimlich) an mir rächen, mit dem Willkommen, welcher von drei Quarten Wein war. Nun wollt ich gerne wie den vorgehenden Abend Raum behalten, nahm den Willkommen von dem Grafen an, gehe vor die Thüre und probiere mich, ob ich ihn im Trunke austrinken möchte, welches ich auch also ahndete. Wie ich solche Probe gethan hatte, lasse ich mir wieder eingießen, bitte den Herrn Grafen, mir zu verlauben, seinem Diener zuzutrinken. Nun war ich schon verrathen beim Grafen worden,

daß ich zwei zuvor im Trunk hatte ausgesoffen, derowegen war der Herr Graf wohl zufrieden; trinke ich derowegen noch eines seinem Marschall im Trunke zu. Ob er sich wohl davor wehret, ward ihm doch vom Grafen geschafft, daß er ihn annehmen mußte. Wie ich nun den Becher andermal austrank, verwunderten sich die Herren alle, der Marschall aber konnte mir in einem Trunk nicht Bescheid thun, darum er auch demselben zweimal zur Strafe austrinken mußte, jedoch mit vielen Trünken. Darüber ward der Marschall berauscht, daß man ihn wegführen muste, ich aber wartete bis der Mahlzeit Ende auf; hernach hatte ich da wohl Ruh vorm Trunk, denn sich niemand an mich machen wollte." Bei der Abreise in Dillenburg fehlte es wiederum an Geld, der Graf lieh nichts, doch die Gräfin 200 thlr. Während der Anwesenheit in Frankfurth sollte der Rath 4000 thlr. leihen, schlug es aber ab; in Mainz verweigerte der Kurfürst die gleiche Bitte um Geld, schenkte aber 50 Kronen zur Weiterreise nach Cölln, bei welcher, nebst einigen angeworbenen Hauptleuten, auch „8 Drommeter und 1 Kesseldrommel" war, und ward öfters lustig musiciret. In Cölln fanden sie ein sehr fröhliches Leben. Es war ein Kloster mit adeligen Nonnen da, die außer der Kirche weltlich gingen und wozu auch Schweinichen Zutritt hatte. Der Herzog wünschte dieß ebenfalls und veranstaltete einen von der Aebtissin genehmigten Mummenschanz; 3 Männer auf italienisch und 3 Jungfrauen auf spanisch in Taffet gekleidet (unter den letzten der Fürst) ritten mit Musik ins Kloster; ein jeder seine Jungfrau hinter sich; da war Alles lustig und guter Dinge mit den Nonnen; sie tanzten und tranken sehr und es ward dabei für 22 thlr. Wein verzehrt. Allein bald fehlte es auch hier am Gelde; der Wirth wollte nicht länger borgen, der Rath sollte daher 10,000 thlr. leihen. Schweinichen erhielt den Auftrag (nebst einigen Hauptleuten) dazu und er erzählt S. 201: „Morgens um 6 Uhr fanden wir uns aufs Rathhaus ein und wurden auch bald vorgelassen. Allda finden wir sitzen in einem geraumen Zimmer mit Tapezerei beschlagen, die drei Burger-Meister und Obersten der Stadt, in der Session neben einander, 3 Stufen höher, als wenn ein König in seiner Majestät säße und auf jeder Seiten besser runter 8 seine ansehnliche alte Leute, hinter denselben auch zu jeder Seite 12 Trabanten schön gekleidet mit ihren Seiten-Wehren und Hellebarden stehen; daß, da ich sie ersehe, in ihrer Reputation sitzen, mich ziemlich entsetzet, weil ich die Sache mündlich verrichten sollte. Es stunden die drei Burgermeister aus ihrer Session auf und gehen zwo Staffeln runter und empfangen uns, setzen sich hernach wieder in ihre Session, wurden uns auch bald Stühle gesetzt, daß wir uns auch setzen mußten. Darauf wich die Guardie abe." Schweinichen brachte nun den Antrag in wohlgesetzten Worten u. mit damaligen vollen Titulaturen an, u. nachdem sie hatten „was entweichen" müssen, wurden sie nach 3 Stunden durch die „Guardie" wieder herein geführt und sollten bald schriftlichen Bescheid erhalten, worauf sie 30 Trabanten in ihr Quartier begleiteten. Nach 2 Tagen „so kamen 3 alte Leute, haben vor ihnen her einen gehen, so roth und weiß gekleidet, der einen großen Pergamentsbrief mit den Händen hoch trägt." Des Raths Antwort war abschläglich, jedoch ein Geschenk von 200 Reichsgulden beigefügt; der Herzog nahm dieß bescheidentlich an; alle weiteren Unterhandlungen blieben fruchtlos. Der geistliche Kurfürst verwilligte um so weniger etwas, als der Fürst gegen die Papisten ins Feld ziehen wollte, doch behielt jener den gutaufgenommenen Schw. im Garten bei der Tafel; „da waren JKfG. lustig, hatten die schönsten Jungfern zum Tanz hinbestellt." Der Herzog war nach vier Wochen 2354 thlr. den Wirth schuldig, so daß endlich auf alles Arrest gelegt, jedoch später durch Ver-

setzung und Borg noch Geld geschafft und mit Ehren abgezogen ward. Von da ging es nach Brauweiler, wo der Abt JFG. wohl nicht gern sah, weil sein Gefolge ihm aber stark genug war, mußte er sie wider seinen Willen einlassen; sie lagen allda einen Tag still und schlugen Keller und Küche auf. Der Abt verweigerte 200 thlr. Darlehn; als aber der Kammerjunker Schw. ihm anzeigte, daß, dafern er JFG. nicht Geld vorstrecken würde, JFG. ferner kommen möchten, so verstand er sich zur Hälfte. — So ging es öfters zu, und auch andere fahrende Fürsten und Ritter lebten als aufgezwungene Gastfreunde; es war dieß noch ein mittelalterliches Herkommen, wo das Recht des Stärkern galt.

In jener Gegend besuchte Schw. einen Namensverwandten, einen Herrn von Ferkel, der gleiches Wappen führte u. ward gut Freund mit ihm. „Hatte eine überaus schöne Tochter, die war freundlich u. hatte das Schweinlchen das Ferkel trefflich lieb; blieb also 2 Tage bei ihm u. war lustig u. guter Dinge." — „Von dannen bin ich wieder nach Köln geritten u. bei einem Thumherrn von Sallmütz eingezogen, welcher mich gern sah; hatte auch schöne Frauenzimmer um sich, aber sie waren nicht hart genug, sondern wie sie bei den Geistlichen zu finden sein. War aber nichts weniger lustig u. lag 6 Tage stille bei ihm." — An vielen Orten wurden dem gewandten u. lebenslustigen Schw. auf seinen Reisen sehr annehmliche Heirathsanträge zu verstehen gegeben, doch ging er nicht darauf ein; er nahm auch von Jungfrauen nicht gern Geschenke an, damit sie ihn nicht fangen möchten, u. er scheint sich überhaupt, u. ungeachtet des eben nicht löblichen fürstlichen Vorbildes u. mancher Versuchung so leidlich in Sitte u. Ehre betragen zu haben; (erst später entschloß er sich zur Ehe u. war dreimal verheirathet.)

Nach manchen Hin- u. Herwegen ohne eigentlichen Zweck, manchen Freuden, aber auch Sorgen um Geld, u. als sein Herzog einstmal allein nach Heidelberg reisete u. seinen treuen Schweinlchen am Niederrheine ohne Geld zurückließ, beschloß der letztere nach Schlesien zurückzukehren. Ihn traf zufällig vor Leipzig ein Bote mit der Nachricht vom Tode seines Vaters. In dieser Stadt hatte er nur noch 3 Gr., mußte 3 kleine Ringe, die er den Schwestern mitbringen wollte, versetzen u. auf der Weiterreise oft zu Fuße gehen, bis er endlich zu Hause anlangte. Der Herzog folgte bald nach, und zog mit Schw. u. anderen, ihm bis Görlitz entgegengeeilten Dienern, mit 18 reisigen Rossen, 3 Trompetern u. 2 Wagen dort ein, aber ohne Geld; er verließ sich wie stets, auf seine Leute u. besonders auf Schw., der wiederum Geld schaffte. „Wenn denn ein E. Rath zu Görlitz von Wein u. Hafer stattliche Verehrung that, behielten JFG. den Rath bei sich, waren auf die Ankunft lustig u. guter Dinge u. bekam jedermann auf die Freude einen guten Rausch."

Im 2. u. 3. Bande ist Schweinlchens weiteres Leben u. fürstlicher Dienst, so wie manche damalige Sitte geschildert; u. wie das Borgen u. Versetzen u. die Streitigkeiten des Herzogs fortgingen, bis jener nach dessen Gefängniß 1582 seines achtjähr. Dienstes entlassen ward und eine bessere Stellung bei dem regierenden Herzoge erhielt. Doch das Zechen ging fort. So heißt es (B. III. S. 275.) bei der Erzählung von seiner abermaligen Verheirathung — nachdem er 3 Loose mit Jungfrauen-Namen gemacht, u. allzeit dann zufällig den mit deren Namen ergriffen, die er sich vorher schon gewählt hatte — u. mit Angabe aller Brautgeschenke: — „Den 12. Aug. 1601 hat Herr Kreiselwitz (der Braut Vater), nebst seinem Weib u. Tochter bei mir gessen, ist Alexander Stosch auch bei mir gewesen u. gute Räusche getrunken. Den 13. Abends habe ich bei Herrn Kreiselwitzen gessen u. mich etwas erlustiget, wie ich denn imgleichen den 15.

dito auch Abend bei Herr Kreiſelwitzen geſſen. Den 16. dito Abends hat der Herr Hauptmann die Räthe alle eingeladen, darunter Alexander Stoſch auch geweſen, waren luſtig u. trunken gute Räuſche u. mußte mich wegen der Jungfrau wohl ankleiden. Den 17. dito iſt Abends Herr Kreiſelwitz aus dem Garten mit mir heimgegangen u. bei mir geſſen u. gute Räuſche getrunken. Den 19. dito hat Abends der Burggraf den Hauptmann u. die Räthe eingeladen, allda iſt die Muſika gehalten worden, ſein gute Räuſche gefallen!" — Oben war von der Weinverehrung des Görlitzer Rathes die Rede; zum Beweiſe, wie ſehr derſelbe auf einen guten Keller ſah, folgt hier noch eine Vorraths-Angabe aus den daſigen Rathsrechnungen z. B. im Jahre 1413: 8 Faß Leitmeritzer, 4 F. Kotzen (Ketſchen) broder, 79 Zober wälſcher Wein, 64 Lager Rheinfall, 6 F. Ungar, 4 Elſaßer u. ſo auch Alant u. and. Sorten.

Das Zechen muß der Familie von Schweinichen früher ſehr eigen geweſen ſeyn, denn auch eines ſpätern Gliedes derſelben, Georg Wilhelms v. Schw. Talent jener Art ſoll auf dem mütterlichen Erbgute deſſelben, Herren-Motſchelwitz, in einem über dem Stallgebäude befindlichen alten Schnitzwerke v. J. 1713 dem Andenken erhalten worden ſeyn. Es ſtellt den dortigen Herrenhof vor; eine 6ſpän. Equipage im Hintergrunde; ſeitwärts eilt ein elegant gekleideter Herr, chapeau-bas mit Stock u. Degen, eilig zum Hauſe hinaus, von einem andern im geſtickten Kleide gefolgt. Folgende Geſchichte ſoll dieſem zu Grunde liegen. Jener Georg Wilhelm hatte mit vielen Gäſten ſchon 4 Stunden lang gezecht, als ein anweſender Pole ſich vermaß, alle Deutſche unter den Tiſch zu trinken; jener ſetzte 100 Ducaten gegen des Polen Equipage zur Wette ein, u. trank ihm 20 Flaſchen ſtarken Ungarwein zu, welches der letztere mit viel Gleichmuth nachthat. Als aber jener einen Pferdeeimer mit altem Rheinweine füllte u. ihn bis auf den letzten Tropfen leerte, dann völlig nüchtern ſich dem Polen näherte u. ihm den neugefüllten Eimer mit zierlichen Worten anbot, trat dieſer erbleichend zurück, kreuzte u. ſegnete ſich u. eilte ohne Complimente zum Schloſſe hinaus, vom lächelnden Sieger mit dem Eimer gefolgt, welchem die mit ſechs prächtigen Schimmeln beſpannte Karoſſe als Kampfpreis zufiel, u. von dem noch gerühmt ward, daß er jenes Zechen weniger aus Leidenſchaft, als aus Scherz übte, ſo daß es mithin in einem deſto ergötzlichern Lichte u. nicht als Naturell, ſondern als ein wirkliches, obwohl zu cultiviren nicht ſo dringend nöthiges Kunſttalent erſcheint.

Anm. I. Ueber die heilige Hedwig. Außer den ſpeciellen Schrr. über dieſelbe (nach Thomas Liter. Geſch.) in den für die Culturgeſch. Schleſiens überhaupt reichhaltigen Schrr.: Anders, Schleſien, wie es war, u. beſond. Kloſe's Geſch. v. Breslau, in Briefen. — Die Erbauung von Breslau wird oft 900 angenommen, doch war der daſige Oder-Furth wohl weit früher bewohnt; 1327 beſaß es bereits eine deutſche Zollordnung; ein Beweis, wie dort ſchon früh die deutſche Sprache allgemein gebräuchlich war, wie denn überhaupt die deutſche Cultur von den poln. u. ſchleſ. Fürſten ſchon zeitig in Schleſien verbreitet ward, worüber beſonders Tzſchoppe's u. Stenzels Urkundenſamml. krit. Beweiſe liefern, ſo wie auch des letztern: Scriptores rer. siles. ſich hohes Verdienſt um die früh. Geſch. Schl. erworben haben. — Breslau hieß poln. Wroclaw (Worceslaw), böhm. Wratislaw (urk. — lavia) nach dieſen ſehr gewöhnlichen Eigennamen; angeblich nach dem böhm. Herzog Bretislaw.

Anm. II. Der Greifenſtein zeigt nach Taf. III. Nr. 3. ſeine 3 Abtheilungen; auf dem erſten Abſatze befand ſich der niedrigſte Burgtheil, wahrſcheinlich die wirthſchaftlichen Gebäude, wie gewöhnlich; von dieſen aus gelangte man zu dem mittlern und dann, durch einen kleinen freien Platz geſchieden, zu dem höhern. Die frühere Abbildung zeigt dieß allerdings nicht ſo genau; doch ſchon genug, wenn von jeder Burg auch nur eine ſolche Abbild. aus früheren

Jahrhunderten vorhanden wäre. Auf deren Grundriß ist bisher wenig Rücksicht genommen, daher sind sie meist nur durch erst beauftragte Aufnehmung zu erlangen, wie ein solcher vom Kynast, noch nirgends mitgetheilt, erst auf jene Art neu entworfen u. mit viel Schwierigkeit vom Verf. erlangt wurde; vom Greifenstein gelang es nicht, ungeachtet ebenfalls mehrfacher Bemühung. Ueber letztern berichtet sehr ausführlich (obgleich nicht sehr kritisch): Bergmann, Beschr. u. Gesch. der alten Burgfeste Greifenstein, Bunzl. 1832.

Anm. III. Wohl nur Super. Worbs (Schl. Prov. Bl. 1811 u. 1814) hat auf die heidnische Bewohnung des Kynast hingewiesen. Nicht nur auf der Südseite des Berges finden sich in einem Granitfelsen eingearbeitete Nischen in Form zweier Halbzirkel, 2½ Fuß hoch, 2 F. im Durchmesser, die nicht als Sitze für Menschen dienen konnten, eher für Götzenbilder, u. in der Nähe eine kesselartige, 8 F. breite Vertiefung mit Rinne bis zum Rande des Felsens, sondern auch über dem sogenannten hohlen Steine, der schon erwähnten Höhle, finden sich 2 ähnliche Kessel, von 2 F. im Durchmesser u. 6 Z. tief, wie sich deren auf manchen altdeutschen Felsaltären finden. — Eine kleine zu empf. Schr. üb. d. Burg ist: Schmidt, die Ruinen d. Kynasts, Hirschb. m. Abb. (8 gr.); übrigens ist meist aller Burgen u. ihrer Sagen gedacht in den schon S. 21 u. 24 erw. Schrr. über Schlesien u. insbes. d. Riesengebirges, zumal von Herloßsohn ꝛc., so wie in Mülters Burgfesten u. Ritterschlössern Schles., Glogau 1837, u. in Gottschalks bekannten Ritterburgen Deutschlands, 9 B. u. Fortsetz. 1841; den Sagen v. Gödsche ꝛc. — Der Name kommt keinesfalls von einem Kien-Ast her; ast scheint vielmehr die poln. Adjectivform asty zu seyn; man hat bereits vermuthet auf: ognjasty, poln. feurig, hognischczo, winend. Feuerheerd, etwa wegen des darauf üblich gewesenen Freudenfeuers, u. als alter Opferort. Näher scheint zu liegen: chojnjasty kieferreich, das Kieferricht, Fichticht, poln.; wend. kojna, Kiefer.

Zu dem Grundrisse, Taf. III. Nr. 9. Die Burg bestand in 3 abgesonderten Theilen: I, II, III, und zwar so, daß jeder, aus dem oben schon erwähnten Grunde, für sich durch Mauern geschützt; (IV ist des Pachters Gelaß). Nr. 1. das alte Wachthaus, zugleich Eingang zum Vorplatze, umschlossen durch 2) die alte, jetzt durch Holzbarrieren ersetzte Mauer. 3) Freier Platz mit Linden u. mit Tischen u. Bänken f. Besuchende, u. 4) Häuschen für solche. 5) Neu erbautes Pachterhaus u. 6) dessen Garten. 7) Ehemal. Zugbrücke (jetzt hölz.), darunter ein Felsenbrunnen; (rechts zur Seite Buden mit Kurzwaaren, wegen der häufigen Beschauer der Burg.) 8) Eingang zur Burg. 9) Ehemal. Pferdestall. 10) Cisterne. 11) Treppe, halbverfall. Wartthurm, mit in Stein gehauenem, jetzt verschütt. Burgverließ, das man auf 60 F. tief hält. 12) Gang zwischen der Ringmauer (41 Schritt lang, wornach sich der Maaßstab zu Andern ergiebt). 13) Jetzt noch mit Gewölbe versehene Casematte oder Bastion, mit 10 Schießscharten. 14) Gang, wie 12 (60 Schrr. lang). 15) Meist verfallene Mauer (worauf einst die Liebhaber Fräul. Kunigundens umher reiten mußten!), bei 16) ganz zerfallen. 17) Zweite verfall. Casematte od. Bastion. 18) Pulver- u. darüber Rüstkammer u. Zeughaus. 19) Eingang zum eigentl. Schlosse: 1 Stock hoch noch Reste der Capelle. 20) Wohnzimmer. 21) Rittersaal mit noch hohen Fenstern u. herrlicher Aussicht, darüber wahrsch. früher die Schlafzimmer. 22) Spuren eines Balkons. 23) Neben 19) der 40 Ellen hohe Thurm. 24) Früher die Küche (wo der Wolf das Lamm fraß) u. 25) Backstube. 26) Magazin. 27) Keller. 28) Cisterne. 29) Strafsäule (oder vielleicht auch ein Standbild) auf Taf. III. Nr. 10. in der Mitte ersichtlich. 30) Die einstige Canzlei, darüber Gefängnisse. 31) Muthmaßl. früh. Fremden-Wohnungen. 32) Muthmaßl. Burghauptmanns-Quartier. 33) Der steile Abhang, die Hölle, u. bei 13 eine Treppe zu h, einen, durch diesen Grund führenden Weg, wo die Granitfelsen auf 600 Fuß hoch übereinander geschichtet sind. Der Höllenstein ist auf dem zur Seite angefügten Plane des Berges mit e bemerkt; mit f ein and. Fußweg, der bei dem hohlen Steine c u. dann a u. b bei 2 Felsen, den sogen. Wachtsteinen vorbeiführt; g. Fahrweg; d. die Burg. Der Thurm, 23, hält innen 3 Ellen, besteht aus 5 E. dicken Mauern u. gilt als die schönste Zierde der Burg, zumal da er in neuerer Zeit wiederum besteigbar gemacht worden. Von der eigentlichen 37 schlesischen Ellen hohen Zinne erhob sich der Thurm früher um bald noch einmal so viel höher; von dieser Zinne soll sich der Edelknabe herabgestürzt haben. Bei 34) über dem Abgrunde, wird auf Verlangen ein Böller gelöset, um das hun-

dertfache Echo der Schluchten zu vernehmen. Der Aufseher der Burg, ein Einwohner von Hermsdorf, von wo aus jene Wege gewöhnlich angetreten werden, erlaubte sich (wenigstens früher) den Scherz, als Commandant sich in einer halbmilitair. Tracht zu zeigen, die Besucher mit Trommelschall begrüßen und von Kindern ein ungestaltetes Holzbild, als das Kunigundens, vorzeigen zu lassen. Auch alte Waffen werden noch dort bewahrt. Der Bergabhang ist auf der Tafel bei 14. 15 ꝛc. zu entfernt angegeben, was jedoch nachzusehen seyn wird, da es nur dem Burg-Grundrisse hier hauptsächlich gilt.

Anm. IV. Zur Zeit des 30jähr. Krieges war der in Schlesien commandirende kaiserl. General-Graf Ulrich von Schafgotsch Besitzer der Burg, welcher im J. 1635 dahin kam, um mit Freunden der Nachbarschaft seinen Geburtstag zu feiern. Zu diesem gehörte auch der Giersdorfer Pastor, M. Thieme, ein eifriger Astrolog, der oft die Nativität stellte. Bei dem Feste kam das Gespräch auf dieses Vorhersagen aus dem Stande der Gestirne u., gedrängt, prophezeite er dem Grafen einen gewaltsamen Tod durch kaltes Eisen. Dieser war zwar nicht zugegen, erfuhr es aber bald, u. verlangte zum Scherze einem eben herbei gebrachten Lamme die Nativität zu stellen. Ungeachtet aller Weigerung mußte der geistliche Herr des Grafen Wunsch erfüllen u. bei seiner Berechnung nach der Constellation und der Geburtszeit des Lammes ergab sich, daß dasselbe von einem Wolfe gefressen werden würde. Der Graf befahl insgeheim, es sogleich zu schlachten und bei dem Festmahle vorzusetzen, während sich die Gesellschaft auf die Jagd begab. Bei dem Mahle sollte endlich das Lamm aufgetragen werden, doch es war unmöglich; ein Wolf hatte es wirklich und unvermutheter Weise gefressen, der seit langen Jahren schon gezähmt, frei in der Burg herum lief u. nie eines solchen Diebstahls schuldig geworden war, ja selbst zum Bratenwenden sich gewöhnt hatte. Der Graf war ebenso wie die Gäste darüber sehr bestürzt, u. kurze Zeit darauf ereilte ihn die Erfüllung der Prophezeiung. Die Jesuiten, — bekannt durch ihre unzähligen Unthaten u. selbst Fürstenmorde, Ketzer-Verbrennung, Aufruhr-Anzettelung u. andere Schändlichkeiten, wie ihren Wahlspruch, daß zu ihren Zwecken ein jedes Mittel heilig sey, deren Gefährlichkeit aber man in neuester Zeit wiederum sehr vergessen zu haben scheint — verfolgten damals die Protestanten auf jegliche mögliche Weise. Darum ward von ihnen auch der General Schafgotsch bei dem Kaiser angeschwärzt, als habe er, weil er Protestant sey, es mit den Schweden gehalten, der ihn alsbald vor sich fordern und ohne alle begründete Ursache, einige Monate nach jenem Vorfall im J. 1635 zu Regensburg enthaupten ließ. Noch in der Todesstunde beharrte er bei seiner Unschuld, welche selbst die zum Urtheile gezwungenen Richter zugaben. Die Geschichte ist voll von den Greuelthaten jenes Ordens u. auch in Böhmen u. Schlesien verübten sie deren damals, um die Protestanten zu bekehren oder zu vernichten.

Auch vom freiwilligen Tode aus mächtiger Liebe weiß die Sage des Kynast zu berichten. Ein Edelknappe der wunderschönen Herzogin Elisabeth von Liegnitz war sterblich in diese verliebt; obwohl er es geheim zu halten suchte, bemerkte sie dennoch seine Befangenheit und deutete sie als eine innige Neigung zu einem ihrer Edelfräulein, welche dem Jünglinge ebenfalls gewogen schien. Ihr Wunsch Beide zu vereinigen, gelang nicht u. als sie zu ihrem Leidwesen bemerkte, daß seine Liebe ihr gelte u. sie ihm das Unrechte derselben zu erkennen gab, glaubte er, daß auf Erden für ihn kein Heil mehr sey. Bei einem Besuche des herzoglichen Paares auf dem Kynast und mitten unter Lustbarkeiten u. Spielen, wobei auch das schwierige Erklettern der Thurmzinne von der äußern Mauer des Schlosses aus von Rittern u. Edelknappen versucht wurde, um dort einen Becher auf das Wohl der Geliebten zu leeren, gelang es nur jenem Edelknaben dieß Ziel zu erreichen. Der Burgwart reichte ihm den Becher, u. als er ihn auf das Wohl der Herzogin geleert hatte, stürzte er sich in die grausende Tiefe des Höllengrundes, der unter dem steilen Abhange des Felsenberges hervorgähnt.

Erfreulicher ist eine andere Sage von einer treuen Gattin, derer Gemahl vom Burgherrn gefangen genommen u. in dem hohen Thurme der Burg in festem Gewahrsame gehalten wurde. Alles Bemühen des Ritters, seine Freiheit zu erlangen, war fruchtlos, u. so auch jener demüthiges Flehen vor dem Burgherrn vergeblich. Da bittet sie, dem geliebten Manne wenigstens ein Brod, von ihrer Hand gebacken, ihm darreichen zu lassen, was ihr auch unbedenklich gewährt ward. In diesem aber waren Feilen u. Stricke verborgen, wodurch es ihm

gelang, sich von den Fesseln zu befreien, vom Thurme hinabzulassen u. endlich, aber nach mancher Gefahr u. Sorge, zu der geliebten Gattin zurückzukehren.

Anm. V. Die südlichste der Burgen in der Nähe des Riesengebirges war Neuhaus bei Paschkau in der Grafschaft Glatz, bereits 1509 zerstört, deren Ruinen unlängst völlig abgebrochen u. mit verbaut wurden, so daß nur noch einige Gräben u. Wälle ihren Ort erkennen lassen, die aber, einer ansprechenden Sage wegen, der fernern Erinnerung verdient: In früher Zeit, im 12. Jahrhunderte, lebte dort ein Ritter von Neuhaus mit seiner treuen Gemahlin, denen ein liebliches Töchterchen geschenkt war. Doch so glücklich er sich auch in heiterer Besitz fühlte, so ergriff dennoch das damalige religiöse Streben, das gelobte Land den ungläubigen zu entreißen, auch ihn, u. mit rittertichem Muthe, auf baldige glückliche Rückkehr vertrauend, zog er mit den geweihten Schaaren dem fernen Oriente zu, der bereits unzähligen tapferen Rittern das Leben oder doch die beglückende Freiheit geraubt hatte. Ungeachtet aller Tapferkeit u. Kriegserfahrung war ebenfalls das Letztere sein Loos, nehmlich harte Gefangenschaft unter erbitterten Sarazenen. Diese hielt ihn von Jahr zu Jahr zurück, während sich um seine schöne Gemahlin manche Anbeter versammelten, die um so zudringlicher würden, je länger sie auf eine Wahl unter ihnen warten mußten, von der sie sich fern hielt, aus treu bewährter Liebe zu ihrem, wenn auch wahrscheinlich für todt zu wähnenden Gatten. Sieben Jahre waren schon entflohen u. der Ritter noch nicht zurückgekehrt, gar manche eingezogene Kundschaft nach ihm war fruchtlos geblieben. Sie bedurfte zur Sicherung ihrer angefeindeten Besitzungen eines männlichen Beschützers und nur deshalb wählte sie endlich von den zahlreichen Bewerbern den würdigsten aus, den Graf Hugo von Gleichen, um ihn ihre Hand zu reichen, wofern er die Gewißheit des Todes ihres schmerzlich betrauerten Gemahles zu beweisen vermöchte. Nur innige Liebe zu ihr vermochte ihn, sich eine nicht zu rechtfertigende Handlung schuldig zu machen; er veranstaltete es, daß ein fremder Kriegsknecht ihr die Nachricht vom Tode ihres Gemahles überbrachte, der im Kampfe gegen die Sarazenen gefallen sey. Ihr Wort zu lösen, sah sie sich genöthigt, ihm ihre Hand zu reichen, doch ein seltsamer Vorfall belohnte ihre beharrliche Treue. Schon erfolgten die Vorbereitungen zur glänzenden Hochzeitsfeier, als, am Vorabende derselben, ein armer Pilger in die Burg einzog u. um ein Nachtlager bat, das ihm gern gewährt wurde, u. bald erfuhr er die Ursache der rauschenden Freude. In den Festsaal eingetreten, wo Braut u. Bräutigam mit zahlreichen Gästen versammelt waren, gelang es ihm unbemerkt, einen Ring in den Becher der Braut zu werfen. Bald ward dieser geleert u. der Trauring des todtgeglaubten Gemahles entdeckt, den er einst aus ihrer Hand empfangen hatte. Neue Hoffnung belebte sie u. freudig überrascht verkündete sie es laut, daß es der Ring ihres Gemahles u. er gewiß nicht fern seyn. Bestürzt blickte der Bräutigam umher u. erbleichte, denn schon umschlang der tapfere Kreuzritter die verlorene Braut. Allgemeiner Jubel ertönte in der Burg u. Alles eilte herbei, den so längst ersehnten Herrn wiederum zu begrüßen. Nur Graf Hugo war betrübten Herzens. Doch Berthold schätzte ihn als wackern Mann hoch, ergriff seine Hand u. sprach ihm ermuthigend zu, daß auch er nicht leer ausgehen werde; er solle auf die geliebte Tochter Bertha blicken; bald zur blühenden Jungfrau gereift, möge sie in wenig Jahren Herz u. Hand ihm bieten u., statt der Mutter, als ihr treues Ebenbild, ihn so beglücken, wie von dieser es ihm gewährt sey. Durch so freundliche Rede ward Hugo seinem Schmerz entrissen u. ein Blick auf das bisher unbeachtete Burgfräulein ließ ihn das schönste Lebensglück hoffen. Das Hochzeitmahl ward zum Ankunfts- u. Verlobungs-Feste u. nach zwei Jahren versammelte ein neues die Gäste, als Zeuge der Vermählung Bertha's u. Graf Hugo's, der aber das Kreuz nicht nahm, sondern seiner Familie u. seiner Heimath sein Wohlfahrt verbreitendes Leben widmete. Der Ring aber erbte als Trauring auf die spätern Geschlechter fort u. mit ihm diese Sage, die oft anderen Orten fälschlich zugeschrieben, weithin verbreitet u. beliebt ist, wohl nur, weil sie zeigt, wie treue Liebe geprüft, aber auch belohnt wird.

Den Besuchern des Riesengebirges, welche an Kunst u. Vorzeit Antheil nehmen, wird von nun an ein wichtiges Alterthum dort zur Anschauung dargeboten werden, nemlich auf Anordnung des jetzigen, für Wissenschaft u. Kunst so begeisterten Königs von Preußen Majestät eine zu Brückenberg, dem höchsten Dorfe an der Schneekoppe, bei den Dreisteinen aufzustellende, auf wohl acht Jahrhundert alte, aus Norwegen erlangte Kirche von Holzbau.

§. 20. Die schlesisch-lausitzische Gebirgsmundart, und die frühern Bewohner des östlichen Deutschlands.

Willst Du des Einzelnen Geist durchschau'n, blick' rückwärts zur Kindheit;
So bei Land und bei Volk eint sich das Sonst und das Jetzt.

Den Anwohnern des schlesischen-sächsischen Gebirgszuges, gerühmt wegen ihres mühsamen Fleißes und ihrer ächtdeutschen treuherzigen Biederkeit, ist eine von den benachbarten Landstrichen meist sehr abweichende Mundart eigen, welche Jeden befremdet, der von der Ferne her jene Gegend besucht. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Riesengebirgs-Bewohner ist, daß bei ihnen die Nenn- und Zeit-Wörter und so auch andere, statt der Endung e, en, gewöhnlich ein a erhalten. So spricht man dort z. B.: reda, trinka, helfa, statt reden, trinken, helfen; Laba, Freeda, Geberga, statt Leben, Freude ꝛc.; daher auch Voigelsteena, statt der S. 2. erwähnten Veilchensteine auf der Riesenkoppe. Ebenso erfolgt es bei den Verkleinerungswörten, welche fast stets mit la endigen; ähnlich dem el der Nachbargegend, der schweitzerischen Lieblingsendung li ꝛc., statt des hochdeutschen lein oder chen; daher Mädla, Kindla, Toibla, Bergla, statt dem benachbarten mitteldeutschen Volksdialecte Mädel, Kindel, Täubel ꝛc., dem schweitzerischen Madli, Kindli ꝛc. So sagt ferner der Gebirgs-Schlesier: a hilzarn Pfahrla, a Tipla, Krügla, Stübla, Hoißla. Einige längere Redeformen werden deren Dialect noch anschaulicher machen (wobei, wie bei allen folgenden Sprachproben die Doppellaute oa, ua, oi ꝛc. in der Regel einsylbig, das mit lateinischen Lettern gesetzte o (oder a) aber als der sehr gewöhnliche Mittellaut zwischen a und o zu lesen ist, wie dieß Anmerkung I. weiter erwähnt.) So z. B.: 's hoat goar bisa Waga ei dam wilda Geberga. — Nohma's am ock noch a Brinkla, un doas Neegla Birna. — A hisch Jüngerla un a hisch Gezoika (oder Gezoigla; ein hübscher Knabe oder Jüngling und eine hübsche Jungfrau oder junge Frau). — Ha iß gleech do g'waßt; ihs au wuhr, ich hob's 'n Loiten gesoit. — Der Sohn eines im Walde verunglückten Holzhackers holte schleunigst einen entfernten Geistlichen zu ihm ab und berichtete auf des letztern Anfrage, was seinem Vater widerfahren sey, wie folgt: „I nu, ma weß ni, ha soaht nischt; do bruchta s'en halt gebroacht, und do setzta s'en nida, und wie ha soas, do soas a." — Charakteristisch ist auch die naive (früher oft zum Sprüchworte gebrauchte) Beschreibung ihres Gebirges in folgender Antwort: „ich bi durt duba har, wu die gruße Reißka waxa, mit da longa hola Stila." Zur Probe diene ferner folgendes Weihnachtslied, welches sonst in dortigen Gegenden (in Neukirch bei Goldberg, Altwasser, Haynau ꝛc.) gesungen ward *).

*) Es ist ein sogenanntes Krippenlied, wie solche bei der in vorigen Jahrhunderten gewöhnlichen Schaudarstellung des Stalles mit dem Jesukinde zu

Weihnachtslied (im Rieſengebirgs-Dialecte).

1. O Freeda iber Freeda! ihr Nuppern kummt und hiert,
Woas mir durt uff der Heeda feer Wunderding poaſſirt!
2. Es koam zu mir a Engla bei huher Mutternacht;
A ſongk ſu a Geſängla, daß mir dos Harze lacht'.
3. A ſolte: „Freet oich Olle, d'r Heiland is gebor'n!
Zu Bethlahem im Stolle wardt ihr dos Kindla ſahn;
4. Die Krippe is ſei Bette; giht, luoſt no Bethlahem!
Und do a aſu redte, do flugk a wider hem.
5. Ich ducht': du wellſt ne ſoima, un ließ die Schofla ſtihn,
Ich flugk wull iber d' Zoima, bis zu damm Orte hin.
6. Ich woar kaum a poar G'wende, o weh! do kom a Stroh'l,
A hott' a gor kee Ende, a fuhrt mich ei da Stoal.
7. Dar Stoal wor a Geniſte, a hotte gar keen Dart,
A wor verr dos Gefriſte (Froſt) gor harzlich ſchlaicht verwoahrt.
8. Dos Dach wor mürb und dinne, 's hing ok kaum am Hoar
Ich ducht' ei meinem Sinne: Is hie a Menſch gebor'n?
9. Ich ging wull noch d'r Seite und ſchouta a Bißla nei,
Do ſoagk ich do zwee Loitla und an a Kind derbei.
10. Es hott zwe ruthe Wängla, as wenn's glei Risla warn,
A Guſchla wie a Engla, und Egla wie a Starn.
11. A Köppla wie a Toißla, gekröiſelt wie a Klie,
A fetles quoatſchlich Loibla, viel weeßer as a Schnie,
12. Und hott ke Ploizla Bette und ock a Wiſchla Struh,
Und lag olch drum ſo nette, ke Moler triſt mer's ſu.
13. De Mutter kniet drnaba, dos ha ich oh geſahn,
Sie hätt's bei ihrem Leba nie im wer weeß woas ga'n.
14. Drnaben uff der Seete, dos woar a lieber Moan,
A neegkt ſich mit dam Heethe und batt dos Kindla oan.
15. Ich gleeb, uff unſer Gränze, do is kee ſu a Kind;
Es lagk ei loter Glanze, doaß ich wie ſchier woar blind!
16. Ich ducht' ei meenem Sinne: dos Kindla ſtind dir oa;
Wenn du's ock kennt'ſt gewinna, du wogkſt a Lammla droa!

Auch in der Grafſchaft Glatz iſt faſt dieſelbe Mundart gewöhnlich; folgendes iſt eine ſcherzhafte Uebertragung von

Bethlehem u. and. religiöſe Gegenſtände in Holz ꝛc. gearbeitet u. reich beleuchtet, u. von Jung u. Alt gern u. häufig beſucht, auch in der Lauſitz u. benachbarten Gegenden geſungen wurden. Doch weicht Obiges in oberlauſitz. Mundart folgendermaßen ab: Vers 1. Wos jetzt ei unſer Heede. V. 2. Do kwam dahor a Angla; daß Herz ae Loibe lacht. 3. Stalle, den hot a ſich terkorn. 4. Statt die Krippe ꝛc.: Giht loſt nu um de Wette, loft hin no Bethlehem. 5. Schofe ſtihn, ne weit von Noppers Zäunla, un lief zu'n Orte hin. 6. Und wie ich me ſo wende, un denkt'ch, do kom a Strohl, Dar hotte ꝛc. 8. Dinne, Und ock zu halb a Thor, — I docht: Is denn do drinne — Gleichwuhl a Kind geburn? 9. Ich quetſcht me uf de Soite — Und guckt e Bisle nei. 10. Zwe Ogen wie zwe Sterne — Su weiß als wie dr Schniee. 13. Die hätte fer ihr Leba — Das Kind ne hergegahn. Zwiſchen 13 u. 14 noch: Se nohm's all Ogenblicke, ſu währt's de ganze Nacht; Se hoats a enen Stricke ock immer agelacht. 14. Dr Voter ſtond zur Sete, 's war o a hibſcher Moan. Statt 15 u. 16.: Nu! 's Maul is vill zu g'ringe, oich olles ſu zu ſahn; — Drnm kummt, kummt, ſaht'ch die Dinge ock liber ſalber an. Uebrigens noch ſtatt dem ſchleſ. Freeda, Loitla, Risla ꝛc. das lauſitz. Fröde, Loite, Ruſen ꝛc.

Gesners Idylle, Phyllis und Chloe (im Glatzer Dialect):

„Liſel: Nu, Borbel, trahſte do emmer dei Körwla 'm Arme? — Barberl: J ju, Liſerl, ju! emmer träh ich's Körwla 'm Orme; ich wärs a ne öm ne ganze Haarde gahn; nei! ich wärs ne gahn (ſproch ſe, onn dreckt es ihwig o ihre Seite). — L. Warüm is der denn dos Körwla a ſu lieb? ſol ich rotha? Siſte, du werſt ruth; ſol ich rotha? — B. Warüm ne a — rnth? — L. Ju, ju! wie wenn em's Obendruth eis Geſechte ſcheint. — B. Nu, Liſerl, ich wil ders wuhl sähn; Scholzafranze hot mers geſchankt; a hots ſalwer geflochta. Och! ſiech ock, wie hübſch, wie ſchien die grünn Blöter, onn die rutha Bluma ei dos weiße Körwla geflochta ſeyn, onn es is mer halt a ſu lieb; wu ich hien gih, do träh ichs 'm Orme; die Bluma komma mer ſchüner für, ſe riecha a ſchüner, wenn ich ſe im Körwla träh, onn de Kärſcha onn Pflauma ſeyn ſüſſer, wenn ich ſe aus meimm Körwla aſſe. Liſerl! ober wos ſoll ich denn olles sahn? Ich, ich ho's ſchon ofte geſchmotzt. Es is doch a ſilensguder hübſcher ſchmucker Karle. — L. Ich ho's a flechta sahn, onn weßte denn, wo's a do zom Körwla ſproch? Ober Broierjuſeph is wuhl ach a ſu ſchmuck, du ſälſt a ock ſenge härn! Ich wil der dos Liedla ſenga, wos a mer geſtarn ſong. — B. Ober, Liſerl! Wos hot denn Scholzafranze zom Körwla geſäht? — L. Ja, ich mus der vor's Liedla ſenga. — B. Och! iß lang? (Auch hier die latein. o wie der Mittellaut zwiſchen o und a.)

Dieſen Mundarten iſt ein Schwanken der Vocale eigen, und das Uebergehen der ſchwächeren in die volleren, vorzüglich ein Hinneigen zu langen und Doppel-Vocalen und zu dem eigenthümlichen oa, oi, ua ꝛc., welches Alles, nebſt öfterer Auslaſſung von Conſonanten und dem vorgezogenen offnen a, dem Dialecte einen volltönenden und doch milden, melodiſchen Wohllaut gewährt, — gleichſam das Harmloſe, Treuherzige der Bewohner charakteriſirend; dieß iſt aber auch in den Nachbargegenden der Fall, und meiſt findet ſich daſſelbe in übrigen näheren ſchleſiſchen und ſüdlich-oberlauſitziſchen Landſtrichen und noch weiter ins Sächſiſche, längs der Gränzgebirge; wenigſtens theilweiſe auch im nördlichen und öſtlichen Böhmen längs des Gebirges. Jene ungewöhnlichen Doppellaute finden ſich aber auch im Mähriſchen, Oeſterreichiſchen ꝛc. — Einige Beiſpiele der Abweichungen in Schleſien und der Lauſitz, beſonders der letztern Gränzgegend folgen nachſtehend:

1) Lautveränderung z. B. bei dem Uebergange der Vocale a, aa, in oa (und zumal den kürzern Mittellaut zwiſchen o und a) o, u, wie Noahme, Voater (dos, ſoll ꝛc.), Schoof, Juhr; das e und ee in a, ai, ie, Pfart, Waig, ſchlaicht, Schnie; i in e, brenge, o in u, Sunne, Suhn; ö in ů, ie, e, å, Münch, ſchiene, Helle, Täppel; å in a, ai, Rader, taiglich; au in ee, o, u, o beſond. jener Mittellaut, teefen, glöben, uff, fro; das åu in ee, oi, ö, u, Keefer, Stroicher, Böme; ai in ee, Weezen; eu in ee, oi, å, Freede, Schoine, Foier, Strå, in manchen Dialecten in ö, Fröde; ei zu ee, Steen. Das in wird zu ei, ei der Staad; ein zu a, å, ai, a Brod, åſpannen ꝛc. In manchen ſchleſ. Gegenden das e in ei (beigraben), das o u. u in au (beſonders um Glogau, Schaulz, graub, lauben, Gedault ꝛc. Ebenſo Conſonanten-Veränderung: f und pf in pp, Topp, tapper ꝛc. (b. in w im Schleſ., ſchreiwa, Körwla) dagegen wird k und g (und das mir und mich) nicht verwechſelt,

wie in der Mark; und obwohl das ſ oft als ſch nach dem r und beſonders beim ſt, z. B. erſcht, Pirſche, Merſcheburg ausgeſprochen wird, ſo doch nicht ſo häufig als im Schwäbiſchen mit ſeinem iſcht, biſcht. Ferner 2) Laut-Verſetzungen: niſcht, bernt, ſtatt nichts, brennt. 3) Laut-Weglaſſungen, und dabei Veränderung und Zuſammenziehung, z. B. aben, agen in ähn, oin, wie: gähn, hoin, ſchloin, froin, ſtatt geben, haben ꝛc.; mei, ke, weche, ahle, erne, nerne, wing, förten, ſtatt: mein, kein, welche, alte, irgend, nirgend, wenig, fürchten. Ferner: Hurt, Obd, morne, Simmt, Durſt'g, Nobber, ſtatt Hochzeit, Abend, morgen, Sonnabend, Donnerstag, Nachbar (in Schleſ. auch Maacha, zomma, ſtatt Mädchen, zuſammen). Beſonders trifft, ſo wie bei den alten und romaniſchen Sprachen, das Alterniren, Verſetzen und unnöthige Einſchieben die liquiden Conſonanten, und gegenſeitig m und n, r und l. 4) Laut-Zuſätze, z. B. Kamp, Schuhk, Hünder, Strempel, ſt. Kamm, Schuh, Hüner, Stempel. 5) Werth-Veränderung der Sylben, z. B. manche kurze werden lang geſprochen, wie Buhſch, Wehter, Schohk, und im Gegentheile: Blutt, gutt, Buchch ꝛc. 6) Geſchlechts-Veränderung, z. B. die Karpfe, die Bach, das Kahn, das Theil ꝛc. (Das Wall, der Erdwall in manch. ſächſ. Geg.) 7) Veränderung bei den Declinationen ſelten, z. B. die Burſche(n), die Herrens, häufiger bei der Conjugation, zumal der vergangenen Zeiten, ſung, klung, ſchlung, luf u. dergl. m. 8) Beſondere Redensarten, die ſich, ſo wie jene Eigenthümlichkeiten am beſten aus Sprachproben ergeben.

In Bezug auf die Mundarten der ſüdlichern, gebirgigern Oberlauſitz folgt nachſtehende Erzählung von den ſchon Band I. S. 51. geſchilderten Querren oder zwergartigen Erdmännchen, und dann ein launiges Gedicht.

Die Querre bei Bertsdorf.

Aemohl war å Bauer offm Falde und thoat ackern, und de Querre warn o haußen. Der Bauer war vo Bartsdorf bei der Sitte (der Sechsſtadt Zittau, welches Dorf öſtlich am Breitenberge liegt, wo jene im Querrloche hauſeten, auch aus dem Querrborne oft heraus kamen); do quahm seune Fro und saite: kumm ock (nur) rei, sis Zeit, daß mer ei de Hurt (Hochzeit) gihn. Do dochten de Querre: sis gutt, daß mers (wir es) erfahren, do wollmer o mit äſſen. Nämmt ack oire Näbelkappen. — Wenn se die hatten, do sag (ſah) se ke Menſch. Das horrte å andrr Mahn, der saite: nemmt mich ack o mitte und brengt mer ånne Kappe! Doas machten se und saiten: äſſen und trinken magste, ack niſcht ei de Taſche ſtecken, ſunſt ſei mer biſe. Nu zugen se luhs, und wie se na Bärtsdorf quamen, zugen se de Näbelkappen über, und o der Mahn, und ke Menſch kunnte se ſähn. Se gingen glei os (ins) Hurthaus nei, und zwiſchen ån jeden Gaſt ſetzte ſich å Querr. Enne Weile gings gutt, und de Schiſſeln wurden alle bale leer. Aber der Mahn wullte gärne ſenner Froen was mitbrengen und ſtackte was ei de Taſche. Do worn de Querre biſe und nohmen de Kappe weg. Do ſaß å nu, und alle kunnten ån ſähn, und å hatte ock ſenne ahle Kleedge an. Do ſchamt ö ſich abſchoilich, und mußte ſahn (ſagen) wies war zugegangen. Do wunderten se ſich, und ſahns, worüm de Schiſſeln immer glei worn leer geworden. — Aber de Querre ſein lange fort. De Loite thaten Kümmel ås Brut, do quamen se nimmer Brut ſtehlen; den kinnen se ne leiden. Darno han se ei Henewahle (im Dorfe Hainewalde, an der andern Seite des Breiten-Berges) de Glacken (Glocken) eingeführt, dos kinnen se ni hiren, 's klingt ån ze ſtark. Do hannſe ån Bauer gebäten, å ſull ſå ack na Behmen fahren und hann ån vill bezahlt. Zwinz ganze Wäne (Wagen) ſein voll geworden, an allen Latten und Speechen hann Querre gehangen.

De Weiberkrenke (oberlauſitziſch).

1. Allenge ful a gruſer Schnie, ſchlohweis uff olle Dächer,
Man ſoak ken Wag und Stag nemmie, vill winger nuch de Lächer.
De Behme ſtunden wie de Baſen; der Winter treb a öſen Waſen.
2. Ich lag ern' uff der Ufenbank, ſwar Suntigs Obts imm Achte;
Da pucht's uff e Moal: klank, klank, klank! as Fanſterlied ſu ſachte.
Ich froite: „nu war is denn drauſſen?" „Der Nubber Lobe", ſoit es hauſſen.
3. Flugs ſchub'ch a Riegel vo der Dier und fuhrt en ei'de Stobe.
„Nu ſoit mer ock, wos wullt denn ihr no hinte, Nubber Lobe?
Bei ſitten Watter, mehn ich ſchiere, ſoiht man ken Hund nich fur de Diere.
4. Da ſoite: „Nubber ſchamt oich ock! ihr ſchloft ſchunt, wie ich glebe;
Ramt flugs a Herrgottstiſchekrock und kummt mit uff de Lebe,
Zengſt nuff em Durffe iurt oichs hoite. Zur Welberkrenke ziehn de Loite." —
5. Dos Ding war gutt, mei Weib dos ſchlef ei erem Bett' eim Stiebel,
Und dos ich ſe nich irſten reef, doas haet mer nich fer Uebel.
Der Wag war ſchlaicht und unſe Schenke heeſt emol nu de Welberkrenke.
6. Nu tranſchten m'r durch den dicken Schnie, ganz ſtate, wir zwee beede,
Mer fielen nei bis a de Knie, ſ'woar kene gruſſe Freede;
Duch aus der Schenke vo der Farne de Fanſter loichten wie de Starne.
7. Uff emoal bles a Graupelwind uns grauſend im die Noaſe,
Mer woaren tob und ſteppelblind und koamen vo der Stroaße,
Mer ſtirtzten bald uf glatte Pfitzen und blieben bald ei Waben ſitzen.
8. Su ſchworzpechroaben finſter war de Nacht — wie ne geſchoide;
Mer turkelten bald hie bald har, bald hutte und bald ſwoide.
Vum Durfe woar nifcht mie ze ſpieren, da gings nu an a lamentiren.
9. Ne Lobe, ment ich, ſieſte ſich mit denner Weiberkrenke!
Mich brengt Kemand im Laben nich ei die verflirte Schenke.
Ach wär ich mit geſundem Leibe, deheme wieder bei menn Weibe
10. Su ſtiefelten wir immer zu, drei Stunden wahrt es ſchiere;
Da ſtunden mer uf emal nu a Weiberkrenkwirths Thüre.
Verſchluſſen aber worn de Thüren, und o ke Licht mie zu verſpüren.
11. Gor ſoachte ſein mer agekahrt, und hem eis Bett gekruchen,
Und Gutt gedankt, das unverſahrt geblieben unſe Knuchen.
Mei Latge hot Kemand erfaren, das wir bem Weiberkrenkwirth woren *).

Noch andere Proben von ſchleſiſchen, wie oberlauſitziſchen Dialecten, und ſo auch der nordoſt-böhmiſchen Gegend ſind in der Anmerkung k. mitgetheilt. Doch ſo ſehr bei den obigen beiſpielweiſen Angaben es oft nur als Willkühr und Zufall erſcheinen möchte, wie der Ausdruck ausgebildet wurde, ſo ergiebt ſich dagegen bei vielen, daß die Lautveränderung auf einem, in der Natur der Sprache liegendem Grunde beruht und gleichſam ſo und nicht anders erfolgen kann, und daß ein und derſelbe Laut nicht in jedem Worte ſich ſtets auf gleiche Art umändert, ſondern dieß wohl ſtets auf beſtimmten Regeln beruhen möchte. Wenn daher z. B. geſagt iſt, ei verwandelt ſich in ee,

*) Allenge, überall; Lebe, die Läuben, Tanzſaal im Wirthshaus; zengſt, entlang; agetahrt, umgekehrt; latge, Lebtag; Kemand, ſtatt Niemand; Hergotts-Tiſchrock, der Abendmahls- oder Sonntags-Rock; hutte und ſchwoide, rechts u. links, lauſitz. Fuhrmanns-Ausdrücke (wie anderwärts hutt u. har).

so gilt dieß nicht von allen Worten; denn man sagt zwar Steen, Been, kleen; statt Stein, Bein, klein, welches mhd. ebenfalls stein, bein, klein heißt, nicht aber (oder doch nur in manchen Gegenden) Ween, Scheen, Schween, st. Wein, Schein, Schwein, mhd. Win, Schin, Swin. Es scheint daher, wo das ei im mhd. schon gegeben, dieses in ee überzugehen, wo aber nicht, dann das i in ei. Ebenso au in o oder oh, wo im mhd. ou ist, z. B. Rauch, Traum, Baum, in Roch oder Rnoch, Trohm, Bohm, mhd. rouch, troum, boum; dagegen auch au im Volksdialect, wo mhd. u steht, z. B. Bauch, kaum, nicht aber Boch, kom, da es mhd. Buch, kum heißt. So blieb das mhd. frow, ahd. fro, im Volksdialecte, während das hochd. Frau das verwandte Wort Frauja, Herr, im Goth. besitzt; das mhd. tube, hus ward zu Taube, haus u. so and. mehr. Doch eine weitere Erörterung dieser überhaupt wohl noch zu wenig erforschten gesetzlichen Lautverwandlung liegt nicht im Zwecke dieser, auf einige Seiten zu beschränkenden Mittheilung; es soll vielmehr hier nur der Gegenstand in einigen Umrissen angedeutet und zur weitern Nachforschung in der Umgegend, mit Zuhülfenahme von sprachlichen Werken über ältere, wie auswärtige Mundarten, ermuthigt werden. Ebenso ist dem Verf. zwar sehr gut bekannt, daß, zur genauern Untersuchung, die Laute meist noch besonderer Zeichen nach ihrer verschiedenartigen Aussprache bedürfen, daß aber dieses hier eben so wenig ausführbar war, ist in der Anmerk. I. weiter bemerkt.

Wenn es bisher der einen Art der Sprach-Eigenthümlichkeiten, nehmlich der grammatikalischen, und zumal der Aussprache galt, so ist noch der zweiten, nicht minder wesentlichen, der Wörter an sich, der Idiotismen, zu gedenken, nehmlich der in jenen Gegenden oder einzelnen derselben (nicht aber, oder doch sehr selten im übrigen Deutschlande) gewöhnlichen eigenthümlichen Worte und Redensarten, deren Verzeichnisse ganze Bände füllt. Während Anmerk. I. einige beispielsweise genannt sind, sey nur hier das in der Oberlausitz und Schlesien (auch im Sächsischen) häufig vorkommende ack, ock (auch och) erwähnt, was bald nur, bald doch, bald auch gilt, öfters aber als ein Lieblingswort ohne alle Bedeutung eingeschoben wird, so wie das österreichische halter, das preuß. man, das in manchen sächs. Gegenden gebräuchliche eben (im Erzgebirge epper) u. s. w. Uebrigens ist noch die Bemerkung nöthig, daß, so wie in ebenen Gegenden die Mundarten weit gleichförmiger verbreitet sind, sie in gebirgigeren dagegen sich desto mehr in den kleinsten Landstrichen sehr verschiedenartig gestalten; und so wie es in Schlesien mehrere Haupt- und zahlreiche Neben-Dialecte giebt, wovon hier meist nur die niederschles. und besonders die dem Gebirge benachbarten beachtet wurden, so ist es in der Oberlausitz und Sachsen derselbe Fall. Zumal längs der Gränzgebirge hin, besitzen oft einzelne, oder doch nur wenige Ge-

meinden gemeinschaftlich eine, von den benachbarten in vieler Hinsicht sich unterscheidende Aussprache, so wie zahlreiche eigenthümliche Worte, wozu das Zusammenleben und öftere Zusammenkommen zahlreicher Einwohner in jenen Fabrik- (besonders Weber-) Dörfern wohl manche Veranlassung zu geben scheint.

Als Sprachproben aus dem nördlichen Böhmen, längs der schlesisch-lausitzischen Gränze und bis zur Elbe, wird vom Verfasser Nachstehendes mitgetheilt, wobei (wie bei den folgenden) der Mittellaut zwischen a und o durch o bezeichnet ist, auch sich dadurch leicht ergeben wird, da im Hochdeutschen dafür ein a steht.

Gespräch zwischen zwei Landleuten. A. Guden Tog, Nopper. Hoot er denn nischt von dam traurigen Fürfoll gehörrt, där sich uf dan Kummerschen Gebirg zugetroen hoen sull? B. Nä, ich wäß nischt, — nu woos sull denn do geschah'n seyn? A. Nu de Kummerschen Leut' hoen een beim Holzlasen ain Pusche tut gefunden, un dar orme Moan wor klei bei secher Kalte kanz terstorrt! Gott wes, war dar arme Schlucker is; har sull klee von Siertsch seyn und Gald wuhl getroen hoen, un do hon's se sich übern her gemocht un terschloen! B. Jes' Marl' un Joseph! De Leut' wer'n haldich immer schlachter ei der bisen Walt! und es wird ees bald uf dr Gass'n 's Labens ui mehr sicher sey. A. Ihr hot wuhl racht, Johannß! B. Soot mer ocke, Franzsef! (Franz Joseph) wos macht denne oire Franzl? is se denn raicht frisch? Ich ho se schun lange ni gesahn! Oier sakroitscher Junge wird wul oe racht gruß seyn? A. I nu gesund wär'n wul olle, wenn ock die Karle bei dan schlachten Zeiten ouch wos verdien' thäten und ni wie die Schoindrascher fräßen. B. Seyd ock ui su olber und dankt unserm lieben Gotte, daß har oich Kinder gob, die risch in die Höh waren und Brut' verdien' halfen. A. Nu man muß haldich namme wie's kimmt. Si's bald Mitt'ch, wie vill Zeit mer dach mit dem Gelotscher verschloidert hoen! Ich muß jo ai de Arbt, wir hoen Streirechen und do wird nischt gethon, wenn unser eis ni derbei stiht. B. Nu, Suntich sah'n mir uns in der Kirchen und nach'n Huchomte wulln mer uns eis käfen. A. Nu do bringt halts Marlannel vun Harrnhefe och mit!

Antwort eines Landmannes derselben Gegend auf die Frage einiger fremden Reisenden, wohin er gehe:

Ich gieh noch der Bühmisch Leippe, dos is gor a schiner Ort, do kenn in ehn langen Tag uf hundert Urte neu einkeefen gihn und komm o wieder heem; 's is olle Dunnerstig grußer Wochenmorgt do. — Wie gefallt sie's halt in unser Giehgend? mir hon gor a schines Land, wegst uch alles so gediege, und giebt ouch schiene romontische Flöcke. Wenn Sie wer'n hinter Hohichstein komm', do träffens gruße Hoppegarte on, sie heesens blus den Auersitz; diese gruße Garte kofk'n se vor langen Juhrn har für etliche Schock Guldglln. Wenn se wärn noh Hirschberg kummen und wulln's einkehren, do misseus halt zum Hawlas giehn, do kriegens en guts Glasel Bühr, sist hies beim schwartzen Franz, do gobs a guts Brat'l und a guts Seidel Zschernoseker, der is bei Melnick kar. Aber schauns! unsere Fobriken an der Granitz, was do vor schine Kartune und ander schines Zeug vor de Weibsbilder und och vor de Mannsen gemacht wird: se wissens kohm meh, wos fer kauderwelsche Nohm' sie'n gäben sulln, und Darfer gibts do, die halt uf fünf und sechs Tausend Menschen gruß seyn; im Stuck-Bühmschen seyn 's ober ganz klee, weils

halt lauter Bauerleut do gibt. Oder sullche Harrn, di ock su zum Spoaß herüm reesen, die sollt'n halts Rieſengebürg' beſchau'n; do wirdn's wos für ſie zu ſahn gam. Oder nahm ſich's vor'm Riebzohl in Acht; dar treibt halt do ſein Spoaß; 's is mein olten Voter o ſu gepaſſirt; dar is amohl druben gewaßt und do hot der Riebzohl gethon, as wenn ar ei Ferſchſter wär, un hat'n irre geführt un hernoch hat er ei Gelächter haren luſſen und uf'n geſchimpft. Und wenn's über de Granitz zurück paſſiren, do vergaſſn's ni, daß dr Mauthner ihnen's Pollet gibt, ſonſt kennten's geſtroft war'n; 's is mein olten Voter och ſu gang'n. Jo, dar is uberall gewaſ'n. Dar hat mer och ufters vom Odersbach geſpruchen; ſo was giebt's ni mehr ei der Walt. Do ſtihn de Sandſtücke ſo ehnzelnd un wie en Thurm huch im Thole nnd ſahn's wie Kierchen un wie verſteenerte Menſchen un Thiere, noch von d'r Sindfluth har; dos ſolten's ſahn, do werdn's halt Maul und Uhr'n uſſperrn. — Jo, ſchauns! wenn 's aber ſolten nach der Bühmſch-Kammtzer Giegend kummen, do miſſen 's ſich die gruße Gloß-Manafacturiche an ſahn, do wird olles Megliche gemacht, wooß ſie in ihrem Land noch nie geſahn warn hoen, dos gieht bis noch Portegol und Sponchen. Gar prächtge Gläſerchen mit gaſchliffnen Mannein und Korallenſchnierel und Krunloichter und Spiögel, ſu gruß, wie a Moahn. So wos traffen's in keener Giegend oh; jo, kommt ock noch Bühm', do machens halt gor ſchiene Dinger; mir ſin ni ſu tum, wie ſe drauſen denken thun; und do ſolleu ſie arſt a mohl noch Proge kumm'! Nu bleiben's ock in Gotts Noahm g'ſund, und reißens halt glücklich. (oi, oa ꝛc. auch weiterhin als ein eng verbundener Laut geltend.)

Als damit verwandte Dialecte im nahen Sächſiſchen gelten beſonders der unt Hohenſtein und Schandau in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz, ſo wie um Biſchoffswerde, Dresden und Meißen, wovon folgende Beiſpiele:

Mundart der Elbgegend um Hohenſtein und Wehlen. (Ein Sandſteinbrecher bietet ſich einer von der Baſtei herabkommenden Geſellſchaft als Führer an und erklärt nach ſeiner Weiſe; zugleich als Erläuterung der Abbildung auf Taf. IV. Nr. 4 u. 5. dienend): „Wenn ſe hier fremde ſein duhn un nich wiſſen, wo der Wahk giht, ſu will ich ſe führen, wenn ſe wunn. Sähnſe hier ungen leit Roaden (Raden) un doa uben leit eene oale Burg, weilſe oaber ſchune runger ſein, doa wärenſe nich erſcht roan ſteign; man ſieht niſcht wedder, als en oalen Durm, un drunger ees e Kaller. In oalen Zeiden han eenmoal oale Ridder druben gewohnt, ich weeß oaber niſcht dervunn, un's gibt wull lange keene raichten me, wenn oach Manche ſo thun, als wärn's welche. Uff dr linken Seite ees de Elbe; ſe hat wedder uben viäl Strum, doa miſſenſe Ucken ſirſpann, wennſe ni furt kinn. Dochs oale Dampfſchiff (ein älteres, zuerſt erbautes) ees ſchund uft liegen gebliebn. 'Sieſen ſchund raicht, weil ſe unſern Schiffleiden viäl Abbruch dhun. Jetzt ſein mer bale unger der Baſtei. Do iber uns is a Fels, der heeßt de Steenſchloider, do haben de Raiber ſonſt Steene bis uff de Schiffe ei der Elbe geſchmiſſen, die ſe han beroben wunn; 's is aber nich wohr; 's is gar weit nibber, un wenn mer von dort uben en Steen niber werfen thut, kömmt er nur e klee Stückel her und thut gleich am Felſen runger fallen. Sähnſe, hier han mir Steenbrecher eene Wand gefällt, e Sticke dervund leit ei der Elbe. 'Sees duch immer beſſer, als wenns uffn Steenbrechern liegen däte. Se globen merſch wuhl nich? Vor dreizen Johren, 'swar grade na Fiugſten, kamen eemoal dreizen unger eene ſicke Wand, ochte waren glei dut geſchmiſſen, oaber finfe wurden erſcht'n ſechſten Toag ranegeſoh'n. Ich hoa ſälber mit gereimt. Un wie ſe raus kummen daten, doa kunnten ze nich giähn, ſe iäbten oaber noch, un weil ſe ſo hungrich gewiäßt waren,

doa hattense vun en duten Cammeraden e Stickel abgeschniden und gegässen. S'is och in en Bichel gedruckt wurrn. Hier müßmer fir giähn, denn weil enne Doafel doa stiht (zur Warnung, wegen sich lösender Sandsteinwände), doa werd wieder enne Wand fallen. Hernachens kummer uff enne Wiese, doa gihts bässer, die ees e Sticke geflastert (nehmlich wegen darauf gefallener Sandsteine). Durt sähmer schund Willstädtel (Wehlen, Wehlstädtchen). Ich hoa voch eene Schwester durt, die hatte en Schiffmann, er date oaber ei der Elbe ersaufen. De Kerche ees oach racht schihn, eegentlich summer nachen Kinsten (Königstein) giähn, oaber doas ees zu weit, de Kinder mißmer oaber durt doosen lassen. Un durt uben, übern Stadtel, ist och en oales Schluß gewäsen, do hoat sich in e oales Gemeier von den oalen Riddern a Schuster eigebaut un duth sich stulz druf. Ich muß adder nu furt, denn weil ich kee Schild hoaben due, doa derf ich keenen urdentlichen Fihrer machen. Bis Berne (Pirna) ees es nuch anderthalb Stunden. Schloasen sie wuhl! 'sgiht nu grade aus!" —

Alles zur rechten Zeit.

(Mundart in der Gegend um Meißen und Dresden; so wie nächst Folgendes.)

Ne sah mer nur, wie's meglich is, daß troige deine Ogen blieben!
Dich muß nischt frein und nischt betrieben, du bist vun Schteene adder Kiß.
Denn in der ganzen Durfgemehnde, woar och ke Oge, dos nich wehnte,
Do gi e stern, von der heelgen Schtaad, dr Pfarr su rührend prädgen thoat.
Duch du — de bist 'n harter Gärge!
— Na was erbohst de ober dich? dos woar fer oich, was schiert's denn mich?
Gehir'ch do ni ze oirer Kärche.
Sull't ober unser Pfarr raicht schmaehlen, do laß ich's nich an Grinsen faehlen.

Die Eisenbahnfahrt.

Gutt griß oich, Gevotter! nu bin ich weeder doa. — Na, wie is oichs denn uf der Reese gegangen? — O, gar närrsch! hiert nurr oahn! Mer wullten dach noh Drähsen (Drahsen, Dresden) zu Marte gihn, un do wullt'n mer doch och emol uf der Oisenboahn fahrn. Wie ich nu mit der Fra, nach'n Hoihne (Hahne, Großenhayn) zu, uff Pristß (Pristewitz) koam, un bezoahlt hutte, do woarn vill Woihne do. Doa schob uns Ener glei in ehn n'ein, un mer warn erscht nuff, doa pfehfs marderlich und ging dernoah wie der Toifel fir furt. Oaber denkt, Gevotter! nur dann Spectoakel. Mer mußten fein uff en unraichten Woihn gekommen. Wi mer ausstceg'n un denken, mer sein in Drähsen, do kimmt mr all's sunnerboar siehr. Un alls mer froin, wu mer denn zur Aelbbricke kummen thäten, do lachten de Loite un mehnten, mer wern ju ei Leipzg. E Härre ober woar fihre freindlich un foite, wenns weiter nischt wiäre; wos mer in Drähsen hätten kohsen wulln, kreugt'n mer hie oh. Und's woar o woahr. Nu kinnt er oich denken, wie fruhe ich woar. E bissel thoirer wuhl, nu's koan nischt halfen. Ich hotte mer duch e Flaschel Wein mitgenummn, un doas ließ'ch den Harrn erst kusten, und doas'n schmeckte, hoah ich's 'n geschenkt, weil hah uns eberahle rum fihrte. 'S woar ober och guiter, wie de Werzburger Weinreesenden immer bei uns köifen und dernoch en Breef derzu schreiben, as wenns nich Meißner wiäre, sonnern von Werzburg odder su ener andern Stoad un weit har. Un's beste woar, häh bestellte gleich e poar Emer von derselbm Oart, und thoirer as 'ch der hehme frei. Sett'r, su hoat m'r de Oisenbahne kenn Schnabernack gespielt, wie se gewullt hat. Un nohmitt'che sinn mer wedder furtgekutschirt. Ober doa hann mer müssen hällisch uffpassen, daß se uns nich wedder (we'er) mit noch Drähsen noahmen. Un do klattert'n mer we'er runger vom Woihn, wi mer in Pristß woarn, und woarn fruh, wi mer

LIBRARY OF THE ... Digitized by Google

we'er unſer Durf ſoahn und'n oalen häckrigen Thurm von Meiſſen. Jo, Gevotter, mer darf nurr ihittg's Toags uff de Oiſenboahne gihn, do werd mer erſcht geſcholt. (Erläuterungen und noch andere Proben Anmerk. 1.)

Während andere meißniſche, wie die leipziger und übrigen weſtlichen Mundarten Sachſens und angrenzender Lande einer ſpätern Mittheilung überlaſſen bleiben müſſen, ſey hier noch von dem, an jene lauſitziſch-böhmiſchen Gegenden angrenzenden öſtlichern, obwohl in ſprachlicher Hinſicht ſchon mehr und charakteriſtiſch abweichenden Erzgebirge (bei Freiberg, Annaberg ꝛc.) Folgendes, als Beiſpiele beigefügt:

Der Bergmann und ſein Gruß. (Mundart um Annaberg.)

1. Ich will å Liedel höm a vum Bärgmah, horcht gu drauf!
D'r Bärgmah g'hert zun werdgen Ständ, mer hots nur immer nett erkannt;
Grißt år, do heßts: G'lick auf!
2. Wenn früh noch Alles ſchlummert feſt, ſtieht år vun Lager auf,
Un eilt zer Grub, ſu fir år kah, dort trifft 'r Kammeraden ah,
Die grißt er mit: G'lick auf!
3. Un is gäſungå un gebätt, fehrt år in tiefen Schacht.
Un is åh hauſen noch ſu fei (fein, ſchön), mit G'lick auf! giehts zer Grube nei,
Zer unnererdſchen Nacht.
4. Is de die Aerwet nu verbei, G'lick auf! do fehrt år auf;
Su grißt årn Steiger, atte Wält, zum Luhntog hult år ſich fei Gält,
Mit fröhlichem: G'lick auf!
5. Zun Bärgfäſt werd ſich abgeputzt, do giehts zun Bärgamtshaus,
'S Bärgamt freht ſich ſchu rächt drauf, wenn Gunk un Alten ſchrein: G'lick auf!
Un tritt miet drunner aus.
6. Un kümmt d'r Künig ins Geberg, ſei Bärgleut g'wis dobei,
Un rufen ihm rächt härzlich zu: G'lick auf! du kuter Künig, du!
Mer bleim d'r kut un treu.
7. Un gieht d'r Bärgmah aus d'r Wält, is Lähm fir ihn nu aus,
Sogt år d'n Seinen ſtill: G'lick auf! Ig gieh zun lieben Gott hinauf,
Ins beßre Voterhaus.

Werth der Männer.

1. Drey Männer ho ich ſchie gehot, zwo liegner ei der Ruh;
Und wenn mer dar noch ſtarben thut, noch waß ich, wos ich thu.
2. Doß ich freyledig bleiben ſollt — nu ſuwoß ſtänd mer oah,
Es giebt doch of der ganzen Walt, niſcht Schönders als an Moah.
3. Vor allen ner ka Scheiding net, do lußt mich ei der Ruh;
Eb ich mich vo em ſcheiden luß, nahmm ich noch enn derzu.

Doch nicht überall herrſcht gleiche Anſicht; ſo z. B. Bothenmanns Grund der Eheloſigkeit: „Mei Voter ſogt immer: „„Se heirath' nur, Kahrel!"" Dos loß ich oder ſchu bleim; ich wäre dach dos theire Brud nett in å Fräh nei ſittern." — Doch wohl würde ſich ſein Vorſatz ändern, wenn ihm mit folgendem Geſange naht:

Das gebirgiſche (Spitzen-)Klöppel-Mädchen.

1. I-ech bie a gebirgiſches Madel, die fei, ohne Faiſch und a kut;
Beim Klippein do dreh' iech mei Fadel, ſu arm iech bie, hob 'ch doch Muth.
2. Koh iech a nich ſu huchdeutſch reden, wie 's epper im Predigbuch ſtieht,
Su koh iech doch ſinge und bäten ſu mannigs gebirgiſches Lied.
3. Am Sunntig do ko iech miech putz'n, do giehts in de Kärche in Glanz;

D'rnoch gieh'ch zun Schwäſterle huzz'n, und's Schätzele hult miech zun Tanz.
4. 'S Karſchettel, das Schürzel, un's Leibel, is immer neumodiſch und ſchie;
De ſchwäbiſche Aermel am Leibel, die hob 'ch mer g'mangelt erſcht frieh.
5. Und treige Aerdeppeln ufs Tiſchle, ka Schmünkele Butter dobei;
Doch die iech k'ſund wie à Fiſchle, und troge kan Dukter nicks ei.

Weſentlich unterſcheidet ſich von allen vorigen der Volksdialect der deutſch-ſprechenden Wenden in der Ober- und Nieder-Lauſitz, wozu die Eigenthümlichkeit ihrer ſlawiſchen National-Sprache allerdings das Meiſte beiträgt; nicht nur die mehrſten Doppellaute eu, äu ꝛc. ſind ihnen fremdartig und für ſie ſchwierig und daher nur umgeändert auszuſprechen, ſondern auch in Anſehung des h, des Artikels ꝛc. ſind zahlreiche Abweichungen von dem Deutſchen gewöhnlich. Näheres darüber Anmerk. II. Nachſtehendes als Probe, wobei, ſtatt des obigen Mittellauts zwiſchen a und o (wie bei den nachfolg. plattdeutſchen Sprachproben) ein a, und, wo das i beſonders zu hören, dafür ein j, geſetzt iſt.

Als oberlauſitziſche Probe diene hier folgendes: Erzählung vom Flinzſteine am Spreefluſſe bei Budiſſin (zugleich zur Erläuterung der Abbildung Taf. III. Nr. 6.): Dar Schteen yß andenkn an abgott Flinz, dar uf dan Hibl a mal geſchtandn hat, wie ſich noche Leite zu ale (auch: alte) Getzn gebett (gebatn) habn. Jow! un wie dar abgott ufn Platze ſchtin tat, dow yß ales zengsrym Wendſch (auch: Windſch) gewäſt. Dow ſein haber Deitſchn gekomm un habn (han) Wendſche Getzn zarſchlagn gewollt. Wie ſich nu Wendn habn nich mee (oder meher) vor ſche erwährn gekonnt, habn ſe Flinz in Schpree (Schpréi) geſchmeißt. Das Bild yß von purn blankn Golde gewäſt (gewaſt, gwaſt); daßterhalbn habn ſe 's 'n Deitſchn nich gegynnt. Mei Grußvater hat mer'ſch ofte geſagt, daß hat eich ſei Grußvater gehjert, wie Leite vor ahler Zeit was Galdes in Waſſer geſahn han, wenn yß Sonne halle geſchien'n; jetze yß haber nich meher zu ſahne. Se habn 'rauß ('raußer) huln gewollt, haber Waſſer git hier unter Schteen'n fort un Balkn ſein drynne, daß kee Mentſch nich of'n Bodn kjemt. Un wenn och Eener bis runder kjäm, dar kjännt ſich gewiß nich meher aus Balkn un Schteen'n 'rausfitzn ('rausfindn). Grode unter Schteene, wo dar abgott gewaſt, yß (a) Loch; wenn Waſſer kleene yß, ſieht man's greeßer. Das Loch git tief 'runder un 'rein, unter dan Schteene woll bis unter(ſch) Dorf. Un drynne yß (es) gruß wie Schtube, da liegt eene Tunne bei andern, vull Gold un Spiber un ſchine Sachn, die ſe gebraucht han bei dan abgotte. Haber bis dorte yß kee Mentſch nich gekomm. 'S war mal Eener da, dar ſich untertauchn konnte; dar hat('s) verſucht. Haber licht yß 'n himer un himer ausgeleſchn, ooch wenn („er" fehlt hier im Sorbiſchen) hat Latarne hubn zugedrikt, daß kee Waſſer 'rein gekonnt hat. Mer myſſn a mal von ubn runder grobn, daß mer kenn'n dan Herrn Beſcheed tun, die gerne von altn abgotte wolln wiſſn, un Gold un Sylber wern mer ſchun kenn'n ſalber brauchn.

Sage in den oberlauſ.-wend. Gegenden von den Ludki, den kleinen Erdmännchen (den Querren der Zittauer Gegend gleich; vergl. S. 52.): 'S warn friher in wendiſche Lande die Ludki. Haber als die Klockn ausgedacht word'n, konntn ſe dan Laut nich vertragn. Eene von erſchten Klocken yß die in Grußbucke in Niederlauſitz. Dorte kamn alle Ludki zuſamm, grabten grußen Schteen aus un wolltn die Klocke dermitte zerſchlagn. Haber ſe ſchtrenktn ſich zu ſehre an un ſchtorbn. Daher kiemts, daß jetze keene mehr ſein. Dar ausgegrabne

Schteen hat dorte lange vor Fenstern anes Pauersch geijägn un yß erscht vor 16 Jahrn eingegrabn, als Keller gebaut worde.

Anfang des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20, 1—16.) in niederlausitzisch-wendischem Deutsch, wo sich die deutsche Sprache aus den gebildeten Ständen verbreitete, daher mit wenig plattdeutscher Beimischung: Das Immilraich is glaich 'n Ausvater, der frieh 's Morgens ausgung, Arbaiter zu miethen in sain'n Wainberg. Un wie a mit die Harbaiter jens wurde um'n Groschen vor Tagelohn, schickt 'a sie in sain'n Wainberg. Un gung aus um die dritte Schtunde un sag Andire am Marchte mießig schtehinde. Un sate zu sie: geht ihr ouche hin in Wainberg, ich wer' aich gän, was recht is. Un sie gangin in (hin). Aber gung a aus um di sexte un nainte Schtunde un that wieder so. Um die elfte Schtunde gang a aus un fund Andire mießig schtejin, un sate zu sie, was steit ihr mießig den ganzin Tag? Sie saten zu am: Es at uns niemand nich gimieth't! A sate zu sie: gejt man ouche hin in Wainberg, un was recht is, söllt ihr krieg'n. Wie es nu abind wurde, sate der Err von den Wainberge zu sain'n Volwalter: rufe die Harbaiter un gieb sie das Lohn, un fange an mit die letzt'n bis zu die irscht'n. Da kamin die um die elfte Schtunde gimith't warin, un kriegte (krugte, kriete) jidder sain'n Grosch'n. Wie nanu die Irschten kamen, mejnten sie, daß sie mej krieg'n wird'n, un sie kriegtin jidder ouch norr sainin Groschin u. s. w.

In der Niederlausitz beginnt die platt- oder niederdeutsche Mundart, von welcher — sich der märkischen anschließend — in derselben Anmerkung näher gehandelt ist, welches der gütige Leser ebenfalls des Nachschlagens für werth halten möge, nach dem noch hier folgende Sprachprobe beachtet worden ist.

Evangelium vom Weinberge (Matth. 20, 1—16.) in niederlausitzisch-plattdeutschem Idiome: Dat Himmelrich is gliche 'nen Husvater, der früe 's Morgens usjang, Arbieter zu mietkn in sien'n Wienberg. Unt wenn a mit die Arbieter eens ewurdin um een Groschen zum Tagelohn, schickt' a sie in sin'n Wienberg. Unt jang wedder us um die dritte Schtunde, unt sag Andere am Marchte müßig schtejin. Unt sojte zu ihr (är = ihnen): gejet ihr ouche hen in 'n Wienberg, ik will euch (ju) geb'n wat recht is. Unt sie jangen hen. Wedder jang a us um die sexte unt nöänte Schtunde unt that wedder asu (so). Um die elfte Schtunde jang a us, unt fund Andere müßig schtejen, unt sojte zu sie (se): wat schtejet ihr (ju) hie müßig den janzin Tag? Sie saten zu am: et hat uns niemand nich edinget. A sojte sie: gejet mant ouche hen in d'n Wienberg, unt wat recht is, söllt ihr kriejen. As wie et nu Abind wurd, sojte der Herre von den Wienberg zu sien'n Verwalter, rufe die Arbieter unt gieb ihr dat Lohn unt fang an mit d'n letzten bis zu'n erscht'n. Da kamen die um die elfte Schtunde edinget waren, unt krieten jedder sienen Groschen. As nu die erschten kamen, mejnten sie, daß sie mej krien werden, unt sie krieten jedweder ouche nurt sienen Groschen. Unt as sie den krieten, murmelten sie gegen den Husvater unt sojten: diese letzten han mant ene Schtunde corbiet (corbejt) unt du hast sie uns jliech' emacht, as wie uns, die mir des Tages Last unt Hitze etrojen han. Ader a antwort'te unt sojte zu eenen unger sie: Mien Fröünd, ick due dier kejn Unrecht niche; bistu mit mit mer ejns ewurd'n um ejn'n Iroschen? Nimm wot dejn'is unt gej hen. Ick will emal dem letzten dahie sovill gän, as wie dir. Odder hab' ick nich Macht, zu duhn wat ick will met das mejnige? Sejstu dorüm ju schjele, daß ick so gütig bin? So

weren die letzten die erschten unt die erschten die letzten sinn; denn viele sinn berufen, aber wenig userwählet.

Grübels Gedicht: Der Peter in der Fremde (in den niederlausitzisch-plattdeutschen Dialect der luckauer Gegend übergetragen).

1. Der Pieter will nich hejme blejbin, furt möcht' a jem en alle Welt;
Sost Wojestück zu hingertrejbin der Mutter immer schwierer fällt.
„Wat, sojt se, willste drutin machin? du kennest fremde Lüte nich!
Wie balde nimmt dich diene Sachin en Dieb un läst dir nackendich."
2. Der Pieter stellt sich sire drieste, un lachet wenn die Mutter wejnt;
A nerjelt ar von sien' Elüste tagtäjlich vor, wejl sie't vernejnt.
Zu Huse, mejnt a, iß kejn Jlücke, dat fremde Land nor Lüte macht;
Denn dat a schtünig küm' zurücke, hutt a sich dune nich edacht.
3. Sie rufin are Muhmin alle, zu hürin, wat die mächtin sej'n.
Helpt nischt! en jiddin Falle will Trotzkopp wandern ohn zu frojn.
Die Mutter redt am zu all immer: „Sich doch mant unsin Vater an!
A iß nich 'rejst, un doch nich dümmer aß mancher wejterrejste Mann.
4. Mien Pieter läßt sich nich biwejin; der Vater sojt: „Nu hüre mir:
All jut! ik wünsche vielin Sejin! furt söllste! jetzund zaue dir!"
Darup biklejdin se am sire jalant von Füessen bis zum Kopp,
Un wickeln, dat kejn Härken friere, dat dickste Band üm sienin Zopp.
5. Aß nu der schlimme Tag ekummin, da nach dem Essin a sollt jehn,
So war der Abschejd schont enummin, vorut met vielen Ach un Wehn.
Die Aeldern thatin am elejtin bis zu dem näckstin Dorpe hen,
Wu sie emach en't Wirthshus schrejtin, den Abschejdsschmus zu haldin dren.
6. En Fläschken Wien werd vorenummin, derbej werd Pieter müskenstill.
Sie trink'n up jlücklich Wedderkummin, un Pieter süpzet: „Wie Jott will!"
A muß die Ougin manchmal rejbin, nimmt Abschejd noch emal recht schün,
Un sojt, sie möchtin sitzin blejbin un wejter met am nich mej ziehn.
7. Un endlich wanket a doch wejter, objlich et am bienah erät;
Nach jiddin hundert Schrittin stejt er, un denkt, wie grot die Welt un wejt.
Dat Wetter will am jar nich frójin, der Wind dücht am so häßlich kald;
A mejnt, et könde hüt' noch schnejin, un schnejt't nich hüte, schnejt't doch bald.
8. Nu sejt a bang sich üm, nu jejt a, un tícht't, wie wejt a hüte rejst,
Nu kümmt en Krützwech; ach, da stejt a! un niemand, der zurecht am wejst.
„Ach, klojt a, so'net zu derlebin, edacht ik nich! Dat Jott derbarm!
Hätt' ik der Mutter nachejebin, so säß' ik jetzund wejch un warm!"
9. „Wie kund' ik so mien Jlück verscherzin; ik war wießhaftig dull un dumm!
Wie würde mir die Mutter herzin, kehrt' ick an diesem Krützwech um."
Un flugs that a nu üm sich drejin, wie wenn wer wat vergessin hat,
Un rennt — ik hätt' et näjin sejin — zurück zu siener Vaterstadt.
10. Die Aalin saßin ungerdessin in't Wirthshus noch en juder Ruh,
Bizwungin ärin Jram met Essin, un drunkin jar bitrübt derzu.
Der Pieter luß se jern bejm Schnuse, am lüstert nach der Hejmte Jlück;
Drum luf a, wat a kund', zu Huse up ejnem Sietinwech zurück.
11. Un fröjlich, dat in Näj' un Ferne sien Fueß sich nich verdalet hat,
Kümmt a noch vor dem abindsterne janz unesejn en siene Stadt.
Un wie a nu iß hejm ekummin, da lachin alle Lüt' am Hus,
Dat a et übil fast enummin, wenn a sich hätt' emacht wat drus.
12. Sie zielın' am up: „Met Mejlinstiebeln bist woll erejst! Na rug' mant ut
Da hinger'n Ossn von den Uebeln, un thug dem Buke wat zu jut."

A thut't. Da tretin ſiene Xalin zur Stoubindür bitrübt herinn.
Die Mutter ſüpzt met Händefalin: „Ach Jott! wu mäg mien Pieter ſinn?"
13. Da krajcht der Pieter vor un ſchmunzilt: „Wat ſchreijt ju denn? Hie bin ik ja!"
Die Mutter jukſt — der Vater runzilt die Stern' un ſojt: „Schont wedder da?"
Na! wie ik't dacht' iß't ouch eſchejn! (Die Mutter war aß wie verwerrt)
Jk hab't dem Kerl jlich aneſejn, wie wejt die Reiſe jejen werd."
14. Die Mutter det'te wie durchdrungin von frommin Dank; „'t iß beſſer ſow!
Nu hab' ik wedder mienin Jungin eſund zu Hus, drum bin ick frow."
Man Pieter ſojte janz bikiummin: „Hätt' ik nor nicht ejlaubt, et ſchnejt,
Un wär der Krützwech nich ekummin, ik wäre ſchont, wer weiß, wie wejt!"

Es wird keiner Erläuterung bedürfen, daß der Verf. in dieſer der Vorzeit gewidmeten Schrift auf ſprachliche Zuſtände der Jetztzeit nicht einer bloßen Curioſität wegen hinweiſet, ſondern weil hiſtoriſche Beziehungen daran zu knüpfen ſind, um nehmlich nicht nur die Geſchichte der Mundarten an ſich zu erforſchen, ſondern zugleich auch vielleicht manche Reſultate zu erzielen, in Hinſicht der Nationalität der früheren Bewohner und deren Einwanderung aus anderen Gegenden, wie ihrer Verſchmelzung mit einander oder abgeſonderte Forterhaltung. So wie das deutſche Volk ſich ſchon in früheſter Zeit in die ſüdlichen und öſtlich wohnenden ſuevi-ſchen Nationen und in die nordweſtlichen, niederdeutſchen oder germa-niſchen (im engern Sinne) theilten, und vielleicht bereits vor der Einwanderung in Deutſchland: ſo zerfiel auch deren Sprache ſchon damals in zwei Hauptſtämme: 1) die oberdeutſche, jetzt noch in der ſüdlichen Hälfte Deutſchlands, die allemanniſch-ſchwäbiſche in Elſaß, Baden, Würtemberg und der Schweiz, und die bairiſch-tyroliſch-öſterreichiſche Mundart umſchließend. Sie zeigt eine ſtete Hinneigung zu den harten, hauchenden, ziſchenden und den doppelten Conſonanten, wobei das ch beſonders auffällig und das s häufig in den vollen Ziſchlaut verwandelt ſo z. B. bei dem ſt, ſchon im Sächſiſchen oft in ſcht (Schtein), ſp in ſchp (Sprache), wird; zumal aber im Schwäbiſchen verſtärkt (biſcht, ſtatt biſt; meinſchta, meinſt du?). Ebenſo Neigung zu den volleren Vocalen a, o und den doppelten ai, au, äu, eu, oa ꝛc.; ſie wird dadurch kräftiger und volltönender und meiſt auch melodiſcher und gefälliger, welches ſich auch dadurch erweiſet, daß die in ihren Dialecten gedichteten, eine fröhliche Gemüthlichkeit an-regenden Volkslieder weit anſprechender und beliebter ſind, als andere, und wohl Jeder die Schweizer-, ſchwäbiſchen, öſterreichiſchen ꝛc. Lieder den plattdeutſchen ꝛc. vorziehen möchte, wobei allerdings auch der meiſt darin herrſchende harmloſe, fröhlich-gemüthliche National-Sinn jener ſüdlichen Gegenden einen hohen Antheil haben kann. Und ſo wie jener reicher erſcheint an Liedern, ſo dagegen der niederdeutſche Dialect reicher an Mährchen und Local-Sagen. Die im Oſten Germaniens einſt hei-mathliche ſueviſch-vandaliſche Mundart war zugleich die frühere der jetzigen Oberdeutſchen und gelangte bei der Auswanderung der Sueven,

Vandalen ꝛc. mit in die ſüddeutſchen Gegenden, wo dadurch das dortige ſchwäbiſche aufblühte. Obwohl aber der Name Schwabe geographiſch faſt ausgeſtorben iſt, ſo heißt dennoch in Polen und Rußland jeder Deutſche, gleichviel ob von der Elbe, Donau, oder dem Rheine „Schwabe (Schwabui)", ſo wie dagegen in Ungarn, Livland ꝛc. „Sachſe", weil wahrſcheinlich die erſten Einwanderer ſolche waren. 2) Die niederdeutſche Sprache im nördlichen Deutſchland, die frieſiſche, niederländiſche und die (zeitig durch Einwanderer nach der Mark, Pommern ꝛc. verpflanzte) niederſächſiſche oder plattdeutſche Mundart umfaſſend, neigt ſich in ihren meiſten Dialecten zu den kurzen und einfachen Vocalen, mit öfterer Vermeidung der Doppelvocale, wie der härteren und ziſchenden Conſonanten und dagegen zu deren Verwandlung in weichere, das t in d, das ß und z in t, das ch in k, das f und pf in b, p. So z. B. dat, wat, Water, ſtatt das, was, Waſſer; Vader, ſt. Vater; ick, ſt. ich; Buk oder Bock, ſt. Buch; Dübel, Piper, ſt. Teufel, Pfeifer; übrigens meiſt mit richtiger Ausſprache des s vor dem t, aber auch ſtatt ſch oft ſk, ſ; j ſt. g ꝛc. Doch ſcheint, ungeachtet der Wahl weicher Conſonanten, ein wenig anſprechender und melodiſcher, vielmehr ungerundeter, kurz abſtoßender Ton, ein breites, kraftlos eintöniges Element hervorzutreten. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Mundarten der zwiſchen beiden Sprachgebieten liegenden mitteldeutſchen Gegenden, wo Charakter und Sitten der Bewohner beider Nachbarländer in einander übergingen und ſich gegenſeitig milderten, zu 3) einer mitteldeutſchen Sprache ſich ausbilden mußten, welche die Mitte Deutſchlands in einem, von Oſt nach Weſt gehenden Landſtriche von der Oder bis zum Rheine, daher die ſchleſiſche, oberſächſiſche, thüringiſche, heſſiſche und fränkiſche Mundart umfaßt. Durch die Eroberungen der Franken am Rheine und in Mitteldeutſchland miſchte ſich ihre urſprünglich niederdeutſche Mundart mit dem Allemanniſchen ꝛc., woraus das (Oſt-) Fränkiſche am Mittelrhein und Main, i. d. Oberpfalz ꝛc., als hauptſächliche Grundlage des Mitteldeutſchen ſich geſtaltete, ſo wie durch jenes weitern Einfluß bis an die Saale, das heſſiſche und thüringiſche Mitteldeutſch, bei welchen beiden aber auch zugleich die Verſchmelzung des daſigen frühern oberdeutſchen Dialects mit dem plattdeutſchen der benachbarten, immer kriegeriſcher auftretenden Nieder-Sachſen nicht minder mitgewirkt haben mag. Noch ſpäter bildete ſich nach Unterjochung der Wenden der Oberelbe und Eindringen des Fränkiſch-Thüringiſchen bis Schleſien und Böhmen, der oberſächſiſche und ſchleſiſche, wie der nordoſtböhmiſche Dialect des Mitteldeutſchen aus. Eine höhere Ausbildung erlangte die mitteldeutſche Sprache und beſonders der oberſächſiſche Dialect durch Luther, welcher, ſo recht heimiſch auf jener Gränzſcheide des Ober- und Nieder-Deutſchen, beider Vorzüge zu benutzen, und ſie mit Umſicht, Kraft und grammatikaliſcher Beſtimmtheit zu einem vermittelnden Dialecte zu verſchmelzen wußte. Durch ihn erhob ſie ſich zur hochdeutſchen

Schriftsprache, mittelst seiner Bibelübersetzung seit 1522; bald über ganz Deutschland verbreitet, wie kein anderes Buch, galt sie zugleich als eine einflußreiche Anregung für die Gelehrten aller Provinzen, sich deren in ihren früher meist nur lateinisch geschriebenen Werken ebenfalls zu bedienen, so wie sie zugleich dadurch bei diesen, und überhaupt in den höheren Ständen und größeren Städten, mehr und mehr auch im amtlichen und geselligen Leben in mündlichen Gebrauch kam *). Erst in neuester Zeit hat man der geographischen Verbreitung der Mundarten nähere Aufmerksamkeit zugewendet, wodurch es möglich wird, zugleich auf die frühere Verbreitung der Nationen zu schließen, doch ist noch wenig darin gethan. Während die Gränze des Süddeutschen gegen das Mitteldeutsche zu, sich schwer ermitteln läßt, weil jenes im letztern mehr vorherrscht, scheint dagegen das Niederdeutsche südlich durch eine von der Weser bis an die Elbe oberhalb Wittenberg gezogene Linie begränzt zu werden. Von da auf Schweinitz, Luckau, Kalau, Kottbus, und dann mit Ausschluß von Guben, welches wie Sorau und Sagan mehr den niederschles. Dialect besitzt, auf Crossen zu; — obwohl auch südlich noch darüber hinaus manche niedersächsische Elemente einzeln angetroffen werden.

Während der weitere Verfolg dieser allgemeinen Ansichten dahin gestellt bleiben muß, sey der Blick für jetzt nur auf die sächsische und schlesische Gränzgebirgsgegend gerichtet. Als im 10. und 11. Jahrhunderte die sächsischen Kaiser, seit Heinrich I., die Elbwenden besiegten und dann immer weiter in die Lausitz vordrangen, ward die Gegend durch zurückbleibende Krieger, Beamte und Geistliche, wie gewerbtreibende Einwanderer mehr und mehr germanisirt; daher jenes Obersächsische (d. Meißn., Leipz. ꝛc. Dial.). Thüringer und Franken brachten schon einen mitteldeutschen Dialect mit; der oberdeutsche mit eingezogenen Bayern und Schwaben ꝛc. ward aber durch den der Niederdeutschen gemildert, wovon nicht nur zahlreiche, als niedersächsische Krieger im eroberten Lande sich ansiedeln mochten, sondern auch Flamländer als spätere Einwanderer bekannt sind. Was nicht Oberherrschaft vermochte, bewirkte das Eindringen der von den polnisch-schlesischen und böhmischen Fürsten sehr begünstigten deutschen Cultur an sich; deutsche Hofleute und Krieger, wie Geistliche, Künstler und Handwerker, selbst Landwirthe, wurden von jenen in ihr Land gezogen oder fanden

*) In Hinsicht der Schriftwerke findet gewöhnlich folgende Eintheilung statt, wobei die vermittelnde hochdeutsche der oberdeutschen, zugleich hochdeutsch genannten Mundart eingereiht ist. 1) Ober- od. hochdeutsch: a) alt-hochdeutsch (ahd. abgekürzt) vom 8—12. Jahrh.; d. fränkische Mundart vorherrschend; Ottfried, Ludwigslied ꝛc. b) mittelhochdeutsch (mhd.) von 1100—1300 (besser bis Luther), Minnesänger-Periode, Nibelungen ꝛc., mit vorherrschend. schwäb. Dialecte; c) neuhochd. (nhd.), besond. seit Luther, 1522, meißn. Dialect vorherrsch. 2) Niederdeutsch, nur a) altniederdeutsch (and.) bis 1100, und b) mitteiniederdeutsch (mnd.) von da an bis Luther, seit dessen Bibelübersetzung das Hochdeutsche auch Schriftsprache in Niederdeutschland ward. 3) Gothisch, obwohl nahe mit dem ahd. verwandt, dennoch als besonderer Dialect geltend.

sich von selbst ein, aus Wandersucht, wie gehofftern einträglichern Berufsbetrieb. Dadurch entstanden die schlesischen und nordostböhmischen Dialecte, wogegen von Baiern und Oesterreich aus deutsche Cultur und dortige Sprache nach Mähren und Oberschlesien eindrang, wie sich aus dasigen, der bayerisch-österreichischen sich anschließenden Mundarten ergiebt. Während in Böhmen das Deutsche sich in der gebirgigen Grenzgegend umher von den Nachbarländern aus verbreitete und das Czechische sich mehr mitten im platten Lande erhielt, ward in Schlesien das Polnische immer weiter an die östliche Gränze zurück gedrängt und das Lausitzisch-Wendische mehr in den waldigen und sumpfigen Landstrichen des Neiße- und Spree-Gebietes bewahrt und forterhalten, zumal da weder unter der meißnischen und sächsischen, noch der böhmischen Oberherrschaft deren Verdrängen beabsichtigt ward. Wenn der neu- oder obersächsische Dialect aber besonders gemildert erscheint, und manche andere günstige Eigenthümlichkeit besitzt, auch deshalb als eigentliche Grundlage zur Schriftsprache gewählt und beibehalten ward, selbst schon in meißnischen Urkunden vor Luther eine hohe Ausbildung zeigt, so möchte dieß zugleich der gleichmäßigen, günstigen Verschmelzung dreier verschiedenartiger Elemente, mit desto bedeutenderem Wortreichthume zuzuschreiben seyn, nehmlich des Ober- und Nieder-Deutschen und des Slawischen. Obschon aber mit Vorherrschen des Oberdeutschen, das ihm besonders seinen kräftigen und melodischen Ausdruck verlieh, so gab beides letztere ebenfalls seinen Antheil dazu und zugleich Auswahl und Wortreichthum; — wogegen dem thüringischen Dialecte das slawische Element wohl zu wenig, dem schlesischen vielleicht zu häufig beigemischt seyn möchte. Das Brandenburgische dagegen erlangte, wenn auch schon seit Karls des Großen Zeit manche fränkische Einwanderung erfolgte, dennoch zu wenig oberdeutsche Bevölkerung, so daß, bei der Masse eingedrungener Niederdeutschen, deren Dialect bei weitem vorherrschend ward, ja sich fast allgemein verbreiten mußte, obschon auch verschmolzen mit dem Slawischen, dessen bedeutende Einwirkung noch in zahlreichen Wörtern und Formen ersichtlich erscheint. Uebrigens hat unleugbar die Abweichung der verschiedenen slawischen Idiome ebenfalls auf die Verschiedenheit des sächsisch-meißnischen, märkischen, schlesischen, böhmischen und anderer Nachbar-Dialecte, in Aussprache und Idiotismen, einen unläugbaren, obwohl noch zu wenig untersuchten Einfluß geäußert, und zwar nicht nur das von einander wesentlich abweichende Böhmische und Polnische, sondern auch das einst von der Spree und Neiße bis an die Elbe und Saale verbreitete Sorbisch-Wendische, wovon das südliche (wie noch jetzt das Oberlausitzische) mehr zu ersterm, das nördliche (wie noch das Niederlausitzische) zu dem letztern sich hinneigt und je nördlicher, wie zumal bei den ausgestorbenen Pommern, Polaben und anderen Nordslawen, auch desto mehr polnische Eigenthümlichkeiten zeigt.

Bei der nähern Beachtung der sächsischen und benachbarten, besonders der Gebirgsdialecte mit vorherrschendem oberdeutschen und wohl meist altsuevischen Dialecte, findet man, daß die Aussprache in vielen Worten noch dieselbe ist, wie die des Mittelhochdeutschen im 13. und 14. Jahrhunderte. So z. B.: Troum, Gloube, Loub, Roub, loufen, Fro ꝛc., wie damals. Mitten auf dem Lande und entfernt von Städten erleiden Sprache und Sitten überhaupt eine nur sehr langsame Veränderung; zeitiger allerdings in der Nähe der Mittel- und größeren Städte, jemehr in diesen selbst das Hochdeutsche üblicher wird. Es zeigen sich aber auch im Einzelnen noch zahlreiche Formen und Worte des Alt- und Mittel-Hochdeutschen, welche in dessen anderen Mundarten längst verlohren gegangen, oder doch sehr ungewöhnlich sind; eben so ergiebt sich, daß zahlreiche Worte des Volksdialects, die man fälschlich aus ähnlichen neueren hochdeutschen verunstaltet wähnt, von eigenthümlichen alt- oder mittel-hochdeutschen abstammen; einige Beispiele Anmerkung II. Aber auch das Niederdeutsche hat manchen Beitrag gegeben, und es finden sich ebenfalls manche Worte, welche in benachbarten Dialecten nicht vorhanden, selbst im Niederdeutschen außer Gebrauch gekommen sind. Außer herbei gezogenen niederdeutschen Colonisten zur bessern Landescultur, wanderten unzählige aus ihrer Heimath durch Ueberschwemmungen vertriebene Flammländer, meist Wollenweber, in die größeren Orte unserer Gegenden ein, wo sie durch Hebung des Bürgerthums sich sehr verdient machten, zumal durch Einführung des noch blühenden Tuchmachergewerbes; die mehrsten bei diesen üblichen technischen Ausdrücke schreiben sich von ihnen her, als offenbar niederdeutsch. Besonders häufig ergeben sich aber in das Deutsch eingebürgerte slawische (wendische, böhmische, polnische) Worte, von denen manche auf die Unterjochung der Wenden und deren Verachtung deshalb zu deuten scheinen; vergl. Anmerk. III. Die noch jetzt von Wenden bewohnten lausitzischen Districte sollen §. 25. angegeben werden. Einige gothische und althochdeutsche Sprachproben sind Anmerk. IV. enthalten. In Schlesien, der Lausitz und Sachsen ward, wie überhaupt in diesen ostdeutschen Gegenden, die deutsche Sprache erst ungefähr zu Anfang des 14. Jahrhunderts zur Ausfertigung von Schriften gebraucht; das Magdeburger Stadtrecht gelangte jedoch noch zeitiger in diese Länder; es wurde von den dortigen Schöffen der Stadt Breslau schon 1261 mitgetheilt, wovon der Anfang als Sprachprobe damaliger Zeit nachstehend folgt:

§. 1. Do man Magdeburch besatzete, do gap man in Recht nach irn Willkure, do wurden sie zu Rate, daz sie kuren Ratman zu eime Jare, die swuren unde sweren noch alle Jar, swenne sie nuwe kiesen, der Stat Recht unde ir Ere unde iren Bromen zu bewarende, so sie allerbest mugen unde kunnen, mit der wisesten Liute Rate. §. 2. Die Ratman haben die Gewalt, daz sie richten uber allerhande Wanemaze unde unrechte Wage unde Schephele unde uber unrecht Gewichte unde uber allerhende Spise Kouf unde uber Meynkouf, swie so daz brichet, daz der muz wetten drie Windische March, daz sint ses unde drizich Schillinge ꝛc. ꝛc.

Nach Görlitz gelangte jenes Magdeburger Recht im J. 1304, und ein eifriger Rechtssinn scheint sich von dieser Zeit an dort ausgebildet zu haben; es wurde schon 1305 ein deutsches Stadt- oder Schöffen-Buch angelegt, wie solche anderwärts selten so zeitig gefunden werden, und wovon §. 24. einige Sprachproben vom J. 1308 ꝛc. enthalten soll. Während gleiche aus den Zittauischen Rathsannalen vom J. 1360 in B. 1. mitgetheilt sind, und andere in späteren §. §. bei geeigneter Gelegenheit folgen sollen, sind nachstehend drei solche fünfhundertjährige Sprachproben vom J. 1308 von Löwenberg und vom J. 1348 und 1364 von Löbau abgedruckt. Sie erscheinen auch in Hinsicht des Gegenstandes nicht ohne Interesse, indem die erstere zeigt, wie schon damals (in manchen Städten wohl jetzt noch nicht viel besser bestimmte und ausgeführte) genaue polizeiliche Gesetze herrschten, die wohl ebenso auch in benachbarten Städten (der Lausitz) stattfanden, da alle diese in jener Zeit in naher Verbindung standen und sich Culturfortschritte gegenseitig gern zum Muster nahmen. Die zweite zeigt die Art einer vertrauensvollen Bitte von Gutsbesitzern an den Landesherrn; die dritte wenigstens zugleich die damalige Norm der Urkunden-Ausfertigung.

Willkühr der Bürger zu Löwenberg in Schlesien über Polizei-, Innungs-, Markt- und andere Gegenstände vom 18. Novb. 1311. (Aus dem gleichzeitigen Stadtbuche von Löwenberg; nach Tschoppe's und Stenzels Urkunden-Sammlung, wie das Nachfolgende.)

„Noch Gotis Geburt tusint Jar drihundirt Jar in dem eilftin Jare, achte Tage noch sente Mertins Tage, Richter, Burgermeistir, Rotluthe unde dy Gesworn unde dy Gemeyne der Eldirn in Lewinberg habin globit mit einandir mit bedochtim Mute, daz hi undin beschrebin stet, waz sy undir yn machtin zu Nucze der vorgenantin Stat, daz sy daz ebiclichin wöldin haldin. Czu dem erstin Mol, wem der Burgermeistir unde dy Burger ezu in rufin unde noch im sendin unde nicht enkumt, den sal man pfendin vor ein Lot. — Ouch wer des Nachtis spelt by Lichte, der sal gebin ein Virdunc unde der Wirt, in des Hus her speilt, ouch ein Virdunc ($^1/_4$ Mark Silber, also 15, später nur 12 prag. Groschen). — Ouch, wer Wanmos (falsch Maas) gebit an Bire, eyn Lot; an Methe, eyn haldin Virdunc; an Wine, eyn Virdunc, also dicke, als sy besayth werdin unde doran vundin werdin. — Ouch wer vor der Stat siezit unde in der Stat melezt unde brüet allir welchin Kouffschacz her tribit, der sal schossin als ein andir Burger. Ist daz her fins Gutis vorloukint, so sal man sich alle fins Gutis undirwindin. — Ouch wolle wir, daz die Vleyschhouwer den eynin Tag haldin, der Ynnunge genant ist, uf senthe Michils Tag unde denne uflasin. — Ouch, wer Bir wil schenkin, der sal mitin ein Hus von senthe Michils Tag ein ganez Jar unde sal Burgerrecht gewinnin. — Ouch wer Bir schenkit, der sal gebin ezuvor vier Scot ezu Geschosse. — Ouch wer sin Hantwerc tribin wil in der Stat, der sal Burgerrecht gewinnin, ist daz hes nicht hot, so sal her gebin ein Virdunc. — Ouch, welch Rittir adir Lantherre in eins Burgers Hus ezuet unde ym nicht sin Kostgelt gebit unde wil in eins andirn Burgeris Hus ezin, den sal nimant herbergin, her engebe denne dem erstin Wirte sin Kostgelt unde andir sine Schult. — Ouch alle Gewanthmacher sullin Gewanth machin von gutir Wollin unde von gutir Habe, in der Lenge vier unde drisic

Glin, tun ſi des nicht, ſo iſt die Buſe ein halp Virdunc. — Ouch wolle wir als von Aldir gewryſt iſt, daz keyns Meiſtirs Son, Bleyſchhouwers, Beckers, Schubortin, eynir Banc ſich undirwindin ſulle, her ſy denne von achczen Jarin unde ſal alle Burgerrecht tun als ein andir. — Ouch, wer Miſt us der Stat vuert unde dorinne nicht geſeſſin iſt, der ſal gebin uf ſenthe Walpurgetag ein halbin Virdunc unde uf ſenthe Michilstag ein halbin. — Ouch, wer ſinin Miſt vor ſenthe Walpurgetag nicht usvuert, der ſal gebin ein halbin Virdunc. — Ouch uf keyne Hofſtat, do vor ein Hus geſtandin hat, ſal man keyn Melczhus buwin. — Ouch uf keyne Erbe daz czu der Stat gehort, ſal man keyn erblichin Czins vorkouſin noch gebin. — Ouch, alle, di Viſſche herbrengin unde di ſi ufelon, di ſullin methe ſteyn bis an den drittin Tag, unde wer ſi mit ein andir kouft bin dem drittin Tage, den ſal man pfenddin vor einen Virdunc. — Ouch ſal nimant viſſchin czu Vüſe. — Ouch, wer Gewanth fnidit und hat nicht eyn eygin Kamir, den ſal man pfendin vor eyne Marc. — Ouch ein iczlichir, der vorkouſin wil ein gancz Tuch, her ſy ein Wollinwebir adir ein Gaſt, der ſal ſteyn in dem Kouſhuſe; ſteyt her an eynir andrin Stat, man ſal yn pfendin vor eyn Virdunc. — Ouch Luthe, dy ſich vorandirn unde beyde burtic ſin us der Stat ſullin ſchosvri ſin ein gancz Jar. — Ouch, wer da wachin ſal unde di Wache vorſumit, den ſal man pfendin vor ein Lot. — Glicherwis, wer verſumit dy Wache adir das Legir uf deme Tore, den ſal man pfendin vor ein Virdunc."

Die Ritterſchaft des Löbauer Weichbildes bittet den römiſchen König Karl IV., ſie nicht in Bautzen, ſondern in Löbau Recht geben und nehmen zu laſſen um Schuld; vom 27. Febr. 1348: „Alle minis Herrin Man, dy in dem Wyppildt zcu Lubaw ſitczin, wir inpitin unſim Herrin, dem Römeczchin Kunege, unſe willigi Dinſt. Wir bitin uich, libe Herre, eyn Recht habir wir zcu Lubaw vundin, das ir uns ouch do by behaldit, das wir ouch by den aldin Herrin habin gehabit. Herre, das ſteit alſo, was wir in der vorgenantin Stat nisgeborgin odir dorinne geborgin, das wir das vor unirn Voytin dorinne ſullen vorantworten. Herre, byhiltin ſy nicht by dem Rechte, das wer unirn Mannin eyne ſmeliche Rede. Wo des nicht geſchee, Herre, ſo wrdin unir Man ufgehaldin umme Brot und umme Byr und umme allis, das ſye in der vorgenantin Stat zcu der Lubaw koftin, dovon unir Lant und unir Stait vorturbe. Herre, ſoldin des uiwir Man keyn Budiſſin rittin und Teydinc lydin umme eynin Fürdunc odir was ſin were, Herre, dy muſtin ryttin Lybes unde Gutis in vor, Herre, dovon unir Diniſt geſwachin woerde und Stat unde Lant vorturbe. Des bitte, Herre, unir Man, das ſye do zewychin vortuin muſtin, das ſy das libir wollin wendin in unir Diniſt, den das ſys woldin rutinde zewichin Budiſſin, vortatin, Herre, unde hoc wir uisgetedinginkin umme eynin Fordunc zcu Budiſſin ſo hette wir unde unſe arme Luite Schadin genomin umme fyr Zchoik odir ſeizhzhe odir dennoch me, Herr, dovon unir Diniſt vorturbe unde nicht gedyge. Nu bite wir uich, libi Herre, das ir das Wyppilde zcuir Lubou bedenkit und unir arme Stat noch unirn Genadin, wen ſye große Not hette gelidin habin alle ire Tage von Roube unde von Brande, wenne das Wippbilde ſin Recht holit zcu der Lubow in der Stat unde ir Dybe unde Rouber vurin in dy eegenante Stat und do inne rychtin. Des habin unir Man irre Ingeſigele an diſin Bryf gehangin, dy dy Eldiſtin ſin von der andirn allir wein, by Namen, Hannus von Belewicz, do noch Frieze von Henrichisdorff, Peicz von Radeberk, Herman von dem Spital, Bernhart von der Theſin, Henich von Noſticz, dy alle ire Ingeſigele hir angehangin han. Dirre Bryff der iſt ge-

ſchribin unde gegebin in dem Jare unſirs Herrin in dem dryzehenhundirſtin Jare an der neiſten Mitewochin vor Waſtnacht.

Des Raths der Sechsſtadt Löbau Beſtätigung der daſigen Bäcker-Innungsgerechtſame vom Jahre 1364 (in des Verfaſſers Beſitz; Löbau iſt zwar nicht genannt; doch ſind dieſelben Teſchner, Ludwig und Hentſch ꝛc. als Löbauiſche Rathsherren in der Kaufurkunde des Dorfes „Dybisdorf" [Tiefendorf b. L.] vom Jahre 1366 als Zeugen aufgeführt): Wir Burgermeiſter Henel Teſner pezko Ludwigis Johannes paricz, Geſilher (Geisler) peter Hentſche peter volmar, nye kempnitz nitſche mulner witſchel Jeger vnd andir geſworn. Bekennen in dyſem offin briue allen den dy yn ſehen horen oder leſen. Daz vor vns qvamen dy beckermeiſter vnd dy gemeyne dez antwerkiz, vnd clagten vns, daz do czu benken ſtunden vnd ſten woldin dy daz hantwerck nye gelernet hettin davon in ir recht enkinge vnd batin vns dez daz wir ſy by reckte behaldin alz andir antwerk Alzo daz nymand czu benken ſtunde hodir meiſterrecht gewunne he hett vor gelernet daz antwerck vnd dy meiſter kuryn (bezeugen) daz hers ſonde Dez gaben wir yn dyſen brif czu eyner beſtetunge dirre vorgeſchriben rede durch dez willen daz ſy by rechte bliben alzo craſte (kräftig) alz andir antwerk des gebin noch Gottz geburt Tuſent Jare dreyhundirt jar dornach in dem vyr vnd Sechczigiſtem Jare an dem Suntage nach Sende Petirs vnd Paulis Tage des heyligen Czwelfbotin vorſigelt vndir vnſir Stat groz Inſsgeſigel.

Unbezweifelt liegt die Ausbildung der Mundarten nicht allein in der Nationalität der verſchiedenen Völker, deren Willkühr oder modiſchen Drange, jene umzugeſtalten; ſie beruht vielmehr auch zugleich auf weit tieferen Natur- und ſprachgeſetzlichen Verhältniſſen. Wenn die Nationen ihre Sprach-eigenthümlichkeiten auch möglichſt zu bewahren ſuchten, ſo würden dennoch, bei deren Einwanderung in andere Gegenden, ſich dieſelben umgeſtalten, und zwar nicht nur wegen veränderter Lebensart und Gewerbbetreibung, politiſcher und religiöſer Anſicht, ſondern auch nach der Naturbeſchaffenheit der Gegend. In gebirgigem Lande, wo die Töne oft ſich weniger gleichmäßig verbreiten können, iſt nicht nur ein lauterer, ſondern auch längerer Ton erforderlich; daher die volleren, wie die häufigeren doppelten Vocale, die ſtarken Hauch- und Ziſch-Laute bei dem Ober- oder Süd-Deutſchen; daher das Volle, Melodiſche der Schweitzer, Tyroler und anderer Gebirgs-Dialecte, wo die Natur, die Töne oft im Echo wiedergebend, an ſich ſchon einladet, fröhlicher zu athmen und ſich mit Lebendigkeit und voller Bruſt mitzutheilen; daher auch jene geſangreichen Gegenden. Ganz anders geſtaltet es ſich im ebenen Lande, wo es weit weniger der längeren und volleren Laute bedarf, und wo, beſonders in ſumpfigen und wäſſerigen Landſtrichen, der Mund gleichſam weniger geöffnet und zugleich von der Natur ſelbſt mehr Veranlaſſung gegeben wird, die Laute kürzer, weicher u. ſ. w. zu bilden. Die Naturbeſchaffenheit ſelbſt iſt daher ebenſo, wie die meiſt darauf gegründete Ernährungs- und Beſchäftigungs-Art und die politiſchen, religiöſen und geſelligen Verhältniſſe, der Grund verſchiedenartiger Laut-, Wort- und Satz-Bildung in Gebirgszügen und Waldſtrichen, in Ebenen, Sumpf- oder Meer-Gegenden ꝛc., wie die philo-

sophische Sprachlehre dieß näher nachweiset. Wie nun die deutschen Mundarten in unseren Gegenden sich einzeln ausbildeten, wie sie, nehmlich von Einwanderern mitgebracht, sich nach und nach mit einander verschmolzen, wie aber auch sich jener Einfluß der natürlichen Verhältnisse geltend machte, und jene zugleich durch veränderte Gewerbbetreibung, wie politische und religiöse Verhältnisse nach und nach an Wort- und Formen-Reichthum und an Sprachreinheit gewannen oder verlohren, und wie endlich wiederum dadurch auf die höhere geistige Ausbildung der Menschen eine oft sehr bemerkbare Rückwirkung erfolgte: dieß ist eine ebenso interessante, als einflußreiche Aufgabe, die, zuerst in den einzelnen Gegenden zu lösen gesucht, sich dann zu einem vielfach belehrenden Gesammtresultate gestalten wird. Und auf diese, für denkende Leser besonders geeignete Beschäftigung sey hiermit hingewiesen.

Während der Verfasser bisher nach der Ansicht Derer gesprochen hat, welche die Verbreitung und Ausbildung der deutschen Sprache im Osten Deutschlands erst seit jener Ueberwältigung, oder doch theilweise Germanisirung der slawischen Bewohner desselben, im 10. und 11. Jahrhunderte annehmen, wird aber auch nöthig, der Ansicht Anderer zu gedenken, welche, von manchen Gründen unterstützt, die Vermuthung eines theilweisen Forterhalten der deutschen Sprache schon seit der germanischen Periode aufstellen. Eine merkwürdige Aehnlichkeit des Riesengebirgs-Dialectes mit der schwedischen Sprache (jenes End-a ꝛc.) hat an die Gothen erinnert, welche vom Gothland aus nach den deutschen Ostseeküsten übersetzten und noch einige Jahrhunderte nach Christi Geburt an der Weichsel saßen, deren Dialect sich mithin leicht bis in jene Riesengebirgsgegend verbreiten konnte. Oder, wäre dieß nicht der Fall gewesen, so würde auf die Wandalen an jenem Gebirge selbst zu denken seyn, deren suevische Sprache mit der gothischen nahe verwandt war. (Anmerk. V.) Vieles spricht ferner für die Vermuthung, daß bei dem Abzuge der germanischen Nationen, zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung, Ueberreste derselben in der alten Heimath verblieben, theils mit den eingewanderten Slawen verschmolzen, theils aber auch — in die weniger von diesen geliebten gebirgigen oder sonst isolirteren Gegenden zurückgezogen und, zumal bei einer stärkern Anzahl, — sich während der Slawenherrschaft obschon unter diesen stehend dennoch forterhielten, wenn auch ihrer, da sie wohl wenig Veranlassung dazu geben konnten, in historischen Schriften nicht namentlich gedacht ist. Diese Ansicht erhält zumal dadurch eine höhere Wahrscheinlichkeit, daß, während im slawischen Ostdeutschlande im 11., selbst noch im 12. Jahrhunderte, an vielen Orten heidnischer Opferdienst bestand, daher noch völliges Slawenthum anzunehmen ist, jenes nach etwa zwei

Digitized by Google

Jahrhunderten völlig germanisirt, und, mit Ausnahme der Ebene Böhmens und einiger anderen Gegenden, die deutsche Sprache im 14. Jahrhundert schon überall, selbst auf dem Lande, verbreitet war. Schwerlich aber möchten selbst zahlreiche Millionen Einwanderer dieß so plötzlich allein bewirkt haben, in dem weiten Bereiche von der Donau bis zur Ostsee und von der Elbe bis zur Oder und Weichsel, da sich allgemein verbreitete National-Sprachen nicht so plötzlich ausrotten lassen. Diese räthselhafte Erscheinung wird aber dadurch erklärlicher, wenn man annimmt, daß die Nachkommen jener, unter den Slawen verbliebenen Germanen, nach dem Einzuge der Deutschen, einen neuen freiern Wirkungskreis erlangten, wodurch auch die deutsche Sprache sich einer schnellern und weitern Verbreitung zu erfreuen haben, sich insbesondere in jenen Gebirgsgegenden mit so manchen Eigenthümlichkeiten fort erhalten konnte, die auf eine nahe Beziehung zum Altgothischen deuten, wie aber auch zu jenem altsueviſchen, später oberdeutschen Dialecte. Allerdings kann diese Ansicht nur als eine Vermuthung gelten, wofür sich, wie für so unendlich viele ähnliche Gegenstände der Vorzeit, keine gnügenden gleichzeitigen, schriftlichen Beweise vorbringen lassen möchten; doch ist sie ansprechend und wohl weiterer Berücksichtigung und Prüfung werth, bevor man dieselbe unbedingt verwirft, wie es von Manchen, ihrer Lieblingsansicht gemäß, nicht selten erfolgt; vergl. Anmerk. V.

Doch nicht nur dieß Forterhalten von Germanen, sondern selbst deren frühere Bewohnung des Osten Deutschlands, wird von Manchen abgelängnet; und während mehrere Forscher dieselben wenigstens bis an die Oder, obwohl mit slawischen Nationen untermischt, zulassen, so wird von Anderen das östliche Deutschland einzig und allein, bis zur Elbe und Saale, und selbst darüber hinaus, den Slawen zum alleinigen Ursitze angewiesen und den zahlreichen germanischen Völkerschaften, nur zwischen der Elbe und dem Rhelne, eine ziemlich zusammengedrängte Heimath zugestanden. Solche Ansichten müssen zurückgewiesen werden, da bis jetzt noch kein genügender Beweis geführt seyn möchte, daß Slawen die ersten Bewohner der Gegend zwischen der Elbe und Oder waren. Vergl. Anmerk. VI. mit Hinweisung auf eine Preis-Beantwortung und die Werke von Schaffarik ꝛc., welche dieß Verhältniß näher beleuchten. Zahlreiche der geachtetsten und scharfsinnigsten deutschen und slawischen Geschichtsforscher, auf klassischen und anderen Quellen, wie auf entdeckten Alterthümern, sprachlichen und ethnographischen Gründen fußend, haben längst die Behauptung aufgestellt und auch festgehalten, daß die Germanen bis in die Weichselgegend verbreitet, und im Osten Deutschlands die herrschende Nation waren, wenn auch einzelne slawische und keltische Stämme in den Odergegenden mit eingemischt seyn mochten. Diese von Slawomanen wohl angefochtene, aber noch nicht widerlegte Behauptung wird

daher vor jezt noch anzunehmen seyn, so wie die, daß erst dann, als deutsche Nationen, zur Zeit der Völkerwanderung (im 3.—5. Jahrh.) jene ostdeutschen Gegenden verließen und sich süd- und westlichere Wohnsitze erkämpften, slawische Nationen, schon in der Weichsel- und Karpathen-Gegend wohnend, in deren sehr entvölkerte Heimath nachrückten, die Elbe aber wohl erst überschritten, als das thüringische Königreich gefallen war, das sich ohne Zweifel bis zu jenem Flusse erstreckte. Wie die damalige geographische Verbreitung der Nationen im östlichen Deutschlande zu vermuthen seyn möchte, ist in folgendem kurzen Ueberblicke erwähnt.

Hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Hochebene Asiens, der Gebirgszug des Himalaya (Schneewohnung nach dem Sanskrit) und besonders dessen nördliche Gebirgskette, der Hindukusch (das indische Gebirge) als die Wiege der Menschheit, wenigstens der europäisch-asiatischen Volksstämme anzunehmen ist. Sprache, Sitten und Sagen, wie Religionsansichten und selbst die Thier- und Pflanzen-Verbreitung weisen (nach Ritters, Links ꝛc. Resultaten) auf jene Heimath hin, von wo aus das Menschengeschlecht sich muthmaßlich in drei verschiedenen Strömen verbreitete; nach Osten der mongalische, nach Südwesten der semitische (die hebräischen, arabischen ꝛc. Nationen), nach Süden und Westen der indisch-europäische Menschenstamm. Des letztern ist insofern hier besonders zu denken, als er sich durch physische Bildung, wie Sitten- und Sprach-Verwandtschaft von anderen charakteristisch auszeichnet, daher auch zahlreiche Worte und Wortformen allen seinen Nationen ureigenthümlich zuzusprechen sind; dieß Verhältniß wird zumal von Denen völlig verkannt, welche wähnen, daß jedes Wort einer andern Sprache, welches irgend eine Lautverwandtschaft mit einem ihrer Nationalsprache besitzt, auch unbedingt von dieser erst zu jener gelangt seyn müssen. Doch fast alle gewöhnlichen Naturerscheinungen und Producte, alle einfachen Lebensverhältnisse, die selbst der wenig kultivirte Mensch beachtet, erhielten schon in frühester Urzeit ihre zum Theil der Natur der Sache nachgeahmten Benennungen, die von dem Urvolke auf die davon nach und nach getrennten Nationen überkamen, nur aber von jeder, nach dem in ihren späteren getrennteren Wohnsitzen besonders ausgebildeten Sprachidiom, mehr und mehr umgeändert wurden. Weit näher als jezt war unbezweifelt noch vor etwa zwei Jahrtausenden die deutsche und slawische Sprache sich verwandt, noch mehr mochte sich damals die deutsche und keltische gleichen, und um so schwieriger erscheint es, Berg-, Fluß- und Orts-Namen der einen oder der andern dieser Nationen zuzusprechen, wofern sie nicht auch in deren eigenthümlichen (rein-german., rein-slaw. ꝛc.) Landen vorkommen.

Jene stamm- und sprachverwandten Nationen sind bekanntlich: 1) die Inder und 2) Perser, welche beide in der süd- und westlichen Nähe der muthmaßlichen frühesten Heimath verblieben, wogegen die übrigen, nach Europa sich wendenden, wie Ritter sehr anschaulich macht, am Kauk-Asos (muthmaßlich dem As- oder Götter-Gebirge) noch kürzere oder längere Zeit verweilten, — wie denn auch aus dessen Umgegend später immer neue Völker auf dem Schauplatze der Geschichte aufgetreten sind. Ferner: 3) der wohl (südlich des schwarzen Meeres und über die Meerenge bei Constantinopel) zuerst nach Europa vorgedrungene griechisch-romanische (der sogenannte thrakische) Stamm, welcher das frühere Griechenland und dessen Gränzländer, so wie Italien bevölkerte und

Digitized by Google

von da aus nach den Pyrenäen-Ländern, nach Frankreich und selbst England eindrang, auch die Donau- und Rhein-Gegenden in Besitz nahm. Darauf nach der Reihefolge ihrer Sitze von Westen nach Osten: 4) der keltische Stamm, welcher (als Gallier, Walen, Kymern) die Donau- u. Rhein-Gegenden, Frankreich und England bevölkerte; 5) der germanische Stamm in seinen Haupttheilen, den nordgermanischen oder nordischen, der sich über die 3 scandinavischen Reiche verbreitete und den süd-germanischen, oder deutschen, teutonischen, welcher das Herz von Europa einnahm; 6) der meist in dessen südöstlichen Ländern verbliebene slawische Stamm nach seinen 2 Hauptzweigen, dem östlichen mit den Russen, Serben, krainischen Winden ꝛc., und dem westlichen, mit den Polen, Böhmen, lausitz. Wenden, ausgestorbenen Nordslawen (den Pommern, Polaben ꝛc.); den Litthauern ꝛc., wie weiterhin noch zu erwähnen. Endlich 7) der finnisch-tschudische, wozu, außer den Finnen (von den Slawen Tschud, Fremde, genannt, ohne Zweifel die Scythen der Alten), wozu auch die Hunnen und die späteren Ungarn oder Magyaren (Madscharen gespr.), die Esten, so wie die Lappen, Tscheremissen und andere kleine ver-rußte (mit den Russen verschmolzene und zu solchen gewordene) Nationen im europäisch-asiatischen Rußland gehören, und welcher Stamm wohl zeitiger als die Slawen seine Richtung nach dem nordöstlichen Europa nahm und von manchem Forscher mit dem keltischen Stamme für nahe verwandt, sogar als ein und derselbe gehalten wird. Manche nehmen aber auch noch einen besondern Volksstamm, die Iberier, an, der noch vor den Kelten einzog und, mit diesen vereinigt, besonders Spanien und Portugal bevölkerte (als Cantabrier, Basken ꝛc.); doch sehr zweifelhaft, wie denn überhaupt in Hinsicht der Verwandtschaft dieser Völker und ihrer einzelnen Nationen, deren früheren Wanderungen und Sitze, eine große Meinungsverschiedenheit herrscht, die jedoch hier unbeachtet bleiben muß.

Auf dem Schauplatze der deutschen Geschichte erscheinen zuerst keltische Nationen in der Donaugegend, von wo aus sie auch, etwa 4 Jahrhunderte vor Christi Geburt, als Bojen, das nach ihnen noch benannte Böhmen besetzten, so wie, was auch von Schaffarik und anderen scharfsinnigen Forschern bestätigt wird, Colonieen nach Schlesien sandten, aus welchem Lande sie wahrscheinlich bei der Völkerwanderung mit den dasigen germanischen Nationen abzogen, wogegen sie ungefähr zu Christi Zeit, aus Böhmen durch die germanischen Marcomannen verdrängt wurden, zum Theil mit diesen verschmelzen, aber auch wohl theilweise sich noch forterhalten mochten. In Mähren saßen keltische Gothinen, und es ist selbst möglich, daß auch in sächsischen Gegenden sich Keltenstämme mitten unter germanischen Nationen befanden, wohin sie aus Schlesien, wie aus Böhmen, ja doch leicht gelangen konnten. Daher sind auch in allen diesen Landstrichen keltische Alterthümer zu vermuthen, ebenso aber auch römische, welche hauptsächlich als Beute oder im Tausche dahin gelangten, besonders durch römische Handelscolonieen und von der Donau aus bis nach der Ostsee anzunehmende römische Handelswege, so wie die Römer auch mit den Markomannen, Hermunduren ꝛc. in öfterm Verkehre standen. So bekannt der Aufenthalt der Kelten in den Donau- und Rhein-Gegenden ist, so zweifelhaft erscheint es, ob sie einst, wie Manche wegen zahlreicher Steingräben ꝛc. vermuthen, die Ostseeländer bewohnten, oder sogar scandinavische Gegenden, als vor-germanische Bewohner derselben.

Die ebenfalls zahlreiche Jahrhunderte vor Christi Geburt anzunehmende Einwanderung, so wie die erste Verbreitung der Germanen in Deutschland ist sehr in Dunkel gehüllt und öfters müssen Vermuthungen gnügen. Neben

jenen Markomannen werden, am Riesengebirge böhmischer Seits, die german. Korkonten angenommen, die man auch für eine keltische, sogar für eine slawische Nation halten will und deren schon S. 21. gedacht ward. Oestlich davon, in Mähren, wohnten die Quaden, im Westen jener, am Fichtelgebirge, im nördlichen Bayern und Voigtlande, die Varisker (oder Marisken). Neben ihnen das berühmte Volk der Hermunduren, allgemein in Thüringen und selbst auch bis an die Oberelbe in Sachsen und nach Böhmen angenommen, da sie, als an deren Quellen wohnend, genannt sind; ebenso an der Donau, was aber nur ausgewanderten jungen Kriegern ihrer Nation gelten möchte. In die jetzigen sächsischen Gegenden (nach Ptolemäus an den Sudeten, wozu auch das Erzgebirge gehörte) werden aber noch die Theurio-chämen (Theurò-heimen) versetzt, muthmaßlich eine zu jenen gehörige Nation, und beide auf Duren, Bergbewohner, deutend, so wie andere kleinere Nationen, die Elbini, Mogelinen, Coldini, Butonen, Zumi, Banochämen ꝛc., wovon nur der letztere Name (? Bojenheimer) auf böhmische Bewohnung, vielleicht am Gebirge, und auf Reste der Bojen zu deuten ist. Den Hermunduren westlich saßen die Catten, die späteren Hessen; nördlich von ihnen, um den Harz und bis zur Elbe, die Cherusker; diesen nördlich am linken Elbufer die Longobarden; weiterhin die Angeln ꝛc. Rechts der Elbe, zwischen dieser, der Spree und Havel, die Semnonen, das Hauptvolk der Sueven, unter denen meist alle germanische Nationen des östlichen Deutschlands und nördlich von Böhmen und Mähren begriffen waren, daher auch die lygisch-vandalischen in Schlesien. In ihrem Lande befand sich der allen 100 suevischen Gauen gemeinschaftliche heilige Hayn, dessen muthmaßliche Lage in der waldigen Elsterniederung, in der Gegend von Schlieben mit zahlreichen Alterthümern, wie ihre Gränze, wahrscheinlich bis zum jetzigen Sachsen, später besprochen werden soll. In der Lausitz wird von Manchen ein Urſitz der Wenden vermuthet, doch mangelt aller Grund und mit gleichem Rechte kann er als ein solcher einer germanischen Nation gelten, von denen, nach klassischen Stellen, die Marsinger auf die Nieder-Lausitz zu fallen scheinen (von Mars, Marsch, Sumpf, wovon auch diese Provinz muthmaßlich ihren spätern Namen erhielt, vom wendischen luże, Sumpf; obwohl auch ein altdeutsches Lug, Loh, sumpfige Wiese oder Wald, darauf und zugleich auf die german. Lygier gedeutet wird, deren Name, obschon auf anderer Gegend haftend, doch leicht bis nach Schlesien verbreitet ward, dann vielleicht auf die später in dessen Bezirk erscheinenden polnisch-slawischen Ljachen überging, bis er nachher mit dem von Polen (als Flächenbewohner von pole, Ebene, Feld) vertauscht ward. Auf die Ober-Lausitz scheinen die Silinger zu kommen, die vielleicht auch einen Theil von Schlesien einnahmen (weshalb man dessen Namen davon ableiten will, der im Volksdialecte noch Schlesingen heißt), später aber mit den Vandalen nach Spanien zogen und dort mächtige Reiche gründeten. Auch Astinger werden in derselben lausitz. Gegend genannt, jedoch nur auf eine vandalische Herrscherfamilie bezogen. Schlesien bewohnten, außer keltischen Colonieen, lygisch-vandalische Nationen, unter denen auch einige vorgeschobene slawische vermuthet werden. Ihre Sitze beruhen fast nur auf willkührlichen Annahmen, indem man neuere Ortsnamen u. Alterthümer darauf zu beziehen sucht; so z. B. die Burier nordöstlich, die lygischen Elisier im Oels'schen und um Breslau, die Didunen, nordwestlich um Liegnitz und Sagan (von denen der slaw. Bezirksname Diedesa abgeleitet wird, als Didunensitz); die Omaner nach der Weichsel und Warthe zu; dort wohl auch die Arier und die Natharwalen mit ihrem von Tacitus beschriebenen räthselhaften Götterpaare Alcis. Nördlich die Manimer, die Bur-

gunder, nordöstlich dieser die Helveconen, nordwestlich davon die Rügier, welche muthmaßlich zugleich die Insel Rügen bewohnten, bis die Slawen dieselbe, als slaw. Rügier oder Ranen, in Besitz nahmen. In der Karpathen-, wie in der Weichsel-Gegend wohnten seit frühester Zeit Slawen, jedoch in dieser letzteren nach Osten zu verdrängt, durch die aus Gothland in Scanzia (Schweden) einige Jahrhunderte vor Christo nach den Ostseeküsten übergeschifften Gothen, Guthonen, welche an der Weichselmündung Gothoscanzia, das spätere Gedania, slaw. Gdanks, Danzig, gründeten, zum Theil schon im 2. Jahrh. südlich zogen und sich in Ost- und West-Gothen trennten, worauf die Slawen wiederum deren Sitz einnahmen. Sowohl durch die Kämpfe der germanischen Stämme unter sich, als die siegreichen mit den Römern und durch das Eindringen asiatischer Horden (zumal der Hunnen, den Nachkommen tschudischer Stämme am Ural, unter dem 450 bei Chalons in Frankreich besiegten Attila) entstand eine allgemeine Völker-Aufregung und Bewegung und die Sucht nach Eroberung von neuen, geräumigeren südlichern Wohnsitzen, wozu sie besonders der Fall des Römerreiches und daher auch dessen Nebenbesitzungen in Deutschland, Frankreich ꝛc. verlockte. Zumal die ostdeutschen Nationen unserer Gegend, die suevischen, suchten sich, während die Slawen in die von ihnen verlassene Heimath immer weiter und später bis an die Elbe vorrückten, zum Theil auch wohl vordrängten, neue Wohnplätze in Süden und Westen. So z. B. außer den schon erwähnten Silingern ꝛc. in Spanien, auch in Süddeutschland die Sueven (Schwaben), Allemannier, Burgunder; in Italien, wo die Longobarden, Markomannen, Ostgothen ꝛc. (476) dem alten römischen Kaiserreiche ein Ende machten, schon geschwächt durch seine Theilung, im J. 395, in das occidentalische, zu Rom, und das orientalische, 1453 von den Türken vernichtete byzantinische, zu Constantinopel.

Neue, früher nicht oder wenig genannte Nationen tauchten auf und gründeten neue Reiche, wie z. B. die Sachsen und Angeln 449 in England, die Franken im belgischen Gallien, 429 unter Chlodewig, welche das römische Frankreich eroberten und, später, unter Karl dem Großen, sich fast ganz Deutschland unterworfen. Manche Nationen verblieben in ihren früheren Gegenden, so die Catten, als Hessen, die Hermunduren in Thüringen, wo, gegen 427 (von einem sehr bezweifelten Merwich) ein thüringisches Königreich gegründet wurde. Von kurzem Bestande, ging es schon zu des König Basinus Nachfolger, Herminfried, Zeit unter, herbeigeführt durch die verbrecherischen Ränke der im J. 500 mit ihm vermählten herrschsüchtigen Amalaberga — einer ostgothischen christlichen Prinzessin, der Schwestertochter des berühmten zu Verona (oder Bern auf gälisch) residirenden Ostgothen-Königs Theodorich (der Dietrich von Bern, Berndietrich, der Volkssage). Von dem Frankenkönige Theoderich und seinem Bruder, Chlotar, ward jener 537 besiegt, das südlichere Thüringen mit dem dazu gehörigen Nordbayern in eine fränkische Grafschaft verwandelt, ein Theil aber (nördlich der Unstrut und Wipper) den Sachsen für geleistete Kriegshülfe überwiesen.

Wichtig in der damaligen sächsischen Geschichte erscheinen auch die Hunnen, welche von der Donau aus öfters in die Elb- und thüringischen Gegenden einfielen und längere Zeit verweilten. Im J. 561 wurde ein solcher Hunnenstamm, die Avaren, unter ihrem Chan Bajan, von dem zugleich über Thüringen herrschenden Frankenkönig Siegbert geschlagen und zwar, nach der Chronik Pauls, Warnefrieds Sohn, an der Elbe in Thüringen. — Dennoch müssen sie die benachbarten Gegenden nicht weit verlassen haben, denn 567

Digitized by Google

brachen sie wiederum ein, zogen aber nach einem Vergleiche und erhaltenen Geschenken wieder ab; der Weg von der Donau aus in diese fruchtbaren Länder war einmal gefunden und ward oft vom Neuen betreten. Im J. 595 ward Thüringen abermals von ihnen heimgesucht, doch brachten die fränkische Königin Brunhilde und ihre Enkel sie durch Geld ebenfalls zum Rückzuge. Wahrscheinlich erfolgte dieser wiederum nur bis zu einem benachbarten Slawenstamme, so daß sie in den Elb- oder doch benachbarten Gegenden verblieben, weshalb bereits oben auch in diesen vorhandene hunnische Alterthümer vermuthet wurden, wozu vielleicht manche besonders geformten Waffen, Schanzen ꝛc. gehören könnten. Es ist ferner bekannt, daß sie damals ein mächtiges hunnisch-avarisches Reich im Osten Deutschlands bildeten, sich die Slawen der Gegend (Böhmen und Wenden) zinspflichtig unterworfen hatten, sich mit ihnen vermischten und ihre Geißel wurden, bis die letzteren sich unter Samo's Anführung (623) gegen sie empörten und sie in die Flucht schlugen, worauf mit diesem ein mächtiges Slawenreich begann. Und dieselben hunnischen Völker waren es, welche später Deutschland von der Donau aus vom Neuen beunruhigten, auch die sächsischen Gegenden heimsuchten und endlich durch Heinrich I. bei Keuschberg unfern Merseburg völlig geschlagen wurden, wie die Geschichte es näher erzählt.

Nach dem Falle des thüringischen Königreiches saßen slawische Nationen ohne Zweifel schon an der Elbe und drangen, wahrscheinlich unter fränkischen, über Thüringen herrschenden Grafen oder Herzogen von wenig Thatkraft, bis zur Saale vor; in dem von ihnen besetzten Ostdeutschlande sind jedoch auch verbliebene Ueberreste von Germanen zu vermuthen, wie dieß schon oben angenommen wurde. Nationen, wie die alten Deutschen, mit schon verhältnißmäßig hoher Cultur, deren bereits Bd. I. gedacht ward, sind nicht mit den asiatischen Horden und amerikanischen Wilden zu vergleichen, die sammt und sonders mit Sack und Pack aus dem Lande ziehen und sich neue Weideplätze für ihr Vieh aufsuchen. Es war vielmehr nur der jüngere, kampf- und beute-lustige Theil der Nationen, welcher, zugleich nach einem wärmern, bequemern Wohnorte strebend, sich unter muthigen Anführern versammelte und, unter Theilnahme an der Beute, deren Gefolge, die Heergenossenschaft, bildete; — eine schon früher bestandene und später noch lange fortdauernde Einrichtung, wovon sich selbst noch in dem mittelalterlichen Söldnerwesen eine Aehnlichkeit erhielt. Und wenn auch bebende Weiber und Kinder solchen Heereszügen folgten, so doch nicht das ganze Volk, nicht der bequeme, lieber Ackerbau und andere gewerbliche Nahrung treibende, die liebgewonnene Heimath gern auch ferner benutzende Theil; nicht die Alten und Kranken, die Masse der Weiber, Kinder und Knechte mit Schiff und Geschirr, Vieh und Geräthe. Obwohl längst vorher die Elbgegend schon von Slawen besetzt war, setzte dennoch im J. 568 noch ein suevischer (wahrscheinlich ein Semnonenstamm) vom rechten Elbufer auf das linke und gründete dort, in der Gegend von Anhalt, Mannsfeld und Halberstadt, den Schwabengau, der sich später noch durch manche eigenthümliche Sitten und Rechte vor anderen auszeichnete; man nannte sie Nord-Schwaben, zum Unterschiede der nach Süd-Deutschland gezogenen Sueven (Schwaben). Als eine erobernde, fremde Völker unterjochende, kriegerische Nation sind jene westlichen Slavenstämme nicht bekannt, wenn sie auch die Waffen oft gut zu führen wußten, galt es ihr Land zu vertheidigen und sich gegen Bedrückung zu schützen. Es fand vielmehr im Allgemeinen ein mehr friedliches Einrücken der Slawen statt, während die verbliebenen Deutschen mit ihnen verschmolzen oder sich vielleicht auch in einzelnen Gegenden in einem mehr freien und gesonderten Ver-

hältnisse, obwohl immer unter slawischer Oberherrschaft forterhielten. Während die eingewanderten slawischen Stämme später genauer genannt werden sollen, sey nur vorläufig bemerkt, daß die einstigen Sitze der Markomannen von den Czechen, auf welche der keltische Landesname (Bojenheim, später noch oft Böheim genannt) Böhmen, überging, eingenommen wurde, so wie die der Gothen und lygisch-vandalischen Nationen in Polen und Schlesien von den Lechen, Ljachen, von denen die schlesischen sich Slesozi, Slezasy nannten. Der große Stamm der Sorben nahm die westlichere Gegend in Beschlag und zwar die Sitze der Semnonen zwischen Spree, Havel und Elbe, als Heveller (Havelanwohner) und andere kleine Nationen, die der Hermundurer oder Teuriochämen ꝛc. zwischen der Elbe und Saale, als das eigentliche Sorbenreich, Sirbia (mit zahlreichen einzelnen Stämmen, den Siuslern, Colodiziern, Daleminziern ꝛc.), dagegen die Oberlausitz als Milziener, und Niederlausitz als Lusitzer, auf welche beide letztere besonders der Name Wenden überging, daher noch deren Doppelname Sorben-Wenden. Ebenso wurde das nördliche Deutschland fast bis zur untern Elbe von den Nordslawen, den Lutiziern, Wilzen, Wagriern, Polaben (Elbanwohnern) ꝛc. besetzt. Auch über die Saale hinaus im Thüringischen und selbst im Fränkischen (wie über Böhmen hinaus im Baierischen und über die Mittelelbe, im Halberstädtischen ꝛc.) gab es einzelne, von Slawen bewohnte und von ihnen slawisch, oder auch nach ihnen deutsch (z. B. Wendenhausen ꝛc.) benannte Orte, theils als gezwungene, als Gefangenen-Colonieen, theils freiwillige, und zwar in entvölkerten oder von Deutschen nicht gern beurbarten Landstrichen. Und so erblicken wir ungefähr vom Ende des 6. Jahrhunderts an den Osten und Norden Deutschlands von slawischen Nationen bevölkert, bis dieselben mehrere Jahrhunderte später von Karl dem Großen — zu dessen Zeit die frühere Ausdehnung Deutschlands bis zur Weichsel noch nicht vergessen war, — obwohl mit geringem Nachhalte bekriegt und besiegt, dagegen wiederum zwei Jahrhunderte später mit desto dauerndem Erfolge von den Neudeutschen unterworfen wurden, bis auf einige, jedoch immer auch durch deutsche Regierung und Cultur beherrschte slawische Stämme, so daß Deutschlands Gränze, nach Osten zu, wiederum dieselbe ist, wie sie vor ungefähr zwei Jahrtausenden bestand.

Jener Annahme (Seite 71.) gemäß, daß nehmlich das östliche Deutschland von germanischen und zum Theil keltischen Nationen bis in die Weichselgegend bewohnt war, werden auch noch erhaltene örtliche Namen gleichen Ursprungs zu vermuthen seyn. Berge, Flüsse und andere bedeutende und besonders auffallende Oertlichkeiten wurden gewöhnlich schon von den ersten Anwohnern benannt und, wenigstens die Namen der bedeutendsten derselben, erhielten sich auch bei den nachfolgenden Völkern; sie gingen von Nation zu Nation über, obschon mundgerecht verändert. Während S. 21. schon einiger Gebirgsnamen gedacht ward, sind in der Anmerkung VII. Flußnamen hiesiger Gegend zu erläutern gesucht worden, wovon sich mehrere mit Gewißheit, andere mit vieler Wahrscheinlichkeit als germanische oder keltisch ergeben, die sich während der Slawenherrschaft und selbst bis jetzt erhielten, so z. B. Elbe, Eger, Saale, Mulde, Elster, Spree, Oder, Bober, Zacken, Queis u. and. m. Schwieriger erscheint das Aufsuchen und Erläutern germanischer und keltischer Ortsnamen, von denen dagegen später und dann

zugleich von den, ein weitergiebigeres Feld darbietenden ſlawiſchen, noch die Rede ſein wird. Doch auch hierbei, wie bei anderen §. §., möge man nicht etwa, wie nicht ſelten geſchieht, es für ein Todtverbrechen halten, wenn hier und da vielleicht mehr zu Gunſten der Germanen, Kelten oder der Slawen geſprochen, oder Einiges anders zu deuten verſucht wurde, als es manches Leſers Meinung ſein möchte. Es ſind Anſichten und Vermuthungen, die, bei ſo ſchwierigen Gegenſtänden, wofür es oft ebenſo viele, auf ſchwankendem Boden ſtehende Gründe, Muthmaßungen, Wahrſcheinlichkeiten giebt, als dagegen, ſtets ſehr abweichend ſein werden, nach Nationalität, wie Bildungsſtufe und beſonderer Studienrichtung der Forſcher u. dergl. m. Sie ſollen aber eben ſo gern, als aufgeſtellt, dann zurückgenommen werden, wofern augenſcheinlich Richtigeres dargeboten wird, was die Kritik als ſolches anerkennt.

Im weitern Verfolge jener Anſichten, nicht nur von der germaniſchen Bewohnung des Oſten Deutſchlands vor der Slawenherrſchaft und ihrer theilweiſen Forterhaltung in einzelnen, beſonders dazu geeigneten Wohnplätzen unter der letztern, wie hier vermuthet wird — während man die das Gegentheil Annehmenden gern bei ihrer Meinung läßt — iſt noch der Einwirkung der Germanen auf ſlawiſche Bildung zu gedenken. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß unterdrückte Nationen, bei höherer Cultur, als die über ſie herrſchende beſitzt, auf dieſe ſtets einen bildenden Einfluß äußert; dieß wird auch bei jenem Verhältniſſe eingetreten ſeyn. Daß die Slawen von den Germanen, deren beider Sprachen in früherer Zeit ſich wohl näher ſtanden, ſchon damals manche Worte in die ihrige aufnahmen, iſt ebenſo unbezweifelt, als daß in der letztern Sprachidiom, wofern es bei deren Verſchmelzen nicht unterging, ſondern bei forterhaltenen Ueberreſten ſich erhielt, viel Slawiſches übergehen mußte, ebenſo wie es mit dem Neudeutſchen in den eroberten Slawenländern erfolgte. Nicht minder iſt zuzugeben, daß die Germanen von den Slawen manche dieſen beſonders eigenthümliche Kenntniſſe und Erfahrungen annahmen; allein die von den erſteren auf letztere übergegangene Bildung möchte als bedeutender und einflußreicher anzuerkennen ſeyn. Der den Germanen beiwohnende freie und kräftige Geiſt, ihr eigenthümlicher politiſcher und Gerechtigkeits-Sinn, wie ihr häufiger Verkehr mit den höher gebildeten Kelten, und zumal mit den Römern, hatte ſie zeitig zu einer verhältnißmäßig ſchon hohen Bildung geführt, wogegen über die der Slawen alle Quellen ſchweigen, wie dieß bereits B. I. S. 67. zu erläutern geſucht wurde. Durch Erhöhung der eigenen Bildung, mittelſt theilweiſer Annahme germaniſcher Einrichtungen, Sitten und Anſichten, wie gewerblicher Fertigkeiten, mußten die Slawen des öſtlichen Deutſchlands, die Weſtſlawen, beſonders die Czechen, Sorben ꝛc. ebenfalls zu einer weit höhern Culturſtufe gelangen, als ihre öſtlichen Stammgenoſſen, und der hohe Unterſchied zwiſchen

beiden noch in jetziger Zeit, schreibt sie unbezweifelt zum großen Theile schon aus der damaligen Zeit her. Dadurch aber erfolgte eine Germanisirung derselben; sie wurden zu germanisirten Slawen. Daher kommt es auch, daß die muthmaßlichen Alterthümer des slawischen Ostdeutschlands, die verbliebenen Waffen und Geräthe, (selbst manche Sitten und Sagen,) sich den germanischen wohl so nähern, daß sie meist schwer von einander zu unterscheiden sind. Und dieserhalb möchte es nöthig werden, in diesen Ländern eine besondere Abtheilung derselben, nehmlich slawisch-deutsche, (slawo-germanische) Alterthümer anzunehmen, welche jedoch im Allgemeinen vielleicht mehr für germanisch, als slawisch zu halten seyn würden, weil nicht nur von jenen forterhaltenen Germanen die Leistungen selbst erfolgt, sondern auch von denselben die Slawen darin nach germanischer Sitte unterrichtet seyn konnten. Ebenso benutzten letztere wohl meist die früheren Opferfelsen und festen Plätze der ersteren, wie solche überhaupt von einer Nation an die nachfolgende übergingen und dabei auch manche religiöse und andere Sitte und Sage.

Eine zweite und völlige Germanisirung der Westslawen erfolgte durch die Neudeutschen, nachdem sie die Elbslawen im 10. Jahrhunderte in Abhängigkeit gebracht hatten und ihre Siege immer weiter verfolgten. Nur die Nationen slawischen Stammes erhielten sich in politischer Selbstständigkeit, welche zeitig durch Annahme des Christenthumes und eingegangene Verbindungen mit den deutschen Fürsten, den Ursachen weiterer Verfolgung begegneten; daher bestanden die Böhmen, Polen, Meckleuburger ꝛc. politisch fort, während alle andere slawische Nationen von der Elbe bis in die Oder- und Weichsel-Gegend der deutschen Oberherrschaft verfielen und, nach und nach völlig germanisirt, zu Deutschen umgebildet wurden. Doch auch jene erlagen dem Einflusse der deutschen Cultur mehr oder weniger; und wenn sich auch, außer den Polen, die Böhmen und Mähren und ein kleiner Theil der polnischen Schlesier und wendischen Lausitzer noch bisher ihre slawischen Sprache, wie einzelne alte Sitten bewahrten, so hat dennoch deutsche Oberherrschaft und politische, wie kirchliche Einrichtung, und die stete Verbindung mit Deutschen, sie dem Slawenthum sehr abgewendet, das in seiner frühern Rohheit und Stärke zum Theil nur noch in Rußland und dem von ihm unterjochten Polen, Serbien ꝛc. herrscht. Durch jene erste Germanisirung und vielleicht zugleich das vermuthete Forterhalten von Deutschen unter den Slawen wird sich die merkwürdige Erscheinung am besten erklären lassen, daß die neuere Germanisirung der Slawenländer so schnell, und zwar im Allgemeinen ebensoweit nach Osten zu und bis hinter die Oder erfolgen konnte, als Deutschland in frühester Zeit von den germanischen Nationen bevölkert war und welches nicht auf einem bloßen Zufalle, sondern nur auf einem tiefern, und zwar auf jenem Grunde beruhen möchte.

Wenn aber auch die oben angeregte Dialecten-Forſchung in unſeren Gegenden nicht bis auf die germaniſche Bewohnung derſelben zurückgeführt werden könnte, ſo wird es ſchon genügende Ausbeute gewähren, dabei auch nur bis zur Einwanderung der Neudeutſchen vor neun Jahrhunderten zurück zu gehen; ja doch ſchon an ſich eine gnügend lange Zeit. Sie wird aber auch, ohne Rückſicht auf die dadurch zu vervollſtändigende Bildungsgeſchichte der Bewohner, der deutſchen Sprache an ſich zum Vortheile gereichen, indem dadurch der Schriftſprache manche bereits vergeſſene, aber noch kräftige und ſchätzbare, den Gegenſtand genauer als andere, bezeichnende Worte und Formen wiederum gewonnen werden könnten, die in der Volksſprache vielleicht noch in einer ſeltnen Lebendigkeit und Friſche dargeboten werden. — Ein dritter Vortheil wird ſich für die Volkspoeſie ergeben. Ebenſo wie alte Volkslieder eingeſammelt und der Nachwelt aufbewahrt werden ſollten, da ſie Geiſt und Charakter, Sitten und Glauben der Vorfahren oft deutlicher zeigen, als andere vorhandene Schilderungen: ſo wird andrerſeits für zugleich neue zeitgemäße Volkslieder eben durch jene genauere Kunde der Mundarten mit deſto beſſerm Erfolge geſorgt werden können. Es wäre ein ebenſo unrechtes Benehmen, es zu tadeln oder ſpöttiſch zu belächeln, wenn der Land- und der Gewerbs-Mann ſeinen National-Dialect ſpricht, ſelbſt wenn dieſer dem gebildetern Ohre nicht harmoniſch genug klänge, als ein unfruchtbares, mit aller Macht dahin zu wirken, daß ſich ein Jeder im Volke des Hochdeutſchen befleißigen ſollte, denn jener Dialect iſt mit der Landesnatur und Lebensweiſe verſchwiſtert. In ihm ſpricht ſich das Volk mit vollem Herzen aus und es nimmt ſeine Töne wiederum ebenſo gern und fröhlich auf. Daher dient das Volkslied in nationeller Mundart ſo kräftig zur Erheiterung des Gemüthes, zugleich aber auch zur Förderung ſittlicher und äſthetiſcher Bildung, eben weil es mehr in das Volk dringt, mehr benutzt und bedacht wird, als die trefflichſten Bücher; durch ſie läßt ſich ein edler poetiſcher Sinn ins Volk verbreiten, der ſo höchſt günſtig auf das Lebensglück des Einzelnen einwirkt. Sie müſſen aber auch, um in das Volk einzudringen, von ihm mit Wohlgefallen geleſen und geſungen zu werden, im ächt volksthümlichen Geiſte gedichtet, wie in wahrhaft volksthümlicher, obſchon möglichſt veredelter Provinzial-Mundart niedergeſchrieben werden; dazu aber iſt unbedingt erforderlich jene Erforſchung der eben üblichen Mundarten der Provinz, wofür ſie beſtimmt ſind. In neueſter Zeit iſt bereits ein rühmlicher Eifer dafür erwacht und ſo manche Leiſtungen berechtigen zu der erfreulichen Hoffnung, den nationellen Volksgeſang von Neuem beliebt und zu immer veredelter, ſittlicherer Geſtaltung erhoben zu ſehen.

Noch häufig iſt der falſche Wahn verbreitet, als ſey das Hochdeutſche der eigentliche Grund-Dialect, jeder andere davon erſt abgewichen und unrein geworden, während doch die Volks-Dialecte die urſprünglichen waren

und ersteres nur aus ihnen entnommen und verschmolzen ward; Manches davon auch nur am Studiertische erdacht und dadurch weniger volksthümlich und zweckmäßig, als das in jenen seit früher Zeit fortgepflanzte Gleichbedeutende. Doch auch der Volksgesang im Hochdeutschen bedarf der möglichsten Begünstigung wegen so Zahlreicher, welche in mittleren und niederen Ständen es zeitgemäß sprechen wollen; zumal für die Gegenden, wo der Volks-Dialect ihm besonders grammatisch nahe steht, da er die Hauptgrundlage dazu darbot, und, obwohl rauher, dunkler, kürzer gesprochen, dennoch fast derselbe (nur unreiner) erscheint, sich daher leicht zu jenem völlig ausbilden kann, wie z. B. mancher mitteldeutsche Dialect (der meißnische, leipziger ꝛc.), die eben wegen dieser nahen, jedoch nicht völligen Uebereinstimmung weniger ansprechen, als entfernte mit mehr abweichenden, oft völlig eigenthümlichen, nationellen Lauten, Worten, Phrasen ꝛc. — Die deutsche Nation hat Dichtung und Gesang seit frühesten Zeiten geliebt; schon Tacitus erwähnt der Kriegsgesänge, und auch in späteren Jahrhunderten lebten die Heldengedichte von Dietrich von Bern, den Niebelungen ꝛc. im Volke; schon Karl der Große ließ, obschon nicht auf uns gekommene, Bardenlieder sammeln. Der mittelalterliche, mehr den höheren Classen eigene Minnegesang (aber nicht blos der Liebe geweiht, sondern auch Anderes in seinen Kreis ziehend) veredelte Form und Wesen und ging dann, als fast innungsmäßig getriebener Meistergesang, auf die niederen Stände über; wobei Hans Sachs nicht ohne Verdienst blieb. In den letzteren drei Jahrhunderten ergötzten zahlreiche Volks- und Soldaten-Lieder die Menge, doch nebenbei wurden auch religiöse Gesänge in der Nationalsprache lieb gewonnen, denn man ergriff mit Freuden die Gelegenheit, auch seine frommen Gefühle in deutscher Sprache und lautem Gesange zu äußern, wozu früher wenig oder nicht Veranlassung gegeben ward, und besonders die interessanten hussitischen Lieder (zum Theil noch erhalten und darunter auch halb deutsche, halb lateinische) die Bahn brachen. In neuester Zeit erscheint es um so mehr als eine dringende Pflicht, — durch eingeleitete Uebung in allen Schulen, wie Gesangvereinen, für mittlere und niedere Stände und in Stadt und Land, und Herausgabe vorsichtig gewählter Liedersammlungen, — den Volksgesang immer vom Neuen zu erwecken und zu pflegen, damit nicht eine einseitige Verstandesbildung und ein nur industrielles Streben jenen hohen Schatz urdeutscher Gemüthlichkeit bei Ernst und Freude verdränge. Sagt doch der biedere Seume: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, ohne Furcht, was man im Lande glaubt! — Weh dem Lande, wo man nicht mehr singet!"

Anmerkung 1. Ueber die schlesische und benachbarte Volkssprache. Meißners Dissertation: Silesia loquens, Wittemb. 1705; Berndt schles. Idiotikon, 1786; sehr beachtungswerth ist: Berndt, die deutsche Sprache im Posenschen, Posn 1820; ferner zahlreiche Aufsätze in den Schles. Provinzial-Blättern, vergl. Thomas schles. Liter. Gesch.; schles. Gedichte in der Volksmundart von Holtei, Hofmann und Viol 1840 u. a. m. — Als oberlaus. Idiotikon, des Görlitz. Rector, Prof. Dr. Antons 13 Programme, enth. die in der Oberlaus. eigenthümlichen Worte ꝛc. 1825—1841, ein sehr schätzbares Unternehmen; Niederlausitz. Idiotismen in Fielitz Wochenblatt ꝛc. Uebrigens Sprachproben (meist Vaterunser) in Adelungs Mithridates, und Vaters Volksmundarten 1816; das Evangelium vom Sämann und verlorenen Sohne in Radlof, Sprache der Germanen 1827; das angekündigte viel versprechende Werk von Dr. Firmenich: Germaniens Völkerstimmen 1842. Ebenso verdient das Streben des kurfürstl. hessischen Geschichtsvereines, durch Bibl. Dr. Bernhardi, eine Sprachkarte Deutschl. zu entwerfen, rühmliche Erwähnung. Die Angabe der Quellen bei jeder Mittheilung muß bei denselben, wie bei anderen §., unterbleiben; nur sey erwähnt, daß deren zahlreiche benutzt wurden und außer Obigen z. B. Büschings Nachrichten I.; Erks Volkslieder für 1841.; Abendzeit. bei dem Krippenliede, so andere Liedersammlung; — d. Lausitz. Magazin 1825, 1832, görl. Wegweiser 1837 und andere provinz. Zeitschr. Ebenso erfolgte gefällige briefliche Unterstützung vom vielverdienten Diac. Pescheck, Past. Flössel, Werner u. anderen lausitzischen Geistlichen; vom hiesigen D. Bauer, Lehrer Liebe ꝛc.; von dem Philologen A. Heinrich in Breslau, des Vorstehers des daßigen eifrig wirksamen und Aufmunterung verdienenden academ. Vereines für Lausitz. Geschichte und Sprache. In Hinsicht der weiterhin folgenden wendisch- und platt-deutschen Dialecte und Sprachproben ꝛc. von den Pastoren Seiler in Lohsa, Wetzke, Gymn. Pfuhl in Budissin, und besonders von dem schon B. I. dankbar gedachten Pastor Brohnisch in Pretzen. — Der Mittellaut zwischen a und o ist meist durch ein mit latein. Lettern gesetztes o (oder a) angedeutet, wobei der Mund erst zum o geöffnet, doch aber nur ein a ausgesprochen wird. Allerdings bedarf es besonders bezeichneter Buchstaben und Doppellaute, um so manches Gleichgeschriebene dennoch verschiedener Dialect-Eigenthümlichkeit nach, richtig zu pronnciren und um so richtiger die feineren Abstufungen der Aussprache verschiedener Gegenden aufzufinden, wie es zu wissenschaftlichen Resultaten erforderlich ist. Doch bei den hier mitgetheilten Proben war dieß nicht ausführbar, die, bei dem hier beabsichtigten Zwecke, auf weitere Beachtung dieses Gegenstandes vorläufig nur hinzuweisen, auch gnügen werden, Zu dem war weder die Druckerei schon mit allen dazu erforderlichen Lettern versehen, noch sind die Sprachforscher über die geeigneten Bezeichnungen einig. Dazu aber bedarf es eines vollständigen und allgemein angenommenen Systems und, was dann ebenso unerläßlich, auch eines feinen Ohres des Beobachters (das ai wird z. B. in Oesterreich auf 5 verschiedene Arten gesprochen), so daß eine Sammlung von verschiedenen Personen gelieferter Proben immer seine Schwierigkeit haben wird, wegen wohl nicht zu vermeidender, abweichender Auffassung und Schreibart; dieß nur erwähnt, damit man die Forderung nicht zu hoch spannen möge.

Nachträglich zu B. I. S. 143. folgt hier ein zweiter Vers des dort mitgetheilten Liedes: „A Tud da hobn wir ausgetrieba ꝛc.“:

„Blümla moncher zweierlein, der lieba Gott wird bei oich sein,
Und wird och bei oich wohna mit der himmlischen Krona.“

Doch können von dem reichlichen Vorrathe, wegen Raummangel nur noch einige wenige Proben hier mitgetheilt werden, so z. B. die ersten 2 Verse eines (von Heinrich erhaltenen) Gedichtes in der Riesengebirgs-Mundart, der Bauer in der Weinschenke zu Breslau (Brassel gesprochen):

Do woar ich letzt mit Kurn zu Brassel und hoa an guda Moarkt gehoat,
Drim ging ich ei doas Wanzagassel, und oaß mich für sechs Greschla soat;
Ich' hoal mich susta wull ei Schranka, doch hoit kumm' ich uf da Gedanka:
Kennst wull amoai zu Wenne gihn, de Soata stihn ja wunderschien.
Doch wie foullt' ich a Weenschenk finda, ei enner sulchen grußen Stoadt?
Doos, ducht' ich, is nich zu dergründa, und doch hot's keene Mich gehoat,
Gleech soite mir der irste beste, doaß Hoiser hätte für Weengäste
A Schuck und wull och mehre noch, a zeigt' mer gleech 'ne Mandel noch ꝛc. ꝛc.

Als Deminutiv iſt in der Oberlauſitz und im Schleſiſchen im Allgemeinen Kindel (auch in erſterer Kindelchen) gebräuchlich, um Breslau Kindle, im Gebirge Kindla, bei Glogau und der polniſchen Gränze Kindaln, an der märkiſchen Gränze Kindang. So auch Oberlauſitz. und Schleſ. Bänkel, in Böhmen Banki, am Rieſengebirge Baukla, die alte Endung ilo, ila ꝛc. Die ſogenannten Kräuter (Gemüſegärtner) um Breslau zeichnen ſich beſonders durch eine eigenthümliche Mundart aus, die auf Einwanderung ihrer Vorfahren aus entfernter Gegend beruhen mag.

In Mähren, wo die deutſche Volksſprache aus dem Schleſiſchen in das Oeſterreichiſche übergeht, ſind beſonders zwei Landſtriche durch rein-deutſche Bewohner und den ſchleſiſchen Gebirgsdialect ähnliche Mundart ausgezeichnet, das Schönhengſter und das Kuh-Ländchen, a. d. ſchleſ.-böhm. Gränze. Meinert gab Volkslieder des Kuhländchens heraus unter dem Titel: Fylgie, 1817, die ſich durch Naivität und Treuherzigkeit und melodiſchen Ton auszeichnen. Die Orte Neutitſchein, Liebau, Wiegſtädtel ꝛc. liegen in dieſem fruchtbaren und wohlhabenden Ländchen, das auch die Wiege der mähriſchen Brüder und daraus hervorgegangenen Herrnhuter iſt. — Eine hübſche Ollmützer Kellnerin erwiederte auf die Frage eines Fremden, ob ſie mit in ſein Land ziehen wolle, wo ſie es beſſer haben würde (nach Kohls Reiſen, wo auch jene Ländchen geſchildert):

„A bei Leibe! i woas nit, i bin halter hier zfrieden! Man kann's auch ſi, wemmer ſie Brod hat. I ſchpeis gut, i ſchloaf nit ſchlacht, gſund bin i ach, in der Früh ſteh i af und ſchaff vüll den ganzen Tag in der Woche. A Fremdes giebt mir wohl hier und da a Batz'rl, und kommt der Sonntag, ruhſt dich aus und machſt dir a Frede für's Geld. Schloafens wohl, meini Herren. Morgen zum Kaffee bring i friſchen Obbes und a Stritzerl dazu; ſchloafens wohl." (Proben aus dem Kuhländchen am Schluſſe dieſes §.)

Weiter nach Oeſterreich hin, nimmt der daſige Dialect mehr und mehr zu mit ſeinem „Schau'n Se; — I Go bowoar! — Was ſchoffen's Eu'r Gnoden? — Geben's mir halt a Toback; — Mir a bolbe Weinerl!" — Auch in Ober-Bayern u. in manchen Strichen von Tyrol ſind die Laute oa, au ꝛc. üblich (dees woaß i g'wiß), wie in anderen Gegenden des oberdeutſchen Sprachgebiets.

Titel von alten Hochzeitgedichten aus der Oberlauſitz in daſiger Mundart: vom Jahre 1721: Herr Kober macht Hurt — And do ha die machte — Wurr erber und ſachte — Von emm, der nich derzu qvom — Doas Lied hiede jurt. — Vom Jahre 1712: Do ſiech dirr Sercher Herre, Herrn Straphins Tuchter noam, — Ann aus der Nubberſchaft Hans Moatz zu Bahlzern qvoam — So redta ſe dirrvo, an wunſchte lang ann dicks — Jnim Bräutgen an dirr Braut vill hungert Soackvüll Glücke. — Vom Jahre 1754: Doa Offkoit Künig nimmt e Weib — Und wirt mit ihr ze ſein e Leib — Doa hoat Jhm arn fer grußen Freden — Doas Blatel hoite wullu beſcheden ꝛc. — Ein ähnliches: Da ſich Haar Megiſter Geyſer, Pfoar ei Penzig och beweibt — Und der Jumpfer Curtzin hoite Leib und Siel un olls verſchreibt — Hott och ſeen Wunſch azu geroaft — A Landmoan aus darr Nubberſchoaft. (Görl. Wegweiſer 1837, und Peſcheck im Lauſ. Mag. 1825, 1832 ꝛc.)

Einige Sileſismen, in Schleſien eigenthümliche, und beſonders am Rieſengebirge, zum Theil aber auch in der ſüdöſtlichen Oberlauſitz gewöhnliche Ausdrücke ſind z. B. deſſa, draußen; eſem, übel geberden; gämlich, verdrüßlich; a Schilg, ein Dutzend; a Puhrſtübla, Stube im obern Stocke; ähmig, ſtumpf; a Förta, eine ſauere Miene, bei Kindern zumal; gehitter, heiter; ſtockrig, ſchlank; verfeega, feig, zaghaft werden; widerſüchtig, ſpröde; drocken, zaudern; ſoimen, zögern; niederträchtig, in manchen Gegenden herablaſſend, populär; Toatſche, weichliches Mädchen; nächten, geſtern Abends; a Brinkla, a Brinkel, ein Wenig; a Eyla, Eyzla, ein Kuß bei Kindern, in der Lauſitz Heitzel, Guſchel, Guſchla in Schleſien; Zoahl, Zagel, Schwanz; zonnen, weinen, in Breslau grämen; Pihlweſe, Bielweiſe, Hexe; Sohn, bresl., Sahne in Dresden, wie in Stuttgard ꝛc. (aber auch Rahm in Sachſen und Rohm, wie in Hamburg, Schmant in Liefland, Schmetten in Gallicien, Mähren

und Oberschlesien, Obers in Oesterreich). Als Lusatismen: anevoll, ganz voll; oderſch, verdrüßlich; ankratzig, leicht verdrüßlich; fider, statt seither; bloßig st. bloß; Drine st. Dirne; dalkig, unausgebacken; Blovölken st. Veilchen; der doiche, dieser da, in Schlesien doihe, öfter. daige; so auch der ficke, fichte, in der südlichen Oberlausitz dieſer, und verbunden: der ficke und der doiche, so viel als: dieser und jener. Maiſſeldrähtig, ungeduldig (vom zu scharf gedrehten, sich leicht kräuselnden Garne hergenommen); falt, damals, dort, oft auch ohne Bedeutung; Scherzel, Schätzel, ein wenig (ein Fider, Biſſen) Brod; schmuck, statt still, friedfertig, von der alten Bedeutung sich schmiegen. Kapſe, Tasche; Jochangel, Wacholder; Kindeleſſen, Taufschmauß; in die Gabe, Gaibe gehen, ähnlich dem: zu Bede gehen, eigentlich bitten gehen, wenn der Schulmeiſter die ihm gefälligen Naturalien einsammelt, und dasſelbe „Bede" wie manche Landesabgaben sonst genannt wurden, da sie ursprünglich von den (vom Landesherrn) erbetenen Abgaben, Hülfssteuern ꝛc. herstammten. Platzbäcker, der nicht zum Verkauf, sondern nur für Privatpersonen das ihm übergebene Mehl backen darf. Thomſen, die Thomasnacht (d. 21. Decbr.) als längſte, in Gesellschaft mit anderen aufbleiben, meist wegen der Weihnachtsarbeiten. Frohtag, der Frauen- oder Lichtmeß-Tag, als Feyer- und Geſinde-Abzugs-Tag. Beiern, vor den hohen Festen, auch bei Begräbniſſen an mehrere Glocken mit dem Klöppel anschlagen, doch nicht dieſe selbſt in Bewegung zu ſetzen, daher in Zittau die Beierleichen. Und so noch einige Tausende Lusatismen, welche es wohl verdienten, nach des würdigen Antons Materialien und Peschecks und Anderer Beiträge, geordnet und abgeleitet ꝛc., neu herausgegeben zu werden. — Eine Eigenthümlichkeit in diesen Gränzgegenden, besonders am Rieſengebirge, iſt die, daß die Perſonennamen oft mit des Vaters vereinigt, verſetzt und zuſammengezogen werden, z. B. Hofma's-Jahnza's-Lieb, d. i. Chriſtian Hofmanns Sohn, Gottlieb; oder daß man den Geſchäftsnamen damit verbindet, z. B. der Köhlerbütter (nehmlich der Büttner K.), oder nach dem Geſchlechte ſich nennt: „ich bih a Liebich", oder „ich bih Liebich's" (nehmlich Sohn). Zahlreichere, so wie niederlauſ. und ſächſiſche Idiotismen vielleicht künftig.

Noch folgen hier einige Sprachproben und zwar das Gleichniß vom Sämanne (da Radloff in ſeiner Sprache der Germanen daſſelbe gewählt hat), zuerſt ſchleſiſche, des Rieſengebirgs-Dialects (um Hirſchberg ꝛc.):

Lucä 8, 5 ff.: 5. 's wur a mol a Sämoan, an dar ging naus, doaß har säte ſeu Soama; an wie har nu a ſu säte, do fuln an a Poar Kirnlan oan a Waig, an die wurn zertrata under oberſt die Vägel undarm Himmel die froaßa ſe. 6. A poar fuln uf Kies an Steen, an kaum doaß ſe an ſe woarn ufgeganga, doh verdurrta ſe, weil ſe, an ſe hotta ken Soaft. 7. An wiederſt a wing, dos ſieln arn mitta nei ei de Dörner, aberſt de Dörner, die ginga mit uf, an erſtickta's. 8. Oberſt Itwoas ful uf a gut Stickla Boden, an doas ging uf, an trug hundertfältge Frucht. An wie a ſu ſproach, doh ſoit a: War Uhren hot zu hieren, dar hiere!

Daſſelbe um Groß-Nedlitz ꝛc., 2 Meilen bei Breslau: 5. Is ging a Sämonn aus zu ſän ſenn Saum, und do a ſäte, fuhl etlichs ohn a Waig, und wurd 'rertraten und dů Vaugel unterm Himmel frohßens uff. 6. Und etlichs fuhl uf'n Fels; und dau's uſging, rerdurrts, dorum doß's nich Sofft hotte. 7. Und etlichs fuhl mitl'n unt'r de Därrner, und de Därrner ging'n mäth uff und erſtickten's. 8. Und etlichs fuhl uff a gutt Land, und 's ging uff und trug hundertfaltge Frucht. Dau ah dohs ſoihte, rief a: Wahr Auren hoht zu höuren, der höure!

Niederſchleſiſche Mundart um Sagan, und 1½ Meilen von Sorau: s ging á Siáman as zu ſiän ſehn Samen und indám a ſäte, fuhl etlich's an a Waig und ward vartraten und de Viögel unterm Himmel fraßens uf. Und etlichs fuhl uf'n Falſen und do's ufging, varrdurrl's, darum doß 's nich Soft hotte. Und etljchs fuhl miethen undr de Durrn, und de Durrnen gingen mieth uf uud darſtickten's. Und etlichs fuhl uf a gut Land und's ging uf, und trug

hundertfaltje Frucht. Do a doas soite, schrö a: war Uhren hot zu hieren, dar hiere!

Oberlausitzische Mundart zwischen Görlitz und Lauban, Marcus 4, 3. Hirk zu! Sich, sging a Sähmoan aus ze sähn (sen Sohm). 4. Und 'sbegoab sich, eidam a sähte, fill etlichs on dan Waig: do koamen de Vogel untern Himmel und froaßens uf. 5. Etlichs fill in doas Stenige, dos ne vill Arde hotte; und ging bahl uf dorum, doas es ne tiefe Arde hotte. 6. Da nu de Sunne ufging, verwalkts, und deweils ne Wurzel hotte, verdurrts. 7. Und etlichs fill unter de Durrn, und de Durrn wugsn ampor und arsticktns unds bruchte kene Frucht. 8. Und etlichs fill uf a gut Land und bruchte Frucht, die do zunoahm und wugs, und etlichs trug dreißchfaitch und etlichs sechszchfaltch, etlichs hundertfaltch. 9. Und er sproach zuhen: War Uhrn hot ze hihren, dar hihre!

Gleiche, um Johnsdorf bei Zittau: Aemohl ging á Sámahn aus, zu sán senn Sohm, und do há sáte, ful etlichs an Wág und worde vertráten, und de Vögel undern Himmel frohssens uf. Und etliches ful offen Fels, und do's ufging, verdorrte's, dorúm daß es ni Saft hotte. Und etliches ful under de Dörner, und de Dörner gingen mit uff und erstickens. Und etliches ful uf a gutt land, unds ging uf und trug hundertfáltge Frucht. Do há das suate, rief há: War Uhren hot, ze hiren, dár hire!

Nordböhmische: 's ging en Sámoahn us zu sahen sinn Soamen, un dou har sahete, fuhl attlichs ei den Wagk und wurd zertraten, un de Vogel unnern Himmel froßens wack. Und attlichs fuhl ufn Falsen, un dou's ufging, verdurrts, weils köin Soaft hutte. Und attlichs fuhl mitten unner de Durner unn de Durner gingen mit uf, und do ist terstickt. Und attlichs fuhl uf gutt Land un dos ging uf, un truk hundertfaltige Fruichte. Dou har dos sohte, ruf har: War Uhren hot, zu haren, dar hare!

Sächsisch-meißnische; in der sächsischen Schweiz, um Hohenstein und Wehlen ꝛc.: Es ging enn Siámann aus zu sián senn Soamen; und indem er sáte, fiel etliches an den Wakh und wurd vertriáten und die Viágel unger dem Himmel froaßen es uff. Und etliches fiál uffen Fáis, und do es uffging, verdurrete es, doarum, daß es nich Soaft hatte. Und etliches fiál mitten unger die Durnen, und die Durnen gingen mit uff und erstickten 's. Und etliches fiál uffe gutes Land und es ging uff und trug hungersfáltige Frucht. Doa er doas soagte, rief er: Wer Uhren hat zu hihren, der hihre!

Gleiche, bei Bischofswerde und Dresden: Es ging á Samann aus, zu sáen sin'n Samen, unn indem er (he) sáte, fiel ettliches an'n Weg, unn ward vertreten, unn de Vegel unter d'n Himmel fraß'ns uf. Und etliches fiel uf d'n Fels un da's ufging verdorrt's, darum daß's nich Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter de Dornen un de Dornen gingen mit uf und erstickten's; un etliches fiel uf á guts Land un ging uf, unn trug hundertfálge (fahl'ge) Frucht. Da er, das soite, rief er: War Uhren hat z' heern, der heere!

Gleiche um Dresden und Meißen (besonders unterhalb Meißen bei Zadel ꝛc., wie die Erzählung von der Eisenbahn S. 57.): Es gingk e Siámann aus, ze si'án seinen So'amen, und do ha si'áte, fehl etzlichs an den Wáht u wurdte vertráhten, und de Vegel unger d'n Himmel froaßen's uff. Und etlichs fiel uff'n Falsen, und doa's uffging, verdurrte's, doarúm, weil es kenen Saft hutte. Und etlichs fuel mitten unger de Dárnter; und de Dárnter gehngen mit uff nnd eberdámmlens (erstickens). Und etzlichs fehl uff guites Land; und

es gingk uff und trugk hungerdfältge Frucht. Doa hä das soite, rehf hä: Währ Uhren hoat ze hihren, där hihre!

Gleiche erzgebirgische (um Annaberg): 's kieng e Sehmah aus, zo seehn senn Saamn; unn indähm er sehet, fiel etlichs aun Wäg, unn wuhr vertråten, unn de Vegl unnr'n Himmel frosens auf. Unn etlichs fuhl off'n Fels; unn do's aufkunng, verdorret's, dorüm dos es nett Soft genung hatt'. Unn etlich's fuhl milten uuner de Dorné; unn de Dorne kienge mieth auf, unn ersticketen às. Unn etlich's fuhl of e kuth Land, unn es kung auf, unn trug hunnertfällige Frucht. Do er dos saht, ruf ähr: Wär Uhren hoth z'hören, där hör'!

Wenn schon bei den schlesisch-oberlausitz. Dialecten eine große Abweichung in der Aussprache vorkommt, so ist es fast noch mehr bei den des meißnischen Kreises der Fall, um Bischoffswerde, Hohnstein, Dresden, Meißen ꝛc. Während in manchen Orten der Volksdialect wenig vom Hochdeutschen abweicht, ist in ganz nahe gelegenen Gegenden und Orten derselbe sehr verschieden; so z. B. statt a und eu oft oi, oa, ua (welche Doppellaute stets sehr mit einander verbunden gesprochen); heute, heite, holte, huite; fragen, frahn, froahu, froin; sagen, sahn, soan, soln ꝛc.; er, ar, ha, hä; hatte, hoatte, huatte ꝛc. Eine gründliche Untersuchung wird langer Beobachtung bedürfen und zwar von zahlreichen, über die Grundsätze dabei vereinigten Personen. Zugleich wird es auch den Idiotismen gelten, so z. B. erscheinen als solche: in der Gegend von Ramenau, Bischoffswerde und Dresden, außer manchen noch erhaltenen Formen: z. B. fleußt, geußt, zeucht (zieht), selk, damals; von ha (er), ha's, Genitiv st. seines (ha's Feld); streiten, streeten, im Sinne als sich unterhalten, bestretsam, unterhaltend, beredsam. Bohmhätschen heißen in dieser Elbgegend die Schiffszieher, dessen Ableitung dunkel, vielleicht wendisch; kle, für: wie ich gehört (er hot klé Hulz gestohlen), und so zahlreiche andere. Doch in diesen Gegenden ist der provinzielle Dialect jetzt besonders sehr im Abnehmen und wird nur noch von der ältern Generation erhalten, während die jüngere, durch vermehrten Schulunterricht und Umgang mit höheren Ständen, mehr und mehr an das Hochdeutsche gewöhnt wird. Obwohl späterhin der obersächsische Dialect überhaupt und daher auch der geschilderte meißnische (mit Rücksicht auf dasige mittelalterliche Sprachproben) geschildert werden soll, so sey vorläufig immer und in Bezug auf die S. 57. befindliche Beispiele bemerkt, daß st, in der Regel, auch im dasigen höhern, hochdeutschen Dialect wie scht gesprochen wird (Schteen, Schtein), und überhaupt vieles der Aussprache mit der schlesischen und lausitzischen gleich ist. Nachträglich folgt (aus Dörings Gedichten in obersächsischer Bauern-Mundart, 2. Aufl. 1835, wo jedoch die Abweichung nach den verschiedenen Gegenden nicht angegeben):

Der glückliche Freier.

1. Kännt ihr das Durf? M'r bauet sählt vähl Kurn; zeustümerüm sin Schlihun Brumbihrdurn;
Kimmt ju å kahlter Wind — durt wärd'r warm; un was is durten ver å Mähchenschwarm!
Kännt ihr das Durf? M'r muß vurbei? durt zieh' ich hen, is nur de Aehrnte rei.

2. Durt is å Gut, das schinste uff d'r Wält, das, wihß d'r Henger, wie vähl Färe hält.
Vun Viehzeuk, dos m'r sieht, wärd ehns bahl blind, un drunger nur eh Mähchen, 's ehnz'ge Kind.
Kännt ihr das Gut? 's is schuldenfrei; da heirath' ich glei na d'r Aehrnte nei.

3. Kännt ihr dän Mann, dän kennes Gut gehirt, där egentlich dän Namen Michel führt?
D'r kännt'n nich! — Där hat e'ch Gäld wie Schlamm; das kreih' ich met dän Mähchen nu zusamm'.
Ei Zitter! wull'n m'r dicke thun, wänn Michel vun m'r spricht: „Mei Schwiegersuhn!"

Reich an Mundarten und zumal Idiotismen ist das Erzgebirge, wegen seiner sehr verschiedenartigen Einwanderer. Was den weitern Anbau, des (zum Theil auch schon in germanischer und wendischer Periode bewohnten und vielleicht schon zur Metallgewinnung benutzten) sächsischen Erzgebieges im 12. und 13. Jahrhunderte durch eingewanderte Bergleute betrifft, so mögen allerdings auch solche aus dem so benachbarten Böhmen, wo weit früher schon von Erzgewinnung die Rede ist, sich zeitig mit eingefunden haben, weshalb auch manche Kunstausdrücke sich leicht aus dem Böhmischen, wie aus dem Wendischen erläutern lassen. Doch unbezweifelt war ein großer Theil oberdeutsche (oberpfälzische oder fränkische, bayerische ꝛc.), aber auch Harzer-Bergleute. Der letzteren früherer Dialect ist ebenfalls oberdeutsch, so daß auch dort Franken als hauptsächlichste Begründer des Bergwesens anzunehmen sind, und mithin in den mehesten Gegenden des Erzgebirges durch die von dorther erlangten Einwanderer sich desto mehr dem Fränkischen nähernden obersächsischen Volks-Dialecte ausbilden mußten. Bei weiteren Nachforschungen wird sich ohne Zweifel Näheres über dieselben ergeben, an welche Dialecte sich theilweise die voigtländischen anschließen, ebenso, wie jene, in den verschiedenen Landstrichen und selbst Oeten von einander abweichend und mit besonderen Idiotismen. Bei den Altenburgern aber möchte sich, außer einigen historischen Andeutungen und eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten, wohl auch aus dem Dialecte ein, der jetzigen Lieblingsansicht (der wendischen Abstammung) entgegengesetzter süddeutscher oder fränkischer Ursprung ergeben; von welchen allen Dialecten, so wie von den leipziger ꝛc. und auch benachbarten herzogl. sächsischen ꝛc. Mundaeten vielleicht künftig noch ernste und launige Speachproben beigebracht werden, zumal wenn der Verf. sich gefälliger Zusendung solcher (direct oder über Leipzig, durch die Verlagshandlung) reichlich erfreuen sollte, um welche Beiträge, um briefliche Bitten deshalb an Einzelne zu vermeiden, hiermit zugleich ersucht wird.

Anmerkung II. Wendisch-deutsche und platt-deutsche Sprachproben. Von den, den Wenden fremdartigen Lauten werden ó, ú, wenn sie lang, gern vermieden, eu, äu, wie ai und ej gesprochen; ei wie ai, aber in vielen Worten auch wie ej, nehmlich mehr getrennt, e-i, wie in benachbarten plattdeutsch-märkischen Gegenden, daher hier ej geschrieben (Klejd). Auch ist der Mittellaut zwischen a und o sehr gewöhnlich; bei dem Buchstaben, die im Slawischen jotirt sind, wird zuweilen auch ein j nachgesprochen (z. B. legen, läbn, ljän). Die Infinitive endigen (im N. L.) mehr auf in (hirin, hören); das h wird oft willkührlich weggelassen, zumal in der Mitte der Rede (der Err, Gott elsn), zuweilen auch, beim Zusammentreffen von Selbstlauten ohne Noth gebraucht (du Hesel, die Herde, statt Erde, hoder, haber, st. oder, aber), oder zuweilen ein überflüssiges sich (sich beten, hoffen) und eine gleiche zweite Negation (wie aber auch anderwärts häufig). Ferner öfteres Weglassen des Artikels oder dessen, wie der Präpositionen falschen Gebrauch, doch nicht immer, weil es im Wendischen anders ist, wo der Artikel ton, ta, to, oft wegbleibt oder ein anderes Geschlecht stattfindet (dar Pfeed, das Tisch), sondern auch aus Unkenntniß des deutschen Artikels (das Mutter), und so öfters wendische Construction. Das s vor dem t wird in mancher Gegend nicht sht, sondern richtig gesprochen, auch werden die weichen und harten Buchstaben wenig verwechselt. Der Ton ruht, wenigstens bei den O. L. Wenden (mit Ausnahme der viersylbigen Worte) stets auf der ersten Sylbe, daher erscheinen die zweisylbigen als Trochäen (— ∪), die dreisylbigen als Dactylen (— ∪∪). Die Aussprache ist übrigens sehr abweichend in den Dialecten, und jemehr der Wende mit gebildeten Deutschen umgegangen ist, desto richtiger spricht er.

Oberlausitzische, wendisch-deutsche Mundaet (um Budissin): Das Evangelium vom Sämanne (Marc. 4, 3—9.): Heheät zuh, siheh, as gihnk ajn Säehmann aus zu säehn. Uhnd ás behgab sich, ihndám ár säehteh, sil átlichás an dehn Wähk, da khamehn die Vehgehl uhntár dám Him-mehl uhnd fras-ßáns auf. Aetlichás sil ihn das Stajnichteh, da ás nicht vil Aeedeh hat-teh: uhnd gihnk bald auf, daeuhm, daß ás nicht tihf-seh Aeedeh hat-teh. Da nuhn di Sohn-neh aufgihnk, várwehlkáteh ás uhnd diwajl ás nicht Wuhrzehl hat-teh, várdohreteh ás. Uhnd átlichás sil uhntár di Dohrnehn; uhnd di Dohrnehn wuhch-sehn ámpohr uhnd árstiktáns uhnd ás brachteh khajneh Fruhchr.

Uhnd ätlichäs fil auf ajn guht Land uhnd brahchtch Fruhcht, di da zuhnahm uhnd wuhch=ß: uhnd ätlichäs truhk drajßichfältich uhnd ätlichäs ſächzichfältich uhnd ätlichäs huhndärtfältich. Uhnd är ſprach zuh ihnehn: Wär Ohrehn hat zuh hehrehn, där hehreh.

Nieder=Lauſitziſche, wendiſch=deutſche Mundart. Evangelium vom Sämanne: Luc. 8, 5 ff. (wobei, wie bei den folgenden Proben der Mittellaut zwiſchen a und o durch das lat. a, wie S. 60, bezeichnet iſt): 'n Sejmann gung aus, zu ſejin ſainin Sam'n, un da a ſejte, ful Ejniges an denj Weg un wurde zugitret'n, un die Vegil ungrr den Immil fraßin es uff. Un Ejniges fal off den Fell'n, un da es uffgung, vertrejgte es, wail es kejnin Saft hutte. Un Ejniges ful mitt'n unger die Dornin, un die Dornin gungiñ mitte uff un derſchtikten's. Un Ejniges ful off'n gudes Land, un es gung uff un brachte hundertfältige Frucht. Wie a das ſate, ruft' a: Wer Ohrin at zu hirin, der ire!

Die Mittheilung des Gleichniſſes von den Arbeitern im Weinberge S. 60. wird hoffentlich nicht gemißbilligt werden und iſt ebenſo wenig eine Profanirung, als der gleiche Gebrauch bibliſcher Stellen von Adelung ꝛc. Doch ſey, da jenes Gleichniß oft mißverſtanden und auf irdiſchen Lohn bezogen wird, — wo die längere Arbeit gerechterweiſe allerdings mehr belohnt werden müßte, als die kürzere — hier nur darauf hingewieſen, daß es dem chriſtlichen, evangeliſchen Leben gilt; daß daher Die, welche zeitig ſich ihm zuwendeten und die Lehre annahmen und übten, nicht höhern Lohn verlangen können, als Die, welche zufällig und ohne ihr Verſchulden, ſpäter zu deren Kenntniß und Ausführung kommen, und daß jene vielmehr, wenn ſie, auf ihren zeitigern Beitritt eitel, ſich ſelbſt erheben ſollten, dann in wahrer Religioſität die letzten ſeyn würden.

Die plattdeutſche Mundart in der Niederlauſitz tritt am ſtärkſten im Luckauer Kreiſe hervor, wo es ſich in der Umgegend der Stadt am mehrſten erhalten hat, und ſich anſchließend an das Märkiſche um Frankfurt; in den wendiſchen Gegenden findet es ſich wenig, da hier die dem Hochdeutſchen ſich nähernde Mundart von den Wenden erlernt wird; um Sorau, Guben, Triebel, Sommerfeld ꝛc. iſt der niederſchleſiſche Dialect herrſchend, oder doch vorherrſchend. Das ſlawiſche Element iſt bei dieſer Mundart ebenfalls nicht zu verkennen. Sie verändert ei meiſt in i und e=i (oder ej); au in u, ou; äu in öů; ů oft in i; ö in ej und eu in ů; a oft als Mittellaut von a und o; o in u; z. B. mine Fru is hůte nich ze Huſe, adder morgn kummt ſe wedder. Offm Bodden liet dat janze Etrejde; et is nich vill, adder jut; dat meiſte hon de Pâre (Pferde) uffefreſſn; eu bisken werd doch woll verkůft weren. Ich hobs ihr (ihnen) ſchont oft eſajt, ſinn ſe man (mant, nur) eduldig und laſſen ſe dat all jut ſinn; kummt Ziet, kummt Rath. — In den Conſonanten macht das finale geſchlechtliche ſ dem t Platz (wat liebet, was liebes), pf dem p (Plume, Pflaume), t oft dem d (der alde, dull, Důbel), beides verdoppelt ſich gern, nebſt m nach Diphthongen des Hochdeutſchen, z. B. Emmer, Eimer, Bodden, Letter; g wird j; ah, ag, og, äh wird zu aj, äj, oj, z. B. Vogt zu Vojt, Magd zu Majd, Krähe zu Kräje, Wagen zu Wajen, geſagt — eſagt, gefragt — efrajt; gut, jut; gern, jern ꝛc. Jott jebe, dat ju (ihr) wedder janz jeſund werdt. In manchen Gegenden wird ie (wie urſprünglich) getrennt geſprochen: di=e Wi=eſe, dat Bi=er; vi=ele verſpi=eln wedder dat Geld, wat ſi=e verdi=enen. Uebrigens manche eigenthümliche Worte (z. B. Stubbe für Zober), ſo wie auch die märkiſche Verwechſelung des mir und mich bereits bemerkbar wird.

Als Probe der plattdeutſchen Mundart zwiſchen Kalau, Luckau und Sonnenwalde, das gleiche Evangelium, wie oben: Et jang 'n Sâjmann ze (zu) ſâjen ſinin Samin, unt (un) wiel a ſâjete, ful Etlichs an 'n Wech unt wurde zu=etret'n, unt die Vegil unger (under) den Himmel frat'n et upp. Unt Etlichs ful up den Fels, unt wie et upjang, verdorret' et darum daß et nich Saft hätte. Unt Etlichs ful mitt'n unger die Dornin, unt die Dornin jang'n mit up unt derſchtiktens. Unt Etlichs ful up'n judes Land unt

jang up, un trug (trojte) hundertfaltige Frucht. Da a dat ſojte, rufte a: Wer Ohrin hat zu hörin, der höre!

Anmerkung III. Wörter aus dem Alt- und Mittel-Hochdeutſchen, Gothiſchen ꝛc., die zumal in Schleſien, weniger in anderen Gegenden gefunden werden, z. B. (Beil. z. Schleſ. Prov. Bl. 1841. Mai, und and. Quellen): türren, thürren, vom goth. dauran, dürfen, ſich erkühnen, ahd. (althochdeutſch) turran, mhd. (mittelhochd.) türren, wagen; daher auch die Form törſte (n. Worbs auch dorſchte, ich hörs, vom goth. durſtan); das tuten ſcheint an das thut-haurna bei Ulfilas zu erinnern. — Ferner: gewaßt, gekleidet, mhd. wat. So findet ſich bei der Vergleichung ſolcher Idiotismen, die man aus verwandten hochdeutſchen Worten öft fälſchlich nur verunſtaltet wähnt, wie ſie auf früheren Mundarten beruhen. Z. B. fahrten, vährten, vor'm Jahr, wohl nicht aus dieſem, da es ſich ſchon mhd. findet, vert, vernt; das eſend, öſend, weniger einſam, als öde, Grauſen erregend bedeutend, von dem ahd. oſan, mhd. öſen, verwüſten; obig, ub'g, heißt in einer Urkunde vom 14. Jahrh. obnig, abig, verkehrt, links, abajo bei Otfried. Und ſo kann ſich manche intereſſante Ausbeute ergeben, wenn mit ſolchen Forſchungen zugleich die Rückſicht auf ältere, wie ausländiſche Mundarten verbunden wird. — Das Volkswort Moltwurm wird oft für völlig unrichtig gehalten, allein Maulwurf iſt es; mhd. Molt- (Erd-)werf von Molt, Erde, werfen. Das Volk ſpricht oft förthen, ſtatt unſerm fürchten, allein altſächſiſch vor 1000 Jahren hieß es ebenfalls forthan (nach Helland); ſo hat ſich in hieſiger Gegend ſelbſt das altſächſiſche Hüvel, Hüfel, ſtatt Hügel erhalten, und man glaubt es oft fälſchlich aus Hügel verderbt. In Hinſicht Minderbemittelter ſey hier beiſpielsweiſe auf Ziemanns mittelhochd. Wörterb. 1840, Wackernagels althochd. bei ſ. Leſeb. 1842, Schmitthenners W. B. 1837 hingewieſen. Doch möchten auch die deutſchen Grammatiken von Grimm (3 B., wobei ein Regiſter ſehr vermißt wird, ähnliche Schrr. v. Rapp ꝛc., ſo wie Grafs ahd. Sprachſchatz und andere größere Lexica von Adelung, Campe, Schwenck ꝛc. (vergleichend von Kaltſchmidt) und die Provinzial-Wörterb. (wie Schmellers bayeriſches ꝛc.) oft zum Nachſchlagen erforderlich ſeyn. Wörterbücher ſind auch manchen altdeutſchen Werken beigegeben, z. B. ein gothiſches bei Ulfila, altſächſiſches bei Heliand, und beſonders häufig bei den alt- und mittelhd. Schrr. Nachträglich zu B. I. S. 50. über altdeutſche Literatur: Genthe's deutſche Dichtungen, in Ausz., 1841, und zur Ueberſicht empfohlen: Scholl, deutſche Liter.-Geſch. m. Proben 1841, und Gervinus, Geſch. d. poet. Nation.-Lit. in 1 B. 1842. Vollſtändige Literatur in Gräſe, Liter. des Mittelalters 1841. Außer den älteren Quellen ſind zur tiefern Forſchung zugleich die Idiotiken der Gegenden erforderlich, wo, politiſch ſehr iſolirt gelegen, ſich der uralte Dialect mehr rein erhielt, ſo der weſtphäliſche und frieſiſche ꝛc. in Bezug auf das Niederdeutſche, der tyrol., ſchweiz., der deutſchen Colonieen in Italien ꝛc. auf das Oberdeutſche; das ſeit früheſter Zeit rein verbliebene Isländiſche in Bezug auf die nordiſchen Dialecte, noch häufig nahe übereinſtimmend mit dem Germaniſchen; aber auch dabei zu Rathe gezogen nicht nur die Ueberreſte des Keltiſchen (nach Dieffenbach ꝛc.), wovon ſo manche Namen ꝛc. ſich auch in unſerm Oſtdeutſchlande erhielten, ſondern auch das Slawiſche, was auf die Bildung der daſigen Dialecte ſo einflußreich war, über welches Alles die Literatur enthalten iſt in: Engelmanns Bibliothek der neueren lebenden Sprachen (Sprachlehren, Wörterb. ꝛc.), Leipzig, 1841.

Aus dem Niederdeutſchen z. B. Dreßkammer, die Sakriſtei (engl. to dress), fleeten gehn (engl. fled), er luert, ſtatt lauert, pipen, ſtatt pfeifen. Von den beſonders um 1250 eingewanderten flammländiſchen Tuchmachern ſind, wenigſtens in den lauſitziſchen Städten, zahlreiche niederdeutſche Worte und Redensarten eingebürgert worden; z. B. Werfte (vom altnieder. werpte), Kette, Lade (Wewers lade), Tempel (timpel), Spule (holl. Spoel), noppen (nopen, leiſe berühren), Wefelſpule (wevel), Drümmer (altnd. Drum-, Dromgaeren) ꝛc. Görlitz. Wegweiſer, 1837, 38., wo auch erörtert, daß der dortige Dialect im 13. und 14. Jahrhunderte offenbar viele niederd. Formen hatte. So heißt es z. B. in der Görl. Willkühr von 1430: „Nymand ſal den andern wegelogen" (nd. auflauern). „Auch ſal nymand zcu keyme orlouge oder gezoge louffen" (orloug, Auflauf, Tumult, und ebenſo: gheczoge, ghetunghe). Das vorkommende Meteborger, Medborgher, Mitbürger, iſt ganz niederd. Ebenſo wurde damals der Ausdruck „ein flämiſcher Menſch" üblich (vergl. B. I. S. 124.).

Aus dem Wendiſchen ſind manche Thier-Lockungen entlehnt, z. B bei Gänſen Huſche, vom wend. husso, die kleine Gans; bei Enten Bile, von bjely, weiß, oder w. piljeta, noch federloſe Gänschen, Pilentchen, und Hatſchgen vom w. kaczka, die Ente. Die Vögel, zumal die Tauben, werden dis oder thies gelockt, altſlaw. (p)tischa, Vogel. Kretſcham, Schenke (ſchon B. I. 128 erwähnt); Luſche, die Pfütze, w. luża; Beze, die Hündin, von pjes, pjas, Hund. Pitſchen, gern trinken, von picż, trinken. Budritz-Krämer, ein ſolcher in einer Bude oder unter den Leuben, den bedeckten Gängen am Markte, in Görlitz und and. Orten von budarz, Budenbewohner; Kolatſch, rund geflochtene Semmel, von kola, das Rad; Robottner, ein zur robota, Hofarbeit, verpflichteter Unterthan. Pollmehl, Halbmehl, von pole, halb, und ſo unzählig andere, die ein beſonderes Bändchen füllen würden. Manches ſcheint auf die Unterjochung und Geringſchätzung der Wenden zu deuten, nicht nur der Ausdruck: ein winſcher (ungeſchickter) Kerl, ſondern auch manche aus dem Wendiſchen entlehnte Worte, denen, ſtatt der guten, eine üblere Bedeutung beigelegt iſt, z. B. Kritſchel in der Lauſitz (Grautſchel in Schleſien), ſchlecht Obſt, von kruschey, gruzka, die Birne; Nuſche, altes, unbrauchbares Meſſer, von noż; Kalupye, ſchlechtes Haus, von chalupa, die Hütte. Noch bis in neueſter Zeit hat ſich in Dörfern um Meißen und Großenhayn (Brockwitz, Böhle, Wainsdorf ꝛc.) die uralte Gewohnheit erhalten, daß der Richter die Gemeinde zuſammenruft mit dem wendiſchen Rufe: „Botſcheremo", obwohl die wendiſche Sprache ſeit fünf Jahrhunderten außer allem Gebrauche iſt und Niemand in dieſer Gegend mehr die urſprüngliche Bedeutung deſſelben kennt; (vem oberlauſ. wend. poicże romadu [niedlw. gromadu], kommt zuſammen, oder zur Verſammlung.

Anmerkung IV. Oberdeutſche Sprachproben früheſter Zeit, und zwar nach Ulfila's möſo- oder oſt-gothiſcher Bibelüberſetzung (nach Zahn und Gablenz), Marc. 4, 3—8.:

Hauſeith. (höret, hausjan hören) sai. (ſiehe) urrann (ur, aus, rinnan, rennen, gehen) sa saiand (der Säende) du salan fraiwa (Samen) seinamma (ſeinen). Ja warth (Und ward, geſchah) mithethanei (indem) saiso. sum (etliches, das engl. some) raithis (gerade) gadraus (fiel, von driusan, fallen) faur Wig. jah qvemun fuglos jah fretun thata (das). Antharuth than (Anderes aber) gadraus ana (auf) steinahamma (Stein-Ort, heim). tharei (wo) ni habaida (das altſchwäbiſche habete, ſtatt hatte) Airtha managa (viele) jah suns (ſogleich) urran (aufging w. o.) in thizei (indeß) ni habaida dinpaizos (tiefen) Airthos. At sunnin than (bei Sonne aber) urrinnandin (wie oben aufging) ufbrann (verbrannte). jah nute (weil) ni habaida waurtins (Wurzeln). gathaursnoda (verdorrete). jah suin gadraus in thaurnuns. jah usstigun (aufgingen) thai Thaurnjus. jah aſwapidedun (erſtickt werden) thata jah akran (Frucht) ni gaf. jah sum gadraus in airtha goda. jah gaf akran urrinando ja wahsjando (und wachſende). jah bar (gebahr) ain XXX jah ain LX jah ain C saei habai ausona (Ohren) hausjandona (hörende). gahausjai.

Altfränkiſch, um 880, aus Tatians Evangelien-Harmonie: Senu, (ſieh) gieng tho uz (z am Ende als ß) thie thar sauuit, zi sauuenn samon sinan (ſeinen). Mit-thin her tho sata, sumiu (etliche, nehmlich Samen) fielun nah themo wege, inti (und) uuurden (uu—w) furtretanu (vertreten); inti quamun fugala himeles, inti fraznu thiu (dieſe). Andaru fieluu in ſteinaht lant, thar nih habete mihhila (viele) erda; inti ſlinmo (ſogleich) giengun uf uuanta (weil) ſie ni habetun erda tiuſi. Ufganteru (aufgehender) sunnon furbrantiu uuirden; inti bithin ſie nie habetun uurzala, furthorretun. Sumiu fielun in thorna, to uuuohſun (wuchſen) thorna, inti furthanſtun (verdämpften, erſtickten) iz. Andaru fielun in guota erda, inti gabun unahsmon (Wachsthum) andaru zehenzugfalto (zehnzig, 100), andaru sehszugfalto, andaru thrizugfalto.

Zur weitern Vergleichung noch das gothiſche Vaterunſer nach Ulfilas (Matth. 6.): Atta unſar, thu in himinam, weihnai (es werde heilig)

namo thein. Quimai (komme) thiudinassus (eigentlich Volksherrschaft) theins. warthai wilja theins, swe in himina, jah (und, auch) ana airthai. Hlaif (Brod, Laib) unsaraua thana (das) sinteinan (allzeitige) gis uns himmadaga (dieser Tag, unser heutig). Jah aflet (ablaß) uns thatei (das) skulans sijaima (schuldig wir seyn), swaswe (so wie) jah weis (wir) afletam thaim (dem) skulam unsaraim. Jah ni (nicht) briggais (bring) uns in fraistubnjai (Versuchung, altd. freison, die Gefahr). Ak lausei (erlöse, von laus, los) uns af (ab, von) thamma (dem) ubilin. Unde theina ist thiudan gardi (Volks- und gard, Schloß, Gebiet), jah mahts, jah wulthus (Herrlichkeit, Glanz), in aiwins (ewig, nach dem latein. aevum), Amen.

Oberdeutsch, Allemannisch, gegen 720: Fatter unseer, thu pist in Himele, Wihi Namun dinan; thwerne Rihi din; werde Willo din; so in himile; so sa in Erdu; proath unseer emezhic (immerwährend, mit unserm emsig verwandt) kip uns hiutu; oblaz uns Sculdi unseero, so wir oblazen uns Skuldikem; enti ni unsich firletti in Khorunka (vom ahd. choron, versuchen) uzz erlosi fona Ubile.

Allemannisch, nach der Evangelien-Umschreibung von Ottfried, im elsassischen Kloster Weissenburg um 870 (von ihm fränkisch genannt, wohl wegen dessen Einflusse): Fater unser thu in himilon bist; Wihi si Namo thiner; Biqueme uns thinaz Richi; Si Willo thin hiar nitare, so s'er ist usan himile; Thia dagalichun Zuchti (Zucht, Unterhalt) gib hiut uns; Seuld belaz uns allen, so wir ouh duan wollen; Ni firlaze unsih thin Wara (Aufsicht) in thes Widerwerten Fara (Gefahr); Losi unsih io (ja, immer) thanana, thaz wir then Wewon (Wehe, Schmerz) io bimiden (meiden).

Vom St. Gallischen Mönch Notker (um 1000): Vater unsir, du in Himile bist; Din Namo werde geheillgot; Din Riche chome; Din Wille geskehe in Erda sone Mennisgen (von Menschen), also in Himile vone den Engilen; Unser tagelich Prot gib uns hiuto; Und unsere Skulde belazh uns, also ouh wir firlazhen unseren Skuldenaren; Unde in dia Chorunga ne leitist du unsih; Suntir irlosa unsih fon demo Ubile.

Bei diesen Sprachproben scheint die Volkssprache schon nicht mehr treulich wiedergegeben; es hatte vielmehr schon eine reinere Schriftsprache begonnen. Eine niederdeutsche, altniedersächsische (saalisch-fränkische) Sprachprobe, die Taufformel vom J. 743, ward B. I. S. 180 mitgetheilt. Ferner aus: Heliand, oder altsächsische Evangelien-Harmonie (von Schmeller, Tübingen 1830 und 1840, aus dem 9. Jahrh.):

Fadar is usa' firiho barno (der Menschen-Kinder). the is an them hohon' himilarikea. Geuuihid (geweihet, von wihian) si thin namo' uuordo gehuui, lico. Cuma thin craftag (kräftig) riki. Uuerda thin unilleo' obar thesa uuerold (Welt, Leben). al so sama (gleich) an erdo. so thar uppa ist' an them hohon' himilrikea. Gef us dago gehuuilikes rad (Rath)' drohtin (Herr, Gott) the godo. thina helaga helpa. Endi alat (entlaß) us hebenes uuard' (Himmels-Wart, Heban, Himmel) managoro (manch') men (Unrecht) feuldio. al so uue odrum (andern) mannum doan. Ne lat us farledean (verleiten) letha (Uebel) uuihti (Ding)' so ford an iro uuilleon' so uui uuirdige sind. Ac help us uuidar allun ubilon dadiun (Thaten). (Obersächsisch frühester Zeit Band III.)

Anmerkung V. Die Aehnlichkeit des schlesischen Gebirgs-Diplects mit dem Schwedischen beruht zumal auf gleicher Hinneigung zu den volleren Selbstlauten, mit dem Mittellaute zwischen a und o, und zu der häufigen a-Endung bei Infinitiven, Nominativen und statt des frühen Genitiv-s (z. B. das schwedische Stjerna, Oga, Ora statt Stern ꝛc.; bwenga, märka, ligga, heta, mena, ganz wie das schlesische bringa, merka, heßa ꝛc.; das schwedische Guld,

Tunna, Hor, Spon, Karla, sahlig, und das schlesische Guld, Tunna, Hoar, Spoan, Karla, sahlig. Wegen der Unwahrscheinlichkeit dieser Gleichheit aus Zufall oder alleinigem natürlichen Landeseinflusse, hat man auf eine nahverwandte Abstammung beider Urahnen, nehmlich jener Gebirgsbewohner und der Schweden vermuthet, dem die Geschichte allerdings nicht widerspricht. Denn, wie schon erwähnt, wohnten Gothen an der Weichsel, welche im 3. Jahrh. nach und nach weiter südlich zogen und theils als Ost-, theils als West-Gothen, welthistorischen Einfluß äußerten. Noch ist uns die Sprache jener ersteren, nach Mösien gezogenen Gothen in des Bischofs Ulfila's (Wulfila, Wölflein) bekannter Bibelübersetzung (ungefähr vom J. 370) und einigen anderen Fragmenten erhalten worden, woraus sich ebenfalls zahlreiche a-Endungen ergeben, z. B. Airtha, Sunna (ganz wie im Schlesischen), guda, der gute, gudja, der Priester, thiuda, das Volk, sa, der. Ferner bei den Zeitwörtern, z. B. haba, bua, bidja, ich habe, wohne, bitte; ebenso ist ein gleicher Hang zu breiten und dunklen Doppellauten, ai, ei, au zu bemerken; so z. B. bairgs, der Berg, hwalrn, die Mühle, hweits (ahd. hwiz), weiß, hlaibs, das Brod (Laib, noch in manchen Dialecten); baurgs, die Burg, laus, los ꝛc. Das au findet sich im Gothischen besonders zahlreich; um so merkwürdiger ist es, daß auch in Schlesien in einigen Gegenden das o und u als au erscheint, z. B. bei Glogau ꝛc. Schaulz ꝛc., wie schon oben erwähnt; ebenso das oft vorkommende ack, ock. Von der Weichselgegend aus konnten allerdings sich leicht gothische Stämme bis nach Schlesien verbreiten und somit auf die Sprache der Gegend, durch forterhaltene Ueberreste, bleibenden Einfluß äußern. Könnte man dieß nicht für wahrscheinlich halten, so würde vielleicht auf den altsuevischen Dialect zu schließen sein; die Wandalen gehörten, wie die Semnonen und andere östlich-germanische Nationen, zum Volksstamme der mit den Gothen in naher Stammverwandtschaft stehenden Sweven; deren Mundart aber, erst den Osten Deutschlands einnehmend, erscheint später, weil jene Nationen sich meist in dessen südlichen Theil wendeten, ebenfalls als oberdeutsche, dessen gleiche Eigenthümlichkeit in vollen und doppelten Vocalen ꝛc. bereits gedacht ward. Daß aber ein Theil der Wandalen in ihrer Heimath verblieben und das von dem ausgewanderten Volkstheile freigewordene Land sich überlassen wünschten, so wie daß ebendiese Wandalen von gleicher Abstammung und Sprache, wie die Gothen waren, versichert Procop (im 6. Jahrh.). Zu jenen germanischen Wandalen gehörige lygische Nationen aber bewohnten, wenigstens um und in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, Schlesien, wie auch Schaffarik erweiset. Zwar hat man erwähnt, daß jene anscheinend ältere Mundart auch von den Einwanderern aus oberdeutschen Gegenden mitgebracht seyn könnte, da sie in diesen früher einheimisch war, zum Theil noch ist, allein, die Möglichkeit zugegeben, ist es wenigstens befremdend, daß nicht dieselbe Eigenthümlichkeit in benachbarten sächsischen ꝛc. Gegenden sich erhalten hat, wo gleiche oberdeutsche Einwanderer sich ansiedelten und warum sie gerade nur in jenen schlesischen Landstrichen und längs des Gebirges am meisten bemerkbar ist, dessen natürliche Beschaffenheit sie schwerlich allein hervorbringen oder erhalten konnte. Und die Annahme, daß in jenen Gegenden vielleicht zufällig sich nur Oberdeutsche mit jener Spracheigenthümlichkeit hinwendeten, hat nicht mehr Gewicht, als obige Erklärung, die vielmehr weniger auf Zufall berechnet scheint.

Anmerkung VI. Die von der Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz gekrönte Preißschrift: Schelz, „Waren germanische oder slawische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen?" Görlitz 1842, erklärt sich für die Germanen und es muß auf diese mit viel Gründlichkeit abgefaßte Abhandl. vor Allem verwiesen werden. — Auch der Verf. dieser Schrift sprach sich bereits zu Gunsten derselben Nation aus, in der N. Lausitz. Magaz. 1840. H. 3. unter dem Titel: Kleinigkeiten. Die geachtetsten slawischen Geschichtsforscher der Jetztzeit, Palacky in seiner Geschichte Böhmens, Schaffarik in seiner klassischen Gesch. der slaw. Sprache und Literatur, und seinen slowenischen Alterthümern, u. A. sind weit entfernt davon, dem Osten Deutschlands die germanische Bewohnung abzustreiten. Wird aber auch von Kaulfuß (die Slawen bis Samo, 1842) geäußert, daß selbst in dem ietztgedachten trefflichen Werke Manches nicht unbedingt und für immer festgestellt sein möchte, da die Wissenschaften unaufhaltsam fortschritten und die Ansichten sich mehr und mehr vervollkommnen, so wird dennoch Schaffariks Werken, in Bezug auf die Slawen eine ähnliche hohe Gel-

tung zuzugestehen seyn, als Grimms unschätzbaren Leistungen für deutsche Sprach- und Alterthums-Kunde. Dagegen giebt es wiederum Andere, denen jene kritischen Forscher nicht weit genug gehen, weil sie nicht Halb-Deutschland als alleinigen frühesten Urbesitz der slawischen Nation vindiciren, — womit freilich Wenige einverstanden seyn möchten, bis nicht alle die Gründe Derer widerlegt sind, welche das Gegentheil annehmen. Bedauerlich erscheinen solche Ansichten um so mehr, als sie selbst den Grund zu einem nationalen Zwiespalt der bisher so befreundeten germanischen und slawischen Völker legen, indem nehmlich, besonders von jüngeren russischen und anderen slawischen Gelehrten, aus zu gesteigertem Nationalgefühle — unterstützt in jenen Ansichten von einzelnen Deutschen, aus Slawomanie und ermangelnder Vaterlandsliebe oder Sucht, durch Paradoxen zu glänzen — in deren Verfolg ein Recht der Slawen gefunden wird, um Deutschland wenigstens so weit, als irgend aus slawischen Ortsnamen ꝛc. ein früherer Urbesitz derselben zu vermuthen seyn möchte, wiederum in Besitz zu nehmen; — nachdem man die sämmtlichen slawischen Nationen durch zuerst eingeleitete literärische Einung nach und nach auch zu einer politischen angeregt habe und diese dann ausgeführt worden sey. Diese allmälig immer weiter sich verbreitende Idee eines Panslawismus möchte daher wohl nicht als unbedeutend zu betrachten, und ein Lebenskampf des Germanen- und Slawen-Thums einst eine Weltfrage seyn. Nach solchen Ansichten sind aber auch alle im östlichen Deutschlande gefundene Alterthümer slawisch; ja sie werden unbedingt für solche ausgegeben, gleich als sey keine Frage deshalb mehr nöthig und der Slawomane deshalb im einzigen Rechte, obwohl, zumal bei zweifelhaften Gegenständen, den Deutschen, wenn auch nicht ein höherer, doch ein völlig gleicher Anspruch zustehen wird. So sollen ferner, nach Manches Ansicht, alle Worte in fremden Sprachen, die irgend eine dem Slawischen gleichende Sylbe besitzen, unbedingt von den Slawen entlehnt und ebenso die germanischen Wandalen deshalb Slawen gewesen seyn, obwohl Wand, Wend, Wind ꝛc. ebenfalls deutsche, römische, keltische ꝛc. Sylben sind, schon in der gemeinschaftlichen Völkerurzeit erworben. So werden die belgischen und amorischen Veneten, die Vendeer, für slawische Colonien erklärt, obwohl sich kein historischer noch anderer haltbarer Grund dafür ergeben möchte; wenn bloße Lautähnlichkeit als solcher gelten sollte, würde sich oft das Seltsamste schließen lassen. Nach einiger Polen Ansicht bewohnten Litthauer und Polen zugleich mit den Germanen und mitten unter ihnen Deutschland; jene wären die in den alten Schriften vorkommenden Luti und letztere die Lazzen, die später als Ljächen die poln. Schlachta bildeten — in welche Idee wohl die deutschen Gelehrten schwerlich eingehen werden. Die letzteren sind meist der slawischen Sprachen nicht kundig, in denen solche Gegenstände besprochen werden, welche, nicht von Gelehrten anderer Nationen beleuchtet und widerlegt, für die slawischen Leser sich dann immer mehr als unbedingte Wahrheiten gestalten. Das Streben, den Deutschen Vorzüge zu entziehen, spricht sich ebenso aus Anderm aus: so sollte Gutenberg Böhmen zugewiesen werden, da es ein Kuttenberg dort giebt, was jedoch übergnügend widerlegt ist; selbst D. Faust soll ein Pole, Tardowsky, gewesen seyn, obwohl es Männer dieser Art bei mehreren Nationen geben konnte. —

Zu den nicht zu billigenden Ansichten gehört ferner, daß die Slawen gebildeter, als die Germanen, und deren Lehrmeister gewesen wären, worüber aber die Culturgeschichte eines Anderen belehren möchte. Grimm, dem wohl ein Urtheil zusteht, beklagte sich noch unlängst (Gramm. I. 1841. 3. Aufl.) über den ungerechten Vorwurf der Rohheit und Barbarei, die man den Germanen schuld gäbe, während schon die Beschaffenheit ihrer Sprache jenen ablehne, so wie er ihnen auch zeitig die Schreibkunst zugesteht. Es ergiebt sich nach Tacitus ein verhältnißmäßig hoher Bildungszustand der Germanen, der auch schon durch deren nahe Berührung mit Kelten und Römern anzunehmen, während Gleiches von den Slawen nicht bekannt ist, denen einiger bildender griechischer Einfluß weit später zu Statten gekommen seyn möchte. Nach Einigen hatten alle Slawen von der Elbe bis zum Ural gleiche hohe Bildung, weil — solche mehreren Ostseestädten der Slawenlande, mit regem Handel, Metallguß ꝛc. zugeschrieben werden könnte, wozu übrigens in diesen zahlreiche Handeltreibende anderer Nationen, Scandinavier ꝛc. die hauptsächlichste Veranlassung geben mochten. Andere wähnen, weil manche germanische Nationen als mehr nomadisch geschildert werden, alle Germanen sammt und sonders stets auf

Jagd und Streifzügen begriffen, ohne die gleichen Angaben vom Ackerbau der Germanen und mancher gewerblichen Leistung ꝛc. zu beachten; dagegen werden die Slawen als besonders dem Ackerbau ergeben betrachtet, und sollen deshalb höhere Bildung besessen haben; es fehlt aber der Beweis, daß mit jenem stets auch höhere Künste und Gewerbe verbunden sind. Und so noch Anderes, was hier vollständig zu erwägen, nicht der Platz ist. Wer Grimms deutsche Mythologie, Rechts- und Sprachlehre und so andere, mit klarem, vorurtheilsfreien Blick in die germanische Vorzeit schauende Werke wirklich studiert, nicht blos nach Titel und Inhaltsangabe kennen gelernt hat, wird über jenen Gegenstand wohl nicht mehr zweifelhaft seyn. — Wofern aber die Slawen eine höhere Bildung besessen haben sollen, als die germanischen Nationen, so wird nur erst zu fragen seyn, warum denn jene nicht in derselben fortschritten, und sich durch letztere überflügeln ließen; warum im 10. und 11. Jahrh. die Deutschen zur Cultivirung der slawischen Gegenden an Höfe und Kirchen, wie als Gewerbtreibende in die Städte und Dörfer herbeigerufen wurden und warum jetzt noch ein so himmelweiter Unterschied zwischen deutscher Bildung und Lebensart (mit Einschluß gleicher der germanisirten Böhmen, Wenden, Mähren ꝛc.), und der im Allgemeinen noch so tief im Staats- und Rechts-, wie im gewerblichen und häuslichen Leben ꝛc. stehenden Cultur russischer, polnischer und anderer östlicher Slawenländer! — näher zu ersehen in Kohls trefflicher Schilderung seiner Reisen in Rußland und Polen (in 3 Abtheil. 1839—42), welche überhaupt als eine ebenso geistreich belehrende, als anmuthig unterhaltende Lectüre, jedem Gebildeten nicht genug empfohlen werden kann.

Die Frage, ob am Riesengebirge sich germanische Bewohner fortserhielten, hat schon früher manchen Streit erregt (Schles. Provinz. Bl. 1801. 2. 4. 11. 12. 15. ꝛc. zumal 1829 und 1831. 101.; Corresp. Bl. der schles. Gesellsch. S. 121. u. a. Schrr.) Dafür schrieb Syndicus Beer und And.; dagegen aber der Prof. Bandtke, — bei vielem Verdienste um die slawische Literatur, jedoch, aus zu erhöhtem slawischen Nationalstolze, der gern Alles den Slawen zueignen will, und daher oft ungerecht wird, nicht ohne auffällige Streitsucht, falsche Wortdeutung ꝛc., wie unschickliche Witze über die armen Gebirgsweber und mit eben nicht von kaltblütigem Forschergefühle zeigenden Ansichten (daß die Dialect-Aehnlichkeit mit dem Schwedischen von den Schweden im 30jährigen Kriege herstamme ꝛc.). Deshalb schwiegen die Gegner und auch der mit der vaterländischen Geschichte so vertraute Super. Worbs; früher selbst jenes Meinung, wendete er sich, was besondere Achtung verdient, erst nach langjähriger Forschung der Ansicht von der germanischen Forterhaltung zu. — Wie denn überhaupt es nur zu mißbilligen ist, wenn solche Meinungsverschiedenheiten in historischer, philosophischer ꝛc. Hinsicht dann zu bitteren Anfeindungen Veranlassung geben und Mancher lieber dem Verbrecher seine Unthaten, als dem achtbarsten Manne es verzeiht, wenn er die ihm aufgedrungenen Ansichten nicht theilen mag, obwohl von solchen nicht die Seligkeit, noch das irdische Wohl der Menschheit abhängt, auch so Manches verschieden gedeutet und selbst ungelöset bleiben und letztere deshalb dennoch gedeihen wird. Hierzu gehört die bekannte Anekdote von zwei Pariser Gelehrten, welche, wegen der verschiedenen Annahme eines Comma in einem klassischen Autor, — sich duellirten!

Wie schnell die slawische Sprache verschwand, ergiebt sich daraus, daß sie (nach Rüdels Mark Brandenburg) im Brandenburgischen schon im 12. und 13. Jahrh. verdrängt ward, (nach den baltischen Stuplen I. 108) in Vor-Pommern im 13., in Hinter-Pommern im 14. Jahrh. kaum noch ein Wendischsprechender zu finden war; (nach Adelung starb der letzte Wende in Pommern 1404;) ferner, daß Anfangs des 14. Jahrh. auf Rügen, und 1300 in Leipzig die letzte wendische Frau starb (Leipz. Gesellsch. Ber. 1829), wenn auch im 14. Jahrh. noch einzelne wendischsprechende Bauern den dasigen Markt besuchten. Wegen dieses Verschwindens der wendischen Sprache ward sie auch 1327 in Sachsen, 1295 aber die polnische zu Breslau vor Gericht verboten, wo sie schon 1237 nicht mehr verstanden ward. Ungefähr zu dieser Zeit beginnt auch die Ausfertigung der (früher nur lateinischen) Urkunden und gerichtlichen Schriften in deutscher Sprache (so in Görlitz die Schöppenbücher vom J. 1305 an).

In Böhmen ist der Landstrich längs der Gränze unserer Gegenden seit frühesten Nachrichten deutsch, was ebenso wenig durch deutsche Eroberung, als durch alleinige Hinweisung deutscher Colonisten dahin von böhmischen Fürsten

bewirkt, sondern meist nur die Folge germanischer Urbevölkerung seyn möchte, welches letztere auch der böhm. Geschichtsforscher Pelzel annimmt (dessen Gesch. d. Deutschen in Böhmen in d. Abhandl. d. böhm. Gesellsch. d. Wiss. 1788). Ebenso wird in Mähren gleiche germanische Fortbewohnung vermuthet, z. B. das Schönhengster- und das Kuh-Ländchen, als solche ächtdeutsche Landstriche, nach Sitte, Sprache ꝛc. — Von Klöden (Gesch. Berlins, und Nachtrag 1841) wird nicht minder für ein Forterhalten von Germanen unter den Slawen gesprochen, welcher zugleich darauf hinweiset, daß vor der letztern Germanisirung schon (Nieder-) Sachsen, wegen Karls des Großen Härte gegen sie, sich zu den Slawen geflüchtet, so wie, daß fränkische und andere deutsche Handelscolonieen bereits damals zahlreiche Orte in der Mark gegründet haben mögen, welche sich durch regen Betrieb nach und nach zu Städten erhoben. (Ebenso waren es, wie schon erwähnt, nicht Wenden allein, welche ihren Ostseestädten Ruf und Handel verschafften, sondern wohl hauptsächlich handeltreibende Ausländer. In Mecklenburg und Pommern ist jenes Ergebniß noch seltsamer; da besetzten nicht deutsche Eroberer, welche anderwärts oft mit Feuer und Schwert die Slawen zwingen konnten, deutsch zu lernen (was jedoch in unseren Gegenden nicht stattfand) sondern die nordwendischen und polnischen Fürsten nahmen das Christenthum an, und nach ihrem Beispiele auch ihr Volk; sie zogen deutsche Colonisten in ihr Land, aber nicht zu Millionen, um alle Orte plötzlich zu germanisiren, und dennoch war nach einem Jahrhunderte fast schon überall deutsche Cultur und Sprache verbreitet und nach 2 Jahrh. bis auf wenige kleine Landstriche das Wendische und Polnische verschwunden. — Harthausen (Verfassung ehemal. slaw. Länder 1842), in Betreff Pommerns dieß näher erwähnend, nimmt zugleich, wie andere Forscher, dort auch erhaltene german. Fluß- und Orts-Namen an.

Betrachtet man, wie wenig in neuerer Zeit sich Sprachen so plötzlich unterdrücken lassen, wo zugleich Kirche, Schule, Literatur und gesetzliche Einrichtungen mit einwirken, und daß in neuerer, gebildeter Zeit es mehr Bedürfniß ist, sich in der Sprache des Ueberwinders auszudrücken, so muß jenes in früherer Zeit desto schwieriger erscheinen. Um so weniger ist das so plötzliche Verschwinden des slawischen Elements zu erklären, wobei nicht Zwang stattfand, und es möchte sich daher wohl nur in jenen forterhaltenen germanischen Bewohnern unter den Slawen und deren dadurch schon damals erfolgter theilweiser Germanisirung sich erläutern lassen. — Wenigstens die Möglichkeit jenes Forterhaltens aber muß bei den Germanen ebenso zugestanden werden, als es bekannt ist, daß sich Slawen ebenfalls unter deutscher Oberherrschaft fort erhielten und Sprache und Sitte sich wenigstens theilweise bewahrten; wollte man das eine abläugnen, würde es auch bei dem andern erfolgen müssen. Die erwiesene Duldsamkeit der Slawen kam den Germanen ohne Zweifel dabei sehr zu Gute, so daß sie, in Gebirgs-, wie anderen Gegenden, in einem mehr selbstständigen, wenigstens isolirtern Verhältnisse verblieben. Der Hauptgrund gegen jene Ansicht, daß in früheren Schriften keine Andeutung davon enthalten sey, wird durch die Erfahrung entkräftigt, daß unendlich Vieles ebenso wenig erwähnt ist und nach hoher Wahrscheinlichkeit dennoch erfolgt seyn muß. Ebenso haben sich anderwärts Ueberreste früherer Nationen mitten unter anderen forterhalten, ohne daß davon frühere Schriften handeln. Die ganze Geschichte seit der Völkerwanderung gedachte früher keiner Forterhaltung german. Stammreste in Thälern jenseits der Alpen und anderen italienischen Landstrichen mitten unter italienischer Bevölkerung, und doch haben neuere Forschungen deren erwiesen, als burgundische, theils als allemannische ꝛc., nach Dialect, Sitten, Kleidung ꝛc. In Jahrhunderten werden sie mit den umwohnenden Italienern noch mehr verschmolzen seyn und man würde dann, wäre dies Verhältniß nicht jetzt erörtert (z. B. Schott, die deutschen Colonien in Piemont, 1842), später ebenfalls daran zweifeln, ungeachtet einzelner Sprachreste. Es erhöht dieß die Wahrscheinlichkeit obiger Vermuthung, die jedenfalls noch weitere Untersuchung verdient, bevor man sie als ungegründet erklärt.

Anmerkung VII. Altdeutsche und keltische Flußnamen in sächsischen, böhmischen und schlesischen ꝛc. Gegenden. Die Elbe hat einen altdeutschen Namen, und es ist wahrhaft drollig, wenn man so weit gehen will, ihn von dem slaw. laba ableiten zu wollen; es kann schwerlich angenommen werden, daß die seit frühester Zeit an diesem ächtdeutschen Flusse wohnenden Germanen um einen Namen für ihn bei den erst später an ihn gelangten Slawen

Digitized by Google

angesucht haben werden; vielmehr könnte eher vermuthet werden, daß diese, bei der ihnen sehr eigenthümlichen Buchstabenversetzung, um fremde Worte sich mundgerecht zu machen, ihr laba daraus bildeten. Die Elbe führt einen sehr natürlichen Namen im Deutschen: Alba, Albja, Elbe, ahd. heißt Fluß, Elf nordisch, und noch jetzt in Schweden (Götha-, Thal-Elf ꝛc.). Die Römer hörten ihn von german. Nationen zu einer Zeit nennen, als der slawischen noch nicht in den Elbgegenden gedacht ist (mit latein. Endung albis; noch heißt sie jetzt im Gebirgsdial. Albe). Man wird aber die Ableitung noch weiter zurück führen können auf das ureuropäische (nehmlich allen europ. Sprachen eigenth.) Wort l'b, daher elb, alb, leb, lab, lob etc. weiß, wie dieß auch Schaffarik annimmt; denn die Flüsse wurden oft nach den Farben genannt, und Namen für Flüsse, Gebirge ꝛc. erscheinen bei dem indisch-europ. Völkerstamme überhaupt häufig urverwandt. Die willkührliche Annahme Mancher (um ihr System der Völkersitze zu stützen), daß die Römer unter Elbe bald die Mulde, Eger, Weser ꝛc. verstanden hätten, ist unzulässig. Damals hatten die Flüsse schon ihre besonderen Namen und die Römer waren mit Böhmen so vertraut, daß sie die rechten Quellen und den rechten Hauptfluß dieses Namens kennen konnten. Die allgemeinste altdeutsche Fluß-Bezeichnung ist a, aa, aha, awa, agha, acha, ach, ack ꝛc. (Gothisch ahwa, und als urverwandt das latein. aqua) fließendes, zumal größeres Gewässer; theils als Namen einzelner Flüsse: Aa, Aach, Aar, Ach, Agen, Ahr ꝛc., theils als angehängte Endsylbe an andere Namen, z. B. Fulda, früher Fuldaha, die Weser, früher Wiseraha, woraus, später zusammengezogen, Werra entstand, Swalmanaha, die Schwalm, und so zahlreiche andere, wo das aha ꝛc. in ein a, e, übergegangen oder völlig weggefallen ist. (Im St. Gallenschen Vocabular aus dem 7. Jahr. Humen: aha.) Später gingen jene Sylben in Fluß- und Orts-Namen, auch in au, owe ꝛc. über, welches letzte oft fälschlich als slawisch gedeutet wird, wo es reindeutschen Namen, vielleicht besonders dem altschwäbischen (suevischen) Dialecte gilt. Awa, owa, ahd. Aue, aber auch Fluß, daher die Ortsnamen Awa, Auwa, Ouwa; Erlow (Erlau), Buchowa (Buchau), Osterawa, Seona owa (Schönau) ꝛc. — Die Saale (Sal-aha, von Sal, Salz, daher Salzfluß) schon im Feldzuge des Drusus genannt, nehmlich die thüringische, wogegen die fränkische bei dem Gränzkampfe der Catten und Hermunduren, wegen den Salzquellen an derselben (bei Kissingen) vorkommt (verwandt mit dem altd. Salan, Wasser, Salt, Meer). Ebenso sind deutsch die Namen Ilm, Unstrut (bei Gregor von Tours schon Onestrudis genannt) und andere thüringische Gewässer, so auch Orla (nicht vom slaw. Orel, Adler, vielmehr) deutsch, Orle, der weiße Ahorn, aber auch Erle, wie das ahd. Erlaha, Erlenfluß (e geht oft ins dunkele ö, o über). Elster, die schwarze in der Lausitz, die weiße im Voigtlande, nicht minder deutsch. Die Wenden nennen erstere Halstrow, wegen jener Gewohnheit, nicht mit Vocalen anzufangen, und dabei ra in row verwandelt, ursprünglich altd. Alistra (ähnlich die Indistra, die Innerste), urkundlich 1213 Alestra, die schwarze Elster, und verwandt mit der Alster, Elz, Alstz, Ill (die spätere Alsa, von Alsaten, Elsaß). Die Eger führte den german. (oder kelt.) Namen Agira (ein gleicher in Bayern schon 762 genannt), daraus entstand vielleicht das böhm. Ohrza (Ogra nach Cosmas Prag.), wenn nicht von ogriti, wärmen, wegen des in ihn fließenden, vom Karlsbader Sprudel erwärmten Töpelbach (teply, warm). Der ächtböhmische Name der Eger (wie der Stadt Eger) ist Cheb (1086 urkundlich Chub) neben dem sich der altd. forterhielt. In dem Namen Moldau, Moldawa, früher Wltawa, liegt (nach Palacky, Zeuß ꝛc.) das alte german. Waldaha (ebenso wie in Fuldaha, die Fulde) verborgen, Waldwasser; nach Einigen soll es durchaus slaw. sein, weil Böhmen später von Slawen bewohnt ward, vor denen jedoch schon solche Flüsse ihre Namen hatten. Derselbe Name scheint den 2 sächsischen Mulden eigenthümlich zu seyn (der zwickauer und freiberger, sich bei Colditz vereinigend); der früher zuweilen ihnen beigelegte Name Milde (davon das Leisniger Schloß Mildenstein) ist wahrscheinlich slaw. Umlaut. Wenn auch nicht zu läugnen, daß viele kleinere sächsische Flüsse slawische Namen erhielten, so haben sich dennoch unbezweifelt auch manche altdeutsche forterhalten, obschon slawonisirt. Luppe ist vielleicht ein germanischer Name, doch unbestimmt, ob das vom Ptolemäus erwähnte, und auf sächsische Lande fallende Luppfurtum sich darauf bezieht (die westliche Lippe bei den Klassikern ebenfalls lupia). Sobald es Flüsse gleiches

Namens im Rein-germanischen giebt, würden auch die in früheren germanischen und späteren slaw. Gegenden als deutsch angesehen werden können. Ebenso möchten die Wiehe, Ende ꝛc. altdeutsch seyn, wie es unbezweifelt auch die, der schwarzen Elster benachbarte und nicht aus dem Slawischen zu erläuternde Röder ist.

Die Spree, in früheren Urkunden, wie in Ditmars Chronik, Sprewa, im Volksdialecte oft Spreu, läßt sich slaw. nicht erläutern; vielleicht eine alte german. Benennung, der sprenen (sprengende) Fluß, von dem raschen Laufe über steiniges Bette, wie in der Ober-Lausitz, bevor er in den Niederungen langsamer fließt. Die uralten Flußnamen sind oft von solchen allgemeinen Eigenschaften entnommen (so wie Rhein, Rhone ꝛc. vom kelt-germ. rinnen, laufen, daher auch goth. Rinno, Bach; der baier. Regen von ragin, rauschen, stürzen, und so andere altd. und kelt. Namen.) — Ferner: die Neiße, urkundlich Nisa, Nizza, daher oft vom slaw. niži, nischi, tiefer, niederwärts abgeleitet; nach Schaffarik vom uralten slaw. nischa, niwa, Feld, Acker, wie in Serbien der Nisawafluß. Die A-Endung kann awa, das deutsche aha seyn; daher vielleicht vom altd. nezen, vom Urwort nis, fließen, das auch im Griech. verwandte Worte hat; so die Netze, wegen ihren vielen bruchigen Niederungen, Näße verbreitend, vom ahd. nazzi; Nizti/ssa ist übrigens ein germanischer Flußname; so wie es gleiche andere in Gegenden giebt, wo sie sich auf keinen Fall slaw. ableiten lassen, z. B. die engl. Nasse, die italien. Nizza. — Ptolemäus nennt den Swevus, als deutschen Fluß zwischen der Elbe und der Oder, in die Ostsee mündend; man hat die Warne dafür gehalten, und eine Irrung des Verf. angenommen, so daß er einen mitteldeutschen Fluß, als in ihn strömend, gemeint habe, und zwar die Spree, als ein bedeutender, und als Swewenfluß genannt, wegen ihrer Anwohnung; jedoch ist der ungewöhnliche Uebergang des w in pr nicht zu erklären. Nach Anderen ist damit die Oder gemeint, als an der östlichen Swewen-Gränze.

Der Bober möchte nicht so unbedingt vom slaw. bobr, der Biber, abzuleiten sein, wie es geschieht, denn Bibar ist auch das altdeutsche Wort für Biber (keltisch heißt biber ein verschanztes Lager) und Bibera ꝛc. heißen altd. Orts-, Biberaha, Piparaha, Bieberbach ꝛc. mehrere Flußnamen. Die Slawen konnten jenen Flußnamen von den Germanen überkommen und ebenso gut das i in o umwandeln, als sie den Biber selbst bobr nennen. Doch könnte Bober auch ein allgemeine deutsche Flußbezeichnung seyn (wie bei den 2 schlesischen Bächen: Böberle), wovon sich vielleicht das schles. Wort bobern, rinnen, erhielt. (Liter. Beil. d. schles. Prov. Bl. 1799. S. 19.)

Die Oder, wird als der Ostseefluß Wiadus der Alten angenommen, das W als unwesentlich, und daher mit Jadua nach Ptolemäus zu vereinigen; oft abgeleitet vom slaw. wudrjecz, abreißen, doch vielleicht besser vom ahd. Ottar, die Fischotter (nach Graff lith. udra, zu dem sanskrit. uda, Wasser, gehörig) und auch Adder (wenn solche in früheren Zeiten häufig waren) und so gut, als beim Bober der Bieber angenommen wird. Aber auch als Adera, vom ahd. aha (nach Fulda auch Adda, etsch ꝛc.), Wasser, in so mancherlei Formen, daher ahd. Ottar, jetz. Ader, und lith. antra, die Fluth.

Dagegen wird der Weichsel, Vistula und Bisula bei den Klassikern, Visle angelsäch., eher ein slaw Name zuzugestehen seyn, weil an ihr zeitiger slaw. Völker wohnten, als die Gothen aus Gothland auf die deutsche Ostseeküste übersetzten und die Weichselgegend in Besitz nahmen; doch möchte das vermuthete slaw. wisla, die hohe, herabhängende, dazu nicht geeignet seyn. Man hat aber auch deutsche Auslegungen, z. B. von Quisl, Fluß, Flußarm, Zweig, z. B. der Fluß Tanaquisl in den nord. Heldensage. Grimm hat ahd. wihsela. Oder altgoth. von hweits, weiß, wie denn auch im Munde donischer Kosaken 1648 sie biala wòlo, Weißwasser, genannt, im Gegensatze des Dnieyr und Dniester. (Schles. Prov. Bl. 1810. Liter. Beil. März). — Die March in Mähren, altdeutsch Maraha, von den Slawen in Morawa umgeändert. Ebenso ist die Hafel, Habula, ein german. Name, nach dem die in deren Gegend eingewanderten Slawen Heveller genannt wurden. In der Riesengebirgsgegend giebt es zahlreiche Flußnamen, welche mit gleichen, wenn nicht mit mehr Recht von deutschen, als von slawischen Worten abzuleiten sind, und es wird daher auch zulässig seyn, manche als deutsche zu erklären; mögen Andere sie nach Belieben auf andere Art ableiten. Im Riesengebirge giebt es auf 20 Bäche,

welche Seiffen heißen; man will diesen Namen als einen slaw., aber auch als einen neudeutschen erklären, weil er später, nach Errichtung der Bergwerke, die Bedeutung als Erzwäsche erhielt, obwohl, wo jene Bäche entspringen, es keine Bergwerke giebt, auch die dortigen Granitfelsen keine Metalle führen. Es giebt ein goth. Wort Marisaw, stehende Wasser, ein angelsächs. sype, Befeuchtung, sypan, einweichen ꝛc.; ebenso wird altd. siefen als Bergwasser erwähnt und überhaupt ein altdeutsches siffen, Gewässer, Fluß, angenommen. Unter jenen zahlreichen (großer, grüner, Gold-, Sperber-, Gorts-, Stein- ꝛc.) Seiffen, giebt es auch ein offenbar deutsches Lauterseifen (urkundlich Lutersiven), einen Berggipfel Seifenkamm; ebenso ein Quer-Seifen (von Quaire, goth. die Mühle, schwed. quern, engl. quern), Mühlbach gedeutet, so wie der dortige Querbach, welche beide Mühlen treiben und nicht in die Quere fließen. Ferner ein Vogelseifen und andere im Glatzischen, mehrere ähnliche in böhmisch-deutschen Gegenden, wo sich der Name vielleicht ebenso aus frühester german. Periode erhielt, wie auf der schles. Seite. In der Oberlausitz ein Seif-Hennersdorf (1405 Heinrichsdorf „in Seiffen" [am Wasser]). Bei Neukirch, unsern Budissin, entspringen zwei Rothfließchen (1213 urkundl. Ratolfisiffen, ohne Bergwerke). Der Zacken kann ebenso vom poln. zakol, Wasser-Krümmung oder Stehenbleiben, als vom ahd. aha, ach, acka, Fluß, und dem goth. Artikel sa, das, hergeleitet werden; so auch der kleine Zackerle. Der Name der beiden Iser wird von Manchen zwar vom wend. jesor, böhm. gezero, See, abgeleitet, aber auch auf der böhm. Seite vielleicht von den anwohnenden Bojen gebraucht, mit demselben Rechte, wie die Isar in Bayern, in den savoyischen Alpen und in Frankreich (jetzt Oise) von den kundigsten Sprachforschern für keltisch erklärt. Das Flüßchen Iden, von ida, idns, goth. flach. Selbst die Wittiche wird (statt von dem böhm. witoka, Ausfluß) als Weißwasser, von hwit, weiß, erklärt, weil sie von dem glänzenden und seltsam gestalteten Felsen Weißbach weißlich schäumend herabströmt. Der bald mehr zu besprechende Queis (1213 urkundl. Quiez) wird slaw. als Blume, von kwjetka, kwiez und auf andere unpassende Art gedeutet, dagegen aber auch von jenem goth. hweits, ahd. hwiz, altsächs. und nord. hwit, erklärt, wie denn unzählige Flüsse von ihrer Helle oder Weiße des Schaums benannt werden, obwohl bei jenem aber auch das schon bei der Weichsel erwähnte quisl in Betracht kommen könnte. Die Slawen verwandelten das ihnen fremde ei in ie, während die Neudeutschen dann dieses wiederum in ei umänderten und somit den muthmaßlichen alten Namen herstellten. Er kommt von einem weit sichtbaren Felsen, dem weißen Steinrücken oder weißen Flins, ebenfalls ein altdeutsches Wort für Stein, Kiesel, und nicht von einem sehr zu bezweifelnden slaw. Gotte. So werden Else, Aupe, Rochel und andere Gewässer, Stohnsdorf, Adersbach ꝛc. vielleicht ebenfalls als altdeutsche Worte (letzteres wie bei der Oder) zu vermuthen seyn. — Schafarik, dem der Verf. mehrere solche Erläuterungen verdankt, bemerkte: „Queis, Wittich, Mandau, Elster, Kipper ꝛc. sind wohl deutsch; Spree mag deutsch seyn; Lubawa, Lubata (Löbau und das löbauer Wasser) möchte ich nicht von luby, lieb, sondern von dem ureurop. l'b, leb, lab, weiß, derriviren." Dadurch würde sich die Ableitung B. I. S. 90. und nachträglich S. 202. ändern. Und so wird sich bei weiteren Forschungen noch manches Räthselhafte ergeben, bei welchen (wie auch hier erfolgt) außer den schon obgenannten deutschen etymolog. Sprachwerken, auch die slaw. dieser Art zu benutzen seyn werden (so z. B. Linde's Lexicon, Dobrowsky's etymolog. Schrr., Schaffariks Abkunft der Slawen ꝛc.), und nicht minder allgemeine Werke dieses Zwecks über die so verwandten indisch-europäischen Sprachen von Arndt, Murray ꝛc. — Gewiß ist es, daß die ältesten Flußbenennungen beschreibende Gemeinnamen sind, von der Bezeichnung des Fließens, Strömens, Laufens, Gehens, Bewegens, wie der Farben entlehnt, wie später bei der Mehrzahl der Namen, auch Baumgattungen der Nähe oder vorzüglich häufig beobachtete Thiere in den Gewässern ꝛc., dazu Veranlassung gaben, und daß die dadurch gewonnenen Erläuterungen die wahrscheinlichsten seyn werden, wie Murray (europ. Sprachenbau) u. and. Etymologen so treffend erwiesen. (Seifa, ahd. die Schäumende, Seivar, Schaum.)

Nachträglich zu den schlesischen Dialecten, S. 84, 92 ꝛc. (wo bei manchen das a, o, u, als au gilt, Schauiz, Baugel ꝛc.), daß im Siebenbürgischen, in dieser Hinsicht von den Nachkommen der daselbst seit frühesten, unbekannten Zeiten eingewanderten Deutschen (gewöhnlich Sachsen genannt) ähnlich ge-

ſprochen wird, z. B.: Foater auſer, dier dau beſt em Oemmel, geheleget verde deing Numen; zaukom aus deing Rehch; auſer däglich Briut gaff aus heihd, and vergaff aus auſer Schuld ꝛc.; ſaundern erlüs aus von dem Uevell ꝛc. Dagegen wegen der Ausſprache des i als ei ꝛc. zu S. 83:

Nachträglich über den Dialect des Ruhländchens (in Mähren an der böhmiſch-ſchleſ. Gränze liegend). Meinert in ſeinen Volksliedern deſſelben, unter dem Titel: Fyelgie 1817, hält die dortigen Einwohner für neuere, oberdeutſche Einwanderer und iſt gegen alle german. Forterhaltung; doch auch ſeine Anſicht iſt kein Evangelium und die Sache damit noch nicht abgethan. Denn ſo Manches bietet wenigſtens noch Betrachtungen dar, ſo z. B. das iſolirte Wohnen unter den Slawen ſeit früher Zeit, die eigenthümliche Sitte und Sprache, die Slawoniſirung früherer deutſch benannter Orte ꝛc.; ſelbſt jener Name „Fyelgie" (beide Doppel-Vocale, wie überhaupt ſolche in dieſen deutſchen Dialecten, eng verbunden geſprochen) ein in dortiger Gegend einheimiſcher Geiſt, als welcher man, vermummt, Lieder zu ſingen pflegt ꝛc., iſt wahrſcheinlich der noch erhaltene Name der Schutzgeiſter der nordiſchen Mythologie: Fylgja (Grimm, Mythol. 509). Jene Schrift (nebſt einem Wörterbuche mit zahlreichen erhaltenen althochdeutſchen, gothiſchen ꝛc. Worten) iſt übrigens ſehr beachtungswerth; daraus als Sprachprobe des dortigen Fulnecker Dialectes, der

Anfang des Weihnachtsliedes:

O Fräde iever Fräde, ihr Ruppfern kuommt ahäm!
Wos ies ouff ounſer Häde, ſir Wounderding geſchahn?
Dos quom e Both voum Hiemel bai huocher Meiternocht,
Har ſong ouns a Geſengle, doß ouns dos Hartzle lacht.
Har ſproch: O frä't aich Olle u. ſ. w.

Das Spinnrädchen. (Kuhländchen-Dialect.)

Dos ſoulld' a Maedle ſpeine, dos Radle woulld' ni gien;
Dos ſol a Knavle kuomme, ſol ihr dos Radle drehn;
Dos keimmt a Knavle ungebate, onn thut ihr ouff dos Radle trate,
Dos Radle thut ſchu gien.

Räthſel: 's giet ai'm Derfle nuff onn no, onn ſchlet o ides Thoer o. — 's giet ieber de Breik, hot a Bettle ouf dem Reick. — Uobe hohl, ounde hohl, 's hot dray Zeippel onn ae'n Zol. — Voenne hot's a'n Komp, ey dar Meitt' ies wi a Lomb, heinde hot's a Seichel — rot't mai liver Meichel! (Wind; Gans; Ziegel; Hahn.)

§. 21. Die Landskrone bei Görlitz, und Blicke in die Ferne nach Raum und Zeit.

Eilt aus den Thoren der Stadt, Gefährten! nach raſtlosen Mühen!
Dort, auf dem Berg' Euch erfreu'n Blick' in der Vorzeit Bereich,
Wie in der Gegenwart Flug, bei frohem Geſang und Geſprächen,
Und die Mutter Natur labt uns das Aug' und die Bruſt!

Die anmuthige Landskrone erhebt ſich, noch keine Stunde ſüdweſtlich von Görlitz, in ebener Aue auf 700 Fuß hoch über dieſe Bezirksſtadt; überall hinſchauend in die Provinz, gilt ſie als eine wahre Krone des Landes, ſchon in weiter Ferne ſich kenntlich zeigend wegen der zwei Kuppen, wie die Horizont-Anſicht Taf. I. N. 40. h. bereits darſtellte. Auf ſie ſey der Blick zuerſt gerichtet, vom Rieſengebirge zurückkehrend und bei dem weitern Verfolge des geſegneten Sachſenlandes, deſſen neuere Gränzen hier nicht auf ſeinen Namen Bezug haben, vielmehr gedacht noch im frühern

Sinne, und dabei auch weit hinausgegangen in benachbarte friedliche Lande. Gilt es doch hier überhaupt den mitteldeutschen Gauen und die farbigen Schlagbäume stören nicht den Culturhistoriker; wenn auch ein Stein des Anstoßes den Politikern und Geographen der Jetztzeit.

In des bekannten Jacob Böhme's theosophischen Werken (Amsterdam, 1682) heißt es bei seinem Lebenslaufe:

„Nachdehm er nun etwas erwachsen, hat er neben andern Dorff-knaben des Viehes auff dem Felde hüten, und also seinen Eltern mit billichem Gehorsam zur Hand gehen müssen. Bey welchem seinem Hirten Stande ihme dieß begegnet, daß Er einsmahls umb die Mittagsstunde sich von den anderen Knaben abgesondert, und auff dehn davon nicht weit abgelegenen Berg, die Landes Crone genannt, allein für sich selbst gestiegen, altar zu oberst, welchen Ort Er mir (dem Herausgeber) selber gezeiget und diß erzählet — wo er mit großen rothen Steinen fast einem Thürgerüste gleich verwachsen und beschlossen, einen offenen Eingang gefunden: in welchen er aus Einfalt gegangen, und darinnen eine große Butte mit Gelde angetroffen, worüber ihm ein Grausen angekommen, darumb Er auch nichts davon genommen, sondern also ledig und eylfertig wieder herausgegangen. Ob er nun wohl nachmahls mit andern Hüte-Jungen zum öfftern wieder hinauff gestiegen, hat Er doch solchen Eingang nie mehr offen gesehen (welches eine Vorbedeutung auff seinen geistlichen Eingang in die verborgene Schatz-kammer der Göttlichen und Natürlichen Weisheit und Geheimnissen wohl sein können). Es ist aber selbiger Schatz nach etlichen Jahren, wie er berichtet, von einem frembden Künstler gehoben, und hinweggeführet worden, worüber solcher Schatzgräber (weil der Fluch dabei gewesen) eines schändlichen Todes verdorben."

Wenn aber einem oder dem andern der geehrten Leser hierbei ein Bedenken wegen der Wahrheit der Sache beikommen sollte, der wird in der Anmerkung 1. jenes Herausgebers der Böhmischen Schriften weitere Bestätigung finden und daß man „sich über Jacob Böhme's Eingang in den Berg nicht groß zu verwundern habe, sintemal dergleichen Wunderorte hin und wieder angetroffen worden" — wobei auch des schon §. 18. erwähnten Jobten gedacht ist. Will man aber beim Unglauben beharren, so wird wenigstens aus Obigem so viel hervorgehen, daß eine uralte Sage von einem dort verwahrten Schatze auch Jacob Böhme bekannt, er aber, bei seiner blühenden Einbildungskraft, leicht getäuscht und verleitet werden konnte, in späterer Zeit zu wähnen, es sey einst ihm selbst gelungen, den Eingang entdeckt zu haben, wie jedoch selbst berühmte Theologen damaliger Zeit noch an solche Wunderdinge glaubten. Und wohl möchte ihn, während des Aufenthaltes in Görlitz, der Besuch des Berges mit seinen reizenden Aussichten oft zu höheren Gefühlen erhoben, seine Neigung, Gott in der wundersamen Natur zu huldigen, gesteigert haben. Denn absichtlicher Unwahrheiten hat sich dieser ehrenwerthe und mit hohem Unrechte verketzerte und verfolgte Mann nicht zu Schulden kommen lassen, den man überhaupt nicht mit vor-

nehmer Miene für einen Thoren oder zweideutigen Schwärmer halten möge, wie vor zwei Jahrhunderten geschah, weil er, als Görlitzer Bürger und Schuhmacher, es wagte, sich über religiös-moralische Gegenstände in Schriften zu äußern, und der, obwohl in einer unrathsamen, damals aber nicht ungewöhnlichen phantastischen Sprache schreibend, dennoch früher von zahlreichen Deutschen, Holländern und Britten hochverehrt und der deutsche Philosoph genannt, selbst noch jetzt von achtbaren Gelehrten ehrenvoll erwähnt ist (vergl. Anmerkung II.).

In Bezug auf jenen Schatz ist noch weiter zu erwähnen, daß nach einer sehr ausführlichen, jedoch fabelvollen Chronik der Landskrone (deren §. 25. noch näher zu gedenken), die Erbauung der Landskronen-Burg im J. 923 durch den longobardischen Oberst-Lieutnant Ziscibor vom Reiterregimente erfolgte, wozu vielleicht der historische Sorbenfürst Czistibor den Namen leihen mußte, welcher von seinen meißnischen Sorben selbst 858 ermordet ward, da man ihn wohl dem fränkischen König zugethan hielt. Jener ließ zugleich durch den Maurermeister Johann Fust 953 nach Chr. Geb. mit Hülfe eines Zauberers ein Gewölbe für seine Schätze anlegen. Der Letztere, welcher diese bewahren sollte, wurde jedoch vom Maurer gestört und plötzlich versank das Gewölbe mit den Kostbarkeiten tief in die Erde. Der Schatz soll aber noch vorhanden seyn, denn andere Sagen berichten, daß Jungfrauen, und zwar nur rein-sittliche, ihn zu heben vermögen, und daß es dabei des schwierigen Durchsägens des Berges bedarf, weshalb ihrer viele erforderlich werden. Da jene sich aber meist verheirathen, manche auch wohl vom sittlichen Wege wanken, so hat sich noch nie die gnügende Zahl ergeben. Welche aber nicht heirathen mag, vielmehr ehrlichen Burschen ohne erhebliche Ursachen den Korb giebt, von der sagt man nach einem dortigen Sprüchworte: „Sie will warten, bis die Landskrone durchsägt wird, und dabei helfen." Doch soll dieses Warten sehr aus der Mode gekommen, vielmehr es allen lieber seyn, als junge Frau bei jenem Sägen eine Zuschauerin abzugeben. — Man sagt aber auch, daß es noch möglich sey, auf andere Art den Schatz zu heben, wenn man nehmlich das Schlüsselloch fände; dieß gelingt in der Christnacht, wofern man den Schlüssel der Kanzelthür bei sich hat; freilich wird dann noch die Frage seyn, ob jener auch zur Schatzgewölbthüre passe. Noch giebt es andere Sagen, z. B. von einer Mutter, die das Kind beim Schatzaufraffen vergaß, wie auf dem Löbauer Berge (nach B. I.); von der in der Johannis-Mitternacht blühenden Wunderblume, die an der Stelle wächst, wo der Schatz liegt, u. dergl. mehr, die jedoch von anderen Gegenden hierher übertragen sind. Ebenso giebt es auch eine Zwergsage, und wie der Teufel einst von der Landskrone herab dem Bau der Görlitzer Peterskirche mißgünstig zusah, und ihn durch ein Felsstück vernichten wollte, das jedoch weit vom Ziele,

bei Biesnitz, niederfiel, wo man es noch vor einiger Zeit, nebst eingedrückten, oder vielmehr eingebrannten 5 ziemlich großen Teufelskrallen, beschauen konnte, ist bereits B. I. erwähnt. (Eine gleiche Sage vom Teufelssteine bei dem benachbarten Hennersdorf, womit der Teufel die Ludwigsdorfer Kirchspitze zerschmettern wollte, doch ebenfalls vergeblich.) Ein Sitz in einem Felsen der obern Spitze des Berges ward daher der Teufelsstuhl genannt; ja man zeigt sogar die Eindrücke von Kartenblättern, womit der Teufel und einige Kriegsknechte einst gespielt haben; die menschliche Phantasie verfällt oft auf sonderbare Dinge.

Jene Schatzsagen sind meistens entfernte Andeutungen heidnischer Opferorte und zu einem solchen mußte die ausgezeichnete freie Lage und Höhe des Berges schon den frühesten Anwohnern Veranlassung geben; zudem weisen Schlacken und Urnen ebenfalls darauf hin, oder auf einen Begräbnißplatz jener Zeit. Aber auch als Vertheidigungsort galt der Berg schon zeitig; denn wenn auch manche sehr hart gebrannte Gefäßbruchstücke, eiserne Waffen ꝛc. der Uebergangsperiode zwischen dem Heiden- und Christen-Thume, und der letzten Zeit der Slawenherrschaft angehören, so wenigstens manche Funde, z. B. eine bronzene Lanzenspitze, einer weit frühern Zeit, und zwar wie andere in benachbarten Gegenden gefundene bronzene Geräthe, römische Münzen ꝛc. nicht unwahrscheinlich der germanischen Periode. Anmerkung II.

Wegen der Lage der Gegend, an einem uralten Verbindungswege zwischen der Elbgegend und Schlesien und Polen, muß dieselbe schon in frühesten Zeiten viel bewohnt oder doch häufig besucht gewesen seyn. Deshalb lag es auch in der Natur der Sache, daß, bei den Kämpfen der siegenden Deutschen mit den Slawen im 10. Jahrhunderte, jene von der Elbgegend und der Burg Meißen aus immer weiter in die Oberlausitz und nach Schlesien zu einzudringen suchten, während in der Niederlausitz dieß durch Markgraf Gero mit noch günstigerm Erfolge ausgeführt ward. Von dem zeitig in Besitz genommenen Budissin aus, mochte es bald vorgeschobene Posten der Deutschen in der Gegend von Görlitz und Lauban geben, wo der Queis wahrscheinlich schon seit frühester, so wie bis zur neuesten Zeit eine Landesgränze bildete. Die dabei so wichtige Landskrone konnte ebenso wenig, wie die Furth über die Neiße bei Görlitz, unbesetzt bleiben, und deshalb finden wir auch diesen Ort zeitig in Bezug auf landesherrliche Besitzung genannt. Unbezweifelt ward die Landskrone zur Zeit der Sorbenherrschaft, wenn auch jenes Ciscibors Burgbau als eine unbegründete Sage erscheint, als ein fester Punct benutzt, der sodann von den Deutschen in Besitz genommen und mit einer Burg befestigt ward. Wer sie gründete und in den ersten Jahrhunderten zum Lehn erhielt, erzählt die Geschichte ebenso wenig, als die dortigen Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden, die sich damals

wohl oft gegen jene erheben mochten, begünstigt durch die häufigen Einfälle der Polen in die meißnische Markgrafschaft. Urkundlich werden 1213 ein Christian, Gerlaus und Ulrich von Landescron, 1222 ebenfalls derselbe Christian von Landescron, und 1234 ein Wilricus de Landeschrone genannt, doch ohne Beziehung auf die Burg; man hat vermuthet, daß sie ihren Namen von eingewanderten deutschen Rittern erlangte, doch giebt es auch andere Ansichten darüber; (Anmerkung III.) Sie wird zuerst in der Urkunde über die Theilung der Oberlausitz in die zwei markgräflich brandenburgischen Linien 1268 als Veste (castrum) Landischrone erwähnt, wo sie mit dem görlitzischen Bezirke der Ottoschen Linie zufiel. Die Burg theilte unbezweifelt stets das Loos der Provinz. Dieses aber war eine sehr wechselnde Besitznahme, wie sie überhaupt bei kleinen Nebenländern größerer Reiche sehr gewöhnlich ist; bald von diesen vertauscht, verschenkt, vererbt ꝛc. und bald wiederum erlangt; daher steht die Geschichte der Lausitz mit der böhmischen, sächsischen, preußischen ꝛc. in nächster Beziehung. Diese wechselnde Oberherrschaft ist in der Anmerkung IV. in kurzer Uebersicht mitgetheilt, da sie zugleich zur bessern Erläuterung späterer Gegenstände rathsam erscheint. Die Burg kam unter Kaiser Karl IV. und unter dem Versprechen, treu zur Krone Böhmen zu halten, 1357 als Lehn an die Herren von Biberstein, welche sie meist wiederum als Afterlehn an Vasallen überließen, so an Einen von Hochberg, von Gersdorf, von Kottewitz ꝛc. Durch diese Afterlehne sank sie, wie die meisten anderen Vesten, zur Raubburg herab, weshalb den Görlitzern nichts sehnlicher erwünscht seyn konnte, als sich dieser gefährlicher Nachbarschaft zu entledigen, wie denn auch damals mit jenes Kaisers und seiner Nachfolger Billigung, zahlreiche solcher Burgen in den oberlausitzisch-böhmischen Gränzgegenden, von den muthigen Sechsstädten nach Eroberung oder Kauf geschleift wurden, wie schon Band I. geschildert. Während einige spätere Besitzer in der Anmerkung III. genannt sind, sey nur hier erwähnt, daß, obwohl die Sechsstädte sich zeitig der Lutherschen Religions-Läuterung zuwendeten, sie dennoch gegen die zugleich mit politischem Fanatismus verbundenen hussitischen Lehren feindlich gesinnt waren und daher eine hussitische Schaar sich leicht der Landskrone bemächtigen, dadurch aber besonders den Görlitzern viel Ungemach bringen konnte. Diese entschlossen sich deshalb auch 1440 zu deren Erkauf und Abtragung. Sie ward von den Herzogen Balthasar und Rudolf von Sagan um 600 Mark Groschen erkauft, und außerdem erhielten die Gebrüder Ullrich, Wenzel und Friedrich von Biberstein für einige Lehnansprüche (nach den Görlitzer Rathsrechnungen) 12 Gulden und ein Pferd für 18 Gulden. Da die Stadt jedoch nicht sogleich bezahlen konnte, so ward von Heinz von Kottewitz, als Hauptmann von Görlitz, und dem dasigen Rathe ein Schuldbrief im J. 1440

ausgestellt und zu der damals bei dem Adel und Stadtobern gewöhnlichen Sitte des Einlegens sich verpflichtet, — nehmlich des Gestellens in eine bestimmte Stadt, bei nicht pünctlicher Bezahlung, um dort Recht zu erleiden, wie folgt, nach dem Eingange:

„ꝛc. ꝛc. 600 margk guter töglicher Bemischer Groschen, do eyn Bedirmann den andern wol male geweren vnd bezalen mag dieselbe Summe Geldes ꝛc. — ꝛc. So globen wir obgenannte Selbschuldige den vorgenannten Vnsern gnedigen hern ader wer desin Brief mit iren guten Willen Inne haben würde bynnen acht Tagen nach deme vnd wir von en ermanet werden vuvorczogenlichen Inczureithen keigen den Sagan yn eyne erber gasthaws Ich vorgenanter Heyntcze Kottewicz mit mynes selbis Leibe ader ab ich ane Gefar selbis nicht kommen mochte an myne stat eynen Irbern Knecht mit anderm eynem Knechte vnd mit czweyen Pferden vnd wir vorgenannte Burgermeister Ratmanne der Stat Gorliez die iczund sein vnd hernachmahls werden ouch vor vns In zusenden Czwene vnser Rathmann mit andern eweyen Knechten vnd vir Pferden und do eyn Inleger leisten vnd haldin als Inlegers Recht vnd Gewonheit ist vnd doraus In keiner weis zukomen, Wir haben denn den obgenanten herrn adir wer desin Brief mit ihren guten Willen Innehabin solliche Summa Geldis vnd die wir In nicht gehalden hetten ganez zu genüge vnd wolczu dangke volkomelich bezalt ꝛc. ꝛc.“

Der Rath säumte nicht mit dem Abbrechen der Burg, zumal da auch vom Bischof zu Meißen das Abtragen der Kapelle bewilligt worden war, in welcher ein Altarist den Dienst versehen hatte. Die Festigkeit der mittelalterlichen Gebäude ist bekannt und so kostete auch jenes Abtragen viel Mühe; es war dabei derselbe Fall, wie ein damaliger Annalist schon von einem theilweisen frühern erwähnt, daß nehmlich die Mauern an manchem Orte so fest waren, daß ein Arbeiter leicht in einem Schurzfelle auf einmal wegtragen konnte, was er einen ganzen Tag mit einer Pike an Kalk und Steinen abgelöset hatte. Eine Angabe der Gebäude, deren auch die nördlich gelegene Burg auf der südlichen Kuppe besaß, daher oft von zwei Burgen gesprochen wird, ist in der Anmerkung III. mitgetheilt.

Demungeachtet genoß die Landskrone noch nicht der Ruhe und somit, was zugleich einen Blick in die damalige Zeit steter Beunruhigung der, solchen Burgen nahe gelegenen Städte werfen läßt, auch nicht die Stadt Görlitz; denn — obwohl zuweilen zur ehrenvollen Bewillkommnung einziehender Fürsten mit Geschütz benutzt, wie z. B. 1538 der böhmische König Ferdinand I. die Lausitz bereisete, — so wurden später von feindlichen Partheien noch oft Versuche gemacht, sich darauf fest zu setzen, so daß die Görlitzer nicht selten sie durch eine Besatzung zu schützen hatten. Dieß geschah z. B. 1468, wie Anhänger des hussitischen Königs von Böhmen, Georg von Podiebrad (in den Annalen oft Giersiko genannt) sie zu besetzen suchten, als die Oberlausitz ihm den Gehorsam aufgekündet hatte. Im J. 1620 ward sie in den böhmischen Unruhen von Truppen, des auch von der Oberlausitz anerkannten böhmischen Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz, als Warte, zum Erspähen feindlicher Krieger benutzt, nehmlich sächsischer; denn dem rechtmäßigen König Ferdinand II. stand der sächsische Kurfürst Johann Georg I. bei, welcher

ihm damals die Oberlausitz unterwarf, worauf sie letzterm selbst, nebst der Niederlausitz, als Pfand für Kriegskosten, 1635 aber völlig überlassen wurde. Ebenso ist der Berg später zur Beobachtung der Gegend noch im siebenjährigen und in anderen Kriegen benutzt worden, auch zu einem Wacht- und Signal-Berge trefflich geeignet.

Schon seit Brechung der Burg und dem eingetretenen Landfrieden zur Verdrängung des ritterlichen Stegreiflebens galt der anmuthige Berg den Görlitzern zum öftern ergötzlichen Besuche; erst Ende des vorigen Jahrhunderts ward darauf ein steinerner Pavillon erbaut, der jedoch von frevelnden Händen muthwilliger Zerstörer nicht verschont blieb. Oben befindet sich zwischen den beiden, der südlich niederen und nördlich höheren Spitze ein geräumiger ebener Platz; an der östlichen Seite zeigt sich säulenartiger Basalt und manche seltene Pflanzen erfreuen den Sammler. Von steiler, sich kegelförmig erhebender Form, fast kahl und wenig von Baumwerk verdeckt, bietet er in der ebenen, fruchtbaren Umgegend einen erfreulichen Anblick dar und es ist nicht zuweit hergeholt, wenn er, mit seinen beiden Gipfeln, deshalb dem Vesuv ähnlich gefunden und mit einer Krone schon oft verglichen ward, wogegen die Landleute, selbst in weiter Ferne, ihn als einen sehr getreuen Wetterpropheten ansehen. Poeten besungen ihn schon vor Jahrhunderten.

Das Bruchstück eines lateinischen Gedichts (vom Abraham Gast 1596) lautete nach einer spätern Uebersetzung (in Großers lausitzischen Merkwürdigkeiten, Budissin 1714; zugleich als Probe damaliger Poesie geltend):

Wo sich der breite Weg mehr gegen Westen kehrt,
Zeigt sich ein steiler Berg, den vieles Merkenswerth,
Und angenehm gemacht, weil alle, die ihn kennen,
Ihn, wegen seiner Form, des Landes-Crone nennen.
Es steigt manch schlanker Baum von unten zierlich auff,
Doch hemmen auf der Höhe zwey Gipffel ihren Lauf,
Die diese Gegend durch ein doppelt Raub-Nest schreckten,
Bis ihre Mauern sich zerbrochen niederstreckten.
Jetzt überklettert ihn manch muntrer Passagier,
Und sucht den alten Rest von dieser Landes-Zier:
Findt aber weiter nichts, als Büsche, Stein und Bäume,
Denn alter Schlösser Pracht verschwindet wie die Träume.

Die Horizonte der südlichen Oberlausitz zeichnen sich überhaupt durch ihre anmuthige Eigenthümlichkeit vor vielen anderen Gegenden aus; rings herum erheben sich theils sanft ansteigende Granithügel, theils steile und kegelförmige Basaltkuppen, abwechselnd mit kleineren Höhen, daher wellenartig in mehr oder minder bläulichem Grün den Gesichtskreis umgebend. Fast über alle aber ragt jener, in den meisten lausitzischen Gegenden und selbst von Sachsen, Böhmen und Schlesien aus, weit gesehene Berg hervor, den wir zuerst als germanischen Opferheerd und als Slawen-Veste vermutheten, dann als Ritterburg und Wachtpunct kennen lernten und welcher jetzt als Vergnügungsort für die Umwohnenden gilt; er wird von jedem Landesbewohner gern erblickt und von jedem in die Provinz Zurück-

kehrenden fröhlich begrüßt, — als der vaterländische, heimathliche Berg, des Landes natürliche Krone.

Daß mit dem Geschichts- und Alterthums-Kundigen der Naturforscher Hand in Hand gehen, auch ein Freund schöner Künste sich ihnen anschließen möge, um, gegenseitig sich unterstützend, zu desto erfreulicherm Ziele zu gelangen — vielleicht auch sämmtlich in einem reichen Gemüthe vereinigt — ward bereits am Schlusse des ersten Bändchens ausgesprochen; insbesondere wird es bei dem Besuche solcher Berge anzurathen sein, welche oft ebenso reich mit Natur-, als historischen Merkwürdigkeiten ausgestattet sind. Dann aber wird zumal der Naturfreund veranlassen, zu Aller Ergötzen auch zuweilen solche Höhen an dem gewählten Tage frühzeitig zu besteigen, um das erhabene Schauspiel des Sonnenaufganges zu genießen.

Und wem möchte es nicht erfreuen und erheben, dann das allmählige Erleuchten und Beleben der Natur zu schauen, gleichsam einer täglichen Wiederholung der Schöpfungstage nach der ältesten, der mosaischen Urkunde des Menschengeschlechtes im Schmucke orientalischer Poesie? Nacht bedecket die Erde und einem Chaos gleich schweben die ungeordneten Gestalten der Außenwelt noch im unkenntlichen Schatten; doch von Osten her kommt, wie uns das geistige der göttlichen Lehre kam, so auch das irdische Licht; angekündigt durch einen immer hellern Schein, obschon Licht und Finsterniß noch um die Herrschaft auf Erden kämpfen, gleich wie Ormudz und Ahriman des persischen Mythos und wie — noch jetzt so oft Wahrheit, Freiheit und Recht auf den Erdkreis mit Irrwahn, Knechtschaft und Gewalt. Aber das Licht trägt den Sieg davon, wie stets auch die Wahrheit und die mit ihr verbundenen unsterblichen Ideen. Himmel und Erde scheidet sich bei dem weitern Hervorbrechen der ersten Strahlen, obwohl noch durch den Dunstkreis zum matten und farbigen Schein gemildert, — gleichwie Wahrheit und Freiheit dem Sterblichen nur nach und nach bei gereifterm Geiste kund zu thun ist, um bei deren plötzlichen Erblicken nicht geblendet, nicht zu neuem Irrwahn verlockt zu werden. Der Gewässer silberne Fläche erglänzt, der Erde Grün und ihre bunte Pflanzenwelt erquicken das Auge, und Millionen Rubinen und Smaragden schimmern im perlenden Thaue, wenn der tägliche Bote des lebenden Gottes, der Sonne Strahlenhaupt, sich über dem Horizonte erhebt, um die neu beginnende Schöpfung zu verherrlichen. Der Heide begrüßt anbetend das Licht und Fruchtbarkeit bringende Tagesgestirn, aber auch den Christ ergreift das Gefühl des Dankes, wie der Ohnmacht vor dem unbegreiflichen Lenker der Welten. Dann aber verbreiten die Vögel des Himmels munter Leben umher und so die Fische im Wasser und die Thiere des Landes; und auch der Herr der Geschöpfe, der Mensch, beginnt sein mühevolles Tagewerk mit erneuter Hoffnung und Lust. — Doch die Tageszeit über herrscht in der Natur, wie im Menschenleben, ein steter Wechsel, das Erbtheil der mütterlichen Erde. Klarheit des Himmels mit oft veränderter, vom erfahrenen Beobachter wohl auch glücklich zu deutender Wolkenbildung und Luftschichtung abwechselnd; nicht selten mit Aufregung der Natur in ihrer Hoheit und Macht, und gefahrdrohendem Herrschen der entzügelten Elemente. Allein nach drückender Schwüle, nach Sturm und Unwetter, nach kreuzenden Blitzen

und rollendem Donner, bald auch der buntgeschmückte, Versöhnung zusagende Regenbogen, mit Wiedereintritt der Ruhe und neuer Verbreitung des azurnen Blaues über des Erdenrunds erhabenen Dom; — so wie bei dem sterblichen Geschlechte Freude und Hoffnung wechselt mit Mangel und Sorgen und nach drückendem Ungemache oft unvermuthet wunderbare Rettung aus der drohendsten Gefahr beglückt. Dann der ergötzende Sonnenuntergang mit seinen vielfarbigen Lichtern und Schatten, gleichend des Alters mannichfachen Erinnerungen, und dagegen das rosenfarbene Gewölk an des Morgens Anbruch der Jugend phantasiereichen Träumen. Endlich aber das allmalige Erglänzen der noch ungezählten Gestirne, den unbegreiflichen Sonnen- und Central-Sonnen-Systemen weise eingereiht, am majestätischen Himmelsgezelte, als der in Flammenschrift ertheilte Freibrief der Unsterblichkeit; dieß aber zugleich geltend als sprechendes Endbild des menschlichen Seyns, mit der sichern Hoffnung des Wiederauflebens in anderen Zeiten und Zonen.

Und so wird der Naturfreund die Gefährten noch auf ähnliche Naturanschauung hinweisen, und vielleicht auch (nach Menzels treffender Schilderung) auf den Wechsel der Jahreszeiten in der Flora Gebiet; wie die Natur sich nach dem winterlichen Schlafe mehr und mehr entfaltet in schönster Frühlingspracht mit ihrem bunten Wiesenschmelz, ihren Blumenfluren und der Vögel fröhlichen Lobgesängen zum Preise Des, der sie erhält und die Lilien auf dem Felde kleidet. Wie dann die Flora jede Woche andere Blumen hervorsprießen läßt, das Jahr hindurch einen ewigen Regenbogen bildend; im Frühlinge weiße, gleichsam das Erbtheil des Schneeglanzes, dann die frischen grünen Auen mit ihren gelben Sternen und Dolden; im Juni das milde Roth der Rosen und das Brennende der Lilien, Päonien, des Feldmohns ꝛc.; dann im Juli das liebliche Blau der Kornblumen, des Flachses und unzähliger Feld- und Waldblumen, worauf im August das Roth und Blau vermischt erscheint in Purpur- und Violett der Astern, Dalien und Herbstrosen, bis alle diese Farben in dem Braun der Blätter untergehen. So wird von diesem Kranze umfaßt des Frühlings Blüthenzeit, wie des Sommers reicher Segen mit seinen üppig wallenden Kornfeldern und des Herbstes Spende mit seinen fruchtbelasteten Bäumen und Weinranken, bis die Natur sich wiederum winterlich einhüllt, zum neuen Erwachen in ihrer Schönheit und Pracht.

Der Naturforscher wird bei solchen gemeinschaftlichen Wanderungen zur Vermehrung seiner Erfahrungen und Sammlungen, bei der Unterstützung durch jene Gefährten, zu desto reicherer Ausbeute gelangen, denn meist sind die Opferplätze, die baulichen und sonstigen Ueberreste des Alterthums an fruchtbaren und durch Gesteine, wie Pflanzen, durch Gewässer, Höhen oder sonstige Localität ausgezeichneten Gegenden gelegen, so daß es Erstern nie gereuen möchte, den Freund der Vorzeit dahin begleitet zu haben. Und so bietet z. B. die Landskrone und deren fruchtbare Umgebung nicht nur interessante mineralogisch-geognostische Erscheinungen dar, sondern auch manche seltene, von Kräuterkundigen, weit und breit her, hier gesammelte Gewächse, zu deren Auffinden mehrere Schriften über die lausitzische Flora genügende Anleitung gewähren. Ebenso wenig wird der Insecten-Sammler leer ausgehen. — Der Kunstfreund wird, wenn auch nicht dabei auf Bau- und Bild-Werke und ähnlich ästhetisch

und artistisch zu Beachtendes, doch auf herrliche An- und Aus-Sichten die Blicke der Begleiter zu richten haben, bei poetischem Sinne den erregten Gefühlen erhebende Worte verleihen und zu humoristischen Ansichten hinleiten, wie zum theilnahmvollen Aussprechen des bewegten Gemüthes im Austausch ernster Ideen, wie in Scherz und fröhlichem Gesange; denn mit dem Ernste der wissenschaftlichen Betrachtungen wechsele Frohsinn und Heiterkeit an so erfreulichen Orten und Tagen; häusliche Muse wird ohnehin die gewonnenen Resultate aufzeichnen und das Rathsame der Oeffentlichkeit weihen.

Besonders aber verbleibt an solchen Orten dem Geschichtskundigen ein weites Feld zu erspähen und zu prüfen. Vor seinem erfahrenen Auge wird die Geschichte der Gegend von frühester bis zur neuesten Zeit sich zu einem immer welt aufrollenden lebendigen Bilde gestalten. Er wird die Einwanderungen der frühesten Völker, ihre ersten Niederlassungen, ihre Kämpfe, Sitten und Gewerbe, überhaupt ihr öffentliches und häusliches Leben, ihre Grenzen und Vesten, schildern, sowie Gleiches von den folgenden Nationen, und obwohl oft nur in Vermuthungen, doch später auf desto sicherm Grunde urkundlicher Nachrichten fußend, bis sich die Jetztzeit, mit Blicken in die nähere Zukunft, dem anreihen läßt.

Betrachtet man die ostdeutschen Lande unsrer Nähe von hohen, mitten in den Ebenen sich frei erhebenden, durch weite Aussicht begünstigten Gebirgskegeln, so z. B. den Zobten, Gröditzberg, die Landskrone und so gleiche westlich gelegene isolirte Höhen, oder, wem dieß nicht vergönnt, auf Relief- oder wenigstens oro- und hydro-graphische Land-Karten, — so wird sich um so klarer die Richtung der Flüsse und Gebirge und die übrige natürliche Lage der Umgegend ergeben, welche auf die Wanderung der früheren Nationen, ihre Ansiedelung und Colonieen-Aussendung von wichtigem Einflusse war. Denn fruchtbare Auen, längst fischreicher Flüsse, oft bis zu ihren Quellen hin, aber auch wildreiche Wald- und Gebirgs-Ränder wurden zur ersten Bewohnung ersehen, bis später, nach vermehrter Bevölkerung, auch weniger wirthliche Gegenden benutzt, und, bei beginnendem Handel und Gewerben, zugleich an Landstraßen und rathsamsten Uebergangsorten über Gewässer und Gebirge, immer weiter ausgedehnte Niederlassungen gegründet wurden. Oben ist bereits angenommen, daß Colonien von der Donau aus durch das March- und Waag-Thal in Schlesien einzogen; in diesem, rechts durch polnische Oeden, links durch das Riesengebirge begränzt, wurden sie nach und nach bis in die niederen Gegenden gewiesen. Bevor man aber die nördlich angrenzenden Sandflächen, die Morastwälder und Brüche der Spree, Oder und Warthe zum erweiterten Ansiedeln benutzte, wurden von Weiterziehenden die westlicheren fruchtbareren Gegenden, sowohl in der Niederlausitz, als weiterhin bis zur Elbe, in Besitz genommen, während Andere, der Biegung des Riesengebirges an der nördlich gelegenen Tafelfichte folgend, die wohnlichen Gefilde der Oberlausitz zum Verbleiben anlockten, weitere Aussendlinge aber, rechts der böhmisch-sächsischen Gebirgszüge, diese im Auge behaltend, die anmuthigen Elbauen betraten, und theils am Flusse herunter,

theils diesen an bequemster Furth überschreitend, die meißnische Gegend in Besitz nahmen. Dafür spricht wenigstens die Wahrscheinlichkeit, in Bezug auf suevisch-germanische Nationen, während die Hermunduren von der Donau aus, längs des von Kelten besetzten Böhmens westlicher Waldgränze nach Thüringen gelangt, von den nicht minder fruchtbaren Auen an der Saale, Unstrut, Ilm, Fulda, Besitz genommen, sich wohl selbst bis zur Werre, wie östlich zur Elbe erstreckt hatten. Anders war es später mit den Slawen, welche von der Weichsel und den Karpathen her, schon gebahnte Wege fanden, und, als Sorben oder Wenden, von der Neiße und Spree aus sich in die Eib- und Saal-Gegenden verbreiteten.

Eine uralte Heer- und Handels-Straße durchzieht in gleicher Richtung mit jenen Auen nicht nur diese, sondern die sämmtlichen mitteldeutschen Landstriche, welche (im weitern Sinne) von Schlesien bis zum Mayn und Rhein, mit sehr wechselnden Breiten und oft in die Nebenlande übergehend, eine östlich-westliche Linie bilden. Dieser, schon von Rußland und Polen aus beginnende Straßenzug führt über Breslau, durch die Oberlausitz und meißner Elbgegend (nach näherer Angabe frühern Weges B. I. 75.) nach Leipzig, und dann sich anschließend einem gleichen durch Thüringen hindurch bis Frankfurt und Mainz. Diese den Osten und Westen Europa's verbindende Heerstraße, — unbezweifelt bereits von den frühesten Völkerwanderungen an betreten, weil die schon frühzeitig naturgemäß gewählten Wege nicht, wie jetzt, nach geometrischen Plänen wechselten, — diente im Mittelalter, wie in neuester Zeit den Handelszügen des westlichen Deutschlands und seinen Nachbarn, nach den östlichen Slawenländern, und so aus diesen in jenes, wobei, wie von gleichen aus dem Süden und Norden, das in der günstigen Mitte gelegenen Leipzig zum Haupt-Stapelplatz gewählt ward, um von dessen allbekannten Markte des Welthandels aus, ihre Waaren nach allen Himmelsgegenden zu versenden. Handel und Wandel bringt allwärts, wo er blüht, Leben und Gedeihen, und dessen erfreuten sich daher auch jene schlesisch-sächsischen, wie thüringisch-fränkisch-hessischen Landstriche, welchen überhaupt so manche Begünstigung zugetheilt ward. Ihre Fruchtbarkeit ist bekannt und auf das gemäßigte Klima, wie den Besitz von Gebirgen und Ebenen gegründet, deren beider Vortheile zu desto erhöhendem Gewinne sich leicht verbinden lassen. Ihre günstige Lage in der Mitte der süd- und nord-deutschen Stämme führt zur Annahme und günstigen Verschmelzung von deren eigenthümlichen Vorzügen in Geist und Gemüth, Sitten und Lebensart, wie in Hinsicht der schon oben gedachten Sprache. Und so wie in jenen Landen im frühen Mittelalter ein reges geistiges und gewerbliches Leben sich entwickelte, in ihrer Mitte manche nützliche Erfindung und Verbesserung entsproß — so auch die, allen Religionsparteien in vielem Bezuge nur vortheilhafte Kirchenverbesserung; wie ferner in neuester Zeit wenigstens die meisten jener Lande in rathsamer Gewährung politischer und industrieller Forderungen des Zeitgeistes vorangingen: so waren auch sie die erfolgreichen Pflanzstädte der Wissenschaft und Kunst und wo dieses Alles blüht, wird nach reineren Sitten nicht vergeblich gefragt werden. Daher aber auch wohl allgemein als hauptsächlicher Träger höherer, geistlich-gemüthlicher Bildung zu betrachten, und nicht selten beneidet wegen so manches Erlangten und Errungenen.

Doch eben die bezeichnete und so begünstigende Handelsstraße ist dieselbe, welche seit historischer Zeit bis zur neuesten die Heereszüge des Ostens und Westens betraten und, wie die aus Süden und Norden, gern in jenen fruchtbaren Auen feindlich oder gastfreundlich, obwohl ungeladen, einsprachen, ihre Krieger verpflegten und Kämpfe ausfochten; die thüringisch-sächsischen Lande

sind, — denkt man auch nur der bekannteren Kriege mit ihrer blutigen Saat und ihren verheerenden Folgen seit frühester Zeit — insbesondere zugleich die schlachtenreichsten und am häufigsten ausgefochtenen, aber auch die am zeitigsten wieder erhobenen und gesegnet gedeihensten; die günstige Lage, welche das Uebel herbeizog, heilte bald wiederum die geschlagenen Wunden. — Das Leben der Völker gleicht dem der Individuen. So wie selbst das begabteste Gemüth sich meist nur dann zu desto höherer Bildung zu erheben vermag, jemehr es durch Berührung mit Anderen zur Weltbeobachtung und Ideenaustausch veranlaßt, durch Anregung von Außen und manches Mißgeschick zu immer regerer Thätigkeit angespornt wird, und jemehr es das erprobte Fremdartige in sich aufzunehmen, die Extreme zu vermitteln sucht, — ebenso ergiebt sich bei ganzen Nationen derselbe Fall. Nicht jene günstige Lage mit friedlichem Verkehre allein, sondern auch die feindlichen Berührungen, die aufregenden Kriege nahmen Theil daran; sie haben oft aus unheilbringender Lethargie selbst die begabtesten Nationen zu erwecken; — gleichwie sorgsame Väter auch die gutartigsten Kinder oft am strengsten beaufsichtigen und prüfen, um sie in der ernsten Schule des Lebens einer desto höhern Wohlfahrt zuzuführen.

Bei umsichtiger Forschung erweitert sich der Blick und der Antheil mehr und mehr; daher wird nicht allein diesem, als Herz von Deutschland geltenden Landstriche, sondern auch dem eigenthümlichen Guten der übrigen deutschen Gauen und aller gemeinschaftliches Wirken bei solchen Betrachtungen noch eine allseitige Aufmerksamkeit zu schenken seyn. So wie das Herz des Menschen sich nur der wahren Gesundheit erfreut, wenn die übrigen Theile des Organismus gleich begünstigt sind, und dann nur das gemeinschaftliche Leben glücklich gedeiht, so auch bei zu einem Bruderbunde vereinigten Staaten, zumal wenn ein so enges Band sie umschließt, als die Deutschen, in Abstammung, Charakter, Sitten und Sprache. Daher wird auch der Einzelnen Vorzüge rühmend zu denken und allseitig zu Gunsten der ihnen noch mangelnden zu wirken seyn. Denn obschon der einzelne thätig-edle Mann dem Orte, dem Bezirke, dem Staate, dem er heimathlich angehört, seine Liebe und seine Wirksamkeit hauptsächlich widmet, so wird er aber auch einen Theil davon den so befreundeten Stämmen zuwenden, und sein Herz schlägt nicht für Sachsen oder Preußen, Oesterreich oder Bayern ꝛc. allein, sondern, unbeschadet regster Vaterlandsliebe, zugleich auch für Wohl und Gedeihen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes; — nur ermöglicht durch gegenseitige Unterstützung und Uebertragung, wie immer innigere Einung und beharrliches Festhalten an einander bei friedlicher, wie feindlicher Stellung des Auslandes, und ebenso sorgfältige Aufmerksamkeit auf das östliche, als das westliche.

Den germanischen Stämmen scheint überhaupt seit der Römer Falle eine hohe Rolle im Bildungsgange der Menschheit zugetheilt zu seyn. Schon in frühester Zeit hatten deutsche Nationen Italien, Frankreich und England neu zu bevölkern und dadurch die Reste der ausgearteten Römerwelt und des durch diese zugleich verdorbenen Keltenthums zum neuen Aufleben zu erstarken. Nordgermanische Krieger-Kaufleute waren, als Normannen und Waräger, beeifert, Colonieen anzulegen und Reiche zu gründen und dadurch den spätern Verkehr der dasigen Völker einzuleiten, worin in neuerer Zeit ihnen die Engländer nachfolgten, meist entsprossen aus germanischem, angelsächsisch-normannischem Blute. Und wenn auch Handel und Eroberung hauptsächlich beabsichtigend, dennoch zugleich mittel- und unmittelbar zu hohem Gewinn für größere Gesittung und Verbreitung der milden Christuslehre in fernen Welttheilen mitwirkend; schon der Nutzen der von ihnen ausgehenden Bibelgesellschaften ist unberechnenbar.

Deutsche wurden im Mittelalter in die Slawenländer berufen, um deren Cultur zu heben, und so wird auch jetzt deutschen Landwirthen der Ruhm zu Theil, als die fleißigsten, ruhigsten und sittlichsten Einwanderer in Rußland und Amerika zu gelten, ohne hier noch anderes Rühmlichen und dabei auch der wohlthätigen Herrnhuter Colonien, der Ablassung gründlicher Gelehrten, talentvoller Künstler und Handwerker (Tausende solcher in London, Paris ꝛc.), tüchtiger Bergleute ꝛc. an ferne Staaten näher zu gedenken, und welche erstere (die Herrnhuter), wegen ihres neben Religiosität zugleich verbreiteten Gewerbfleißes, auf die Heiden wohlthätiger wirkten, als die Missionäre mancher Länder, welche den Heiden nur das unverstandene Kreuz anbeten lehren, und somit ein neues Idol statt früherer. So hat aber auch der deutsche Gelehrte, Kauf- und Gewerbs-Mann, mit seinem emsigen Fleiße, seiner Beharrlichkeit, Redlichkeit, Treue und Biederkeit und anderen Charakter-Vorzügen, sich im fernen Auslande der günstigsten Aufnahme zu erfreuen; und selbst die oft getadelte Bescheidenheit wird, wenn sie sich nur auch eigne Rechte kräftig zu wahren weiß, bei dem Verständigen nur Gewinn bringen, da sie meist das Zeichen von edler Bildung ist und nicht, wie Eigendünkel und Hochmuth, vor dem Fall kommt, oder, wie Großsprecherei, oft nur arge Gebrechen decken soll. Denn der Name „Deutscher" hat allwärts einen guten Klang und sein Land gilt als das Herz von Europa und zugleich — auch bei so manchen Gebrechen einzelner Staaten, doch wohl noch gering erscheinend im Verhältnisse zu den der ausländischen — im Allgemeinen als das glücklichste der cultivirten Erde, selbst gerühmt von Erfahrungsreichen des stolzen Britanniens. In ihm bildete sich der in den meisten anderen Staaten wenig oder nicht vorhandene Mittelstand aus, die Höheren, Gebildeteren, Reicheren mit den Niederen, Weniggebildeten, Armen, wahrhaft vermittelnd und dem wahren Bürgerthume, und mit ihm dem Volkswohle, zur Grundlage dienend. In ihm erhielt er sich und wird sich ferner erhalten und mehr und mehr vervollkommnen, wenn auch jetzt die neuere Fabrikindustrie und Geldaristokratie Gefahr zu drohen scheint, nehmlich die anderwärts zu beobachtende Theilung des Volkes in wenige Reiche (Grund-, Fabrik- und Geld-Besitzer) und unzählige, von jenen abhängige arme Arbeiter, ähnlich den früheren Leibeignen vom Gutsherrn, doch immer mit persönlicher Freiheit und mit Rechtshülfe, und daher mit der Möglichkeit für jeden, sich durch höhere Einsicht und Bildung empor schwingen zu können; — wie denn auch die immer allgemeiner verbreitete Volksbildung, mit Einsicht des ewig Rechten und Wahren, nie wiederum einer neuen Willkühr der Höheren und Rohheit mit Knechtschaft der Niederen Platz gewinnen lassen kann, wie da, wo nur Wenigen höhere und klarere Einsicht eigen und diesen es daher möglich ist, die Masse zu ihren Gunsten zu benutzen. Dieß ist, nächst dem jeden Einzelnen, und somit auch dem Staate im Ganzen, zukommenden practischen Gewinne bei rechter Benutzung, zugleich der hohe Vortheil verständig geleiteter und allgemein verbreiteter ächter Volkscultur, deren sich Deutschland mehr und mehr zu erfreuen hat, bewirkt durch, in ihm besonders begünstigte Volksschulen nebst Volksliteratur und ähnliche dahin zweckende Eigenthümlichkeiten; gleichmäßig fördernd die Verstandes-, wie die ästhetische und moralische Bildung.

Die Deutschen, und mit ihnen die nordgermanischen und germanisirten slaw. Stämme, sind am meisten vor allen anderen Nationen geeignet, fremdes Verdienst gerecht zu würdigen, und zugleich auch des Auslandes Vorzüge auf sich zu allseitiger, nur ihnen eigenthümlichen universellen Bildung überzutragen; ihre Literatur steigert sich dadurch mehr und mehr zu einer Weltliteratur und wird

in ihrem hohen wissenschaftlichen Werthe mehr und mehr erkannt, dadurch aber auch befähigt, zugleich auf das Ausland bildenden Einfluß zu äußern, die Extreme zu vermitteln und dem Wahren und Guten das Uebergewicht zu verleihen. Und so möge auch ferner der germanische Stamm anderen Nationen in ächter höherer Bildung vorangehen, ihnen in immer erweitertem Kreise die Fackel der Aufklärung reichen, — der wahren, welche nur in der Herrschaft des Lichtes und des Rechtes ihren Zweck und ihr Ziel findet.

Auch bei solcher historischen Betrachtung der Umgegend und dann, im weitern Verfolg, auf entferntere Lände und den gegenseitigen Einfluß blickend, wird der daran theilnehmende Naturkundige aus dem Schatze seiner Erfahrungen öftere Unterstützung zu gewähren vermögen, gilt es zumal der ersten Ansiedelung und der, bei den frühesten Nationen oft schon zu Bewunderung erfolgten rathsamen Auswahl zweckdienlicher Oertlichkeiten. So in Hinsicht auf Bodenanbau mit Entsumpfung der Gegend, und dadurch seitdem verändertes Klima, wie auf später entstandene Verödung bebauten Landes zu Sandsteppe, Wald oder Morast, wo früher Menschen wohnten und wirkten, und zu dessen Beweise erst zu entdeckende Alterthümer zurückließen. Nicht minder auf veränderte Flußbetten und Landstraßen, auf den Wechsel von Thier- und Pflanzen-Gattungen der Gegend, und wie das Wild nach und nach verdrängt und durch nutzreichere Thiere ersetzt ward, die harten Hölzer meist den leichter angebauten weichen Arten wichen, die Nahrungspflanzen mit immer neuern vertauscht wurden, nach Verhältniß der natürlichen Landesbeschaffenheit u. s. w., zugleich mit Beachtung der Rückwirkung von diesem Allen auf der Bewohner Lebensart, Sitten und Gewerbe, wie auf andern gegenseitigen Einfluß der Natur- und der Menschen-Welt nach deren Veränderungen im Verlauf fast zweier Jahrtausende; — vielleicht bei späterer Muße auf physisch-ethnographisch-historischen Karten sichtbar dargestellt, nach Epochen von mehreren Jahrhunderten. Und so wird, bei Besteigung solcher Berghöhen, durch gegenseitige Belehrung und Erläuterung sich auch in historischem Bezug ein unterhaltender Stoff ergeben, alles dieses aber wohl belohnend genug seyn für die aufgewendete Mußezeit und Mühe der Wanderung, und noch in späten Zeiten manche angenehme Rückerinnerung gewährend an den erfreulichen Tag.

Anmerkung I. Die Höhe der Landskrone wird zu 1304 pariſ. Fuß angenommen, das görlitzer Rathhaus 640—660, der Meiße-Spiegel 586; die eigentliche Höhe des Basaltkegels auf 500 F. Der auf Granit ruhende Basalt ist dicht und schwarz; am Westabhange treten viele säulenförmig abgesonderte Felsen hervor.

In Bezug auf jene Mittheilung aus Jacob Böhme's Biographie, sagt deren ungenannter Verfasser: „weil noch Niemand von seinen Landsleuten es gethan ꝛc., will ich nur, als ein Benachtbahrter vor meine wenige Person, so viel mir aus mündlicher Zusammensprache des seelig-verstorbenen von 1623 und 1624 bis annoch in Gedächtniß verblieben, kürzlich und einfältig, jedoch

gründlich und wahrhafftig anmelden." In derselben heißt es ferner: §. 5. Und ist sich auch über solchem des J. B. (öhme) Eingange in den hohlen Berg, nicht groß zu verwundern: sintemahl (wie in des Heinrich Kornmanns Büchlein, der Venus-Berg genannt, item in des viel und weit gereiseten und erfahrenen Leonhardi Thurnheissers Schriften, sowohl beim Hammelmanno in der Holsteinischen Chronica, Theophrasto Paracelso, Agricola, Mathesio, Aldrovando, Theobaldo, Kirchero, Zeidlero, und andern; item in der Bahlen-, Schatz- und Berg-Büchlein enthalten) dergleichen Wunder-örter hin und wieder angetroffen worden. Massen denn auff dem Riesen-Gebürge, nahe bei dem Hirschbergischen Warmen Bronnen in Schlesien, sonderlich auf der Aventros Burg, unter dem Stein mit sieben Ecken, und andern vielen Orten zu finden. Ja es ist der fromme und geährte wiewohl wenigen bekandte Mann Johann Beer von der Schweidnitz, im Jahr 1570. durch Göttliche Vergünstigung so weit gekommen, daß er zu etlichen Zeiten in den Zotten und andern daselbst herumbgelegene Berge (jedoch nach gewisser Masse, und nicht ohne Göttliche Furcht) gehen, und die Wunder und Schätze der Erden darinnen sehen, und nach Nothdurfft gebrauchen mögen. Wie in dehme vor wenig Jahren zu Amsterdam gedruckten Büchlein vom Gewinn und Verlust Geistlicher und Leiblicher Güter sowohl in der merkwürdigen Relation von denen drey verbannten Geistern im Zottenberge (mit welchen Ehren-gemeldter Johann Beer persönlich Sprache gehalten) umbständlich zu vernehmen." Unter jener Burg ist wahrscheinlich die Abendburg bei Flinsberg verstanden, unweit des weißen Flins, aus einer Reihe Felsen bestehend, wo die Sonntagskinder unter den dortigen Badegästen bei ausreichender Muße leichtlich die Geister zu bannen und Schätze zu heben vermöchten.

Anmerkung II. Jacob Böhme war 1575 im Dorfe Alt-Seidenberg in der Oberlausitz geboren, und mußte als Sohn armer Bauersleute, wenn er auch im Städtchen S. die Schule besucht haben mag, dennoch die Kühe hüten; schon mancher junge Hirte ward durch die Befreundung mit der Natur und ihrer Erscheinungen zum Nachdenken und Forschen gereizt und erhob sich dadurch zu spätern einflußreichen Wirken. Er lernte das Schuhmacherhandwerk, ward 1599 Meister und verheirathete sich. Im J. 1610 gab er die „Aurora" heraus, welche Schrift bald seinen weiten Ruf begründete, aber in seiner Heimath ihm die bitterste Verfolgung von übelwollenden Geistlichen zuzog. Er mußte selbst einmal auswandern; obwohl seine reine Sittenlehre und erhabene Gottes-Anschauung, als das völlige Gegentheil des neuern, selbst oft von hohen Standpuncten herab begünstigten schamlosen Muckererwesens gelten möchte. Er starb 1624. Wenn aber auch die, von hoher Einsicht in der Menschheit höchstem Zwecke, wie von reinster Moral und erhabenem Gottesglauben zeigenden Schriften, seiner Zeit und seiner Individualität gemäß, oft in einer seltsamen mystisch-phantastischen Bildersprache verfaßt sind, wenn man vielmehr neuere ebenso erhebende und deutlicher den rechten Weg zeigende Werke dafür zur Hand nehmen wird, so gab es dennoch und giebt noch Zahlreiche, welche, die Wahrheit lieber im Symbol, als in trocknen Worten vernehmend, in seinen Schriften Erhebung und Trost fanden und ihn hoch verehrten, so daß sein edles Wirken wohl nicht ohne günstigen Erfolg gewesen ist. Zahlreiche scheuten nicht einen weiten Weg, um sein, im Orte aus Irrwahn Jahrhunderte lang verachtetes Grab aufzusuchen, wie denn auch seinem edlen Streben, von den denkendsten Männern, und darunter auch Theologen achtbarsten Rufes, seine Zeit und Stellung dabei beachtend, Gerechtigkeit wiederfahren ist. Hegel, den man wohl nicht die Begünstigung zweideutiger Frömmler schuld geben kann, nennt ihn einen großen gewaltigen Geist, Ehrfurcht verdienend in seiner Begeisterung! Seine Schriften sind selbst 1841 wiederum vom Neuen aufgelegt worden, ein Beweis, daß es noch Freunde derselben geben muß; von seinen Biographieen ist die von Wullen (1836), weniger die Fouquésche (1831) zu erwähnen; eine Blumenlese aus seinen Schriften von Rätze (1810) und Wullen (1836). Da sich in Görlitz noch zahlreiche unbenutzte Nachrichten von ihm finden möchten, so würde eine dort von unpartheiischer Hand herausgegebene Biographie vielleicht so manches Ungekannte von ihm darbieten können.

Anmerkung III. Eine Geschichte der Landskrone von Knauth findet sich in Krevsigs Beitr. III., allerdings mit manchen Unrichtigkeiten; eine neuere dagegen, rühmlichst zu erwähnen u. mit sorgfältiger Quellenbenutzung,

vom Privatgelehrten D. Janke in Görlitz in d. Abhandl. d. dasigen naturforsch. Gesellsch. (II. I.), deren übrige Druckschr. und schriftliche Acten, wie die der das. Gesellschaft der Wissensch manches Interessante über diesen Berg und so auch über andere lausitzische Schutz- und Opferorte frühester Zeit enthalten.

Vor etwa 12 Jahren entdeckte man urnenartige Gefäßbruchstücke auf einer Kalkschicht, unter welcher sich eine nicht durch Kalk verbundene Steinlage befand. Der letztere deutet allerdings auf mittelalterliche Zeit, doch konnten die Urnen auch nach deren Auffindung auf jene Schicht gelegt seyn, wie es anderwärts zahlreiche Beispiele giebt, daß in späterer Zeit gefundene Aschenkrüge wiederum vermauert oder sonst beigesetzt wurden. Jene Bruchstücke scheinen, wenigstens ein Theil derselben, wegen härtern Brennens, wie des ebenfalls bei german. Urnen selten vorkommenden Deckels, mehr auf die spätere heidnische, die slawische Periode zu deuten. Eben so fand man Thierknochen bei solchen Gefäßbruchstücken im Grunde der Burgruine, wo die Gefäße sich in Kalk abgedrückt hatten, so daß sie also schon bei dem Burgbau vorhanden seyn mußten. Ebenso gut, wie die Thierknochen dem Mittelalter angehören und gefundene Schlackensteine bei einem Burgbrande entstanden seyn könnten, ebenso könnte auch beides von einem frühern Opferorte herrühren. Ein kleiner Wall am Bergabhange soll erst bei der Besetzung des Berges 1467 durch die Görlitzer aufgeworfen worden seyn.

Unzweifelhafter aber weisen neuere Funde auf eine frühe Zeit hin, nehmlich entdeckte Urnen, so wie mehrere eiserne Waffen (1 Sporn von sehr alterthümlicher Form, Hufeisen ꝛc.) und besonders eine vorgefundene bronzene Lanzenspitze, von welchen der Verf. zwar einer gewünschten nähern Auskunft sich nicht erfreuen konnte (Laus. Magaz. 1841. S. 4.), dennoch aber die Vermuthung hat, daß sie zum Theil in die schon oben erwähnte germanische Epoche gehören.

In Görlitzischen Chroniken wird, doch unbeglaubigt, der Landeskrone schon im 11. Jahrhunderte, und des Seyffried, eines Sohn des böhmischen Königs Wenzeslaus, als deren Wiederherstellers, so wie als Erbauer einer dasigen Kapelle gedacht; ebenso derselben 1125 als Hauptveste des Landes, welche sächsische Lehnsvasallen inne hatten; allein einen so wichtigen Punct hätte man nicht so lange in fremden Händen gelassen, wenn die übrige Umgebung den Böhmen, Brandenburgern ꝛc. gehörte. Daß Anfang des 13. Jahrhunderts mehrere Ritter von Landskron urkundlich erwähnt sind, 1268 dieselbe der Otto'schen (Görlitz.) Linie der Markgrafen von Brandenburg zugetheilt ward, ist bereits oben erwähnt, ebenso, daß sie 1357 als böhmisches Lehn unter Karl IV. an die Herren von Biebersteln kam, welche sie wieder in Afterlehn gaben und wie sie dadurch wohl an Raubritter gelangte. Deshalb ward die Landskron-Veste 1422, nach Uebereinkunft mit dem damaligen Besitzer, Vinzent Heller, welcher zu Görlitz wohnte und mit dem Rathe näher befreundet war, und so, daß ihm die Wahlstadt sammt dem Berge (worauf ohne Zweifel auch eine Meierei war) verblieb, von der Stadt meist abgebrochen; sie soll später aber wiederum befestigt worden seyn, als sie 1428 an die Lehnsherren, die Biebersteine, zurückgelangte. Wofern auch diese nicht selbst, da sie mit den Görlitzern in gutem Vernehmen standen, so mochten dennoch ihre Söldner die Gegend in Unruhe versetzen; noch gefahrdrohender war es, als die Burg 1437 durch Heintze von Promnitz, einem Vasall des Herzog Johann von Sagan, erkauft und von diesem letztern selbst in Besitz genommen wurde. Denn er legte Besatzung unter einem Hauptmanne von Uechtritz darauf und beabsichtigte die völlige Herstellung derselben, die ihm jedoch auf Antrag der Görlitzer 1438 vom böhmischen Könige Albrecht II. untersagt ward. Die historischen Nachrichten über diese Gegend in den damaligen Jahrhunderten sind jedoch theils mangelhaft, theils sich oft selbst widersprechend, so daß ein weiteres Eingehen darauf dem geehrten Leser schwerlich frommen möchte, vielmehr dieß auszusetzen ist, bis die von einem der ersten und vielbegünstigten lausitz. vaterländ. Historiker zu Görlitz beabsichtigte Abhandlung über diese Burg, das Zweifelhafte in helleres Licht gestellt haben wird.

Sehr beliebt und verbreitet ist die Ansicht, daß die Burg von einem Edlen von Landskron (schwäbischen Geschlechts) angelegt und benannt ward, der den Ort für geleistete Kriegsdienste zum Lehn erhielt. Nach einer andern wählte den Namen der Erbauer nach poetischer und ästhetischer Bezeichnung, als einer

Landeskrone, da die Ritter des frühern Mittelalters oft poetische Namen liebten, und die Besitzer nannten sich nach ihr. Der Berg aber mußte auch schon einen slawischen Namen haben, und so konnte dieser dazu ebenfalls Veranlassung geben; man könnte deshalb auf Grona vermuthen, vom altslawischen chrona, Schutz- od. Zufluchts-Ort, Burg. Zur Unterscheidung von anderen ähnl. Orten, und als landesherrliche Bezirks-, daher Landes-Burg dortiger Gegend, konnte später „Landes" beigesetzt werden, wie es Hunderte von Namen so gemischt slawisch-deutscher Art giebt. Beweisen läßt sich keine Ansicht, die Wahrscheinlichkeit kann verschieden gedeutet werden und somit bleibt es beliebiger Vermuthung anheim gegeben.

Knauths Abhandlung nennt die Gebäude der Landskrone, wie sie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach Grund- und anderen Mauerresten zu vermuthen waren. Das Schloß stand auf der obern Spitze gegen N.; auf der obersten Höhe befand sich ein fester Thurm, etliche Schritt davon die Kapelle, 10 Ellen lang, 8 breit, weiterhin das Wohngebäude, 16 Ellen lang und breit, sämmtlich umgeben von einer Ringmauer von 250 Schritt; SW. von jenem Hügel auf einer kleinen Ebene hat ein Meierhof gestanden; gegen S., auf der andern Kuppe, befanden sich noch die Grundmauern von zwei Gebäuden und gen W. auf einem niedern Hügel ein Wachthaus.

Anmerkung IV. Kurzer Ueberblick der oberlausitzischen Oberherrschaft. Die Oberlausitz ward von dem zum Sorbenstamme gehörigen Milzienern bewohnt; auch sie unterlagen der Uebermacht der Deutschen, nachdem Kaiser Heinrich I. die obere Elbgegend sich unterworfen und 928 die Burg Meißen gegründet hatte. Dem tapfern Markgraf Gero, welcher zumal die niederlausitzischen Sorben, die Lusitzer, besiegte und die deutsche Oberherrschaft (938—65) immer mehr verbreitete, so wie die Polen in Schlesien in Schranken hielt, war ohne Zweifel im Allgemeinen auch die Oberlausitz seiner Ostmark zugetheilt, bis nach dessen Tode sein weiter Bezirk mehreren Markgrafen, und jene Provinz insbesondere dem meißnischen, unterworfen ward. Schon in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. wurde von Meißen aus der Milzener-Stamm bekriegt und das Land immer weiter, zumal durch den Markgraf Eckhardt I. (985—1002) besetzt, doch möchte anzunehmen seyn, daß es erst um das Jahr 1000 völlig in seinen Händen war, mit Ausschluß des wohl nicht mit eroberten, vielmehr bei den damaligen Kriegen oder schon früher, zu Böhmen gezogenen, und bis 1636 stets damit verbunden gebliebenen Zittauischen Gebiets. — Nach jenes Markgrafs und Kaisers Otto III. Tode, 1002 bemächtigte sich der damals auch Schlesien beherrschende Polenkönig Boleslaus der Tapfre, Freche (Chrobri), gegen welchen schon Gero einen harten Stand hatte, beider Lausitzen und selbst auf kurze Zeit Meißens, und, obgleich oft zurückgedrängt, mußte dennoch der 1007 zu Budissin befehlende Markgraf Herrmann ihm diese Stadt überlassen. — Jener erhielt sogar die Oberlausitz 1018 abgetreten, bis sie nach seines Sohnes Mieslaws Tode 1031 wiederum an Meißen gelangte. Wie solche Nebenländer oft wechselsweise an andere Oberherrn gelangten, so ward auch die Oberlausitz vom Kaiser Heinrich IV. (nebst dem meißnischen Elbgau Nisen) an den Böhmen-König Wratislaw 1076 überlassen, von welchem sie (wahrscheinlich ohne Görlitz) sein Schwiegersohn Wixrecht von Groitsch, und nächst ihm, sein Sohn Heinrich in Besitz erhielt, bis sie 1128 an Böhmen zurückfiel. Nachdem sie gegen 1253 von diesem an die Markgrafen von Brandenburg gelangt war, ward die Provinz in 2 Hälften getheilt, wovon die Budissinsche der Johanneischen, die Görlitzer der Ottoschen Linie zufiel; während eine Anzahl Burgen beiden als gemeinschaftliches Lehn verblieb. Jene erstere Hälfte ward 1319 und die zweite, nach einem kurzen Besitze des schlesischen Herzogs Heinrich von Jauer, 1329, mit Böhmen vereinigt, ohne anderer Besitzer des Ganzen oder eines Theils auf nur kurze Zeit hier näher zu gedenken, z. B. als Kaiser Karl IV. seinen Sohn Johann 1377 zum Herzog und das ihm deshalb überlassene Görlitz zu einem Fürstenthume erhob, was aber schon 1396 sein Ende erreichte. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts schloß sich Zittau fester an die ihm benachbarten übrigen Städte der Oberlausitz an und gründete mit ihnen 1446 den Bund der Sechsstädte. (Vergl. B. I. 127.) Seitdem ward die Oberlausitz 1620 pfand-, 1635 aber lehnsweise und erblich an Sachsen abgetreten, welches bei der bekannten, für dieses so verhängnißvollen Landestheilung 1815 die nordöstliche Hälfte mit

Görlitz und Lauban abzutreten hatte, so daß nur die südwestliche mit den jetzigen Vier-Städten Budissin, Zittau, Löbau und Camenz in seinem Besitze verblieb. Ungeachtet dieser wechselnden Oberherrschaft hat dennoch die Oberlausitz sich auf einen rühmlichen Standpunct erhoben, bewirkt durch festes Zusammenhalten der Städte und deren seit frühester Zeit allseitig fortgeschrittenes Bürgerthum und durch eine bis in die neueste Zeit erhaltene selbstständige Verfassung, gesichert, wie genährt, durch seltenen Gewerbfleiß in allen drei sich gegenseitig unterstützenden Zweigen, fleißiger Landbau, wie mannigfaltige Gewerbe, (besonders Tuch-, Leinen- und Damast-Fabrikwesen, mit Dörfern von 5000 Einwohnern) und ein durch die Gränze dreier zusammenstoßender Staaten sehr begünstigter Handel. Dabei reich an Geschichts- u. Alterthums-, wie Natur-Merkwürdigkeiten und Naturschönheiten, aber auch ausgezeichnet durch zeitig geförderte wissenschaftliche Bildung mittelst sechs (zum Theil jetzt in höhere Bürgerschulen verwandelte) Gymnasien und andere Lehranstalten, zahlreichen Bibliotheken (in einigen Städten mehrere derselben mit reichen Sammlungen) und gelehrten Gesellschaften (eine zu jährlichen Preisfragen reichlich dotirt). Die Provinz hatte bereits ein 1820 gedrucktes vierbändiges Verzeichniß oberlaus. Schriftsteller und Künstler aufzuweisen, besitzt ein Urkunden-Directorium und zahlreiche herausgegebene Quellen ihrer Geschichte, — wie dieß Alles wohl in keiner anderen deutschen Provinz von gleich geringem Flächenraume und entfernt von Fürsten- und Universitäts-Sitzen der Fall seyn möchte. Uebrigens seit früher Zeit mit strenger Gerechtigkeitspflege und manchen wohlthätigen Instituten, wie forterhaltener Zucht und Sitte, und zugleich seltener Toleranz im friedlichen Beisammenwohnen von Protestanten und Katholiken (beide in Budissin die Hauptkirche gemeinschaftlich benutzend), wie mit dem Hauptsitze der (mährischen) Brüdergemeinde zu Herrnhut und dadurch fast in allen Zonen genannt. — Wohl Alles geeignet, um sich der heimathlichen Provinz zu freuen, wie sie auch dem Fremden erfreulich und rühmlich erscheinen wird.

Nachträglich zu den, B. I. S. 32. erwähnten Werken über die sächsische ꝛc. Geschichte, z. B. das geschätzte von Böttiger in 2 B. u. and. m. ist hier auf die Geschichte des sächs. Volkes, von D. Gretschel, Leipzig, 1841, m. Kupf hinzuweisen, welche, in kurzer und geistreicher Fassung und dabei auf Staatsverfassung und Culturzustände mit Rücksicht nehmend, als ein genügend gründliches und ausführliches, wie zugleich angenehm belehrendes Hand- und Haus-Buch, jeden Gebildeten ansprechen wird. Wer aber mit der Geschichtswissenschaft in irgend einem Fache fortschreiten, vor Allem das unentbehrlichste Hülfsmittel, nehmlich die neuesten Quellen, hinsichtlich der Literatur, kennen lernen will, wird in v. Ledebours Repertorium der histor. Literatur für Deutschland, wovon bereits der Jahrgang 1840 und 41 erschienen, diese ausführlich verzeichnet finden, weshalb auch ein weiterer Nachtrag von derartigen neuesten Schriften zu B. I. S. 32. hier unterlassen ist. Ferner ist nachträglich zu B. I. S. 37. nach Klemms (noch immer bestem) Werke über deutsche Alterthumskunde hinzuzufügen: Wageners Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidn. Zeit, Weimar 1842, mit 145 lithogr. Taf. (5½ thlr.), welches alphabet. jene kurz schildert, sowie die Fundorte nachweiset, und ungeachtet mancher Mängel an Kritik, Vollständigkeit und Treue der Abbild., dennoch als ein zum Nachschlagen sehr brauchbares und bequemes Werk gelten wird, besonders für den, der nicht die Hauptschriften über den Gegenstand selbst besitzt.

§. 22. Früheste Schutz- und Opfer-Orte der östlichen Oberlausitz.

Denn wer schau'te nicht gern der Altvordern Heimath und Sitze,
Wo sie die Götter verehrt, wo sie dem Feinde getrotzt.

Der Queiskreis ist reich an Sagen aus der Vorzeit, und solche deuten meist auf früheste Opfer- oder Vertheidigungs-Plätze; wo historische Nachrichten davon fehlen, wird man jenen eine desto nähere Beachtung zu schenken und Vermuthungen daran zu knüpfen haben. Vom Zangen-

berge bei Markliſſa und dem im Gebüſche nahe dabei gelegenen mächtigen Quarzfelſen, dem weißen Steine, giebt es mehrere Sagen. Einer ſolchen zufolge, ſtand auf jenem Zangenberge einſt ein Raubſchloß (ohne Zweifel war es die Burg Lesna) und ein Burgfräulein pflegte ſich wenigſtens ſonſt zuweilen dort zu zeigen. Die Sage berichtet Folgendes von ihm.

Ein ſchönes, aber blaſſes Burgfräulein, weiß gekleidet und mit großem Schlüſſelbunde verſehen, läßt ſich dort oft blicken, wäſcht am Bache weiße Linnen, hat auch zuweilen goldene und ſilberne Gefäße zum Abtrocknen auf den Bergabhang hingeſtellt. Doch ungeachtet dieſer Tugend der Wirthſchaftlichkeit muß ſie etwas Arges verbrochen haben, denn ſie zeigt ſich zuweilen den Wanderern und bittet, ihre Seele zu retten, wofür aber auch ein reicher Schatz, eine Braupfanne voll Gold, zum Lohne wird. So wie alle ſolche Schätze jedoch ſchwierig verdient werden müſſen, ſo auch hier; nur einem rein-ſittlichen Jünglinge wird es möglich, und noch muß ſich Muth und Beharrlichkeit damit verbinden. Schon Manche verſuchten es vergeblich, denn auf dem Wege ſchreckten Bäre und Wölfe ſie ab. Einſt folgte ihr dennoch einer muthig und trat in eine vorher nicht ſichtbar geweſene Kapelle ein, wo die Jungfrau zwei Schwerter vom Altare nahm und ihm eins mit dem Befehle überreichte, ſie zu tödten. Da er ſich deſſen weigert, erbebt plötzlich der Berg und er befindet ſich wiederum auf dem Platze, wo er jene zuerſt erblickt hatte. Nach einer andern Sage zeigt ſie ſich nur am heiligen Abende. Da vom Heben des Schatzes, der auch von einem ſchwarzen Hunde bewacht werden ſoll, nichts bekannt ward, ſo verſuchten zwei Häusler von Hartmannsdorf ihn mit leichterer Mühe zu erlangen; eine Wünſchelruthe zeigt ihnen den Ort des Schatzes an, doch kaum mit Graben beſchäftigt, erblicken ſie neben ſich den Teufel, mit einem niedlichen, kleinen Galgen, ganz naturgetreu nachgebildet; im Schrecken eilen ſie davon und ſeitdem hat es Niemand wieder verſucht. Solche Miniaturgalgen, woran kleine Liliputmännchen, die Ebenbilder der Grabenden, gehangen wurden, fehlten ſonſt, wie der Verf. ſich noch aus der Kindheit erinnert, ſelten bei ſolchen Schatzgräbergeſchichten in der Lauſitz; gewöhnlich ward durch einen Schreckenslaut der Schatzgräber bei deſſen Erblicken das unbedingt zum Schatzheben erforderliche Stillſchweigen unterbrochen, und plötzlich ſank die oft ſchon nahe Pfanne mit dem Golde wiederum in die Tiefe, und Mühe und Angſt waren umſonſt geweſen. Das böſe Gewiſſen mochte dabei wohl das Gefürchtete ſchon im Bilde blicken laſſen. (Nur jenes Waſchen und Gefäßhinſtellen ſcheint dem Alterthume anzugehören.)

Die Sagen erwähnen ferner eines Opferortes bei dem Todtenſteine unſern Ullersdorf am Queiſe, eines gleichen (ſo wie nach Anderen einer heidniſchen Veſte) auf dem Ur- und dem Queiſers-Berge bei Gerlachsheim und eines Götzentempels bei Wünſchendorf (S. V. von Markliſſa), obwohl ſämmtlich ohne nähere Angabe und örtliche Ueberreſte. — Bei Gerlachsheim giebt es mehrere Quarzfelſen, von ausgezeichneter Geſtalt und Höhe, einer der Weißeſtein genannt; da wohnte einſt ein frommer Einſiedler, welcher den Verführungen des Teufels widerſtand; dieſer wollte ihn daher in ſeiner Klauſe zerſchmettern, doch eben wie es geſchehen ſollte, war jener ſelig entſchlafen; da warf der Teufel erzürnt

die Steine hierher, aber alle Jahre am St. Georgs-Abende ſchleicht er umher, um zu ſehen, ob nicht ein neuer frommer Klausner da ſey. Doch ſolche haben ſich ſeitdem nicht wieder eingefunden; man erblickt ihn dann mit rothem Mantel und Pferdefuß. Nicht weit davon auf dem Knappberge wohnen in dem daſigen Geſteine Geiſter eigner Art, indem ſie nehmlich die ſich ihrem Wohnorte nahenden Wanderer irre führen; es iſt zahlreichen, und ſelbſt ſehr verſtändigen Perſonen, Gutsbeſitzern ꝛc., welche den darüber führenden Weg tauſendmal betraten, begegnet, daß ſie unverſehens wiederum bis vor ihr Dorf zurückgekehrt, oder anderswohin gelangt waren, wohin ſie nicht wollten. Bei Heidersdorf giebt es eine Teufelsſage. Auf dem Hellerberge (N. bei Meffersdorf) zeigt ſich oft ein feuriger Geiſt, der große Leuchter genannt, welcher ſich aus einem kleinen Flämmchen vergrößert; einem Bauer, der ihn verſpottete und den er bis zu deſſen Wohnung verfolgte, hat er, als jener die Thüre vor ihm zuwarf, die Haare auf dem Kopfe verbrannt. Er ſcheint mit einer andern Lufterſcheinung verwandt, dem Feuerhuſaren, welcher auf den Wieſen zu Gießmannsdorf und ſelbſt bis auf die Felder von Reibersdorf ſein Weſen treibt; — wie denn ſolche Feuermänner auch in anderen Gegenden Deutſchlands nicht ſelten ſind und manche Sagen in Oeſterreich, wie am Rheine und in Pommern ꝛc. davon zu erzählen wiſſen. — Allerdings aus ſehr natürlichem Grunde, weil an vielen ſumpfigen Gegenden ſich zu ſolchen Meteoren geeignete Luftart entwickelt, welchen auch die weit gewöhnlicheren kleineren Irrlichter ihre Exiſtenz verdanken; doch in neuerer Zeit immer ſeltner bemerkt und unerfahrene Reiſende irre führend, wegen — der mehr und mehr ausgeführten Entſumpfung und Austrocknung moraſtiger Landſtriche. Und ſo giebt es noch andere aus früherer Zeit erhaltene Sagen im Queiskreiſe, deſſen örtliche Lage, zum beſſern Verſtändniſſe noch zu ſchildern ſeyn wird.

Als nördlichſte Höhe des Rieſengebirges gilt die Tafelfichte mit dem Tafelſteine, wo ſeit Menſchengedenken die Gränzen Sachſens, Böhmens und Schleſiens zuſammentrafen (vergl. S. 20.). In deren Nähe, und zwar an öſtlicher Seite des Iſerkammes, entſpringt der Queis am weißen Flins(-Felſen) und bald verſtärkt durch die zuſtrömenden Gebirgsbäche, unter dem Namen Queis-Zwieſel (zweitheilige Aeſte, Zweige), ſtrömt er im raſchen Laufe dem durch ſein Bad bekannten Flinsberg, und dann dem mehr und mehr ſich ebnenden Lande zu, bis er in der Gegend von Sagan ſich mit dem Bober vereinigt. Der Queis bildete bei Friedeberg, Greifenberg, Lauban ꝛc. bis noch vor Kurzem die ſächſiſch-ſchleſiſche Gränze, und zwar ſeit früheſter Zeit; denn ſchon Anfang des 13. Jahrhunderts galt er als ein Gränzfluß zwiſchen der Oberlauſitz und dem damals polniſchen Schleſien, ſo wie ſich auch bis zu ihm das kirchliche Gebiet des meißniſchen Bisthums erſtreckte, welches Alles auf eine weit

frühere Völkergränze hinzuweisen scheint. In dem, durch diesen Fluß und das vom Riesengebirge ausgehende lausitzisch-böhmische Gebirge gebildeten, Winkel lag der (ehemalige sächsische) Queiskreis, zwar von geringer Ausdehnung, doch mit sehr nahrhaften Weber- und anderen Fabrik-Orten, von zahlreichen gewerbfleißigen Einwohnern bevölkert, zum Theil durch Mundart und Sitten von dem meist Ackerbau treibenden Bewohnern des benachbarten ebenen Landstriches ausgezeichnet. Jene Bevölkerung verdient zugleich in Hinsicht neuerer Zeiten einer beiläufigen Erwähnung, indem sie zu einem großen Theile aus Nachkommen von Exulanten besteht, nehmlich der aus dem angränzenden Schlesien, und besonders Böhmen, der Religion wegen vertriebenen Protestanten, welche in jenem Kreise, wie in anderen oberlausitzischen Gränzgegenden, theils sich in schon vorhandenen Orten ansiedelten, theils neue anbauten.

So wie schon in der Mitte des 16. Jahrh. aus Böhmen geflüchtete Utraquisten Altgebhardsdorf ꝛc. im Queiskreise bevölkerten, so ward Wiegandsthal, Goldentraum ꝛc. gegründet von zahlreichen fleißigen und gottesfürchtigen, aus ihrer böhmischen und schlesischen Heimath durch jesuitischen Einfluß und, bei der im Auslande wenig bekannten, doch Grausen erregenden Gegenreformation, durch Bajonette verjagte Protestanten; so erbauten z. B. Emigranten aus Greiffenberg am Queise, denen dort ihre evangel. Kirche genommen ward, 1669 eine solche am diesseitigen Flußufer bei Niederwiese, welche zugleich von jenseits wohnenden Schlesiern gleichen Bekenntnisses bis 1740 besucht wurde, als Friedrich der Große, nach der Besitznahme von Schlesien, jener, das Volkswohl untergrabenden und die friedlichen Bürger eines Staates zum gegenseitigen Haß anregenden, fanatischen Unduldsamkeit bald und kräftig ein Ziel zu setzen wußte. Durch jene Einwanderer, wie durch die zu gleicher Auswanderung genöthigten mährischen Brüder, welche zuerst Herrnhut 1722 gründeten und von da in alle Weltgegenden Colonieen sendeten, gewann die südliche gebirgige Oberlausitz, unter Sachsens ächt-christliche Duldung übendem Schutze, einen reichen Zuwachs an ebenso biederen, als fleißigen Bewohnern, wie dieß auch anderwärts stets der Lohn solcher rühmlichen Theilnahme an Mitmenschen gewesen ist (vergl. Anmerkung L.)

Man hat geglaubt, daß deren Ansiedelung gerade in dieser Gegend erfolgt wäre, weil sie die am wenigsten angebaute sey; allein es geschah mehr der Nähe und der human angebotenen Aufnahme wegen; zudem bedürfen Gewerbtreibende keine großen Strecken Landes, und die Gegend war auch bereits längst genugsam cultivirt; sie war ohne Zweifel selbst schon in frühesten Zeiten bewohnt. Wird auch die Verehrung eines angeblichen wendischen Gottes Flins, beim Flinzsteine, oberhalb des Flinsberger Bades, ins Reich der Fabel zu verweisen seyn, so zeigen dennoch bei dem nahen Ullersdorf und Steina mit dem schon erwähnten Todtensteine, entdeckte Urnen und Eisenwaffen wenigstens auf die letzte heidnisch-slawische Periode. Einer alten Volkssage zu Folge flüchteten beim Eindringen der Deutschen in die Oberlausitz, also im 10. Jahrh., die Wenden um Löbau, sich in jene Gegenden von Ullersdorf und Ger-

lachsheim, wo sie im Rücken durch die Polen und Böhmen gedeckt waren; es mag jedoch wohl, wenn sie ächt ist, der Zug des Herzogs Lothar und Bischoffs Adelgotts in diese Provinz im J. 1116 damit gemeint seyn, wo die aufsässig gewordenen Wenden bekriegt und ihre Götter zerstört wurden, wie B. I. S. 195. erwähnt. In jener gebirgigen Gegend, und bis Flinsberg herauf (wie in den später zu gedenkenden, von Görlitz nördlich gelegenen Haiden) konnten sich die geflüchteten Wenden leicht noch einige Zeit lang frei erhalten und ihren Götzendienst, wie ihre Feste fortsetzen. Als die Neudeutschen sich auch bis zu ihnen ausbreiteten, konnten diese von deren Opferorten leicht Kunde, und daher auch manche Sage von solchen sich unter den letzteren erhalten, obschon die Opfersitze und Vesten selbst völlig zerstört wurden. Will man nicht so beliebte Urwälder überall erblicken, und die germanischen und sorbischen Natursöhne nicht bereits so verweichlicht denken, daß sie sich scheuten, Wälder und Gebirge zu durchstreifen und wohnlich zu benutzen, so wird man auch schon heidnische Bewohnung in dortiger Gegend mit immer erweiterter Ansiedelung längs der fischreichen Gewässer annehmen können, wovon gefundene steinerne Streitärte, wie z. B. bei Markliffa, selbst auf germanische hinweisen dürften, da sie denen in reingermanischen Gegenden und deren Gräbern gefundenen völlig gleichen, und schwerlich noch von den späteren Sorbenwenden bei jener Flucht im Gebrauche waren. Während hier der frühesten und neuern Zeit gedacht ward, wird die mittelalterliche dieser Gegend in §. 25. ihre Erwähnung finden.

In Bezug auf die bereits Bd. I. nach alterthümlichen Beziehungen geschilderte südwestliche Gegend um Zittau und Löbau, ist als Nachtrag zu bemerken, daß seitdem der S. 107. erwähnte Burgberg bei Schönau, nach erfolgter Nachgrabung, wegen unbezweifelt weit früherer Anlegung der Wälle, und erst später darauf errichteten Burgmauern ꝛc. mit noch höherer Wahrscheinlichkeit, als ein vorchristlicher Schutz- und vielleicht Opfer-Ort sich ergeben hat, worüber Anmerkung I. Näheres nachweiset. Wichtiger erscheint in derselben südlichen Oberlausitz die neuere Auffindung von mehreren muthmaßlichen Opferfelsen, den weigsdorfer Treisteinen und ähnlichen der lausitzisch-böhmischen Gränzgegend gleichend, welche im Bande I. S. 10. als solche zu erläutern gesucht und keltisch-germanischen Ursprungs vermuthet wurden, da sich deren in reinslawischen Landen selten oder nicht, in reindeutschen und keltisch-gallischen — wenn man sie nur ernst und ohne Vorurtheil beachten will — häufig finden, und die Kelten, aber auch die Germanen Felsaltäre liebten, beider Nationen Stammvölker aber einst in der Umgegend jener böhmisch-lausitzischen Gebirgszüge ihre Sitze hatten; — ohne übrigens deren mögliche, selbst wahrscheinliche Benutzung den spätern slawischen Anwohnern absprechen

zu wollen, indem solche, schon von der Natur ausgezeichnete heilige Orte oft auf andere Nationen übergingen. In bewaldeter Gegend, rechts der romantischen Neiß-Aue, unfern des Klosters Marienthal, zeigen nehmlich die Kesselsteine, und sodann der mittlere und hintere Steinberg nicht nur Felsblöcke, auf denen muthmaßlich andere ruheten, sondern auch opferkesselartige Vertiefungen und Sitze, wie solche wohl weder von Natur noch Menschenhand neuerer Zeit herrühren, sondern als gleiche zu vermuthen seyn möchten, wie deren an Opferfelsen anderer Gegenden ebenfalls zu beobachten sind. Einige nähere Angaben finden sich in der Anmerkung II. Und wenn auch die Ansicht in Bezug auf diese neueren Beobachtungen nur als Vermuthung gelten kann, so weisen dennoch eben jene südlichen Gränzgegenden an der Wittiche und Neiße, nach Allem, was bereits an Alterthümern und Sagen vorliegt, auf ein reges Leben hin, selbst schon in der Periode der ersten Ansiedelung. — Dagegen möchte ein von Felsblöcken zusammengesetzter Ort bei Ottenhayn unfern Löbau, ohne alterthümliche Beziehung seyn, wenn auch die Namen Juttenhöhle, Sonneberg ꝛc. leicht zu dieser Vermuthung veranlassen könnten; der Verf., weit entfernt, bei solchen einzelnen Andeutungen ohne weitere Gründe und ohne nähere Prüfung sogleich ein wichtiges Alterthum anzunehmen, hat vielmehr in der Anmerkung II. die Zweifel dagegen mitgetheilt. In derselben ist auch Einiges über mehrere, auf und bei dem Kottmar-Berge unfern Löbau entdeckte angeblich heidnische Idole erwähnt, die sich, wie zahlreiche ähnliche in diesen Gegenden gefundene, wenige Zoll hoch und meist von Thon geformt, als Christus-, Marien-, Even- und ähnliche Heiligen-Bilder ergeben, dem frühern Mittelalter angehörig.

Zahlreiche heidnische Ringwälle und Opferfelsen gehören zu den hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten aus der oberlausitzischen und überhaupt östlich-sächsischen Vorzeit, dieserhalb wird es nicht gemißbilligt werden, wenn von solchen in dieser Schrift, und zwar wegen Reichhaltigkeit des Stoffes in die verschiedenen Bände topographisch vertheilt, mehrmals die Rede seyn wird; — wohl manchen Aufschluß gebend, zugleich in Bezug auf Errichtungszeit gleichartiger alter Verschanzungen in übrigem Deutschlande und angränzenden Staaten. Mit deren Schilderung ward bereits Band I. begonnen; da derselbe aber nicht jedem Leser bei der Hand seyn möchte, so sey auch hier nochmals auf die Beschaffenheit der sich sehr gleichenden Ringwälle im Allgemeinen aufmerksam gemacht, bevor deren weitere Aufzählung erfolgt.

Auf sehr zweckmäßig ausgewählten natürlichen Anhöhen, gewöhnlich in der Nähe fließender Gewässer angelegt, umgiebt sie im Durchmesser auf 50, 100 und mehr Schritt ein oft auf 5, 10, selbst wohl 20 Ellen hoher Wall in kreisrunder oder ovaler Form, oder nur im Halbzirkel, wogegen die in diesem Falle nicht

vom Wall umgebene, offene Seite durch einen steilen Abhang, Gewässer, Sümpfe, oder auf sonstige Art gesichert ist. Die Stirn, der höchste Punct des Aufwurfs, ist stets auf die weniger gedeckte, an Felder, Wiesen ꝛc. anstoßende Seite gerichtet, wie es die Oertlichkeit erfordert, daher ist auch die Annahme von einer, diesen Schanzen eigenthümlichen Richtung nach einer bestimmten Himmelsgegend unzulässig, und würde selbst, wegen des so leichten Umgehens und Angreifens derselben von einer andern Seite, als nutzlos erscheinen. Der frühere Eingang zu ihnen befand sich gewöhnlich an der Seite des dem Abgrunde zugewendeten Schanzentheils, womit die bequemeren, erst in neuerer Zeit in mehrere angelegten Einfuhrwege nicht zu verwechseln sind; jene scheinen nur für Menschen und einzeln gehendes Vieh geeignet. Sie gleichen meist den B. I. Taf. II. N. 1 und 2. abgebildeten Wällen bei Schöps und Oelisch, wie den auf Taf. III und IV. dieses Bandes dargestellten bei Göda und anderen der Budissiner Gegend. Erwiesen ist es, daß, völlig abweichend von der neuern Schanzenform, der ihnen beigelegte Name Hussiten- und Schweden-Schanzen eine völlig fälschliche Bezeichnung ist, daß sie vielmehr offenbar dem Heidenthume angehören, obwohl manche davon im frühern Mittelalter, zur Anlegung von Burgen und sonstigen Vertheidigung, selbst in neueren Kriegszeiten zum sichernden Verbergen der Umwohnenden, wie ihres Viehes und Hab' und Gutes, benutzt worden sind.

Im Verfolge der schon begonnenen Aufzählung dieser Schanzen in der südwestlichen Oberlausitz (um Zittau und Löbau) erscheint in deren östlichen (jetzt zum Königreiche Preußen gehörigen) Theile, als ein nicht unwichtiger, alterthümlicher Punct:

1) Nieda, an der Wittiche, 3 St. S. W. von Görlitz, wo der Wolfs- oder Wallfahrts-Berg einst eine sehr besuchte Wallfahrts-Kapelle und, wie man glaubt, zum heiligen Wolfgang besaß, von deren noch jetzt kenntlichem Platze, sowie der Umwallung des Berges, der Grundriß bereis B. I. Taf. I. Nr. 24. und eine Seitenansicht Nr. 21. mitgetheilt, und in nachfolgender Anmerk. III. erläutert ist. Der Wittiche gegenüber, der Klapperberg mit ähnlichen Wallüberresten; an ihn gränzt die Heun- (wohl richtiger Haym-) Mauer, mit großen Basaltblöcken übersäet, daher wohl Mauer des Opfer-Hayns. Ohne Zweifel bildeten alle diese, meist durch säulenförmigen Basalt ausgezeichneten Anhöhen einen verschanzten, heidnischen Opferplatz, wo, wie dieß bei Einführung des Christenthums sehr üblich war, eine christliche Kapelle errichtet ward, damit die einmal an den Ort gewöhnten Umwohner desto leichter sich der neuen Lehre zuwenden, und nicht, wie wenn er im frühern Verhältnisse bliebe, ihn ferner zu ihren heidnischen Zwecken benutzen möchten. So wie zur vorchristlichen Zeit das Wallfahrten nach geheiligten Orten gewöhnlich war, so gestattete dieß auch die katholische Lehre und somit blieb der Berg wohl bis zur Reformations-Zeit ein besuchter Wallfahrtsort, so wie auch noch jetzt die dicht am Wolfsberge gelegene Pfarre, in Hinsicht der eingepfarrten Orte, als eine der ansehnlichsten der Gegend gilt und auf einen schon frühzeitig bedeutenden Sprengel zeigt. Steinblöcke mit Eingrabungen deuten nicht minder auf heidnischen Opferge-

brauch hin. Als die Kapelle des Berges baufällig ward, und man sie neu herstellen wollte, fand man das hinauf geschaffte Material — so erzählt die Sage — wenn man des Morgens hinkam, stets des Nachts dahin getragen; wo jetzt die Kirche am Fuße des Berges steht, welche auch daselbst erbaut wurde, da es der Wunsch des Schutzheiligen (oder wohl den Priestern der Weg hinauf zu unbequem) seyn mochte. Des ähnlichen unsichtbaren Bauholz-Wegschaffens vom Löbauer Berge ward B. I. gedacht. Das nahe Radmeritz (mit einem evangelischen adelichen Fräuleinstifte) an einem — stets schon frühzeitig bewohnten — Zusammenflusse zweier Gewässer, der Neiße und Wittichè, deutet nicht minder auf eine der ersten Ansiedelungen dieser freundlichen und fruchtbaren Gegend und ist ohne Zweifel nach einem Radomir, als dessen Gründer oder Besitzer, benannt (vergl. Anmerkung I.). Als einen muthmaßlich ähnlichen frühzeitig religiösen Ort ergiebt sich das gegen $1^1/_2$ St. N. davon und ebensoweit von Görlitz S. W. entfernte

2) Jauernick, nicht nur der sehr dazu geeigneten Lage wegen, auf einem freien und hochgelegenen Puncte mit zwei, die flache Gegend weit umher beherrschenden Höhen (der Burg- oder Kreuz- und der Ober-Berg), sondern auch weil es ebenfalls einen weiten, stets auf hohes Alter deutenden Kirchsprengel besitzt. Es war seit früher Zeit ein berühmter, mit Reliquien versehener, katholischer Wallfahrtsort, der selbst von Böhmen aus häufig besucht seyn mußte, da eines Weges von dessen Gränze aus nach Jauernick schon 1213 urkundlich gedacht ist. Und noch in neuester fanden sich zahlreiche böhmische Wallfahrer am St. Wenzeslai-Tage ein, denen die (jedoch nur wenigen) katholischen Einwohner Jauernicks mit Fahnen entgegen zu ziehen pflegten. Denn obwohl fast alle dasigen Einwohner, wie sämmtliche eingepfarrte Orte, seit der Reformation evangelisch sind, so verblieb dennoch die Kirche in katholischen Händen, und noch ist dabei ein solcher Geistlicher angestellt, während sich jene zu umliegenden evangelischen Kirchen halten, bis auch für sie durch ein Gotteshaus gesorgt sein wird. Auf dem Burgberge — der Kreuzberg genannt, seit er ein im J. 1783 errichtetes großes und weit sichtbares Kreuz von Eisen trägt, zu dem 30 Stufen führen — finden sich Wallüberreste, so daß er ohne Zweifel schon zu heidnischer Zeit befestigt war, wie denn auch gefundene eiserne Waffen weniger in das Mittelalter, als in die letztere heidnische Periode zu gehören scheinen.

In derselben Gegend sind mehrere Ringwälle heidnischer Zeit beachtungswerth und zwar W. $^1/_2$ St. davon — 3) die sogenannte Schwedenschanze bei Friedersdorf, S. W. nahe der Landskrone, auf dem Kieferberge, von runder Gestalt; zwar ohne alterthümliche Auffindungen und Sagen, doch unbezweifelt ein sicherer Zufluchtsort zur heidnischen und wohl noch in christlicher Zeit; Anmerk. III. O. davon 1 St. —

4) der Staarberg bei Köſſlitz (Kießlitz) an der Neiße; ein ähnlicher Ringwall; jedoch meiſt abgetragen und als Ackerland benutzt. 5) Der Burgberg bei Schönberg 2 St. S. von Görlitz, wo aber von einer daſigen Burg nichts Hiſtoriſches, bekannt und deſſen Name vielleicht nur von einem frühern Ringwalle (ähnlich dem bei Bernſtadt, B. I. Taf. I. S. 108.), deſſen Ueberreſte man noch bemerkt haben will, entlehnt ſcheint. Da das alte berühmte böhmiſche Geſchlecht der Berken von der Duba das ſchon 1268 urkundlich genannte Städtchen (noch vor dem ſpäter zu erwähnenden Görlitziſchen Burgemeiſter Emerich) beſaß, ſo könnte jedoch auch die Exiſtenz einer frühern Burg, mit leicht ſpurlos eingeäſcherten Holzwerk, wohl vermuthet werden, wozu dann jener Heidenwall wohl mit benutzt ward. Räthſelhaft erſcheint 6) die Schanze auf dem Hainberge bei Lichtenberg, 2 St. O. von Görlitz, welche abweichend von den meiſten heidniſchen Wällen der Gegend, ein längliches Viereck bildet; und wo man Gefäßbruchſtücke, Kohlen- und Aſchenlagen, auch verkohltes Getreide fand. Obſchon der Ort wegen ſeiner weiten Ausſicht wohl bereits zur Heidenzeit benutzt ward, ſo ſcheint dennoch Manches auch auf einen mittelalterlichen Gebrauch der Schanzen hinzuweiſen.

7) Die Schanze auf dem 3 St. N. von Görlitz entfernten Burgberge auf dem hohen Neißufer bei dem Dorfe Penzig; abgelegen von der daſigen frühern, damit nicht zu verwechſelnden Ritter-Burg auf dem nahen Schloßberge. Dieſe offenbar heidniſche Schanze von ungefähr Dreieckform (B. I. Taf. II. Nr. 29. abgeb.) gewährt eine herrliche Fernſicht in das Neißthal und noch weitere Landſtriche. 8) Der Keſſelberg bei Ebersbach, 1½ St. N. W. von Görlitz, an der Muskauer Straße, mit noch gut erhaltenem Erdwalle in Halbzirkel-Form und faſt offen auf der durch den tiefen Abhang am Bache geſicherten Seite.

9) Der Limasberg, ½ St. von dem 2 St. N. W. von Görlitz geleg. Dorfe Liebſtein, öſtlich an die ſchon in B. I. geſchilderten Königshayner Berge mit ihren heidniſchen Opferfelſen gränzend, zu deſſen Schutz einſt auch die, in einigen Wallſpuren ſich noch zeigende, frühere heidniſche Veſte vielleicht dienen konnte. Er erſcheint als ein nicht unwichtiger Ort in Bezug auf die Vorzeit; die hohe Lage, die Wallüberreſte und Urnen-Bruchſtücke deuten nicht nur darauf hin, ſondern auch eine merkwürdige, wenn auch ſehr fabelhafte Sage, da ſolche öfters auf einigen hiſtoriſchen Ueberlieferungen beruhen. Der letzteren zufolge würde ſie als Veſte eines Sorben-Häuptlings zu vermuthen ſeyn, welcher, von den Deutſchen überwältigt und entflohen, ſich bei Burg an der Spree niederließ, wo ſich ein bedeutender Ringwall befindet, und nach anderen Sagen ein Sorbenfürſt herrſchte, auch bereits manche Alterthümer gefunden wurden (vergl. Anmerk. III.). Weſtlich davon und nur 1 St. N O. von den ſchon B. I. erwähnten beiden Ringwällen bei Schöps liegt

10) der Burgberg von Melaune, am Schöpswasser, bei dem nahen Ritterſitz Döbſchütz (Taf. III. N. 20. in Grundriß u. Anmerk. III. erläutert). Dieſer Berg erſcheint als ein unbezweifelter heidniſcher Opferplatz; er iſt ſteil, wenig zugänglich und umwallt; er enthielt im Keſſel bedeutende Schichten von Aſche und Kohlen in unermeßlicher Menge, und ſtets mit Erd- und Sand-Lagen abwechſelnd; dabei Urnenſcherben, verkohltes Getreide, ungeformte, meiſt geſchmolzene Eiſenſtücken, Thierknochen, gebrannte Lehm und Thonſtücke. Er gleicht daher in vieler Hinſicht dem merkwürdigen, als heidniſchen Opferort allgemein anerkannten Burgwall bei Schlieben, obſchon nicht ſo ergiebig an Alterthümern von Metall, als letzterer. Ohne Zweifel brannte das heilige Feuer ununterbrochen darauf, wobei zugleich Opferung von Getreide und Thieren erfolgen, von Zeit zu Zeit aber die Oberfläche mit friſcher Erde überſchüttet und mit neuem Opferfeuer begonnen werden konnte. Hiſtoriſche Nachrichten ſchweigen über dieſe, von Manchen unbezweifelt fälſchlich für das mittelalterliche Schloß Meer gehaltenen, nur heidniſchen Opferfeſte.

In Bezug auf vorchriſtliche Bewohnung dieſer öſtlichen Gegend ſind noch folgende, auf die Heidenzeit ſich beziehende Alterthümer und Sagen zu erwähnen. Wenn man auf ſlawiſche Bewohnung ſieht, ſo ergeben ſich einzelne wendiſche Ortsnamen bis an das lauſitz-böhmiſche Gränzgebirge, obwohl je ſüdlicher, deſto ſpärlicher; dagegen erſtrecken ſich die Fundorte der Urnen, der bronzenen Geräthe ꝛc. nicht ſoweit und nur bis in die Görlitz-Lauban'ſche Gegend und mit nur wenigen Ausnahmen darüber ſüdlich hinaus, ſo daß alſo die Gränzen der ſlawiſchen Bewohnung und jener Alterthümer nicht miteinander übereinzuſtimmen ſcheinen. In der Umgegend von Lauban fanden ſich zahlreiche Urnen, bronzene Ringe, Nadeln ꝛc., und zwar ſüdlich bis Linde, wo nicht nur wegen Kohlen ꝛc. auf einen vorchriſtlichen Opferplatz geſchloſſen wird, ſondern auch eine Sage auf einen heidniſchen Tempel (auf dem Silberberge) hinweiſet. In der Nähe von Görlitz fanden ſich die (ſchon oben, wie B. 1. erwähnten) Landskron- und Königshainer, wie manche andere (Anmerk. IV. gedachten) heidniſchen Alterthümer, welche ein frühzeitiges reges Leben in dieſem Striche der uralten Heerſtraße von der Elbe nach Schleſien und Polen vermuthen läßt. Faſt noch reichhaltiger erſcheint die nördliche Gegend von Görlitz und Lauban an Urnen, wie bronzenen Schmucken ꝛc. beſonders in den von Görlitz nördlich bis Muskau ſich hinziehenden, von Manchem in Hinſicht früheſter Zeit nicht für bewohnt gehaltenen Haidegegenden, was jedoch für deren häufige Bewohnung ſpricht, zumal längs der Neiße, am Queiſe und mehreren kleineren Flüſſen hin, an manchen Stellen ſelbſt an Orten, die, ſpäter verlaſſen, wiederum verödeten und bewaldeten. Ohne Zweifel war in

Digitized by Google

dieſer Haidegegend, gedeckt durch die ſtammverwandten Polen jenſeit des Queiſes, eine der letzten Retiraden der Wenden vor den ſiegreichen Waffen der Deutſchen. Man fand aber auch auf germaniſche Zeit deutende bronzene Schwerter und Streitmeiſel (oder Celts §. 23.) und ſo auch ſteinerne Streithämmer, obwohl weit ſeltener, als in der ſpäter zu erwähnenden Elbgegend; nicht minder wurden einzelne römiſche Münzen gefunden, durch Kauf oder Beute, wenn nicht durch römiſche Handelszüge von der Donau nach den Oſtſeeküſten und vielleicht mit manchen Seitenwegen, daher auch hier erlangt. Anmerk. III. ſind nähere Angaben über dieſes Alles enthalten. Die in derſelben nördlichen Oberlauſitz vorkommenden meilenlangen Langwälle, ſollen, nebſt gleichen von der Elb- und Elſter-Gegend bis zur Oder zu verfolgenden, in B. III. ihre Erwähnung finden, ſo wie die in ebenderſelben oberlauſitziſchen Gegend bei Muskau, Heyde, Werdeck und beſonders in der Niederlauſitz gewöhnlich von Sumpf umgebenen Ringwälle. Aber auch muthmaßlich auf heidniſche Opferorte deutende Namen und Sagen ſind in derſelben Gegend zu beachten; ſo z. B. in jener Haidegegend, in der Nähe des kleinen Flußes Tſchirne (wohl der ſchwarze, vom wendiſchen czorna), giebt es einen „heiligen See", einen Siwa-Fluß, auf die ſlawiſche Lebens-Göttin Siwa, Schiwa gedeutet und der Name des nahen Dorfes Mühlbok auf kleiner Gott (wendiſch maly bog); dabei Urnen und ein Teufelsberg, welche zahlreiche Beziehungen weitere Unterſuchungen wünſchenswerth machen.

Eine merkwürdige Erſcheinung in der ſich weithin erſtreckenden Sandgegend der nordöſtlichen Oberlauſitz, bei Wehrau am Queiſe (7 St. N. von Lauban) wo man um ſo weniger eine romantiſche Flußaue und hohe ſteile Sandſteinfelſen vermuthen ſollte, iſt der durch ſolche gebildete, auf 16 Fuß tiefe Waſſerfall jenes Fluſſes, ein natürliches Wehr, wovon auch das (Eiſenhämmer und Kalköfen beſitzende) Dorf ſeinen Namen erhielt; doch der Teufel hat es errichtet, daher heißt es das Teufelswehr. Nahe dabei befindet ſich in einem Felſen der Eingang in eine Höhle von bedeutender Größe, die Teufelsſtube, welche Taf. III. N. 13. ſich zur rechten Hand zeigt. Teufelsſagen, die davon beſtehen, lauten in der Kürze folgendermaßen.

Der weit gewanderte Mühlknappe Melchior Zange wollte eine Mühle dort bauen; doch er bedurfte dabei der Unterſtützung Anderer. Dazu fand ſich denn auch der, ſolche den thörigten Menſchen, gegen Verſchreibung der Seele, ſtets gern gewährende Teufel ein. Er erbaute das Wehr, ſo wie die Mühle, und diente ſogar 10 Jahre als treuer und fleißiger Mühlknappe. Doch noch bevor dieſe Zeit ablief, fiel es dem reich gewordenen Müller ſchwer aufs Herz, ſeine eingegangene Verbindlichkeit erfüllen zu müſſen; er wandte ſich der Frömmigkeit zu, und als am letzten Tage die Sonne zu Rüſte ging, betrat er als Gottgeweihter ein Kloſter, wo ihm der Böſe nichts anhaben konnte. Dieſer aber, aus Aerger, betrogen zu ſeyn, zerſtörte die Mühle und fuhr von dannen, um ander-

weit sein Glück zu versuchen, vergaß aber in der Eile auch das errichtete Wehr zu vernichten, so daß dieses noch heutigen Tages als ein Zeichen jenes Vorfalls zu schauen ist, wie alles dieses Segnitz (in s. sächs. Volkssagen II, 1.) in einem ansprechenden Gedichte ausführlicher erzählt.

Vorher, oder nach Anderen in späterer Zeit, beliebte es dem Teufel in derselben Gegend zu verweilen, und dazu sich ein Gemach in einem Felsen des dortigen Queisufers wohnlich einzurichten; es war die oben erwähnte sogen. Teufelsstube. Er wendete seine Muße der Schneiderei zu; doch die frühere Frömmigkeit der dortigen Bewohner verleidete ihm den Aufenthalt, und um sich dafür zu rächen, wollte er den Queis in diesem Thale durch einen Felsblock schützen und abdämmen, so daß die Anwohnenden oberwärts vom Wasser überschwemmt, die unterwärts aber aus dessen Mangel verdurften sollten. Es gelang aber nicht; eine zugleich eingegangene Wette, einen mächtigen Felsblock noch vor Sonnenaufgang dahin zu werfen, ging verloren, da der Hahn zu zeitig krähte, und er ließ ihn aus Verdruß niederfallen; er liegt noch etwa 1 Stunde nordwestl. von Wehrau im Walde. Die Sage erzählt noch, daß er sich später in dasiger Wildniß aufgehalten und, auf ihm gesessen und seine Kleider ausgebessert habe, weil mehrere Vertiefungen auf seinen Sitz und die Eindrücke seiner Krallen wie dabei benutzten Werkzeuge deuten sollen, Scheere, Fingerhut und Nadel.

Und so erblicken wir auch hier den Teufel in derselben ärmlichen Lage, wie Band I. S. 183. in anderen Gegenden; bei aller Klugheit von Menschen bethört, vom zu frühzeitig krähenden Hahne in Ausführung von Plänen gestört und sogar mit dem für ihn ganz ungeeigneten Nähen beschäftigt. Es gilt zugleich als ein noch ungelöstes Räthsel, wie die erst mit der christlichen Religion in diese Gegend gelangte Ansicht von des Teufels Macht später mehr und mehr sank, und er selbst zum Menschenspotte wurde; — welchem Urheber alles Bösen aber auch, wie an jener genannten Stelle ebenfalls erwähnt ward, manche Eigenschaften und Leistungen alter heidnischer Götter und Riesen beigelegt seyn mögen. So z. B. das Errichten und Werfen mächtiger Felsblöcke ꝛc., um die noch sehr wankelmüthigen Heiden desto eher von deren Verehrung abzuziehen und der christlichen Lehre zuzuführen, weshalb auch, wie sich schon zahlreiche Beispiele ergaben, an so manchem heidnischen Opferorte sich zeitig eine christliche Kapelle erhob, mit einem damaligen sehr sinnbildlichen Cultus, der das Uebergehen aus einem in den andern religiösen Glauben erleichterte. Und so wie hier mithin ein allmäliger Uebergang aus dem Heidenthume in das Mittelalter und so später aus diesem in die neuere Zeit stattfand, so auch ein gleicher in anderer Hinsicht und zumal bei den heidnischen Verschanzungen in die mittelalterlichen Burgen und aus diesen in die Städte, welches, in Bezug auf dieselbe Gegend, einer der nachfolgenden §. im nähern Bilde zeigen soll.

Anmerkung I. Von der Queisgegend ist der Queiskreis der Oberlausitz zu unterscheiden, da ersterer zugleich auf die schlesische Gränzgegend zu beziehen ist. Dem Verf. gelang es nicht, einen frühern Namen der Tafelfichte (die nordwestliche Höhe des Riesengebirges, wogegen die daran gränzenden östlich das

Heufuder heißt, und nördlich, vor ihnen liegend, der Dreslerberg) in Erfahrung zu bringen; in alten Schöppenbüchern heißt es zuweilen „auf'n Gebürge", oder „oben am Dreßlerberge"; ob sie in der Gränz-Urkunde von 1213 vorkommt, ist zweifelhaft. Erwiesen ist es aus bischöfl. Matrickeln, daß die Kirchen rechts des Queises zum fürstbischöflich-breslau'schen Sprengel gehörten, die sämmtl. links desselben dem meißnischen Bisthume; solche mächtige geistliche Herren aber ließen damals nichts von ihrem Bezirke entäußern; es verblieb vielmehr stets, wie es früher war. Jene bischöfliche Gränze aber beruhte auf dem schon im 10. Jahrh. festgesetzten Sprengel des Bisthums Meißen; unläugbar ist es, daß man damals in jenen meist noch von heidnischen Sorben bewohnten Gegenden nicht neue Gränzen geometrisch abgesteckt, sondern die alten Völkergränzen angenommen hat. Selbst politische Verhältnisse änderten die kirchlichen nicht ab, und die Lausitz verblieb, obschon unter Böhmens Oberherrschaft, dennoch der kirchlichen Oberleitung Seiten des meißnischen Bisthums, mit Ausnahme des wohl sogleich diesem nicht mit zugewiesenen zittauischen Bezirks, der unter dem prager Erzbisthume stand.

Das Nähere der oben erwähnten, im J. 1628, 1650, 1696 ꝛc. erfolgten Vertreibung von Hunderttausenden evangelisch Gesinnten aus Böhmen gewährt ein klares Licht über die jesuitischen Gräuel jener Zeit; 18 evangel. Prediger wurden aus dem Friedländischen und Reichenbergischen verjagt, und aus ersterm allein zogen über 3000 Personen fort, da 500 Waldsteiner Musketiere die versuchte Bekehrung unterstützten, so wie in Schlesien die Lichtensteinschen Dragoner mit dem Säbel in der Hand die Leute in die Messe trieben und sich noch ärgere Unthaten erlaubten. Unzählige starben den Märtyrertod! Vergl. Fritsche, vom Anbau d. Queiskreises, 1787; Brückner im Lauf. Magaz. 1826 u. 27. u. Peschcck das. 1840. 377; u. des letzt. Gesch. Zittau's I. 286 ff.) Eine treue und specielle Schilderung dieser Gegenreformation in jenen Ländern ist noch eine sehr fühlbare Lücke in der deutschen Geschichte.

Der Todtenstein ist der ansehnlichste der hohen, geschichteten (den Könighainer ähnlichen) Felsblöcke, bei dem auf der schlesischen Gränze liegenden Dorfe Stein, östlich am Queis (auch vom, zum Steine genannt). Eine von dort bis an diesen Fluß sich hinziehende Vertiefung heißt die Baderei, unerklärlich woher, doch vom Volke auf frühe religiöse Sitte des Badens ꝛc. gedeutet. In dem nahen Ullersdorf fand man 1730 innerhalb eines rundl. Mauerwerkes 10 Gefäße mit Deckeln versehen und Asche enthaltend, eine Axt, eine Art Säge u. ein dreizackig Eisen; — wohl wie ähnl. Funde (§. 23.) zu deuten; 1737 fand man wiederum 4 Urnen in der Nähe. (Fritsch, wie oben.) Nur von diesem Ullersdorf führt der Weg nach Flinsberg; da jenes schon in der Heidenzeit bewohnt war, so konnte von da aus leicht damals das letztere angelegt worden sein. Im Thale hinter Flinsberg wird besonders ein sorbischer Opferplatz angenommen, und leicht konnten sich die flüchtigen Wenden auch hierher zurückziehen, wenn auch ein wend. Gott Flinz noch so zweifelhaft erscheint; von diesem pflegt man oft den Namen Flinsberg (das bereits 1559 so hieß) her zu leiten, der aber auch von dem altdeutschen Worte Flinz (Stein) abstammen kann, wegen der vielen dasigen isolirten und merkwürdig gestalteten Felsen. Ein Bach in dem nahen Hermsdorf heißt das Todtenflüßchen, und dessen Name, so wie der jenes Todtensteins, konnte auch von dem daselbst gefeierten Frühlingsfeste, der sogenannte Todten-Sonntag (nach B. I. S. 142) herkommen.

Anmerkung II. Nachträglich zu Band I. vom Schönauer Burgberge. Bei neuerlichen Nachgrabungen fand sich, daß die Burgmauer auf dem Walle nur 2 Ellen tief geht, und dieser sehr fest und derb ist; auf einem neu aufgeschütteten würde man keine so bedeutende Mauer errichtet und er mußte sich schon lange Zeit vorher gesetzt haben. Uebrigens finden sich unter Steingerölle, und 1—2 Fuß tief im Boden, Thierknochen und unglasirte Gefäßscherben von grober Masse, auch verschlackte Steine sowohl unter der Erde, als eingemauert, weshalb auch diese nicht von einem Burgbrande seyn möchten. Ohne Zweifel wurde der heidn. Wall später nur zum Burgbau benutzt, wie es bei anderen ebenso statt fand. Diese Mittheilung verdankt d. Verf., wie zahlr. ähnl. dieser Gegend, dem Ger.-Dir. Lange zu Berustadt, wie dem Polizei-Rathsherrn Köhler in Görlitz, Diacon. Peschcck in Zittau, den Pastoren Franz in Schweta, Flößel, Käufer ꝛc., Hr. von Poncet, Kaufm. Schneider in Seidenberg, Wundarzt Schmidt in Schönau, den Schull. Schöne, Richter, Gocht ꝛc.

u. and. schon B. I. gen. gefälligen Männern, in Bezug auf Alterth., Burgen ꝛc. dort. Gegend. Besonders ist der (anderwärts seltenern) bereitwilligen Actenmittheilung u. mühsamen Herbeizieh. f. d. Verf. benöthigter Nachrichten, Seiten d. Alterthums-Section der naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, mit Dank und rühmend zu gedenken.

Die oben erwähnten Felsen befinden sich westlich von Ostritz, unfern des Klosters Marienthal, im Walde, wo in den letzten Kriegszeiten die Umwohner ihr Vieh und andere Habseligkeit verbargen. Eine Gruppe davon, beim Volke den sehr bezeichnenden Namen Kesselsteine führend, liegt oberhalb des linken Neißeufers, rechts von der Zittau-Görlitzer Straße, ½ St. v. der Bergschenke im dichten Walde. Zwei dasige, jetzt meist gesprengte Granitfelsen wurden früher, nach Angabe eines Augenzeugen, von einem platten Blocke bedeckt, auf dessen Oberfläche sich eine runde Vertiefung von 1½ Elle Durchmesser und etwa ½ E. Tiefe befand, so wie eine gleiche auf einem andern südl. Blocke. Tiefer in den Wald hinein, auf der Spitze des von Steingerölle gebildeten, nach S. auf das Neißethal sich absenkenden mittlern Steinberges, zeigt sich ein aufrecht stehender, 3 E. hoher, 2 breiter, oben scharf abgekanteter und darneben ein 4 E. langer abgerundeter Felsblock, so wie eine 3 E. l. u. 1½ br. Felsplatte, die früher jene beiden bedeckt haben möchte. Etwa 8 E. davon ein würfelförmiger Granitblock, 1¾ E. l., 1 br. u. hoch, mit einer roh von Menschenhand eingehauenen ovalen Vertiefung, 1 E. l., ½ br., 4 Zoll tief. Wenn man auch auf neuere Zeit vermuthen wollte, so spricht nicht nur die vorgefundene uralte, hohe Moosdecke, gleich der anderer Felsen, dagegen, sondern auch die runde und geringe Tiefe ꝛc., eben so aber auch das Regelmäßige der Vertiefung u. die auf untergelegten Steinen bewirkte Lage ꝛc. gegen eine Naturbildung ꝛc. — Noch südlicher und der Neiße näher, auf dem dasigen höchsten, durch weite Aussicht auf das Gränzgebirge begünstigten Puncte, dem hintern Steinberge, findet sich eine Kuppe von Felsblöcken, wovon einer, 6 E. l., 4½ E. br., weit hervorragt u. daran ein etwas niederer, südlich 5 E. l., 2 br. und keilförmig g. O. zu, südlich mit einer sitzartigen Vertiefung, 1¼ E. l., 20 Zoll br., g. O. u. W. 4 Z., N. 1 Z. tief. Daß ähnliche Sitze bei Felsaltären ꝛc. anderwärts vorkommen, ist bereits B. I. erwähnt, und als Priestersitz zu vermuthen, so wie auch später zu erw. Riesensteine solche zeigen.

Gegen 1½ St. S. von Löbau auf dem Sonnenberge bei Ottenhayn befindet sich das Jüdden- oder Jürdden-Haus, eine Gruppe unregelmäßig geschichteter Granitblöcke mit weiter Aussicht. Oestl. bildet eine in einen stumpfen Winkel hereingehende Vertiefung und ein darüber hinaus hangender Block eine natürliche, nur zum gebückten Stehen ausreichende Grotte, oft die Juttenhöle genannt. Sagen, wie Nachrichten von einer Jutta fehlen; Ottenhayn ist Otto's Hayn, Hag, und früher soll ein Theil jenes Dorfes Sonnenburg, vielleicht mit einem Ritterſitze, so geheißen haben. Der Gegenstand bietet mithin vorjetzt nichts Alterthümliches dar, wenn auch obige Namen, in Verbindung mit einer starken reinen und einer mineralischen Quelle am Orte, zu mancherlei Phantasieen verleiten könnten.

Auf den, zur Stadt Löbau gehörigen, von da 2 St. südlich geleg. Kottmar-Berg, verlegt Gräve (in s. lauf. Sagen) eine der Gegend ganz fremdartige, nie dort gehörte, dem Schneewittche in Grimms Kindermährchen nachgeahmte Sage, wo Eltern ihre geraubte Tochter im Krystallsarge sehen, so daß hierbei (wie bei mehreren anderen dort mitgeth. Sagen) eine Irrung des Verf. anzunehmen seyn wird — soll es ächten lauf. Sagen im Munde des Volkes gelten, wogegen die auch lauf. enth. sächs. Volkssagen von Ziehnert getreuer erscheinen; besonders aber sind Segnitz's Sagen, Legenden ꝛc. d. sächs. Volks zu empfehlen, als mit genauen Angaben versehen und in sehr ansprechende Gedichte eingekleidet (der Band in 6 Heften à 4 gr.). — Man hat 1728 auf jenem Berge ein (später in d. Görlitz. Rathsbibl. gekommenes) bronzenes 3½ Zoll hohes Idol gefunden, das eine nackte weibl. Person darstellt, eine Hand an der Brust, die andere einen Blätterbüschel oder Schurz vor den Unterleib haltend; man sah in ihm die slaw. Göttin Siwa, auch eine wend. Mara (des Bergnamens wegen). Doch werden alle solche Bilder jetzt meist für christl. Even, aus dem frühen Mittelalter angenommen, aus dem sich auch zahlr. ähnl. Marien- und Christus-Bilder von Thon in unseren Gegenden finden, wie deren sonst in Cöln u. and. Orten fabrikmäßig ꝛc. gefertigt wurden. Merkwürdig ist jedoch, daß

ein mit jenem völlig gleiches bronz. Bild in Augst bei röm. Alterth. gefunden ward (vielleicht eine Venus); ein solches auch im Hannöverschen in einer Aschenurne sich fand. (Vaterl. Magaz. 1824. 3. Lüneb.) Auf dem nahen Lehrberge bei Eibau, von wo aus man Ueberreste von einem steln. Wege bis zum Kottmar entdeckt haben will, fand man unter einem alten verfallenen Häuschen 1738 unter Steinen ein angebl. Druiden-Bildchen; Näheres davon u. dessen Abbild. in m. oberlausitz. Alterth., was hiernach zu berichtigen. Denn es scheint nur ein salch' mittelalt. Heiligenbild zu seyn, da man an dem Kottmar-B. unlängst 2 ähnl. kleine Thonbildchen von 4 Zoll Höhe fand; wahrscheinl. eine Maria in mittelalterl. Kleidung darstellend, so daß mithin alle diese Idole in das frühere Mittelalter zu verweisen sind, wenn nicht besonders Charakteristisches auf heidnische Zeit deutet. Daß aber der Kottmar schon in letzterer besucht war, beweiset eine daselbst gef. steinerne Streitart, so wie auch vielleicht die alte Sitte, daß die Unwahnenden am Pfingstabende den Berg besteigen, auf jene Zeit und einen Opferort Bezug haben könnte. Ein ähnliches, 3 Z. hohes Christus-Bildchen von Thon mit der Weltkugel ꝛc. fand man unlängst unfern des Burgberges bei Zittau in einem Gefäße; fast gleiche bei Lause, Tausch, Baude ꝛc. untern Graßehayn (von welchen meistens d. Verf. das Original oder Abdrücke besitzt, wie von den Bronzebildern d. Geg. v. Görlitz, Band I. S. 160., die jedoch andern Ursprungs sind.) Aehnliche Marienbilder von Thon wurden zu Nieder-Biela bei Görlitz ꝛc. gef.; an manchen bekleideten finden sich Farbenspuren.

Anmerkung III. 1) Auf des Nldaer Wolfsberges fast viereckigem Gipfel erhebt sich der Wall N. an der auf 60 Schritt langen, 22 breiten Sternseite zu einer Höhe von 9 Ellen, nach außen aber 13 E. steil. In der Mitte der Außenseite bei a, Taf. I. N. 24. tritt die 1 E hahe, 6 E. l. u. 4 E. br. Erhöhung heraus, wohl zur Aufstellung eines Götzen- oder Heiligen-Bildes oder zu ähnl. Zwecke bestimmt gewesen. Die 6 E. br. westl. Wallseite läuft in einer nach Innen 3 E. h. Spitze aus, die östl. 6 E. nach Innen sich erhebende Seite hat 20 E. von ihrer Spitze eine an den Ecken abgerundete, 12 Schr. im Gevierte haltende Vertiefung (b, wo einst die Kapelle stand), deren östl. Randseite mit der Wallhöhe gleich geht u. nach W. mit der innern Fläche sich verläuft. Die S. offne Seite senkt sich steil hinab zur Wittiche (d), die O. schließt sich an eine 150 Schr. im Umfange halt. Fläche an (c), wo südlich sich eine lange Vertiefung befindet, wohl um Wasser in der Nähe zu besitzen. Taf. I. N. 21. die N. Seite, wo jedoch die oberste Erhöhung (a bei 24) rechts nicht gnügend markirt, und leicht mit einem Puncte zu berichtigen ist. Der Klapperberg ist an der N. u. O. Seite mit Holz bewachsen u. verflacht sich gegen S. u. W. in Aecker; der Wallgipfel in W., mit 3 E. hoher Spitze, hat bis zu dem, durch Ackerbau geebneten O. Ende 120 Schr. in 8 E. hoch, 8 Schr. br., in SW. mit mehreren Vertiefungen u. Erhöhungen. Die 90 Schr. lange Nordseite senkt sich steil bis zum Spiegel der Wittiche. Die Hayumauer kann nur für eine natürliche Anhöhe gelten, und ist dicht mit Steinen besäet; an manchen hat man früher ähnliche kesselartige Vertiefungen bemerkt, wie an heidnischen Opferfelsen gewöhnlich. Das Volk sucht sich räthselhafte Namen oft seltsam zu erläutern, so z. B. der Klapperberg vom Klappern oder Zusammenschlagen der Breter durch die Priester, wodurch diese, vor Gebrauch der Glocken, das Volk zum Gottesdienste zusammen riefen; noch zeigt man einen Platz, wo die Wallfahrer kochten und eine Tezels-Eiche. Doch ist die frühere Ortsgeschichte fast unbekannt; Bracteaten fand man 1775 auf dem Wolfsberge. Der Ortsname (früher Neda) ist noch nicht erläutert. (Haynmauer, wahl wegen der Steinblöcke, u. ähnl. d. thüring. Hainleite.) (N. gilt nördl., S. südl. ꝛc.)

2) Auf dem Jauernicker Burg- oder Kreuz-Berge, finden sich Spuren eines fast viereckigen, mehrere Ellen hohen Walles von Steinen und Erde, gegen 200 Schritt im Umfange, an der offnen W. Seite zu auf 20 Fuß hoch, sich an eine natürliche Felsenkuppe anschließend; doch ist derselbe zerstört und bewachsen, daher nicht mehr gnügend zu ermitteln. Obwohl ein ursprünglich heidnischer Wall, könnte dennoch in dessen Kessel eine Holz-Burg gestanden haben. Eine kleine, mit Felsstücken roh eingefaßte Vertiefung mochte als Brunnen oder Cisterne dienen, da nahes fließendes Wasser fehlte. Im Jahr 1771 entdeckte man daselbst eine Grabstätte mit Urnen, welche jedoch sämmtlich von den Arbeitern vernichtet wurden, so wie mehrere (zum Theil in die Samml. d. Görlitz. gel. Gesellsch. gelangte) Eisenwaffen, Aexte (6 Z. lang u. 1 Z. breit), Messer,

Pfeilspitzen ꝛc. mithin ähnlich den bei d. §. 23. erw. Funden, welche sämmtlich in die spätere Heidenzeit zu setzen sind. (Vergl. 2 Programme üb. d. Jauern. Berg von Mauermann, Görl. 1818.) Auf dem zweiten dasigen, d. schwarzen Berge, will man ebenfalls Urnenscherben u. Spuren eines Steinwalles bemerkt haben. — Einer alten fabelhaften Erzählung nach soll der als Bekehrer der Slawen in Mähren ꝛc. bekannte Cyrillus in die Gegend von Görlitz gekommen seyn, den Haynwald, worin das Bild der Isis gestanden, zerstöret, dafür eine Kirche gebaut, und dieselbe seinem Bruder Methodus anvertraut haben (ein dabei genanntes Tachau ist jedoch das böhmische). Sie wird ebenso auf Königshayn (B. I. S. 153.), als auf dieses Jauernick, wie auf Rieda gedeutet. Wohl wäre es möglich, daß die Oberlausitz schon Ende d. 9. Jahrh. von Mähren oder Böhmen aus mit dem Lichte der Christuslehre bekannt ward, zumal da das groß-mährische Reich einen bedeutenden Umfang gewann und jene von diesem aus, so wie nach Böhmen, auch wahrscheinlich in andere benachbarte Slawenländer und dabei ebenso in die Oberlausitz gelangte; doch möchte sie in dieser ohne Nachhalt bald wiederum untergegangen seyn; historisch ist deren Bekehrung nur von Meißen aus anzunehmen, die Erbauung der Jauern. Kapelle schon 967 aber ganz unwahrscheinlich und erst Ende des 10 Jahrh. zu vermuthen. Der Ortsname, Adject. jaworny, — rowy vom slaw. jawor, Ahorn, Platanus, Ahornwäldchen, sehr gewöhnl. in slaw. Ländern (davon auch Jauer, Auer, Gavernitz, Gabor, Gebersbach, Gebertitz, Geyer ꝛc.)

3) Die sogen. Schwedenschanze bei Friedersdorf, 1½ St. von Görlitz auf d. Kieferberge, auf Paulsdorf u. Gersdorf zu, mitten im Gehölze, ist mit Kiefern bewachsen, rund, mit einem meist sanft ansteigenden Erd- und Sand-Walle, von etwa 120 Schr. Umfang; gegen 12 Ell. unten breit, 4 Ell. hoch, nach Außen an einigen Stellen bald 10 Ell. hoch; der Eingang gegen S. Die N. Seite an einem Bergabhange von etwa 40 Ell. Höhe vom Walle bis zu dem mit einem kleinen Bache oder Graben versehenen Wiesengrunde, der früher wahrscheinlich mehr bewässert war. 4) Die Köselitzer Schanze, NW. am Dorfe, u. O. gegen 150 Schr. v. d. Neiße, von ovaler Gestalt geg. 200 Schr. im obern Umfange, gegen 60 l., 46 br., 10 Ell. hoch; östl. ein höherer Aufwurf, 8 Ell. hoch, 15 Schr. l., der wohl zu besonderen Zwecken diente. Sie ist zum Theil abgetragen und als ⅓ Scheffel Acker benutzt; alterthüml. Funde sind nicht bekannt. — 5) Der Schönberger Burgberg soll eine 70 Schr. l. Umwallung besitzen; im Halbkreise, S. u. W. offen; bei der Stirne N. u. bis zum NW. Ende 8 Ell hoch nach außen und 4 Ell. breit; N. bebaute Felder. An d. westl. Seite ist ein steil herabsinkender Grund, u. so auch auf das geg. S. fließ. Mühlwasser zu. Andere Nachrichten sprechen nur von neueren Schanzenresten, wozu wohl die Benutzung des durch Abtragung unkenntlicher gewordenen Heidenwalles noch in neueren Kriegszeiten Veranlassung gab. Auf frühere Befestigung weiset schon der Bergname hin. Der Orts-Name deutet (so wie Schönau, Bd. I. S. 141.) schwerlich auf einen schönen, sondern befestigten Berg; wozu nachträgl. hobczynischj, niedlw. vermachen, wie das erw. oblw. hobczynniż; in Böhmen ein Schönau czinowice (Pradschin von hradeczny, b. als absol. Form hradeczin; hraditi, verzäunen). Wenn manche Orte von schön u. aha (Wasser, auch Aue) herkommen, so reicht es dann bis zur altd. Periode zurück. — Bei Thielitz haben Manche noch südwestl. die Brustwehr einer alten Schanze bemerkt, während andere eine solche dort nicht finden wollen; ebenso wenig ist, ungeachtet mehrfacher Anfragen, eine frühere Schwedenschanze bei Schreibersdorf, NO. von Lauban, in Erfahrung gebracht worden; nur ein alter Steinbruch im dort. Forste, der in kriegerischen Zeiten zum Verstecke der Einwohner benutzt ward; sie ist vielleicht auch längst abgetragen, oder man hat etwas Anderes für eine solche gehalten, als sie mit aufgezählt ward; sie würde die östlichste der lausitzischen Schanzen seyn.

6) Die Schanze bei Lichtenberg, ½ St. SO. davon auf dem Haynberge, od. der Hayn- od. Riesen-Mauer, mit einem in ungewöhnl. längl. viereckigen Form um d. Bergkuppe herumlauf. Aufwurf von 150 Schritt. In der Mitte eine kesselartige Vertiefung 8 Fuß tief u. 40 Schr. Umfang. Beim Nachgraben fanden sich mit Sand abwechselnde Kohlen- u. Asche-Schichten, rundliche (sogen. Schleuder-) Steine, Gefäßscherben, dick u. wenig gebrannt, mit Strohasche gemengte verbrannte Gerste (oder Weitzen), Thierknochen, verrostetes Eisengeräth. Manches scheint auf heidn. Opferung zu deuten; anderes,

und so auch Schutt und Gefäßscherben, dünner und härter, als jene, daher auch neuerer, in dem, aus dieser Ursache wohl auch erst später anzunehmenden Walle, auf das frühere Mittelalter, und vielleicht eine zerstörte Holzburg, zum Schutze der jedoch jetzt entferntern Görlitz-Lauban er Straße. Auch an der Dorfbrücke befindet sich ein schanzenartiger Aufwurf mit neueren Schatzgräber-Erzählungen.

7) Der Burgberg O. bei Penzig, am rechten Neißeufer auf einer sich daran hinziehenden Anhöhe, und von abgerundeter, stumpfwinkeliger Dreieck-Form. Die an diesen mit Laubholz bewachsenen 80 F. hohen Bergabhang stoßende Seite von N. (T. II. 29. oben) nach SW. ist 108 F. lang; die von N. nach S. 80, u. 18 F. über die sie nach O. zu begränzenden Felder; die dritte Seite v. S. nach SW. 60 F. lang, an dem 80 F. tiefen Thalabhange; an der SO. Spitze ist noch die Spur von einem geebneten Graben längs der Seite von N. nach S. Der Name vielleicht vom wend. pensko, penisko, großer, alter Stamm, oder pansko, herrschaftlicher (Landes-) Ort. — 8) Der Ebersbacher Kesselberg (¼ St. unterh. d. Kirche) bildet einen Halbzirkel, an dessen offener, durch einen niederen Wall gedeckter Seite, NW. geht ein steiler Abhang auf 50 Ellen tief herunter bis zum Ebersbacher Wasser; der die übrigen Seiten umgebende, noch gut erhaltene Wall ist gegen 90 Schritt lang, SW. an der Stirn 15 Fuß hoch u. oben 5—6 Ellen breit. Der Kessel, zur Obstanpflanzung u. Grasung benutzt, hat gegen 38 Schr. Länge, 35 Breite; an Alterthümern fanden sich bis jetzt nur Spuren von Kohlen u. Ziegeln (vielleicht gebrannter Thon, wie b. Opferorten, zumal da verschiedenartige Erdlagenschichten bemerkt wurden). Der Görlitz. Herzog Johann hielt sich, fast vertrieben wegen Unsittlichkeit, 1390 auf seinem dasigen Jagdhause auf, das er deshalb mit Graben ꝛc. befestigt haben soll.

9) Auf dem Limasberge bei Liebstein bemerkt man Ueberreste eines Walls, wie solche auf Heidenschanzen gewöhnlich, und wodurch ein steiler Felsen gedeckt wird; es fanden sich Bruchstücke von Urnen, so wie in der vorchristlichen Zeit nicht vorkommende Ziegel (vielleicht gebrannter Thon, wie oft auf heidn. Opferorten); ferner eiserne Waffen, nehmlich Pfeilspitzen, Streitärte, Messer ꝛc.; ebenso eine Sichel, wie solche auch in der vorchrist. Zeit gewöhnlich und, wie jene Eisenwaffen, aus d. letz. heidn. Epoche, dem Vernichtungskampfe der Deutschen gegen die Slawenherrschaft herstammen können. Einer verfehmten u. zerstörten Raubburg Liebenstein wird 1441 in Görlitz. Schriften gedacht, u. als die böhm. B. Liebstein vermuthet, doch wäre es möglich, daß auch an obigem Orte sich Raubritter festgesetzt hätten (hölzerne Gebäude konnten spurlos vernichtet werden). Alten Sagen liegt oft ein historischer Vorfall zu Grunde und in so fern als bei der S. 101. erwähnten fabelhaften Chronik der Landskrone vom Herzog Ciscider (Görlitz. Wegweiser 1835. N. 28 ff.), wo sogar auch, ergötzlicher Weise, der Maurermeister und Kalklieferant zum Burgbau genannt ist, zwar nicht dazu, wohl aber zu anderen Angaben einige längst verschollene Sagen mit benutzt seyn könnten, ward (im Lauf. Magaz. 1839) eine solche Ermittelung versucht. So wie nehmlich jener Ciscider auf der Landskrone, so tritt gleichzeitig gegen die kaiserl. Truppen ein and. slaw. Heerführer, Crescentius (etymol. als Pribislaw gedeutet, wie denn auch ein solcher damals, bei der Wenden-Unterjochung, vorkommt u. getauft worden seyn soll.). Seine Limas-Burg ward überwältigt, eingeäschert u. er stürzte sich vom brennenden Schlosse herab. Man vermuthet aber sein Entkommen, da eine im niederlausitz. Spreewalde sich erhaltene Sage einen weitern Verfolg zu erlauben scheint. Diese erzählt, daß ein in Folge kriegerischer Unfälle aus der Oberlausitz vertriebener Wenden-Fürst auf einem von Weidenruthen geflochtenen Flosse die Spree hinabgeschwommen sey, sich im Spreewalde niedergelassen und das Schloß zu Burg erbaut habe. Dieses aber erhält dadurch wiederum Wahrscheinlichkeit, daß zu Burg im Spreewalde sich ein bedeutender Ringwall, grod genannt, befindet u. mancherlei (auch goldene) Alterthümer dort entdeckt wurden; ebenso wie auf einen and. Sitz wend. Häuptlinge die merkwürd. Königsgräber (kralsko rowy) am Neißeflusse bei Klein-Pribus deuten sollen. Der Bergname ist noch unerläutert.

10) Der bisher zu Holzung u. Weide benutzte Burgberg bei Melaune ist ein steiler Berg, gegen N., wo ein 12 Minuten langer Dammweg nach Döbschütz führt (l. u. b.) schräg gemessen auf 255 Fuß hoch, g. W. am Schöpsflusse d, mit einer Mühle g, einem Graben nach N. zu (f.) u. nach S. eine Lache ohne Ausgang (e), die sich vielleicht früher weit um den Berg erstreckte,

ebenso auf 160 F. hoch g. O., woran ein kleines Thal (i.) gränzt (aus dem vielleicht Erde zum Walle entnommen ward), u. hinter diesem wiederum ein steiler Abhang (k); gegen S. 95 F. hoch, wo von h u. i her der Weg (i) in die Schanze führt. Der geg. O. gerichtete Wall (b) ist auf 18 F. breit u. gegen den Schöps zu offen; die innere Fläche hat 350 F. im Umfange. In dieser entdeckte man (nach gefäll. Mittheil. d. Herrn von Poncet, auf Döbschütz, wozu der Berg gehört) schon längst Aschenlagen, welche die viele Fruchtbarkeit des Bodens bewirkt hatten, und bei dem Weitergraben, seit drei Jahren, zahlreiche abwechselnde Schichten von Asche u. Kohlen u. von darüber geschütteter Erde auf 2—6 Fuß hoch. Auch ward rings herum eine Art kleines Gemäuer bemerkt, doch nicht dem Mauerwerke neuerer Zeit ähnlich (daher wohl nur eine in heidn. Zeit sehr gewöhnl. trockene Steinsetzung). In der Asche fanden sich zum Theil geschmolzene Eisenstücke, jedoch ohne durch ihre Form auf einen bestimmten Zweck zu deuten, wenig oder nicht gebrannte Gefäß-Bruchstücke, und nur bei solchen (gleich als wären sie damit angefüllt gewesen) an mehreren Stellen Haufen von 1—2 berl. Scheffel verkohltes Getreide (Waizen, Roggen, Gerste, vielleicht auch Hafer, und dann noch kleine, für Hirse oder Wicken gehalt. Körner), während an anderen sich nur Kohlen ergeben u. zwar von dem in dort. Gegend nur noch spärlich vorkommenden Buchenholz, das lagenweis verbrannt u. mit Erde abgelöscht zu seyn schien. Ferner Thierknochen, (doch nur wenige) u. gebrannte Thon- u. Lehm-Stücke. Es wurden im Winter 1839 allein schon auf 600 Fuder jener Asche ꝛc. zur Wiesendüngung abgefahren. Das Ganze gleicht dem Ergebnisse auf dem als unläugbaren Opferplatz bekannten Schliebner Burgwall, nur daß auf diesem sich noch außerdem mannichfache Geräthe u. and. Gegenstände ꝛc. vorfanden, wie von Wagner i. s. Aegypten u. s. Pyramiden ꝛc. näher beschrieben ist. Vielleicht blieb bei jener Abfuhr auch Manches unentdeckt. — Zu Döbschütz befand sich ehemals ein schloßartiger Rittersitz mit Thürmen und Graben; eine dasige Königsstube führt den Namen von d. Besuche eines Königs; urkundl. Dobischütz, Dobeschicz, vielleicht vom wend. dobyeze, siegen, erbeuten, als eroberter Ort. Da das am Walle liegende Dorf Melaune 1238 urkundl. Meraw hieß, wend. Mieriow gen. (von mier, Friede, od. mieriowy, am Ziele oder a. d. Gränze gelegen), so vermuthete man, daß es das Schloß Meer sey, wo d. böhm. König Wladislaw 1174 starb, das jedoch richtiger Merana im Schönburgischen seyn soll. — (Lausitz. Magaz. 1838. S. 2.)

Anmerkung IV. Der bei Königshayn gef. Alterthümer heidnischer Zeit ward bereits B. I. gedacht. Bei Görlitz sollen mehrere der auf daf. Rathsbibliothek befindl Urnen gefunden seyn; bei Wendisch-Ossig ward ein bronz. Schwert unter einem Torflager bei großen Steinen (nach Eislers in Oftrit Angabe) entdeckt; ein gleiches im Kirchenwinkel d. Görlitz. Haide, wo früher schon and. Alterth. gef. wurden, u. die Sage geht von einer dortigen Schlacht zwischen Deutschen u. Wenden; beide bronz. Schwerter weisen auf german. Zeit. In derselben, von Manchen für früher völlig unbetreten angesehenen Gegend, bei der Nickalsschmiede unfern Tschirna eine steinerne Streitart, bei Rothwasser einen bronz. Celt, wie Taf. I. N. 43, einen ähnl. bei Ereba. In dieser Haidegegend (nördlich von Görlitz u. westl. bis an die jetzige sächs. Gränze) fanden sich Urnen u. zum Theil auch bronzene Spiralen, Nadeln ꝛc. bei Nieder-Neundorf, Nieder-Biela, Rothenburg und dem nahen Hayndhen, Neusorge (wo die Landstraße durch 3 Brustschanzen geht), Steinbach, Horsche, Petershayn, Jahmen, Collm b. Diehsa, Gebelzig, Lodenau, Moholz, Praußke, See, Spree b. Nieska, Stenker (Steinkirch), Podrusch und Buchwalde, Priebus, Zibelle, Zilmsdorf. (Ueber die höchst interessanten Funde am letzten Orte: Schneiders Beschr. derf. in 2 Heften). Bei Byhayn finden sich mehrere Schanzenreste, wahrscheinl. aber aus neuerer Zeit (Schöne's Gesch. v. Niederneundorf, 1827).

Von den um Lauban, Heide-Gersdorff ꝛc. gefund. Urnen, bronz. Ringen, Nadeln ꝛc. handelt des Rect. Bechers Abhandl. i. d. Bibl. d. Görl. Gesellsch. d. Wiss. Bei Linde ergaben sich an mehr. Orten Urnen auf d. Hügel, wo die Kirche steht, auch ein Heerd von Steinen, mit Kohlen, Urnenscherben, gebrannter Lehm u. Thon ꝛc.; (Lauf. Mon. Schr. 1793, 77. u. Act. d. naturforsch. Ges.) Bei Ullersdorf am Queise, Naumburg gegenüber, wurden Urnen in der Nähe des daf. Rätelsberges entdeckt; auch findet sich dort ein merkw. Sandstein, 4 Ellen lang und 2½ breit, 1 stark; darauf sind der Länge hin

Rinnen parallel eingehauen, 5 Zoll von einander; er scheint vom Berge herabgerollt zu seyn, wo noch ähnl. breite Steine sich vorfinden; wo die räthselhafte Eingrabung endete, ist nicht zu ersehen, da er an den Enden abgeschlagen ist. In der Nähe giebt es auch mehrere muthmaßlich von Menschenhand errichtete doch noch nicht untersuchte Hügel (nach Past. Flössels Mittheil.). — Römische Münzen fanden sich: (ein Mark Aurel) b. Ober-Neundorf unf. Görlitz, (Antonin) b. Torga unfern Rengersdorf, (Trebonius Gallus) b. Königshayn (Antonius Pius u. Galba) b. Diehsa, (Julia Domna) b. Schnellförthel, (Valentinian) b. Lauban, (Nerva) b. Heidersdorf; einer M. der Familie Titia, bei Herwigsdorf b. Löbau ward schon gedacht; unzählig viele mögen seit Jahrh. gefunden, u. ohne aufbewahrte Nachricht eingeschmolzen worden seyn. — Bracteaten b. Nieda, Meuselwitz, Reichenbach, Unwürde, Reutnitz ꝛc. Obolpfennige zu Zöblitz b. Reichenbach. — Da d. Verf. in s. Oberlaus. Alterth. 1827 bereits literär. Nachweisungen über die Fundorte solcher mitgetheilt hat, auch Nachträge dazu noch im Laus. Magazin mitzutheilen gedenkt, so sind jene hier im Allgemeinen unterblieben. Zugleich ist auf die treffliche, mit großer Sorgfalt gesammelte Literatur d. O. Laus. Gesch. u Alterth. von d. fleißigen Diac. Peschek in Zittau hinzuweisen, welche sich handschriftl. b. d. Görl. Gesellsch. d. Wissensch. u. d. Alterth. Vereins zu Dresden befindet.

§. 23. Erz- und Eisen-Waffen aus vorchristlicher Zeit.

Die Waffen ruh'n, — womit manch' tapf're That geschehen;
Sie ruh'n, nach hartem Kampf', nun friedlich — in Museen.

Oefters werden in deutschen Landen räthselhafte Werkzeuge von schwerem Metalle mit grünlichem Rost-Ueberzuge von Landleuten hier und da, auf Feldern, in Sümpfen und Torfgruben gefunden; sie schimmern goldig an manchen Stellen, und kein Wunder, daß man wähnt, einen reichen Schatz entdeckt zu haben, und ohne Verzug erfreuliche Luftschlösser baut, wie die Goldbarre wohl am besten anzuwenden seyn möchte. Doch bald zeigt Probierstein oder Feile nur den Kupfer- oder Messing-Gehalt, und bevor es in den Schmelztiegel wandert — wie so oft das schätzbarste Alterthum — geht das räthselhafte Werkzeug (z. B. von der Bd. I. Taf. I. Nr. 43—54 und Taf. III. 44. k. abgebildeten Gestalt) von Hand zu Hand im Kreise der Bekannten, und wohl die ganze Gemeinde zerbricht sich den Kopf vergeblich über dessen Ursprung und Gebrauch. Und dieß ist kein Wunder, sind doch selbst die Gelehrten darüber noch nicht einer Ansicht, obwohl sie im Allgemeinen für Waffen von Erz haltend; — nehmlich dieses im engern Sinne genommen, als einer Kupfermischung, daher meist aus heidnischer Zeit abstammend, und gewöhnlich von einem grünen, oft lackartig erscheinenden Rost bedeckt, wie dieß in folgendem Excurse näher erwähnt ist.

Bekannt ist es, daß das Kupfer in der alten Welt, bei den Griechen und Römern, wie den Kelten, Germanen und östlicheren Völkern, eine wichtige Rolle spielte, bevor das Eisen zu Waffen und Geräthen benutzt ward; besonders war die damalige, dem neuen Glocken- oder Kanonen-Metall ähnliche Mischung von 8—9 Theilen Kupfer mit 1—2 Theil Zinn (später Zink, auch Galmey) im allgemeinen Gebrauche, ehernes Metall, Erz (nach der Anmerk. 1. erwähnten Ableitung ꝛc.) genannt, welche (vielleicht noch unter besonderen Ver-

hältnissen erfolgende) Zusammensetzung dem Kupfer ein schönes, goldartigeres Ansehen, aber auch größere Elasticität und Härte verlieh, und in welcher Kunst der Kupferhärtung man, in früher Zeit, überhaupt geschickter war, während sie in neuer fast in Vergessenheit gerathen ist. Dennoch geht auch bei den daraus gefertigten Waffen und Geräthe, wie Schmucken ꝛc., Glanz und Schärfe des Erzes durch Einfluß der Luft und Nässe bald verloren; mittelst des in diesem befindlichen Sauerstoffs geht der reine, reguliniſche Zustand des Metalls an dessen Oberfläche in den vererzten, in Malachit, Kupferlasur ꝛc. über, und es tritt die Verrostung ein (Oxydation nach chemischem Ausdrucke), wodurch eine, jedoch das Innere schützende, harte und feste Kruste von gewöhnlich grüner, selten gelb-, blau- oder bräunlicher Farbe gebildet wird. Nach Jahrtausenden, besonders in der Erde, und vielleicht in einer vorzüglich dazu geeigneten Mischung derselben (zumal in Moorboden) erlangt dieser Rost nicht selten ein schönes grünes, glänzendes und daher lackartiges Ansehen, wo er dann, zum Unterschiede vom gewöhnlichen rauhen, erdigen und ungleichartigen, in der Kunstsprache der edle Rost, die Patina genannt wird, und kaum durch das künstlichste Verfahren nachzuahmen ist. Man will zwar gefunden haben, daß schon die Römer zur Sicherung des Metalles gegen jene Lufteinwirkung einen, dem edlen Roste gleichenden lackähnlichen Ueberzug gebraucht hätten; allein dieß möchte nur bei öffentlichen Statüen und größeren, der Luft ausgesetzten Geräthen der Fall gewesen seyn, aber völlig undenkbar würde bei kleineren, bei Waffen und Münzen, zumal bei Schmucken; denn wer würde gern solche lackirte getragen haben, da es ja doch wohl des, bei öfterm Putzen leicht zu erhaltenden, goldartigen Metallglanzes wegen nur erfolgte. Näheres über jene Metallmischung und einem ähnlichen, jedoch seltnern, sogenannten Eisenrost bei antiken Waffen, in der Anmerkung I.

Die Seltenheit der edlen, die Unhaltbarkeit anderer Metalle, nöthigten zur Benutzung des Kupfers, wogegen das Eisen in spätern Zeiten zu Waffen und Werkzeugen verwendet ward. Da letzteres im Erdboden nicht schon gediegen und glänzend, wie Gold und Silber, selbst nicht so auffällig, wie der schöne Malachit und andere Kupfererze, oder die krystalliniſchen Zinngraupen ꝛc. sich dem Auge darbot, und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog, so mochte es geraume Zeit dauern, bis man auf den Gedanken kam, es aus dem unscheinbaren Gesteine auszuschmelzen. Erst in der spätern Periode der Römer kam das leichtflüssige und billig zu erzeigende Eisen zu Waffen und Werkzeugen in Anwendung, während auch die anderen europäischen Nationen, wohl hauptsächlich durch die Kelten damit bekannt gemacht wurden, weil die zu diesen gerechneten Gothinen in Mähren als geschickte Eisenarbeiter schon vom Tacitus, also zu Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus, gerühmt werden. So wie, nach Band I. S. 170. durch den Gebrauch des Kupfers die vorherigen Steinwaffen mehr und mehr verdrängt wurden, so erfolgte Gleiches auch mit den Erzwaffen, als die Eisenwaffen zu den Kelten, Germanen und Slawen übergingen, zumal sie nach der Völkerwanderung in immer allgemeinere Anwendung kamen, und zugleich eine deshalb wiederum veränderte Kriegführung hervorriefen, wenn auch in manchen Gegenden und Verhältnissen beide Arten sich noch lange gleichzeitig forterhielten.

So wie die frühere Cultur des Menschengeschlechts überhaupt von Westasien aus sich nach Europa verbreitete; wie selbst die Verpflanzung zahlreicher Thier- und Pflanzen-Gattungen sich auf gleiche Art nachweisen läßt: so erscheint auch die Metall-, Schmelz- und Schmiede-Kunst im Oriente urhei-

mathlich, und von da erst nach unserm Welttheile gelangt zu seyn. Das emsige und kluge Handelsvolk frühester Epoche, die Phönicier, die Vorzüge anderer Länder sich möglichst zu Nutze machend, erlernten ohne Zweifel bei den im westlichern Gebirgsasien sitzenden Nationen, die bei diesen erfundene Schmelzkunst, und so wie sie auch andere Entdeckungen, auf ihren Handelswegen und durch ihre Colonieen an den Küsten des mittelländischen Meeres und selbst über dieses hinaus verbreiteten, so wußten sie auch zeitig Hiberniens (Spaniens) Metallschätze zu benutzen und selbst vielleicht das Zinn Britanniens; sie brachten die Schmelzkunst wahrscheinlich erst nach Aegypten und lieferten den Juden die künstlicheren Geräthe noch zum Tempelbau Salomo's. Ob die Griechen, die Lehrmeister der Römer, die Metallbearbeitung schon mit aus Asien brachten, ist zweifelhaft, doch besaßen sie zu Troja's Zeit bereits zahlreiche eherne Waffen, die jedoch auch aus jenem Urlande erlangt seyn konnten. Nach Böttigers und anderer Archäologen Ansicht brachten die Kabyren (als asiatische Metallarbeiter gedeutet, auch Cureten genannt) die Schmiedekunst eherner Waffen von Kreta aus nach Griechenland, und deren Tänze galten der neuen Waffen- und Vertheidigungs-Art. Von den westasiatisch-nordeuropäischen Nationen erscheinen die finnisch-tschudischen in jener Kunst besonders erfahren, wozu die asiatisch-europäischen Gränzgebirge durch ihren Metallreichthum nahe Veranlassung gaben; noch jetzt werden in dortigen Gegenden geschätzte Bronze- und Eisen-Arbeiten geliefert, und Nachkommen jener sollen vorzüglich geschickt darin seyn. So besaßen unter andern die Biarmier (im Gouvernement Perm) besonders die Kunst des Schmelzens, wozu zahlreiche Kupferminen des Urals ihnen das Erz lieferten. Bekannt sind die dortigen Tschuden- (oder Scythen-) Gräber (oft in der Nachbarschaft mit runden Wällen auf Bergen oder in der Nähe von Flüssen), in denen man zahlreiche Kupfergeräthe findet; doch möchten jene meist nur einer spätern Zeit (dem 5. oder 6—10. Jahrh.) und besonders der Epoche der Normannen-Fahrten angehören; und wenn auch manche Gegenstände den in Mitteleuropa gefundenen sehr gleichen, so ist dennoch nicht auf eine Gelangung derselben aus jenen Gegenden dahin zu schließen, denn die Masse ist das allgemein verbreitete Erz, und die Form mußte sich bei zahlreichen Gegenständen, theils der Nothwendigkeit, theils dem natürlichen Schönheitsgefühle nach, selbst bei entfernten Völkern, ihren höheren oder mindergebildeten Zuständen gemäß, mehr oder minder gleichartig gestalten. Daß aber von dorther Manches in die östlich baltischen Küstenländer gelangen konnte, ist in der Anmerk. I. erwähnt. Ferner erscheint es wahrscheinlich, daß die Kelten, von welchen überhaupt eine hohe Fertigkeit in der Metallkunst gerühmt, und aus historischen Nachrichten, wie aus den in ihren früheren Wohnorten gefundenen zahlreichen bronzenen und anderen metallenen Alterthümern nicht-römischer Art nachzuweisen gesucht wird, sich jene bereits bei ihrem frühern Aufenthalt im Oriente aneigneten, der, selbst nach mehreren in der Anmerk. I. aufgezählten Metallnamen, als die Heimath der frühesten Pflege dieser Kunst erscheint, aus welcher vielleicht selbst germanische Nationen einige Kenntniß derselben mitbringen konnten, wie späterhin zu erwähnen.

Von jener meist mit grünem Roste bedeckten Kupfermischung, dem Erze oder der Bronze, sind nun in der Regel die Waffen, Geräthe, Schmucke ꝛc. nicht nur der Römer und Griechen, sondern auch der Kelten, Germanen und östlicheren Nationen frühester Zeit, und sie finden sich in ganz Europa, von Portugal und Spanien aus über Italien und

Griechenland, wie über England, Frankreich, Deutschland und die nordischen Reiche, bis in die östlichen Slawenländer und selbst bis nach Asien hinein verbreitet, theils als Mitgaben in Grabstätten beigelegt, theils in der Erde (auf Feldern, in Morästen ꝛc.) verborgen. Hier soll es hauptsächlich den Bronzewaffen gelten, welche in Deutschland und besonders in dessen östlichen Gegenden vorkommen, obschon auch mit oft nöthiger Vergleichung mit denen des Auslandes.

1) Erzwaffen von bekannterer Form und Benutzung; zu ihnen gehören;

a) Streitärte; solche von Stein waren überhaupt (außer der Keule bei den rohesten Nationen) die ältesten und am leichtesten zu fertigenden Waffen, wie deren Bd. I. bereits ausführlicher geschildert und auf beigefügten Abbildungen, sowohl mit als ohne Durchbohrung zur Stielbefestigung, dargestellt wurden. Sie erhielten sich bis zum frühern Mittelalter und noch lange gleichzeitig mit den Metallwaffen. Der letztern Kostbarkeit wegen konnten eherne Streitärte nicht so allgemein werden und nur für Wohlhabendere geeignet seyn, und es haben sich deren bisher auch, im Verhältnisse zu jenen, nur wenige vorgefunden. Den Uebergang von den steinernen Streitärten zu den ehernen, wovon auch manche, wie bei jenen, zu häuslichem und gottesdienstlichem Gebrauche gedient haben können, zeigt Taf. III. Nr. 59. ein ehemer streitartförmiger Keil, und dann die ähnliche Form der ehernen Beile, wie 44. a. und b, wie ein solcher naturgemäßer Fortschritt sich auch bei anderen Waffen und ähnlichen Gegenständen ergiebt. Erst ward die einfachere Form der frühern auch bei einer edlern Masse beibehalten, bis jene nach und nach sich immer künstlicher gestaltete. Die verzierteren Streitärte wurden ohne Zweifel weniger zum wirklichen Kampfe, als vielmehr zu Heerführer-Waffen, zu Commando-Stäben benutzt, wie Taf. III. 44. c—g, und die Verzierung von d. besonders N. 50. a. u. b., vergl. Anmerk. II.; für die übrigen Krieger dienten einfachere, oder auch jene steinernen, und in späterer Zeit eisernen Streitärte (wovon weiter unten).

b) Schwerter und Dolche; die ersteren sind gegen 15—24 und mehr Zoll lang und zweischneidig, Nr. 31., 32, 38 und 39, mit der Nr. 60. besonders abgebild. schönen Verzierung von 38. Manche mit in einem Stücke daran gegossenem, andere mit besonders angefügtem ehernen Griffe; noch andere ohne diesen, nur mit Nietnageln zur Befestigung eines von Holz, Horn ꝛc., wie dieß Alles auch bei den Dolchen derselbe Fall ist. Beide haben meist römische Form (ebenso findet man auch griechische Schwerter gleich ausgeschweift, als Nr. 39). An Scheiden fehlte es dabei nicht, obwohl meist nur noch geringe Spuren davon bei den Auffindungen bemerkt worden sind. Charakteristisch erscheint, zumal bei den Schwertern, der kurze, oft kaum 3 Zoll lange und nicht die

volle Hand fassende Griff; es ist daher zu vermuthen, daß man sie anders als jetzt anfaßte (vielleicht wie einen Stoßdegen), oder, nach orientalischer Sitte, damit mehr ziehend hieb. — Die Dolche sind meist 1 Fuß lang und zuweilen ebenfalls schön verziert; Nr. 33—35, 40 und 41. Vergl. Anmerkung II.

c) Geer- und Speer-Spitzen von Erz und später von Eisen. Geer und Speer werden häufig für gleich bedeutend genommen, doch ersteres scheint mehr als Wurfspieß, letzteres als Handspieß, Lanze zu gelten; bei allen solchen Gegenständen ward an eine festgehaltene Terminologie nicht gedacht. Die sich ähnlichen Speer- und Geer-Spitzen (an hölzernen Schaften, sind 4—6 und mehr Zoll lang, entweder mit Höhlung zum Einlassen des Schaftes versehen, oder wurden, ohne solche, blattförmig, an den Schaft mittelst Nieten oder Nägel befestigt, oder in den Spalt des letztern eingesetzt. Taf. III. N. 36. 37. 41.

Der Geer, Gehr, auch Ger, wohl der altdeutsche Wurfspieß, ahd. Ker, angels. Gar, altnord. Geirr, (r und s wechselnd) goth. Gais; Gesaten, Gerträger, davon sind manche Namen entlehnt, z. B. Kerhart (Speerkühn, Speerfest). Im Hildebrands-Gedichte kommt das Werfen mit dem Geer vor und das Zerschlagen der Schilde mit Streitärten; im nord-germanischen (wenn auch angelsächsisch geschriebenen), 12 Jahrh. alten Gedichte Beowulf kommen die Geerdene vor, die mit dem Geer kämpfenden Dänen; ebenso wie Hringdenen, weil sie Kettelhemden trugen. Der Speer oder Spieß, ahd. Spiz, Spioz (von der Spitze benannt) war ohne Zweifel länger, stärker und mit größerer Erz- oder Eisen-Spitze versehen (zumal später mit sehr langer und sich mehr und mehr verdünnender Eisenspitze), auch Glavie, Gleve, Gleffe im Mittelalter genannt, wo dieß Wort oft zur Bezeichnung eines Ritters zu Pferde (daher mit jenem versehen), nebst seinem Fußvolke, diente (z. B. es kamen 4 Gleffen). Von größeren Speeren ward Lanze, die im Mittelalter nur den Rittern zukam (vom lancea der Römer, die dieß erst von fremden Völkern angenommen haben sollen), von den kleineren, für das Fußvolk, Picke gebraucht, ahd. Picha, Spitze, Stich. Da von den Gothen erzählt wird, daß neben der Streitart der Speer die Hauptwaffe sey, und derselbe von ihnen nicht mehr zum Werfen, sondern nur zum Stoße benutzt ward, so scheint es um so erklärlicher, daß Ger und Speer der Sache nach meist gleich bedeutend waren. Bereits B. I. ist erwähnt, daß die Hellebarde, eigentlich Helmbarde, Speerbeil („Hiltbarde" im angelsächs. Heldengedichte Beowulf), ursprünglich aus einem Speere mit unter der eisernen Spitze (dem Spieße) angebrachtem Hammer oder Beile (Barte, Parte) bestehend, welches letztere jedoch später in ein ungefähr dessen Form beibehaltendes flaches Eisen umgeändert (Taf. III. Nr. 46. d.), und dieß überhaupt nach und nach mannichfach gestaltet ward, und so auch auf der einen Seite mit einem Widerhacken, daher zum Stechen, wie zum Hauen und zum Anfassen und Zerreißen geeignet, wie die neueren Hellebarden zeigen. Auf Münzen von Karl d. Großen sind wahrscheinlich solche Hellebarden abgebildet; Taf. III. N. 50. c. Man hält sie für eine der Hauptwaffen der Franken und wegen ihrer lilienartigen Form für die nächste Veranlassung zum spätern französischen Lilien-Scepter, wie ähnliche auch die angelsächs. Fürsten führten. Bei den Franken hieß das Schwert auch Spatha (woraus sich später das französ. épée

bildete, so wie von gladius das altfranz. glaive, glève, und jenes Gleffe). Von diesen Waffen sind die Schwerter und Dolche von Bronze meist den römischen völlig gleich geformt. Uebrigens finden sich dieselben selten und scheinen daher nicht allgemein gebräuchlich gewesen zu seyn; auch besaßen die Germanen neben dem Tragen des schweren und unentbehrlichen Schildes, schon eigenthümlichere Bewaffnung genug, und es war bei ihnen nicht der Fall, wie bei den Römern, daß die verschiedenen Heerabtheilungen mit abweichender Armatur völlig gleichmäßig versehen waren, wenn auch manche deutsche Nationen vorzugsweise besondere Lieblingswaffen besaßen, wie die Sachsen, ihre Saxes ꝛc. — Erst in späterer Zeit, als die Eisenwaffen bekannter wurden, ward auch das deutsche Eisenschwert immer gebräuchlicher, und zwar weit eher, als im nördlichen Deutschland war dieß der Fall in dem, mit den Römern im nähern Verkehre stehenden, südl. Theile, daher sich solche in diesen (wie auch eherne) zahlreicher vorfinden. Jene den römischen gleichenden ehernen Schwerter und Dolche aber, welche in den Gegenden auch des freien, nicht-römischen Deutschlands jener Zeit gefunden werden, möchten wohl nur als von den Römern erbeutet oder sonst erlangt anzusehen, und von einzelnen Germanen wiederum benutzt worden seyn, weshalb man sie auch zuweilen in Gemeinschaft mit deutschen Waffen in Grabstätten findet, während man die in Scandinavien gefundenen eher für dort in späterer Zeit gefertigte anzunehmen haben wird, wo die damalige Metallbearbeitungskunst noch zeitiger einen höhern Grad erlangt zu haben scheint, als in Deutschland.

d) Pfeilspitzen von Erz, 1—2 Zoll lang, wurden zuweilen in den Schaft eingelassen, meist aber ward dieser in einer dazu vorhandenen Oeffnung befestigt; Taf. IV. 39—41. in natürlicher Größe. Sie sind gewöhnlich mit edlem Roste bedeckt und römischer Form, daher, wie Schwerter und Dolche, wohl meist römischen Ursprungs, wenn auch manche von Germanen gefertigt seyn konnten. Woher hätten diese so viel und damals kostbares Kupfer erlangt, als zu unzähligen Pfeilen für ihre Heere stets nöthig, und welche nach dem Verbrauche verloren waren; das erlangte Kupfer wurde zu nöthigen Waffen von dauerndem Gebrauche erforderlich. Sie benutzten zu Pfeilspitzen wohl meist spitzige Steine, zumal Feuersteinspitzen, besonders in Norddeutschland (wie B. I. Taf. II. Nr. 32—36.) und zugespitzte Thierknochen, zumal im mittlern Deutschlande (wie Taf. IV. Nr. 42. und 43. dargestellt und dabei zum Theil noch unvollendete, womit unsere heidnischen Urahnen nicht fertig geworden waren), in späterer Zeit aber eiserne; Anmerkung II. Dagegen können die größeren ehernen Speer- und Wurfspieß-Spitzen, wenn auch zahlreiche der gefundenen, römischen Ursprungs seyn möchten, zum Theil, obwohl nach römischer Form, von den Germanen selbst verfertigt seyn, wie dieß auch von jenen bronzenen Streitäxten und Heerführer-Stäben anzunehmen seyn wird.

2) Meißelförmige Waffen (und Werkzeuge), Celts, von weniger bekannter Form und Benutzung und daher sehr verschieden gedeutet, von der Band I. Taf. I. N. 43—54. und Taf. III. N. 45. abgebildeten Gestalt. Sie werden oft Streitmeißel genannt; von den Eng-

ländern Celt (besonders die mit Schaftloch unter c), von den Franzosen haches gaulois (gallische Beile), in Dänemark Paalstäf (Pohlstaab, und zwar vorzüglich die mit Seitenblättern unter b). Der Kürze wegen pflegt man gewöhnlich alle als Celts zu bezeichnen, wie auch in dieser Schrift geschehen ist, wenn es nicht besonderen Formen gilt. Sie theilen sich in 3 Hauptarten.

a) Meißelartige Celts, einfache Streit- und andere Meißel, bei welchen die niedrigen Schaftkerben oder Rinnen am mittlern Theile einen ganz niedrigen Grath zu beiden Seiten bilden; wie Taf. I. N. 52. 53. sehr gewöhnlich, meist 6—8 Zoll lang, 10—14 Loth schwer; seltner wie 47; Abart mit in der Mitte befindlichen Quergrathen N. 45. 46; mit breiterer Meißelschärfe Taf. III. N. 45. d.

b) Celts mit Federn (Paalstäbe der Dänen), bei welchen jene Grathe sich in der Mitte zu Seitenblättern, und fast bis zur gegenseitigen Berührung verlängern, und dadurch breitere oder schmälere Federn oder ohrenartige Lappen bilden, z. B. Taf. I. N. 43.; meist 6—8 Zoll lang; am Stiele 1—1½ Zoll breit; ½—1 Pfund schwer, das Rückenende meist dick und breit, zum festen Aufsitzen oder Aufschlagen geeignet.

c) Celts mit Schaftholung, Celts im engern Sinne, zumal bei den Engländern; die Holung gewöhnlich rund, selten viereckig, übrigens sich bis zur Mitte des Instruments verengend, das dann in eine meißelartige Schärfe übergeht, Taf. I. N. 48—51, meist 4, doch auch 3—6 Zoll lang und ⅓—½ Pfund schwer (Anmerkung III.).

Ueber Gebrauch und ursprüngliches Vaterland dieser Geräthe sind die Meinungen noch sehr getheilt. Erwiesen ist es, daß bei Völkern noch geringer Civilisation, daher noch nicht mit mannichfachem besondern Geräthe für jeden möglichen Bedarf versehen, die Waffenstücke (wie schon B. I. von den steinernen erwähnt), oft auch zu häuslichem und gewerblichem Gebrauche mit benutzt wurden; daher ist ebenfalls zuzugeben, daß, wenn die Celts auch im Allgemeinen als Waffen gelten könnten, dennoch manche davon und zumal die erste Art zugleich zu jenem gedient haben mag. Besonders wird von den meißelartigen, welche auch am Rückenende oft ganz dünn, platt und rundlich auslaufen, mehr jene Benutzung zum Hacken, Hobeln, Spalten ꝛc. (und zu letzterm selbst von manchen der zweiten, mehr keilförmigen Art) erfolgt sein, zumal da bekannt ist, daß gleiche Instrumente von Eisen, wie T. I. N. 53. und quer befestigt, noch jetzt in Island, als Hacke, Brechstange ꝛc. gebraucht werden. Dennoch wird vielleicht auch bei jener erstern Art, da sie sich häufig bei anderen Waffen fand, und im Ganzen den übrigen Arten nahe verwandt erscheint, hauptsächlich aber bei der zweiten, die Benutzung als Waffe anzunehmen sein, theils beilartig auf einem Stiele horizontal, auch wohl mit einem Holze bedeckt (Taf. II. 75. l. m. e.) und wie die mongol. Ohlen befestigt, Taf. IV. 21. a.; theils senkrecht auf einem Stabe, einem Speere gleich (Taf. II. 75. i., k. u. Taf. III. 44. k.); vergl. Anmerk. III. Ihr Gebrauch als Waffe geht besonders daraus hervor, daß, wenn auch unzählige sich einzeln auf Feldern, unter der Erde, in Sümpfen, Lehm- und Torf-Gruben ꝛc., manche an Opferorten vorfanden,

dagegen andere auf und bei Heidenschanzen, oft in Gemeinschaft mit anderen Waffen, und nicht selten in großer Anzahl zu 50, 100 neben einander geschichtet. Ferner, daß sich deren öfters in Grabstätten, nicht nur in und bei Urnen, sondern auch bei Skeletten ergaben; dann waren sie oft auf die Art, wie B. I. S. 172. und Taf. II. N. 75. i. k., sowie Taf. III. 44. k. erläutert, befestigt und lagen senkrecht an einem vorhandenen, oder doch noch an Ueberresten erkenntlichen, hölzernen Schafte, längs den Skeletten zur rechten Seite, die Celtspitze nach oben gerichtet, seitwärts des Kopfes, wie Anmerk. II. weiter besagt, wo auch deren Befestigung mit Riemen erwähnt ist.

Daß es keinesfalls römische Waffen sind, ergiebt sich daraus, daß sie weder als solche in klassischen Schriften erwähnt, noch in Italien und Griechenland, Spanien und Südfrankreich gefunden werden, bis auf wenige Exemplare z. B. in Herculanum, wohin sie durch Beute oder als Curiosität, und in Oberitalien (bei Fiesole, Peruggia ꝛc.), wohin sie durch german. Nationen gelangt seyn können. Ebenso wenig scheinen sie den Slawen eigenthümlich zu seyn, wenn auch die westlichen (in Böhmen, Schlesien ꝛc.) solche noch gebrauchten, obwohl bei deren Einwanderung die Eisenwaffen schon gewöhnlicher waren; sie finden sich auch nicht in reinslaw. Landen, denn die wenigen im südl. Rußland entdeckten gelangten muthmaßlich durch die Normannen dahin; auch haben russ. Gelehrte sie nicht als einheimisch angenommen, sie oft nicht gekannt. Da sie sehr häufig in England gefunden werden (zahlreich auch im nördl. Frankreich, jedoch wenig am Oberrhein, an der Donau, in Gallicien, Siebenbürgen und anderen früheren keltischen Wohnsitzen), so hat man sie für eine keltische Waffe gehalten. Doch die Germanen haben gleiche, und vielmehr noch größere Ansprüche darauf, denn dieser Celts häufigster Fundort ist Scandinavien und Deutschland, zumal das mittlere und nördl. vom Rhein bis an die Weichselgegend, und von Böhmen, Schlesien und Nordbayern bis an die Ost- und Nord-Seeküsten, mithin die frühere Heimath der freien Germanen; sehr selten im südlichen Deutschlande. Nach England konnten die Celts vielleicht auch durch die Angelsachsen, Dänen, Normannen u. nach and. kelt. Gegenden, an die Donau ꝛc., durch and. german. Nationen gelangen. Deshalb hat man sie meist auch als eine ächtdeutsche Nationalwaffe angesehen, und zwar zumal um Christi Geburt und in den ersten Jahrh. darnach, da sie sich selten in den muthmaßlich in früheren Zeiten gehörige Steingräbern, von Felsblöcken zusammen gesetzt, häufiger in den für ächt germanisch gehaltenen Hügel- oder sogenannte Kegel-Gräber mit bronzenen Mitgaben finden, welche letztere die Germanen, damals mit den Römern im nahen Verkehre, wohl nur von diesen hauptsächlich erhielten, oder nach deren Form und Metallmischung fertigten, wie dieß in der Anmerkung III. weiter erläutert und aus welcher zugleich ersichtlich ist, wie zahlreich sich solche Celts in der sächsischen Elbgegend und der Lausitz ergeben, wornach auf ein dasiges sehr kriegerisches Leben in frühester Zeit zu schließen ist, wie schon B. I. in Hinsicht der zahlreichen Streitärte und Streithämmer vermuthet ward.

Diese Instrumente erscheinen übrigens als eine Nachahmung der den Germanen so eigenthümlichen steinernen Streithämmer, von denen solche eherne, gleichsam den Uebergang in die Celts bilden, wie schon erwähnt wurde. Diese Waffe war übrigens eine stärkere und gefährlichere als Geer und Speer, und konnte, mittelst einem muthmaßlich 3—4 Fuß langen Holzschafte, sowohl zum Wurfe, als zum Stoß, im Kampfe Mann gegen Mann, dienen, daher, wie Tacitus von der Framea sagt, in der Ferne und Nähe, wie es eben nöthig. Daher werden sie, besonders die zweite Art, die Paalstäbe, auch von

Klemm, Lisch und zahlr. and. Alterthumsforschern als diese den Deutschen eigenthüml. zugeschriebene Waffe angenommen. Insbesondere waren sie, bei ihrer Stärke und Schwere, mit germanischer Kraft gebraucht, zur Spaltung der Schilder geeignet, wozu spitzige Waffen weniger ausreichten; und bekanntlich galt die Schildzertrümmerung schon als eine fast gelungene Besiegung und eine Hauptsache früherer Kriegskunst. Deshalb wurden sie auch im Scandinavischen öfters Schildspalter genannt, und man soll sie, nach Angabe dänischer Gelehrten, dort noch im Mittelalter benutzt haben, wie Anmerkung III. dieses Alles näher erläutert ist.

Wird man bei solchen Betrachtungen dieser Geräthe aber auch gern zugestehen, daß die Keil- und Meißel-Form derselben schon in der Natur des Gebrauches liegt, so daß jedes Volk, auch nur bei einigem Nachdenken und Versuche deshalb, leicht selbst darauf verfallen kann, ohne sie gerade von anderen entlehnen zu müssen, und erweiset sich ferner, daß — so wie den germanischen völlig ähnliche Steinhämmer und Pfeilspitzen und gleichartig befestigt, selbst die Südsee-Insulaner, nach B. I., besitzen — auch fast gleiche kupferne Meißelwaffen und Geräthe in Ostindien (wie Taf. III. 45. a.) und eiserne, eben so befestigte bei den Mongolen, dort Ohle genannt (Taf. IV. 2t. a. b.), sich finden; so ergiebt sich aus den einzelnen Verhältnisse dennoch immer auch manches Charakteristische bei solchen verbreiteten Gegenständen, welches auf einen nationellen Gebrauch bei besonderen Völkern hinweiset.

Nach Vorstehendem und der Anmerkung IV. wird sich ergeben, daß obige Geräthe, ihrer Form nach, theils als meißelartige Werkzeuge zu häuslichem und gewerblichem Gebrauche, wie hauptsächlich die erste Art, dienen mochten, theils als Speer- oder Lanzenspitze, vorzüglich die dritte mit Schaftloch; theils als gleiche, jedoch zum Angriffe in der Nähe und zumal als Schildspalter, wie die, für die Framea des Tacitus gehaltene, zweite Art, die mit hohen Seitengrathen. Nicht nur wegen der nahen Verwandtschaft der Kelten und Germanen und wohl öfters erfolgter Vermischung beider in manchen Gegenden, sondern auch wegen der so häufigen Auffindung dieser Celts auch in England, würde man sie für eine keltisch-germanische Waffe annehmen können. Dennoch ist noch jene andere Vermuthung aufzustellen. Ihre seltene Auffindung in den Rhein- und Donau- und manchen anderen keltischen Gegenden, und dagegen häufiger in Scandinavien, wie in Mittel- und Nord-Deutschland, wo sich auch Schmelzorte derselben ergaben, so wie die Möglichkeit, daß sie nach England durch germanische Nationen verbreitet seyn konnten, endlich des Tacitus Erwähnung einer ähnlichen eigenthümlichen Waffe der Deutschen; — dieses Alles kann zu der Ansicht berechtigen, jene Streitmeißel, zumal die Poolstäbe, für eine nationelle altdeutsche und nordische, daher germanische Waffe zu halten. Sonderbar nur, daß sie in ihrer Heimath, seit dem Gebrauch der Eisenwaffen, so gänzlich in Vergessenheit kam, und erst jetzt, nach mehr als tausendjährigem Verlaufe, diese, der Erde Schooß wiederum entnommenen so räthselhaften Erzgeräthe der Forscher mannichfache Vermuthungen erregen, so daß eine

völlige Entscheidung immer noch der Folgezeit überlassen bleiben muß. Ferner sind noch:

3) Eherne Messer und Sicheln, wenn sie sich auch nicht als Waffen ergeben sollten, hier mit aufzuführen, sondern nur deshalb, weil sie öfters bei Celts vorgefunden werden und in Ansehung der gleichen Kupfermischung und technischer Fertigungsart ihnen verwandt sind, wie denn auch in Hinsicht ihres Gebrauchs ebenso verschiedenartige Ansichten herrschen, als bei jenen. a) die Messer kommen von sehr verschiedenartiger Größe vor, von 5—10 Zoll, meist mit einfachen, auf dem Rücken, oder der Fläche längs jenem gravirten Verzierungen; bei manchen ist der Griff mit angegossen, oft in seltener Form; bei anderen war ein solcher besonders angefügt, — von Erz, Horn ꝛc. (Taf. IV. N. 27—33.) b) Die Sicheln gleichen sich weit mehr in ihrer Form, wenn auch die Größe ebenfalls verschiedenartig ist, und zwar von 4—7 Zoll; die mehrsten haben, längs dem Rücken hin, einige schwach erhabene Striche (Rippen). Bei den meisten fehlt ein Griff, der von Holz angesetzt und durch Nieten ꝛc. befestigt ward. (Taf. IV. N. 34—38. und Anmerk. IV.)

Sehr gebräuchlich ist es, ohne Weiteres fast jedes antike Werkzeug für ein Opfergeräth fälschlich zu halten, und dabei an einen ebenso möglichen andern Gebrauch nicht zu denken; und so wie die B. I. beschriebenen Steinhämmer ꝛc. meist unbedenklich sämmtlich für Opferärte genommen wurden, so werden auch jene ehernen Streitärte, Dolche, Celts, Sicheln ꝛc. oft für Opfer-Instrumente erklärt, gleich als hätte man damals keine anderen Gedanken gehabt, als zu opfern, welches jedoch in jedem Bezirke meist nur an einem Orte und nur zu manchen Zeiten — hohen Festen — erfolgte. Doch bei den bronzenen Messern wird man allerdings eher einen Opfergebrauch zugeben können. Und wenn auch vielleicht dabei an einen keltisch-gallischen zu denken ist (und zwar, wie man annimmt, von den Druiden, welche nach keltischem Opferdienste die geheiligte Mistel damit vom heiligen Eichbaume löseten, so möchte ein germanischer, zumal bei schön verzierten, wohl ebenfalls statt gefunden haben, — jedoch ohne deshalb sämmtliche als Opfermesser erklären zu wollen. Zahlreiche solche wurden unbezweifelt auch von Begüterten zu häuslichem Gebrauche benutzt, und vielleicht ebenso als Vertheidigungs-Waffe, denn der Einzelne suchte sich so gut zu bewaffnen, als er es vermochte, und das gehärtete Kupfer hielt den Kampf aus. Fast häufiger, als die Messer, kommen die Sicheln vor, von denen man, so wie bei den Celts, oft eine Menge beisammen und zuweilen mit Waffen vereint fand. Dieserhalb erscheint ihr Gebrauch als solche nicht ohne Möglichkeit; aber wie er erfolgte, und wie dieselben zu einem solchen Behufe mit einem Griffe versehen waren, ist unbekannt. Man hat sie ebenfalls auch für druidische Opfermesser zu jenem Mistelabschneiden erklärt, und manche andere, ebenso wenig anzuerkennende Vermuthungen geäußert; doch wird ein ökonomischer Gebrauch wohl als das Wahrscheinlichste anzuerkennen seyn. Es ist wenigstens kein Grund vorhanden, daß sie nicht, so wie es auch eiserne ähnlicher Form, selbst aus frühen Zeiten giebt, ebenfalls zum Mähen des Getreides gedient haben könnten, bevor jenes billigere Metall gewöhnlicher wurde, und zwar auch vielleicht als

Senſen, wie ähnliche mit gleichen kurzen Klingen noch bei mongoliſchen Nationen gewöhnlich ſind; vergl. Anmerk. IV. Von anderen bronzenen (wie eiſernen) häuslichen und Schmuck-Geräthen hofft der Verf. in einem folgenden Bändchen zu handeln.

Eine Hauptfrage iſt, ob alle dieſe Erzwaffen ꝛc. in Deutſchland, und zwar von germaniſchen Nationen ſelbſt, gefertigt wurden. Nach der Anſicht des Verfaſſers wird ein Theil den Römern, ein anderer den keltiſchen, ein dritter den germaniſchen Nationen, und ſo auch Manches den ſlawiſchen in Deutſchland zuzuweiſen ſeyn. Von den Römern ſind ohne Zweifel die Schwerter, Dolche, Pfeilſpitzen ꝛc., welche ſchon oben, wegen der Gleichheit mit römiſchen Producten, als ſolche vermuthet wurden, durch Beute oder Kauf und Tauſch erlangt; ebenſo auch manche Schmucke, die künſtlicheren Arm- und Finger-Ringe, Fibeln, Nadeln ꝛc., von denen oft die völlig gleiche Geſtalt und Verzierung bei ächt römiſchen Alterthümern gefunden wird, ſo daß ſie nicht ſelten aus einer Form hervorgegangen erſcheinen. Ebenſo wurden die oft mehrfarbigen Glasperlen (wohl meiſt phöniciſchen Urſprungs) ohne Zweifel durch die Römer geliefert. Den Germanen, und theilweiſe den Kelten, werden dagegen meiſt alle anderen Waffen und Schmucke zuzuſchreiben und dieſe auch in Deutſchland, wo zahlreiche Auffindungen von alten Schmelzorten darauf hinweiſen, gefertigt ſein. Dieß gilt beſonders den von den römiſchen Formen weſentlich abweichenden, ſo z. B. die eigenthümlich geſtalteten ehernen Streitäxte, Celts, Sicheln, Meſſer ꝛc.; ferner die nur in Deutſchland und Scandinavien einheimiſch erſcheinenden Hals- und Ohr-Ringe, die ſpiralförmigen Ringe und Drähte, einfachere Nadeln und Anderes von geringerer Kunſtfertigkeit, ſowie ebenfalls manche dieſer letzteren Gegenſtände den Weſt-Slawen (Böhmen, Wenden ꝛc.) in Deutſchland zuzugeſtehen ſind. Die gerühmte Fertigkeit der keltiſch-galliſchen Nation läßt insbeſondere das Künſtlichere davon dieſen zuweiſen, zumal in ſo fern es ſich in deren früheren Wohnorten vorfindet. Doch iſt es, bei aller ernſten Forſchung, noch nicht dahin gediehen, um jene nicht-römiſchen Alterthümer theilweiſe dem einen oder andern dieſer letztern drei Stämme mit Beſtimmtheit zuzueignen, wenn es auch bei Einzelnen, nach Maſſe, Form, Auffindungsort, zuweilen nach hoher Wahrſcheinlichkeit der Fall ſeyn möchte; wogegen bei den in den ſcandinaviſchen Ländern gefundenen Alterthümern es allerdings weniger eine Frage ſeyn kann, da in dieſen nur nordgermaniſche Nationen als die Bewohner, und daher auch in der Regel als die Verfertiger von jenen, anzunehmen ſind.

In Hinſicht der in Deutſchland gefundenen römiſchen Bronze-Geräthe und ihrer leichten Gelangung dahin, durch Kauf und Beute, und ohne daß, wenn Etwas als römiſch erklärt wird, ſogleich an Truppenmärſche der Römer in unſeren Gegenden zu denken iſt, — wie Manche ſtets dann

Digitized by Google

vermuthen und gern als Gegenbeweis aufstellen — muß auf das folgende Bändchen verwiesen werden, wo die dem Verf. bekannt gewordenen, in hiesigen Elb- und benachbarten Gegenden gefundenen röm. Münzen, Bronze-Waffen und -Schmucke, Idole, Lampen u. and. Geräthe näher verzeichnet werden sollen. Daß bei den keltisch-gallischen Völkern überhaupt eine besondere und zeitige Fertigkeit in der Metallbearbeitung anzunehmen ist, ward bereits oben erwähnt; auch zeichnen sich einige der in unbezweifelt kelt. Wohnsitzen gefundenen Alterthümer (z. B. im Breisgau nach Schreiber ꝛc.) durch künstlichere Fertigung, wie durch manche andere Eigenthümlichkeit von den anderer Gegenden Deutschlands aus. Außer den schon erwähnten eisengrabenden Gothinen waren die an diese südlich angränzenden keltischen Taurisker (Bergbewohner) in Norieum (dem heutigen Oesterreich rechts der Donau, mit Steiermark, Kärnthen ꝛc.) als Bearbeiter von Gold- und Eisen-Bergwerken bekannt und norisch Eisen und Stahl gerühmt, und von den mit beiden stammverwandten und an sie nordwestlich angränzenden Bojen kann wohl gleicher Gewerbseifer vermuthet werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach besitzt daher auch Böhmen und manche schlesische ꝛc. Gegend der Nachbarschaft solche Produkte aus der einstigen keltischen Bewohnungszeit. Die slawischen Nationen sind nirgends als Metallkünstler früherer Zeit genannt, und daher wird man nicht irren, wenn man den böhmischen Bergbau als von den Bojen schon betrieben und vielleicht von solchen unter den Markomannen forterhalten glaubt, so daß die Czechen erst bei ihrer Einwanderung damit vertraut wurden. Daß dieses aber zeitig erfolgen mochte, ergiebt sich aus, wohl auf historischem Grunde beruhenden, altböhm. Sagen, wornach man z. B. dem Herzoge Krok Goldkörner zum Geschenke brachte, seiner Tochter Libussa (Libuscha) und ihrem Gemahl Premislaus ebenso Klumpen von Gold und Silber, woraus ein Götzenbild gegossen ward u. dergl. m. Davon zeigen auch zahlreiche, in dasiger Gegend gefundene Münzen offenbar vorchristlicher Zeit, und die zeitige Prägung solcher von böhm. Herzogen des 10. Jahrh., wie denn auch das sächs. Erzgebirge durch böhm. Bergleute manche Ansiedelung erlangt haben mag. Daß man jedoch von den zum Theil sehr zweifelhaften, slawischen Götzenbildern in mehreren Ostseestädten, auf eine hohe Kunstfertigkeit im Metallschmelzen bei allen slawischen Nationen von der Elbe bis zum Ural schließen möge, wie man oft zu thun pflegt, ist bereits früher abgerathen worden, da in jenen Handels- und Schifffahrts-Orten viel fremder Einfluß vorherrschte.

Den Germanen hat man zwar alle und jede Metallbearbeitung absprechen wollen, weil man von der hergebrachten Lieblingsidee nicht ablassen kann, sie nur nackt mit der Bärenhaut und sammt und sonders nur mit Jagd beschäftigt zu denken. Ruhige Forschung erweiset dagegen ein ganz anderes Resultat. Zu B. I. S. 66. sey nur noch erwähnt, daß, wer so kunst- und geschmack-volle Thongeräthe, oft den griechisch-römischen gleich, wie später bildlich erwiesen werden soll, zu fertigen, wer so schön facettirte Steinwaffen so mühsam zu bereiten weiß, wie wir von jenen besitzen, dann sich auch wohl in das unschwere Metallgießen zu finden wußte. Und wenn die german. Nationen nicht schon jene Kunst mit aus dem Oriente brachten, so würden sie sich dieselbe dennoch bald angeeignet haben. Zahlreiche Deutsche dienten im Heere der Römer oder kamen sonst in freundschaftliche Berührung mit ihnen; manche wurden selbst in Rom erzogen; oder sie standen wenigstens mit den in jener Metallbearbeitung ebenfalls erfahrenen Kelten und Galliern in vielfacher Verbindung, oft ein Land als Wohnsitz theilend. Es wäre eine mit dem german. Charakter nicht zu vereinbarende Stumpfheit, wenn sie, und wenigstens die Gebildeteren, die Noth-

wendigkeit und leichte Ausführung jener Kunst nicht hätten bemerken und begreifen wollen. Zudem ist es von solchen Krieger-Nationen überhaupt bekannt, daß sie ihre Waffen gar wohl selbst zu fertigen wissen, die ihnen schwerlich damals, wie andere Geräthe und Schmucke, von den Römern zum Nachtheile ihrer eigenen Kriegsheere geliefert wurden, wenn auch in neuester Zeit die kaufmännische Speculation sich so weit erhoben hat, daß z. B., wie man zuweilen gelesen, englische Kaufleute auch die von ihrer Regierung bekriegten Nationen oft unbedenklich und gleichzeitig mit Waffen und Munition zu versorgen pflegen. Ohne Zweifel galt die altdeutsche Metallbearbeitung, besonders jenen Streithämmern, Celts, Sicheln ꝛc., und sie ist selbst durch die in der Anmerkung V. erwähnten zahlreichen Funde von Schmelztiegeln mit Formen und Erzmassen, und zum Theil mit schon fertigen Celts, im mittlern und nördlichen Deutschlande erwiesen, und dabei an Orten, wo weder Römer, noch Kelten, noch Slawen in damaliger Zeit, als deren Bewohner gelten können. Wohl wäre es möglich, daß auch einzelne eingewanderte Römer und Kelten sich damit beschäftigen konnten, aber warum sollte dieß Unwahrscheinliche gerade angenommen werden, da vielmehr der Metallguß nicht schwierig, die Gußform leicht zu bereiten war, indem man nur ältere Waffen abzuformen brauchte, wie denn auch die Celts, Sicheln ꝛc. überall sich so ähnl., oft völlig gleich in Größe u. Form sind, daß man auf stete Beibehaltung der letzteren schließen kann. Man nahm unbrauchbar gewordene Kupferwaffen, so wie in Unzahl verbreitete röm. Münzen dazu, wo es an neuem von auswärts erlangtem Metalle fehlte, obwohl auch der Bergbau in Franken, im Mannsfeldischen u. and. kupferhaltigen Gebirgen zeitig betrieben seyn mag, wie in der Anmerk. V. weiter erwähnt. Besonders leicht war es, einmal mit der Metallbearbeitung vertraut, sich zeitig dem noch leichtern Eisenschmelzen zuzuwenden, wozu selbst das nördliche Deutschland in seinen häufigen Sumpf- und Rasen-Eisensteinen genügendes Material lieferte.

Das Gewerbe der Waffenschmiede war früher ein sehr geachtetes und so wurde auch zu Opferzwecken der Kelten und Germanen, Slawen ꝛc., zu heiligen Kesseln, Schalen, Ringen ꝛc. zahlreiche wichtige Schmelzarbeit dringend nöthig. Daher war diese Kunst und zumal das Stahlbereiten ein besonders blühender und ehrenvoller Industrie-Zweig jener alten Zeitperiode; der Schmidt (in Waffen- und Ring-Arbeit) nahm neben dem Sänger eine der ersten Stellen im Gefolge der Könige ein, und ging mit dem Helden in die Sage über. Daher wissen nordische Sagen viel zu erzählen, wie kunstreiche Asen (die nordische Götter-Familie der Odinslehre, ohne Zweifel einem aus Asien neu eingewanderte nordgerman. Stamme geltend, der sich die Eingeborenen unterwarf) sich Herde anlegten, Ambose und Hammer schmiedete, und als Künstler in dieser Art gelten; die nordische Mythe erzählt insbesondere von dem schwarzen Dock-Elfen, den in der Erde und in Bergen wohnenden Zwergen, als trefflichen Waffenschmieden. Wie weit die Deutschen es bereits zur Zeit der Völkerwanderung darin gebracht hatten, zeigen die von den Vandalen an Theoderichs Hof gesendeten Schwertklingen, vielbewundert wegen Kunstfertigkeit und Schärfe zum Eisendurchhauen; so ferner: die schönen Waffen in des fränk. Königs Childerichs Grabe ꝛc. Auch später erhielten sich die Germanen diese Kunst, denn so erzählt z. B. die Heimskringla-Saga, von Haralds Harfagers Schiffen (ungefähr 883): Beladen waren sie mit Mannen und weißlichen Schildern, westlichen (nehmlich engl., der Westmen) Speeren und wälschen (d. i. fränkischen) Schwerten; und Ibn Foßlan erzählt von den Schwertern der Russen-Waräger, wovon jeder eins, nebst Axt und Messer (Dolch) bei sich führte; sie waren wellenförmig

gestreift und von fränkischer Arbeit; doch fertigten auch die Normannen treffliche biegsame Schwerter, von deren Könige solche Kaiser Karl der Große 811 zum Geschenke erhielt. Allerdings sind in dieser spätern Epoche stets eiserne Waffen gemeint.

Deutsche Eisenwaffen frühester Zeit. Von diesen zu handeln ist doppelt schwierig, weil sie theils oft vom Roste so zerstört sind, daß ihre Form und Benutzungsart nicht mehr klar hervortritt, theils mit den mittelalterlichen in beidem nicht selten so übereinstimmen, daß ein charakteristischer Unterschied sich zwischen ihnen nicht immer gnügend ergiebt. In dieser Hinsicht kann meist nur die Auffindungsart und die dadurch zu bestimmende Zeitperiode einigen Fingerzeig gewähren, und so werden auch hier hauptsächlich nur solche Stücke zu erwähnen seyn, welche wegen Auffindung bei Urnen oder sonstigen Ursachen der heidnischen Periode zuzuschreiben sind; hauptsächlich gilt es dabei der Zeit von der Völkerwanderung an bis zu den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, wo im östlichen Deutschlande noch das Heidenthum herrschte oder doch vorherrschte, und die slawischen Nationen noch nicht völlig germanisirt waren. Es wird daher, außer thüringischen, fränkischen ꝛc. auch slawische Waffen betreffen. Da die Schrift jedoch zugleich dem Mittelalter gewidmet ist, so ist zuweilen auch auf diesem angehörige Waffen Rücksicht genommen, die in einer vollständigern Uebersicht vielleicht später noch mitgetheilt werden. Zu jenen heidnischen Eisenwaffen gehören:

1) Streitärte, von den Aexten zu häuslichem Gebrauche nicht immer, und nur durch an ihnen zuweilen noch bemerkbare Verzierung oder Auffindung bei anderen Waffen zu unterscheiden; viele Aexte wurden auch wohl zu beiden Zwecken benutzt, so wie, der Natur der Sache nach, ihre Form auch nicht sehr abweichen, selbst im Laufe von Jahrhunderten sich nicht bedeutend verändern konnte; doch immer interessant, wenn man ihr 1000—1500jähriges Alter in Anschlag bringt.

Dazu gehört z. B. die Streitart Taf. III. 44. h. und in wahrer, sehr vom Roste angegriffener Gestalt, N. 56, des zu Tornay beigesetzten Franken-Königs Childerichs, dessen Grab 1664 geöffnet wurde; dessen ebenfalls sehr verrostete Lanze N. 57., und sein schön verziertes Schwert N. 52. Ferner: andere eiserne Streitärte aus verschiedenen Gegenden und unbezweifelt heidnischer Zeit, obwohl zum Theil ins frühe Mittelalter übergehend, N. 51. a—g. Eine germanische Streitart N. 54. und 53. ein gleiches Schwert, auf den Triumph-Säulen Antonins und Trajans zu Rom dargestellt, obwohl zweifelhaft, ob nicht römische Form untergelegt ist; Anmerk. VI. — Die Streitart war zur Zeit der Völkerwanderung eine sehr allgemeine Waffe der deutschen Nationen, die auch die Westgothen zu schlendern verstanden, und mithin nach dem Wurfe wiederum zurückgezogen; sie führte, zumal bei den Franken, den Namen Francisca, als eine bei ihnen besonders gebräuchliche Waffe, und zwar meist einschneidig, während es auch zweischneidige gab, die schon von den Römern bipennis genannt wurden

wie jene N. 54.; obwohl Manche denselben Namen auch der obigen Hellebarde, als ebenfalls den Franken eigenthümlich, beilegen wollen.

2) Schwerter und Dolche; jene (III. N. 42. 43.) meist nach gewöhnlicher Form, und nach damaliger Sitte bei der Leichenbestattung oft zerbrochen, oder doch umbogen, wenigstens so vorgefunden, wie 43. und Taf. IV. 46. f. — 3) Speer- und Lanzen-Spitzen bei N. 46. 49. und Taf. IV. 46., wie Anmerk. VI. näher besagt. Besonders interessant erscheinen mehrere Funde solcher Eisenwaffen hiesiger Gegenden, da sich die gleichzeitig geführten dabei ergeben; und zwar zu Dobra bei Großenhayn, Taf. IV. N. 46.) mit mehrfach umbogenem Schwerte, Aexten, Lanzenspitzen, Messern, Scheeren ꝛc.; ferner ein ähnlicher Fund bei Stolzenhain, im Schweidnitzischen Kreise, Taf. III. N. 46.; beide unbezweifelt der letzten heidnischen Zeit und dessen Uebergang in das Mittelalter angehörend, wegen noch erfolgtem Leichenbrande, aber schon neueren, jenem mehr angehörigen Waffenformen und vielleicht von Kämpfen der Thüringer und Franken mit den Slawen in deren Lande herrührend, im 9. — 10. Jahrhundert. — 4) Schon in das Mittelalter gehörige Pfeil- oder vielmehr Bolzen-Spitzen verschiedener Form, T. IV. N. 44., 45., und N. 47. ein Pfeil aus der Hussitenzeit. In derselben Anmerk. ist zugleich der alterthümlichen Scheeren näher gedacht, die schon bei den Römern und dann bei den Deutschen in der Form wie T. III. N. 46. 49., T. IV. N. 46. sehr gewöhnlich waren und in neuester Zeit nur noch als Schaafscheeren üblich sind, früher aber zu allem nöthigen Gebrauche dienen mußten, da sich andere Arten nicht vorfinden und, weil sie auch bei Waffen entdeckt wurden, zuweilen von Kriegern benutzt seyn mögen.

Von altdeutschen Schildern, die sich jedoch höchst selten und meist nur in geringen Ueberresten vorfinden, sind T. III. N. 44. l. m. n. einige angedeutet, und in der Anmerk. VII. näher bezeichnet; ebenso der Umriß eines Köchers und Bogens ꝛc. 44. o. p. q. auf der Platte eines heidnischen Grabes bei Merseburg eingeritzt. Von Auffindung germanischer eherner Helme und Panzer ist wenig bekannt und möchten solche, selbst auch in den nordischen Landen, mehr einer spätern Epoche angehören. Doch aus klassischen Schriften geht hervor, daß solche (wahrscheinlich von Römern erlangt) von den angesehensten Kriegern der Kelten, wie der Deutschen getragen wurden; nach der Völkerwanderung waren sie ohne Zweifel von Eisen und sind um so weniger der Vernichtung entgangen, ebenso, wie die von Tacitus den Deutschen zugeschriebenen Schilder aus Bretern und Geflechtewerk und mit bunten Farben versehen.

Vor Anwendung jener metallenen Schutzwaffe, und überhaupt von den ärmeren, geringeren Kriegern ward das Haupt durch lederne Bedeckung geschützt, und zwar durch Kopfhäute von wilden Thieren (Auerochs, Hirsch, Eber) und,

Digitized by Google

um den Feind mehr zu schrecken, noch mit Ohren und Hörnern versehen, oder diese wenigstens daran gefügt, wie eben solche lederne Kopfbedeckung mit Hörnern ꝛc. sich aber auch die Griechen in früherer Zeit (und wohl ähnl. höher gebildete Völker), bedienten, und sogar ihre Götter und Heiden damit beschrieben und abbildeten. Später gestaltete sich dieselbe zu metallenen Helmen, so wie die Thierhäute, erst zur Sicherung gegen das feindliche Geschoß zur Seite gehängt oder vor sich genommen, zu Panzer und Schild, letzteres erst von Holz, später von Metall, die nächste Veranlassung gaben. Die Keule ward später zum Streithammer, statt der Schleuder, der Geer oder Wurfspieß und der weittragende Bogen und Pfeil gewählt, wofür seit dem 12. Jahrh. die Armbrust allgemein ward, vielleicht in Italien zuerst gebraucht und den röm. Pfeil-Ballisten nachgeahmt. Ferner, statt des Speers die schwerere Lanze zu Pferde, und Schwert oder Dolch. Doch möge man sich bei den german. Kriegshaufen nicht eine geordnete und gleichmäßig bewaffnete und bekleidete Schaar denken, wie jetzt nach den Militair-Reglements stattfindet; ein Jeder hatte für seine Waffen zu sorgen und dem einen gelang es mehr, dem andern weniger, solche gnügend, roh oder geschmackvoll verziert ꝛc. zu erhalten, oder selbst zu verfertigen. Ueber die thörigte Ansicht, sich die Germanen, sogar noch zu der Römerzeit, unbekleidet zu denken, in der Anmerk. VII.

Unter den römischen Kaisern war es gebräuchlich, nach einem wirklichen oder auch nur vorgeblichen Siege über deutsche Völker, Triumph-Münzen schlagen zu lassen, die, meist mit Germania oder de Germanis bezeichnet, Trophäen (Siegesgehänge) darstellen, wo nehmlich erbeutete Waffen symmetrisch aufgestellt sind; so wie auch solche Darstellungen von Siegen über feindliche Nationen, deren Waffen ꝛc. die Trajans- und Antonins-Säule zu Rom enthalten. Es scheint dabei zwar das Nationelle der verschiedenen barbarischen Völker (der Kelten, Germanen, Sarmaten ꝛc.) oft verwechselt, auch manches Römische mit eingemischt, selbst zuweilen nur ein Typus für mehrere von jenen gebraucht und immer beibehalten zu seyn; dennoch hat der Verf. es für nicht überflüssig gehalten, einige solche, als germanisch bezeichnete Trophäen auf Taf. III. N. 28. 29. 30. nach römischen Münzen mitzutheilen, und Anmerk. VII. näher zu erläutern, da sich wenigstens die römische Sitte daraus ergiebt, solche in Bezug auf germanische Nationen darzustellen.

Bei zahlreichen ernsteren Forschungen ist es der Fall, daß von dem Speciellen, dem Näherliegenden, Oertlichen ꝛc. ausgegangen, darauf aber das Entferntere, das Allgemeine kennen gelernt, und dann das gewonnene Resultat wiederum auf ersteres angewendet, dasselbe in Bezug auf das letztere verglichen und in Zusammenhang mit diesem gestellt wird, was allein nur zu einem richtigen Urtheile und zu interessanten Beziehungen führen kann: ebenso wird es der gleiche Fall seyn müssen bei den vaterländ.-alterthüml. Gegenständen. Man wird erst diese zu sammeln oder doch kennen zu lernen suchen, und darauf das Verwandte anderer Gegenden und Nationen, so wie die von den Forschern bereits erzielten Hauptresultate. Dann wird, bei dem Rückblicke auf das Heimathliche, sich gnügend ergeben, wie der menschliche Geist in den einfacheren Veranstaltungen zum Lebensunterhalt und Vertheidigung, wie in Symbolen der Gottesverehrung u. dergl. in den Anfängen sich überall gleich blieb, und wie so

Vieles davon sich selbst in den entferntesten Ländern wenigstens ähnelt; wie aber später Klima, Gewerbe und öffentliches Verhältniß zu immer verbesserten Einrichtungen führte, und diese vorzüglich von den durch zeitige Cultur oder politische Erhebung besonders ausgezeichneten Gegenden ausgingen, wie z. B. früher von Westasien, Phönicien und Aegypten, später von Griechenland und Rom, darauf von Mitteleuropa und hauptsächlich von dem germanischen Volksstamme aus. Dann wird es um so klarer werden, welche von den in unseren Gegenden gefundenen Waffen und Geräthen und ihre Massen, Formen und Verzierungen vielen Nationen gemeinschaftlich waren, wie sie sich später abänderten und vervollkommneten und von einem Lande zum andern, von den Römern zu den keltischen und germanischen, dann zu den slawischen Nationen ꝛc. übergingen, oder was davon jeder derselben eigenthümlich angehörte, und wie so Manches auf die weitere Bildung und Erhebung des Volkes von wichtigem Einflusse war; es ist die historisch-ethnographisch-artistische, überhaupt die cultur-historisch vergleichende Alterthümerkunde.

Dann aber wird man nicht am bloßen Sammeln und Aufschichten von alten Waffen und Geräthen sich begnügen und deshalb manchen Spott anzuhören habe; es werden die gesammelten Gegenstände nicht mehr bloße Curiosität, nicht mehr alte einzelne, nur wegen der Abweichung von jetzigen flüchtig angeblickte Waffen, Werkzeuge, Thongefäße ꝛc. ohne weitere Beziehung seyn, sondern vielmehr, als sprechende Denkmäler der Cultur früherer Zeit, ihre Stelle würdig einnehmen und, verbunden mit schriftlichen Quellen, ein immer klareres Bild von dem kriegerischen und friedlichen, dem geselligen und häuslichen Leben der Vorfahren uns vor die Augen führen. Und dieß sey der Hauptzweck, wozu auch durch diese Mittheilung anzuregen und zu ermuthigen des Verfassers Wunsch und Streben war.

Anmerkung I. Das Wort Erz, ahd. aruz, Plur. arizi, goth. ais, altfränk. er, altschwed. u. angels. ür (wovon ehern), ist muthmaßlich verwandt mit dem griech.-latein. aes, aris, samskrit. aras, Metall, Erz (auch Eisen), u. dem kaukas. hir, hiroz, Kupfer (von hire, ire, roth); vielleicht entsprungen von dem Urworte mehr. asiat. Sprachen, ira, ar etc. Sonne, d. vers. ur, or, Feuer, Licht (daher wohl auch das lat. aurum, franz. or, Gold). Das Gold, ahd. kult, goth. gulth, nord. guld, gull, vom kelt. golu, das Licht (davon noch jetzt geel, gelb); indisch suna, das Gold; — wie denn die Metallnamen, dem natürlichen Menschenverstande gemäß, sich überhaupt auf Farbe u. Glanz beziehen. Silber, ahd. silupar, wird von d. westasiat. Stadt Alyb, Chalyb (wo nach Homer des Silbers Geburt) abgeleitet, mit Bezug auf das Urwort alb, weiß. Kupfer, ahd. kuphar, noch das lat. cuprum, das von dem Hauptfundorte desselben, Cypern, Kyprios, abstammt. Tombak von tam-(tum-)baga (Roth-Kupfer) der Malayen, von denen es nach Europa gelangte (eigentl. d. reinste Kupfer, oft m. etwas Gold), lesgisch bach, armen. bachar, tartar. bakir, Kupfer, was wiederum mit d. lesg. baak, bok, Sonne, indostan. bog, Feuer, verwandt scheint. Das Verschmelzen des K. mit Zink oder Galmei zu Messing, ahd. messinc, sollen, nach Aristoteles, die Mossynöker (am schwarzen Meere) erfunden haben; es hieß in Nürnberg (vielleicht zeitig aus dem Oriente dahin gelangt u. nachgeahmt) Möß, Mößing; es soll vom vers. mis, od. türk. mäd, herstammen, so wie vielleicht auch d. slaw. mjed,

mieds, Kupfer; doch auch vom angelsächs. maestling, maeslen, muthmaßlich von Mischen. Die Mischung d. K. m. Zinn, Stückgut, Kanonen-, Glocken-Metall, französ. bronce, wird theils abgeleitet vom pers. beranj, oder armen. pirindsch, theils, u. wahrscheinlicher von brun, braun; Zinn, ahd. zin, von zi, hell; niederd. u. nord. tinn, tenn, wird auch aus dem Zinnlande, Britanien, vom kelt. tane, Feuer, für entlehnt gehalten. Blei, ahd. pli, bleich, niederd. u. nord. bly (blaw, bloi), auch als blau gedeutet. Eisen ahd. isan, goth. isarn, von is, glänzend (daher auch Eis); übrigens ist isax wahrscheinl. kelt. Ursprungs, wie denn auch die kelt. Gothinen berühmte Eisenarbeiter waren; der kelt. Flußname Isar hat wahrscheinlich eine stammverwandte Beziehung darauf. Ferner (da r u. s oft wechseln) vom kimbrisch-kelt. hoarn, jarun, Eisen, u. zugleich auf obigem Urworte für Metall ar, ais, bezogen; iarn, scandinav. Eisenrüstung, für das spätere Harnisch gehalten.

Die Mischung der antiken Erzgeräthe ist sehr verschieden, von 70—95 Theilen Kupfer u. 30—5 Zinn, zuweilen auch Zink, u. selbst einiges Silber, während ein Bleigehalt u. ähnl. Zusatz von der damal. ungenügenden Scheidekunst herrührt. Blei u. Silber wurde bei weicher, getriebener Arbeit mit beigemischt. Sowohl die griech., als die röm. Waffen, Geräthe, Schmucke u. Münzen u. die in Deutschl. gefund. Gegenstände antiker Bronze enthalten in der Regel nur Zinn-Beimischung, nach d. Analysen v. Klaproth, Schweigger, Davy ꝛc., u. falsch ist die Angabe, daß nur die griech. solche besäßen. Eine zuweilen bemerkte goldartige Oberfläche ward vielleicht bei Geräthen der Reichen beigefügt. Ueber den edlen Rost, den schon die Römer kannten u. schätzten, Kunstblatt 1832, Decbr. Daß jener lackartige Ueberzug nicht-künstlich erfolgt ist, ergiebt sich auch daraus, daß man Geräthe ꝛc. fand, die unter denselben durch abgenutzte Stellen den vorherigen Gebrauch erwiesen.

Auch bei den Eisengeräthen giebt es, außer dem gemeinen, oxydirten, ockerartigen Rost, einen andern, den sogen. edlen Eisenrost, der einen braun- od. grünlich-schwarzen, glatten u. etwas glänzenden, oder doch schimmernden Ueberzug bildet, u. nur nach Jahrhunderte od. Jahrtausende langen Lagern in der Erde sich erzeugt, so daß dann die Geräthe wie stahlartig erscheinen, und wozu vielleicht auch nur ein Stahlgehalt selbst die Veranlassung gab.

Man hat die Kelten als stammverwandt mit den finnisch-tschudischen Nationen gehalten u. dadurch jener gleiche Kunstfertigkeit in Metallarbeiten erläutern wollen, allein wenn auch in dieser Hinsicht manche der letzteren im westl. Asien sich auszeichneten, so ist nicht sogleich solches von allen anzunehmen. Daher erscheint es auch sehr zweifelhaft, ob die in Kur- u. Estland gefundenen alterthümlichen Geräthe von den in jene ostbaltischen Küstenländer eingewanderten Finen-Tschuden herrühren; die dortigen Schmucke, oft aus zahlreichen Ketten bestehend, von Bronze-Perlen u. Glieder, wie aus Silber gearbeitet, weisen vielmehr zum Theil auf mehr asiatische Fertigung und eine weit spätere Zeit u. scheinen, wie die zahlreichen arabischen Münzen, meist erst im 6.—11. Jahrh. durch Landhandel aus Asien her erlangt, es mag auch Manches von früheren german. Nationen herrühren, so wie von den normann. Warägern, welche im 9.—11. Jahrh. dort eine wichtige Rolle spielten u. wahrscheinlich als die Herrscher galten.

Anmerkung II. a) Bronzene Streitäxte (oder Streithämmer). Taf. III. N. 44. a. einfache eherne Streitart (auch vielleicht zu häusl. Gebrauche, aus dem Hannöverschen, neben einer Urne gef. (Kruse Alterth. I. 5.); b. aus dem Mecklenburg. (wie sich gleiche auch in Dänemark fanden), nach Lisch; diese Bezeichnung gilt stets dem schätzbaren Kupferwerke: Friederico-Franciseeum od. Abbild. der Alterthümer-Samml. zu Ludwigslust in Mecklenburg, von Schrödter, mit Erläuterungen von Lisch 1837; zum Theil sind die das. u. in and. Schrr. abgebildeten Alterth. auch in Wagners S. 116 erw. Werke über die in Deutschl. gef. Alterth. abgebildet, doch hat es der Verf. vorgezogen, die Quellen anzuführen, die oft richtigere od. doch meist vollständiger ausgeführte Abbild. zeigen, zumal da sich in dem letzten Werke der Gegenstand auch leicht aufsuchen läßt, ohne weitere Nachweis. Bei jenen Waffen zeigt sich der Uebergang aus d. stein. in die eherne Streitart, so wie b. N. 59. der eherne Keil a. Mecklenb., mit beilförm. Schneide (ebenfalls bei Lisch). N. 44. c. ein ähnl. Streithammer aus Westphalen, 10¼ Z. lang (v. Ledebours berlin. Museum S. 168), m. bronz. Cylinder, oben u. unt. etwas hervorrag., zum Stiel; auch

Oboch, v. d. Polen genannt. N. 44. d. ohne Zweifel ein Commandostab, 12 Z. lang u. schön verziert, mit bräunl. edlem Roste überzogen, bei Rosenthal am Zobtenberge in Schlesien gefunden (wo früher schon Urnen mit schönen bronzenen Geräthen entdeckt wurden, vergl. Büschings Alterth. Schlesiens H. 2.). N. 50. a. b. zeigt deren Verzierung von zwei Seiten. 44. e. ein ähnl. bronz. Axthammer in Dänemark gef., 7 Pf. schwer (Leidf. nord. Alterth. K. 1837.). Während bei d. vorigen nur die Löcher zum Schafte vorhanden, diese von Holz b. d. Abbild. dazu gedacht sind, so haben folg. beide dagegen Stäbe von Erz. f. ist bei Welsleben im Mansfeldischen gef., aus gelbl. (wie ein ähnl. aus weißl.) Erz; der obere Theil, bis zur untersten ringartigen Verzierung hohl u. wohl mit Holz befest. an dem darunter befindl., mit Steinkütt zum Theil gefüllten ehernen Stiele. g. ist bei Neuenheiligen gef. mit edl. Rost, jetzt in D. Klemms Besitz; außer dem aufzusteckenden Hammer 16 Z. l. in 3 hohlen, mit Holz an einander zu befest. Stücken, 19 Z. l. beides in Klemms Alterth. S. 209; ähnl. auch in Mecklenburg, Dänem. ꝛc. h. ist die eis. Streitaxt Childerichs, wovon weiterhin. i. dessen Speer, k. ein Celt, wie Taf. III.

b) Bronzene Schwerter u. Dolche. Taf. III. N. 31, zu 1/8 der Größe abgebildet, wie dieß verkleinerte Maaß auch bei den unteren gilt, u. ebenso auf Taf. IV. oft bemerkt ist) zweischneidiges Schwert von Bronze mit edlem Roste, 26 Z. lang; der mit 2 Nieten an der Klinge befestigte Griff mit einigen Arabesken-artigen Verzierungen; die Klinge ist in der Mitte 1/4 Z. dick; 1 Pfd. 19 Lth. schwer. Es ward unter einem über 100 Fuder betragenden großen Steinhaufen auf einem Felde bei Stenn 1839, unweit Zwickau, gefunden, nebst 1 Streitmeißel (wie Bd. I. Taf. I. N. 43.) 3 Z. im äuß. Durchmesser halt., 1 Z. hohen, m. Triangular-Verzierung versehenen Handringe, 3 Loth schwer, u. nicht völlig geschlossen; 1 Doppelknopf, 1 lange Nadel gewöhnl. Form u. 1 Spirale sämmtl. v. Bronze, auch einige Knochen- u. Urnen-Bruchstücke u. ein undeutliches u. verrost. Eisen-Bruchstück (vergl. 15. Jahresber. d. voigtländ. Vereines 1840, wo jedoch ein viel zu spätes Alter angenommen). Es wird vielmehr in die german. Zeit zu setzen, das Schwert, völlig röm. Form, von den Römern erlangt seyn. — N. 32. Ein gleiches Bronze-Schwert, 26 Z. lang u. 1 1/2 Z. breit am Griff mit undeutl. Verzierungen auf d. Pfarrfelde zu Merschwitz bei Großenhayn ausgeackert (mithin da, wo das Messer Taf. IV. N. 27. gefunden; aus den Abbildungen von Alterthümern der meißnischen Gegend v. Lieut. Götz, mit nur kurzer Erläuterung; vom jetz. Besitzer, D. Klemm d. Verf. mitgeth.). Dem ähnl., obwohl selten, fanden sich Bronze-Schwerter auch im übrigen, öfterer im nördl. Deutschl., Dänemark ꝛc.; so z. B. in Mecklenburg, theils auch kürzer, u. manche mit geschweifter Klinge, wie N. 38. u. 39, 15 Z. l. u. des erstern Verzierung N. 60. (Lisch). Dolch von Bronze, N. 33.) bei Schleinitz unw. Döbeln gef. 12 1/2 Z. l. der Griff war wohl v. Holz (ebenf. nach Götz). Ein gleicher N. 34. bei Neunheiligen in Thüringen, bei mehr. and. gef. 14 Z. lang, u. N. 35., 9 Z. l., oben, wo die Klinge in den fehlenden Bügel eingelassen, mit 3 Nietnägeln (beide nach Klemms german. Alterth.). Ein gleicher N. 40. bei Malchin in Mecklenburg gefunden (nach Lisch) 12 Zoll lang mit Verzierungen. Ferner:

c) Geer- u. Speer- (od. Lanzen-) u. Pfeil-Spitzen: eine Speerspitze, N. 36. b. auf d. Kreckwitzer Bergen bei Budissin gef. b. Urnen m. edl. Rost, 7 Z. l., in d. Mitte nur 1/8 Z. dick u. schwach auslaufend. Eine gleiche, mit Hohlung zum Einlassen der Stange, N. 37.; 4 Z. lang, ebenfalls mit edl. Roste, aus einem der mit Feldwacken umgebenen Hügel der Lehde zwischen dem Horst- u. Götterwitzer See unfern Wermsdorf bei Urnen (1828 von mir erlangt). Eine bronz. aus Mecklenburg N. 41. (Lisch) 5 Z. l. ohne Schaftloch, dagegen zum Einlassen in den Schaft mit Nieten. Lanzenspitzen der ersteren Art mit Schaftloch wie 37 kommen häufiger vor, auch oft bis 8 Z. u. mehr Länge.

d) Die antiken kupf. Pfeilspitzen sind sich meist ähnlich, obschon größer u. kleiner, und die zum gradern Flug daran befindlichen Flügel rundlich oder zugespitzt, gleich Widerhaken, u. im letztern Falle gefährlicher. Taf. IV. 39. zeigt eine der 3 bei d. später zu erw. reichen Urnenfunde b. Königswarthe in d. Oberlausitz, in natürl. Größe. Im Jahre 1786 ward dieser höchst bedeutende Fund von einigen hundert Gefäßen u. kleinen bronz. Gegenständen (Spiralen, Pfeilspitzen ꝛc., auch einer röm. Lampe) entdeckt u. von dem Besitzer des Gutes, Graf v. Dalwitz, später der oberlausitz. Gesellsch. d. Wissensch. zu Görlitz ver-

ehrt, nebst einem Prachtwerke, mit getreuer bunter Abbildung aller Stücke von geschickter Hand, auf 200 Folio-Blättern unter d. Titel: Königswärtha subterranea. Ein zweites gleich treffliches ausgeführtes u. gemaltes Exempl. desselben in Quart, mit ebenso viel Blättern u. die größeren Stücke in etwas verkleinerter Abbild. dess. Künstlers, wurde von dem Königl. Sächs. Staats-Minister von Nostitz u. Jänkendorf, Excell., dem Verf. als schätzbares Geschenk unlängst verehrt, einzig in seiner Art u. eine Zierde seiner Bibliothek u. Alterthümer-Samml. — Ferner ebensolche bronz. Pfeilspitzen N. 40. zu Möllenborn b. Ranis (Variscia II.) u. N. 41. aus d. Gegend v. Mainz; wahrscheinl. römisch, in d. Verf. Besitz. (Ueber jenen Königsw. Fund. Lauf. Mon. S. 1798. II. 252.)

Pfeilspitzen von Thierknochen, besond. v. Hirschen, Elen ꝛc., von einem merkwürdigen heidnischen Opferwalle bei Schlieben, mit benachbarten (Hunderten von) Kegelgräbern mit Urnen u. Bronzen bei Klein-Rößen, unfern Herzberg, wo (wie in Wagners Aegypten u. Tempel weiter beschrieben) solche Thierknochen auch zu Nadeln u. and. Geräthschaften benutzt sich vorfanden, u. was besonders interessant ist, manche davon noch nicht vollendet od. erst zu bearbeiten angefangen. Taf. IV. N. 42. a. 3 Zoll, 43. b. 3½, N. 42. b. 2½, 43. a. 1½ Zoll l. (beide vorletzte nur erst zugespitzt u. nebst ersten in d. Verf. Samml.). Zu Nadeln, Gabelzinken u. ähnl. häusl. Geräthen bearbeit. Thierknochen kommen auch in and. german. u. nord. Gegenden vor, z. B. im Oldenburgischen Burgwalle, nach d. Kieler Alterth.-Ver.-Bericht v. J. 1842 pfriemenartig zugespitzte Knochen, solche zu Nadeln bearb. (auch zahlreich bei röm. Alterth., wie der Verf. besitzt, auch in Emele's rhein-hess. Alterth. abgeb. ſ. In Hinsicht der Pfeile sey noch auf ihre viele Kraft im Eindringen in andere Gegenstände beim Abschießen mit streng gespanntem Bogen hingewiesen, die man jetzt wenig kennt u. ahnet u. die sonst fast Unglaubliches leistete, woraus sich auch ihre allgemeine Verbreitung bei fast allen Völkern der Erde erklärt.

Anmerkung III. Streitmeißel, Celts. Eine sehr zahlreiche Literatur darüber in Klemms german. Alterth., Kalina von Jäthensteins böhmische Alterthümer; des Verf. Oberlausitz. Alterthümer; ferner Schreibers Taschenbuch f. Gesch. 1839, welcher (schon durch s. Besch. von keltisch-gallischen Grabstätten seiner Gegend bekannt), so wie meist die Engländer, die Streitmeißel für keltische Waffen erklärt. Ferner Lisch in s. schon erw. schätzbarem Werke, welcher mit Klemm u. zahlr. Anderen sie für die german. Framea hält. Irren diese, so theilt der Verf. ihr Schicksal geduldig. Außer den schon oben erwähnten Ansichten über ihre Benutzung, als Waffe, wie als Meißel, Hobel und ähnliche gewerbl. Werkzeuge (auch für Gerber) ꝛc. sind noch manche zum Theil sonderbare geäußert worden, z. B. als Instrument der Druiden, um, den keltischen Gottesdienst gemäß, die heilige Mistel von der Eiche zu lösen; als Abhäute-Instrumente beim german. Opferdienste; römische Feuerpfeile; als Lanzenstiele zum Einstecken des Schaftes in die Erde, wozu man schwerlich das damals so kostbare Metall benutzte u. eine Zuspitzung des Holzes schon gnügte; ja selbst für Gefäße zum Auffangen der Thränen! — u. ähnliches ohne Grund u. Wahrscheinlichkeit. Der Name Celt (welches eigentlich Kelt lauten muß, da bei den Römern c wie k gesprochen ward) wird meist von Kelten, als keltisches Instrument abgeleitet, weniger vom latein. celtis, Meißel ꝛc. Paalstäbe (gespr. Pool-) vom dän paal, Spaten, Hacke.

Auf Taf. I. des B. I. ist von den daselbst abgebildeten Celts N. 43. (mit Seiten- u. oberer Ansicht, b. c.) auf dem Löbauer Berge bei einem heidn. Opferorte gef. (B. I. S. 77.) u. in d. Verf. Besitz, so wie einige gleiche von Wildenhayn (in einer Lehmgrube gef.) u. Colmnitz bei Großenhayn; ersterer 7 Zoll lang, 1 Z. am Griff, 2 Z. an d. Schneide breit, 34 Loth schwer. Gleiche ferner bei Creba, Rothwasser, Bjela, Pulsnitz in d. Oberlausitz; ebenso b. Reichenbach unf. des Keulenberges u. Königsbrück, b. Senftenberg, Oschatz, Neusorge b. Chemnitz, Zwickau (wie oben erw.) u. and. sächs. Orten. N. 44. mit kleinem Henkel, in Pommern, beim Demminschen Funde, u. ohne solchen in Schlesien an mehr. Orten. N. 45. b. Alt-Bernsdorf b. Bernstadt, Ratschin b. Lohsa in d. Oberlausitz ꝛc. N. 46. im Voigtlande b. Ranis. N. 48. mit Schaftloch bis zur Mitte, mehr u. mehr sich verengend, worauf d. Instrument in einen Meißel übergeht, erlangte der Verf. von Gävernitz, bei Verbreiterung der uralten Hayn-Meißner Landstraße, u. ein völlig gleiches von dem zahlr. Funde b. Tschoßig unf. Glogau. Ein solches fand sich auf dem merkwürdigen Opfer-

walle b. Schlieben (nebst 1 stein. Art) u. s. and. in zahlr. Orten. Manche haben eine viereck. Holung wie 49., ähnl. bei Demmin in Pommern, ebenso in Schlesien ꝛc. gef. N. 52. erlangte d. Verf. von Plesse b. Gr.-Hayn, nebst einem um ½ kleinern, u. 53. von dem Scopauer Funde (bei Halle), denen auch die 50. Zittauer gleichen. Und so fanden sich in sächs. Gegenden noch zahlr. andere Celts, nur daß b. d. Nachrichten davon nicht immer ihre Gattung angegeben, u. selbst im Erzgebirge. Betrachtet man, daß in Bezug auf die sächs. Elbgegend u. die Ober-Lausitz der Verf. allein auf 10, meist einzeln gef. Celts verschied. Form erlangte u. von mehr als noch einmal so viel anderen Fundorten Kenntniß erhielt, dann aber auf die Exemplare schließt, welche seit einem Jahrtausende bereits gefunden, aber eingeschmolzen, oder sonst vernichtet wurden u. in gleichem Verhältnisse zu denen, welche noch unentdeckt seyn mögen, so wird man auf den häufigen Gebrauch dieser Waffen in hiesigen Gegenden einen günstigen Schluß ziehen können; außerdem jene bei Zittau beim Abtragen einer Schanze entdeckten, die zahlreich gefundenen in der Niederlausitz u. and. angränz. Gegenden. — Die Formen 43. 48. 52. u. 53. sind die häufigsten, seltener 44. 45. 49., noch ungewöhnlicher 46. Und so giebt es noch mannichfaltige Formen, die hier übergangen werden müssen, übrigens nur in Größe, Verzierung, weniger von den Hauptformen abweichend. Doch sind noch N. 47. u. 51. aus d. engl. Archaeologia B. V. XI. XIX. mit zahlr. Abbild. solcher entnommen, um einige seltneren Abweichungen in England zu zeigen; N. 50. aus Caylus Recueil ist eins der in Herculanum entdeckten 5 Celts; einzelne Celts in Ober-Italien bei Fiesole, Perugia ꝛc. mit breiterm Meißelende, wie Taf. III. N. 45. d., nach Klemms gütiger Mittheil. Auch finden sich in England ähnl. Formen, wie Taf. III. N. 45. a. c., die ostind. u. peruan. Instrum. — Nach Abramson, Thorlacius u. and. nord. Forschern sind die Paalstäbe, als Waffen frühester Zeit, zur Durchbrechung der Schilder, aber auch selbst noch im Mittelalter von den Dänen gebraucht worden, so wie sich diese Gattung dort häufiger, als in England finden soll. (Kruse Alterth. III. 1. 55. 4. 113.) Da dieser Gebrauch auch von den damals zahlreiche Länder heimsuchenden normänn. Kriegern zu vermuthen ist, so erklärt dieß Verhältniß, wie solche bronz. Celts auch nach dem südl. Rußland kamen, wo bekanntl. jene als Waräger das früheste russ. Reich unter Rurik gründeten, u. wie bronzene Speer- u. Pfeil-Spitzen german. Form sich selbst in Amerika finden können, da neueste Forschungen nach, ebenfalls Normannen im 9. u. 10. Jahrh. dieß Land entdeckten u. selbst dessen südl. Theil beschifft haben sollen. (Vergl. Wilhelmi, Island, Hvitramannland, Gron- u. Vinland oder der Normannen Amerika-Fahrten, 1842.) Dieser spätere Gebrauch wird auch durch manche Funde erwiesen, z. B. in Pommern 5 Celts bei arabischen Münzen d. 8.—10. Jahrh. (Balt. Studien 3. 127.); eiserner Celt von der antiken Form mit Schaftloch in 1 Urne zu Neustrelitz (Lisch); ähnl. eiserne Waffen in Sammlungen (zu Leipzig ꝛc.) schließen sich mehr u. mehr den mittelalterl. an (wie Taf. III. N. 58).

Die Holung diente offenbar zur Aufnahme des Schaftes wie Taf. II. 75. i., seltner wohl wie l. Bei Celts ohne Schaftloch wurden die Enden des gespaltenen Schaftes in die Federn oder Grathe des Celts zu beiden Seiten eingelassen, u. durch diese, wie durch Riemen festgehalten; das starke u. breite Rückenende des Celts (Taf. I. 43. b.) ruhte auf der ebenso breiten Kerbe des Schaftes fest genug, um einen derben Stoß auszuhalten. Dagegen befanden sich die der erstern Art (ohne hohe Grathe) wohl horizontal auf dem Stiele u. zwischen zwei Hölzern, wie Taf. II. 75. m. e. Aehnliche hacken- u. meißelähnl. Instrumente, werden als Stockhandhabe, noch jetzt häufig in nördl. Gegenden von Oeconomen gebraucht. Uebrigens waren alle diese Celts noch mittelst Schnuren oder Sehnen am Stiele befestigt, die mit Holung auch wohl mit einem in dieser befindlichen Kitte, wie mehrere gefund. Celts vermuthen lassen. Auffindungen haben ferner bewiesen, daß, wie auch ohne solche schon zu vermuthen wäre, am Schafte sich Riemen zum leichtern Wurfe wie Zurückziehen der Waffe u. zugleich bequemern Tragen befanden, wie dieß auch beim Geer u. ähnl. Waffen stattfinden mochte. Ebenso zeigen Ringe u. Oehre an manchem Celt auf erfolgte Befestigung desselben am Schafte, um dem Verlieren des damals seltnen Metalls vorzubeugen. Dasselbe ergab sich auch z. B. bei Celle (Hannöv. Arch. 1821. 353.) in einem Kegelgrabe, bei einem zerfallenen Gerippe, links eine bronz. Schwertklinge, rechts ein Celt, — dessen Schaft-

rinnen in einen gespalt. Stiel eingeklemmt war, an dem noch Riemen bemerkt wurden; die Schärfe des Celts war in einer Art Scheide von Holz. In England fanden sich ebenso hölz. Scheiden, um die Schneide gegen Abstumpfung zu sichern, ein das. gef. Futteral dazu ist Taf. II. N. 74. abgeb. Taf. I. N. 54. zeigt 3 Celts u. 3 halbmondförm. Kupferbleche, durch einen ebenfalls bronz. Spiraldrath umschlungen, in d. Niederlausitz b. Oegeln auf einer Wiese gef. (Lauf. Mag. 1826.); ebenso fand man auf Rügen mehrere mit einem Bronzedrath umgeben. — In einem Grabe bei Amberg (Popp Alt. 1821.) lag bei e. Gerippe ein Celt mit niedrigem Grath, zur rechten Seite am Kopfe, aufwärts gerichtet, so daß der zerfall. Stiel senkrecht am Körper herunter ging. Im Dänischen, in e. Grabhügel b. Store Hedinge (nach Thorlacius Aufsätze, 1812) fand sich 5 Ellen unt. d. Erde 1 Paalstab mit 1 hölz. Schaft von ¾ E. Länge, dessen 2 Spalten unten in die holen Seiten des erstern in gerader Richtung hinein gingen, so wie jener oben ½ Elle lang mit einem ledernen Riemen umwickelt war. Ebenso auf der hollstein. Insel Sylt noch ein Stück Holz in dem Schaftloche eines Celts steckend, u. innen mit einem kalkartigen Kitte befestigt, in einem Grabhügel. (Camerers hollst. Merkw. 1756.) Im Grönningschen 1 Celt ohne Schaftloch auf einem hölz. 2½ F. l. Schaft im Torfmoore. Und so giebt es noch zahlr. Beispiele für den Beweis, daß auch die Celts ohne Loch senkrecht auf einem 3—4 Fuß langen Stabe befestigt waren, wie Lisch näher angiebt. — Im Leitfaden d. nord. Alt.-Kunde 1837 ist der oben gedachte Gebrauch v. eis. Paalstäben noch jetzt als Hacke, Brechstange erwähnt; u. daß noch in neuerer Zeit tartarische Völker Wurfwaffen mit meißelartigen Schärfen in paralleler Richtung mit dem Schafte gebrauchten, ergiebt sich aus Pallas Reisen (1776, S. 235. 270); ebenso fand der verdiente herrnhuth. Missionair Zwick (jetzt zu Ebersdorf) bei den Mongolen u. Kalmücken eine Art eisernen Celt, ohne Schaftloch, dort Ohle genannt (nach dess. gefälliger briefl. Mittheilung, wie in Variscia IV. 58. u. besonders der 16. voigtländ. Alterth.-Vereinsbericht 1842. S. 30. u. 86.); s. Taf. II. 75. m. u. deutlicher Taf. IV. N. 21. a. u. b.; davon hat a eine canalähnl. Vertiefung von beiden Seiten, b aber 2 erhöhte Grathe, die sich am obern Rande etwas neigen; zwischen beiden Arten von Holungen wird dann der Stiel eingeklemmt, der meist aus einem im Winkel gewachsenen Holze (also ein Ast mit einem Stücke Stammholz) besteht. Bei a wird oben darauf ein Keil gelegt, welcher ebenfalls in die Fuge paßt u. dieser mit dem Stiele durch eiserne Ringe oder Riemen befestigt; der Eisenkeil springt nicht heraus, u. bei einiger Uebung beim Hacken ist dieß Instrument sehr brauchbar. Beide werden aber auch senkrecht auf einem Stabe befestigt, — also wie der Celt Taf. III. 44. k. Diese Ohlen werden zu allerlei Holzarbeiten, zum Aushauen von Trögen ꝛc. u. Anderm, als ein überhaupt allgemeines u. unentbehrliches Wirthschaftswerkzeug jener mongol. Nationen benutzt. — Eine celt-artige chines. Waffe B. I. 173. u. Taf. II. 75. n. Aehnl. breite halbmondförm. kupferne Instrum., wie Taf. III. 48. a. gab es in Ostindien (Rumpfs amboin. Raritäten), wie gleiche in England gefunden; ähnl. halbmondförm. Instrum. in Grönland m. schwachem Ende zum Befestigen; u. ebenfalls solche halbmond- u. meißel-förm. Werkzeuge in peruanischen Gräbern, wie N. 45. b. u. c. (nach Caylus Abhandl.), wenn nicht aus Asien, so unbezweifelt durch die Seefahrten jener normänn. Waräger dahin gelangt.

Zwar scheinen die Celts mit Federn u. hohen Grathen häufiger in Scandinavien, in England meist nur die mit Schaftloch (daher auch deren engl. Name), alle Arten aber, obwohl erstere überwiegend, in Deutschland vorzukommen, doch wird dieß erst später genauer zu ermitteln seyn, da in den bisherigen Notizen von deren Auffindung nicht immer eine genaue Beschreibung, derselben sich ergiebt. Von den öfteren Funden zahlr. Exempl. bei einander meist in concentrischer Ordnung, Anmerk. V.

Tacitus (Cap. 6.) sagt von den Waffen der Germanen: „Schwerter u. längerer Lanzen bedienen sie sich wenig; sie führen Spieße (hastae), nach ihrer Benennung Framen (frameas), mit einer zwar schmalen u. kurzen, aber so scharfen u. zum Gebrauche so dienl. Schärfe (ferro) versehen, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben die Sache erfordert, in der Nähe oder aus der Ferne kämpfen." Während Kruse (in s. Anastasis 1842) u. And. ferrum wörtlich deuten, so dagegen Klemm, Lisch u. And. nur als Spitze, Schärfe, so daß es auch Kupfer (Bronze) seyn konnte. Framea kommt als Schwert im Waltar-

liede vor u. unser Frieme wird für dasselbe Wort, nur auf ein spitzigeres Werkzeug übergetragen, gehalten, übrigens Framea (von Lisch) als ein mit dem ahd. fram, vorwärts, verwandtes Substantiv gedeutet; nach Hofmanns altd. Glossen I. 29. ist Framea durch „Stafswert" gegeben. Wenn (nach oben) bei den Dänen der Geer die Hauptwaffe war, daher Geerdene genannt, aber auch die Framea den Normannen (Nordmännern) überhaupt zugeschrieben wird, so konnte diese vielleicht auch unter jener Namen verstanden werden, wie man denn damals nicht an einer bestimmten Terminologie festhielt, sondern oft einen Waffennamen für den andern gebrauchte; zumal da beides als Wurfwaffe galt.

Anmerkung IV. Messer- u. Sichel-förmige Geräthe. Taf. IV. N. 27. bronz. Messer, bei Merschwitz unsern Großenhayn gef., bei Urnen m. Knochen (nebst 1 bronz. breiten Ring u. gleichen Spiraldrathen ꝛc.) unter großen mit Rasen bedeckten Steinhaufen; 8 Zoll lang, in d. Mitte 1 Zoll breit, 4½ Loth schwer, mit edlem Roste bedeckt (wie meist alle hier erwähnten Geräthe) u. vom Verf. beschr. in des Leipz. Alt.-Vereines Beiträgen z. d. Alterth.-Kunde, I. 1826. N. 28. gleiches in einem Grabhügel b. Klein-Rössen unsern Herzberg, wo sich jene Hunderte von Kegelgräbern mit treffl. geformten Urnen u. Bronzesachen vorfinden, 8 Z. l. (Wagners Aegypten T. I.) N. 29. kleines bronz. Messer unter Urnen bei Burgchemnitz in Sachsen gef. von seltner Form, 6 Z. l. (Ber. d. Leipz. Alterth.-Gesellsch. 1826.) N 30. ein ähnl. aus Mecklenburg, 10 Z. l., u. N. 31. ebendaher mit schönem Griff, ebenso groß (Lisch). N. 32. gleiches aus Schlesien (Volkmanns Schles.), u. so noch mannichfache and. Größen, Formen u. Verzierungen. Von besonderer Kleinheit ist (in des Verf. Besitz) N. 33. in halber Größe abgebildet, 5 Z. l., in e. Urnen-Grabhügel (in 1 Urne) bei Löbsal unfern Großenhayn, 1826 gef.; ein ähnl. b. Camenz, mehrer bei Dresden (Schulze Todtentöpfe in Sachs.) ꝛc. — Sicheln, N. 34. von Bronze m. edlem Roste, 6 Z. l. mit ½ Z. hervor stehender Niete zur Befestigung eines wohl hölz. Griffes; die obere Seite mit Reifen, die untere glatt, aus Schlesien vom Verf. erlangt; ähnl. fanden sich in der O.- u. N.-Lausitz, zu Connewitz b. Leipzig, deren 50 bei Hohenmölsen in Sachs. N. 35. in e. jener Klein-Rößner Urnenhügel (Wagners Tempel, 99.), 5 Zoll, mit einem Loche an der einen Seite, u. Niete auf d. andern; N. 36. aus der Lausitz, 5½ Zoll lang (Klemm, S. 50.); N. 37. d. 5 Z. l. aus Schlesien mit besonders gebild. Griff (Büschings schles. Alt. H. 3.). N. 38. eins von d. 50 bei Freistadt in Ober-Oesterreich mit einem Ansatze am Griffe, 6½ Z. (Kalina's böhm. Alterth. 180.) Und so noch in versch. Größe, aber gleicher Form im nördl. Deutschl., Dänemark u. England. Nach Plinius besaßen die Gallier Mähewagen (Vallus); eine Walze mit Sicheln, auf 2 Rädern ruhend u. von Thieren gezogen; dazu möchten aber die in Deutschland gefundenen meist so kleinen Sicheln nicht anwendbar gewesen seyn; sie eigneten sich wohl mehr zum Mähen u. and. Handgebrauche, u. vielleicht, ungeachtet ihrer Kleinheit, auch als Sensen. Denn so haben (nach Zwicks Mitth. s. S. 135.) die Sensen der mongol. Nationen auch nur ein ½ Elle langes u. oft viel kürzeres Eisen; da sie in der Regel nicht Heu bereiten, so dient es gewöhnl. zum Abschneiden von Binsen; — wie denn überhaupt dabei bemerkt ist, daß alle dortigen Geräthe nach unseren Begriffen klein sind, wie z. B. die Griffe an ihren Dolchen, Schwertern, Messern, den oben erw. Ohren ꝛc.

Anmerkung V. Metallgießereien in Deutschland. So fand man z. B. bei Demmin in Pommern auf 150 Celts nebst großen, in schüsselähnl. Gefäßen geschmolzenen Erzkuchen; jene sind von derselben schon erwähnten Hauptform, obschon unter sich vielfach abweichend, mit u. ohne Loch, Schaftkerben, Oehr ꝛc., u. dabei alle Arten, die sich auch in Sachsen, Schles. ꝛc. vorfinden, nur um etwas Weniges größer. (Lisch u. v. Ledebour, berl. Museum.) Bei Groß-Jena unf. Naumburg einen Schmelzlöffel mit noch einiger darin befindl. Bronze in 1 Urne (Kruse, Alterth. I. H. 3.) Bei Landshut in Bayern in einer unbezweifl. german. Grabstätte Pfeilspitzen nebst Form dazu (v. Braunmühls Alterth.), ebenso bei Massel in Schlesien (Maslographie); zu Gambach b. Braunsfels, Celts u. and. Waffen mit zerbroch. Schmelztiegeln u. mit Bronzekuchen (Schaum, Alterth. v. Braunsfels). Bei Thiede unf. Braunschweig Schmelztiegel u. Löffel bei urweltl. Gebeinen. (Kruse Alterth. II. 4. 53.) Zu Gutzbach in Ober-Hessen eine ganze Waffenschmiede mit zum Theil unverarb. Erze (Dorow). In Strelitz, ebenfalls Celts, u. ein Stück Erz

aus einem Schmelztiegel (Lisch); bei Cottbus unlängst 2 Celts u. 30 Pfund Bronze-Masse u. Bruchstücke, welche die Schmelzung noch erwarteten (in d. Samml. d. Leipz. Gesellsch.); bei Freistadt in Oesterreich 50 Sicheln nebst Bronze-Klumpen (Kalina, böhm. Alt.). Ebenso fand sich bei Schlieben eine Form von Wasserblei (Wagners Tempel S. 20.). Und so and. Orte. — Ferner ergaben sich 60 Celts an einem Orte bei Langensalza, 120 bei Scopau unf. Halle, bei einer Schanze, auf einer solchen 32 bei Ginetz in Böhmen, nebst zahlr. Sicheln; 50 bei Zittau; 15 mit and. Metallsachen b. Tschossig b. Giogau. Ebenso jene erw. 50 eherne Sicheln (bei Groitschen) unf. Hohenmölsen, welches Alles ebenfalls nicht minder auf Fertigung in d. Nähe deuten möchte. — In England wurden zuweilen ebenfalls zu 50, 100 Celts, Sicheln rc. bei einander gefunden, u. (wie in Deutschland) dann oft in concentrischer Ordnung gelegt, worüber die gen. Archaeologia Britan. interessante Nachweisungen giebt.

Bergbau wurde durch gall. Nationen, deren Kunst zeitiger Metallbearbeitung von Diodor u. Plinius erwähnt wird, ohne Zweifel schon zu Christi Geb. in Deutschland getrieben; die keltischen Gothinen (in Mähren) waren geschickte Eisenarbeiter. Plinius erwähnt des Kupferbergbaues in Deutschland (31. 1.) u. der Mönch Ottfried ebenso im 9 Jahrh. im Fichtelgebirge u. wohl schon weit früherer Zeit geltend. Die Kupfer- u. übrigen Erz-Minen im Hessischen, am Harz, im Mannsfeldischen rc sind vielleicht schon eben so zeitig benutzt worden. Daß man schon frühzeitig auf metallische Erzeugnisse Acht gab, beweiset die Färbung oder der äußere Anstrich zahlreicher Urnen in Schlesien, Sachsen rc. mit Graphit (Reißblei), von dem selbst sich noch ein Stück bei einer Urne vorfand (wie späterhin zu erwähnen). — War man nun einmal auf den Vortheil u. die Art des Schmelzens von Erzstufen aufmerksam gemacht, so konnte es auch nicht viel Schwierigkeit haben, das unscheinbarere Eisenerz zu versuchen, wozu das oft zu Tage liegende Sumpf- u. Morast-Erz mit seinem, die Aufmerksamkeit erregenden Ansehen dazu wohl veranlaßte; zumal wird dabei wenig Mühe u. nur ein von Stein oder Lehm leicht erbauter Ofen erfordert, mit Anfachung des Feuers. In manchen Gegenden des nördl. Deutschlands finden sich Erz- u. Eisen-Halden, wo seit Menschengedenken nicht Metall geschmelzt wurde; so z. B. eine Anzahl solcher im östl. Polen, wo in frühesten Zeiten Gothen saßen, nach Crügers Ursprung d. Niebelungen-Liedes 1841, wo auch jener muthmaßl. Verschanzungen geschildert sind. — Ueber die deutschen Sagen in Betreff des Metallschmiedens z. B. Klemms Alterth. u. dessen Attila, so wie Stiegaltz in d. Sage v. Wieland, d. Schmied, d. Dädalus d. Deutschen, Leipz. 1835, dieser scandinav., franz. u. brit. Sagen gemeinschaftl. Ursprung nachweiset.

Anmerkung VI. Eiserne Waffen. Die oben angegebenen Waffen Childerichs (nach Chiflet anastasis Childerici 1655) waren meist verrostet, während die Mitgaben von edlem Metall sich völlig erhalten hatten; merkwürd. sind besonders die mit gefundenen goldenen Bienen. Auf den dabei entdeckten Siegeln erscheint jener König theils mit einem geschulterten Schwerte, theils mit einer Lanze (oder Scepter dieser Form), deren Spitze gewöhnl. Art von den Schultern an beginnt. N. 51. a. eiserne Streitart bei Wildeshausen im Oldenburg. gefunden in der mit hohen Erdwällen umgebenen heidn. (sächs. od. fränk.) Arkeburg (Westph. Prov. Bl. l. od. Oldenburgs Wildeshausen, 1838). b. bei Stolzenhayn, mit and. weiterhin erw. Waffen; c. u. d. auf dem Cunrode b. Ziegenrück gef. (Variscia IV.); e. bei Hirschstein a. d. Elbe unf. Grosenhayn, 4½ Zoll lang nebst 1 gleichen, u. 1 Sporn besond. Form, b. Urnen gef., wo es in der Nähe 2 heidn. Rundwälle giebt (nach Götz). f. u. g. bei Dobra (wovon weiterhin). — Dolche, N. 42. 12 Zoll l., bei Pösenek im Voigtländ. in e. 7 Ell. hoh. Hügel unter Urnenscherben, unverbrannten Knochen u. and. eis. u. bronz. Geräthe; ein Schwert 43. zu Ranis im reuß. Voigtl. 1827 unter gleich. Verhältnissen, stähl. u. zweischneid. Klinge, 24 Z. d. Klinge, 2½ d. Handgriff, 1¾ Z. d. Knopf l., umgebog. bei der Leichenbestattung. Beides ohne Zweifel aus späterer Heidenzeit. (Ueber altd. eiserne, im südl. Deutschl. gef. Schwerter u. and. in diesem gef. eis. Geräthe hat Wilhelmi in s. 7 Todtenhügeln, so wie d. Sinsheimer Bericht 1842 üb. Alterth. jener Geg. Näheres mitgeth.)

Ein merkwürdiger zum Theil an den Verf. gelangter Fund erfolgte 1832 in hiesiger Gegend b. Dobra unf. Radeburg, auf Tausch zu, in einer heidn. Grabstätte auf dem längst als Acker benutzten Försterschen Feldgrundstücke, wovon vielleicht Erdhügel oder Decksteine schon längst weggeschafft worden waren

u. der Pflugschaar bereits Manches vernichtet haben mochte. Die einzelnen Grabstätten waren von runder Form, gegen 3 Ell. im Durchmesser, mit einem Lager von größeren, u. auf die Mitte zu kleineren Steinen umgeben; in der letztern fanden sich eiserne Waffen, Knochen u. Gefäßscherben, härter gebrannt, als gewöhnl. Urnen, jedoch nicht glasirt. Aschenlagen u. vom Brand zeigende Steine in jedem Grabe deuten noch auf die Sitte des Leichenbrandes, u. die Waffen auf die letztere Heidenzeit oder das früheste Mittelalter, wie schon oben erwähnt. Taf. IV. N. 46. enthält mehrere der letzteren. In fast jedem Grabe fand sich eine Art (z. B. war a. mit Verzierung u. edlem Eisenroste, wahrscheinl. von Ueberstählung 7 Z. l., 3½ Z. br.; andere rohere, T. III. N. 51. f. u. g.) eine Lanzenspitze (z. B. T. IV. 46. b. 12½ Z. l. ebenfalls m. glänz. Roste u. m. Schaftloch, andere 8 Z. l.) eine Messerklinge mit schwachem Stiele für den fehlenden Griff von Holz (z. B. c., gegen 8, andere 6 Z. l.) In manchen Gräbern noch eine Wurfspieß-Spitze (d.), eine alterthüml. Scheere (wie e., 7½ Z. l.; ferner mehrmals umbrochene Eisenschwerter, wie f., 24 Z. l., 2 Z. br., ein anderes sehr vom Rost ergriffen; ebenso eine krumm gebogene senkrecht in den Boden gesteckte schwache, 14 Z. lange eiserne Spießspitze g., einige einfache Schnallen (h. auf 4 Z. l.) u. mehreres Unkenntliche. Dabei war auch ein messingart. Ring, i., 1¼ Z. im Durchmesser, mehr neuerer Art. Dieser Fund erhält um so mehr Interesse, als er mit einem zu Stolzenhayn im schweidnitzer Kreise im preuß. Herzogthume Sachsen, 2 St. von d. Elbe, viel Verwandtes zeigt (von dem um dort. Alterthumsforschung verdienten Kreisphys. D. Wagner in d. Berichte d. deutsch. Gesellsch., Leipz. 1833. S. 33. beschrieben u. abgebild.) In einigen in Kieslagern befindl. Grabstätten ohne Hügel fanden sich in der Mitte, von Aschenerde umgeben, die Urnen mit Knochen, dabei Aexte (5—6 Zoll lang; vergl. Taf. III. N. 51. b.) Lanzenspitzen von 6—10 Zoll; einige schön geformt u. gut erhalten (N. 46. c. u. d.) u. mancherlei anderes Eisengeräthe, Schnällchen, Nägel ꝛc.; bei einigen auch Messerklingen (N. 46. a.) u. Schaafscheeren schon erwähnter Form, 46 b. Ferner ein Sporn nur auf kleinen Absatz passend u. der eine Schenkel länger, als der andere; dieß Alles von schon zum Theil verrostetem Eisen; außerdem ein Kupferblech mit Löchern, (wahrscheinl. Gurtschnalle) ein Kupferdrath, ein grüner Glasring u. einige starke Drath- oder Nadel-Stücke von Silber. — Dieser Fund wird ebenfalls dem Heidenthume u. der Zeit der Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden zuzuschreiben seyn. Ein ähnl. Fund mit eisernen kleinen Aexten, Messern, Pfeilspitzen ꝛc. bei Urnen auf dem Jauernicker Berge in der Oberlausitz (Oberlaus. Nachles. 1772. S. 131.); vergl. S. 130.

Von den Geer- oder Lanzen-Spitzen ist Taf. III. N. 49. a., nebst 1 and. bei Urnen, b. Merschwitz unfern Großenhayn gef., 9 Zoll lang; im Besitze des Verf. eine gleiche b. von Ullersdorf in der Oberlausitz; c. vom Schliebener Burgwalle, 8 Z. l., von dem Schaftloche aus rundspitzig zugehend (Wagners Tempel); N. 48. a. b. sind eiserne Lanzen- oder Speerspitzen, bei Osterdorf u. b. Döbritz im reuß. Voigtlande gef. u. merkwürdig wegen ihren Verzierungen (Variscia II.); c. ist ein im Mecklenburg. gef. Stachelknopf (nach Art der späteren Morgensterne) mit herausstech. Zacken, 1½ Z. hoch, 1 Z. br. u. wahrscheinl. auf einem Stabe zu befestigen (Lisch). d. eine 3 F. 8 Z. l. Speerspitze am Teufelsgraben b. Gohrisch unf. Großenhayn gef., der als e. muthmaßl. germ. Völkergränze gelten kann; doch viell. jene auch aus mittelalterl. Zeit. — In heidn. Gräbern fast aller deutschen Provinzen kommen zuweilen eiserne Scheeren vor, die der Form jetziger Schaafscheeren sehr gleichen, obgleich meist kleiner, 5, 6, 8 u. mehr Z. l. Sie waren schon bei den Römern gebräuchl. u. auf einem antiken Marmor ist eine der Schicksals-Göttin, Atropos, abgebildet, wie sie den Lebensfaden mit einer Scheere gleicher Form abschneidet. In Ermangelung solcher Instrumente unserer Art dienten sie wahrscheinl. zu jegl. Gebrauche u. blieben bis ins Mittelalter, seitdem aber nur noch als Schaafscheere gewöhnl. Ihre öftere Auffindung bei Waffen heidn. Zeit läßt schließen, daß auch Krieger solche bei sich führten, zu etwa nöthigem Behufe. Taf. III. N. 49. d. ist bei Massel in Schlesien gef., bei zahlr. german. Urnen u. manchen röm. Gegenständen (Maslographie S. 147.); einiger anderer ist schon gedacht. Obwohl meist von Eisen, giebt es dennoch auch gef. bronzene, wie z. B. in Mecklenburg (Jahrb. d. Mecklen. Alterth.-Ver. Jahrb. 1838. 53.); vielleicht röm. Ursprungs.

Der ehernen u. knöchernen Pfeilspitzen ward schon gedacht; von den eisernen Pfeilspitzen, von denen sich aus älterer Zeit wenig erhalten haben möchten, sind die Taf. IV. in das Mittelalter gehörig; N. 44. a. viereckig, nebst zahlr. and. im Zwingerwalle zu Großenharm gef., 3½ Z. l.; ganz ähnl. besitzt der Verf. v. Radeberger Schloßberge (abgeb. in d. Beschr. d. Radeb. Ruren, 1828, od. Kruse, Alterth. II.); a. d. Lausitz; ebenso v. Mainz ꝛc. N. 44. b. eine flächere, von Düsseldorf. N. 45. a. mit zwei Widerhacken v. Pösenek (Variscia IV.) 45. b. gleiche von Frauenstein im Erzgeb. 2½ Z. l. (v. D. Klemm). Schließl. wird noch die Abbild. eines (d. Verf. gehör.) gut erhaltenen Pfeils aus der Hussitenzeit beigegeben, wie sie den Meißnern Bürgern damals geliefert u. unlängst in zahlr. Menge auf dem dort. Rathhause aufgefunden wurden; zum Theil in d. Samml. d. Alterthums-Ver. zu Dresden gelangt; 16½ Z. l., die Federn von ganz schwachem Holzspane eingesetzt, N. 47.

Ebenso ist die Auffindung von Sporen u. Hufeisen aus dem heidn. Alterthume zu beachten, wovon der Verf. keine Abbild. beigab, weil sie den neueren mehr oder minder ähnl. sind. Die altdeutschen Sporen (auch bei den Römern waren solche übl.) haben statt der neuen Rädchen, nur eine Spitze; b. manchen ist der eine Schenkel weit kürzer, als der andere (Dorows Denkmale II. u. Sinsheimer Bericht I.); ebenso bei jenem Stolzenhayner Funde. Die Hufeisen aus heidn. Zeit, die sich in mitteldeutschen Gegenden fanden, sind meistens klein (das Volk nennt sie oft fälschl. Schweden-Hufeisen; es sind aber wohl früher allgemein gewöhnl. eines kleinen Schlags der Pferde, so wie sie noch im östl. Europa u. westl. Asien üblich); die der heidn. Periode zeichnen sich überhaupt oft durch Kleinheit, Dünne u. bedeutende Oxydation aus, durch ermangelnde Griffe, wie Aufzüge od. Federn am Stollenende; die aus dem Mittelalter eben auch oft durch Mangel an Griff, kleine Stollen u. wie jene nur 6—8 Nagellöcher, mehr in der Mitte. Eine Abhandl. darüber Variscia, 3. u. 4. m. Abbild. Das Hufeisen in Childerichs Grabe ist in Chiflet abgeb.; andere aus d. südl. Deutschl. (so wie Sporen ꝛc.) bei Panzer, Popp ꝛc. aus d. nördl. in Beckmann Braudenb., Arnkiel Alterth., Schaums Braunfelsische Alterth. ꝛc.; vergl. Klemm 134, worauf auch in Hinsicht des übrigen Pferdegeschirres zu verweisen ist. Ueberhaupt ist es für den Verf. höchst schwierig aus der ihn, fast überwältigenden Masse des interessantesten Stoffs u. unzähliger Notizen v. Auffindungen, über diese Waffen (wie and. ähnl. Alterth.) das Zweckdienlichste auszuwählen, u. in der Kürze zu erwähnen, da es viel leichter wäre ein ganzes Buch damit zu füllen, während es hier nur einem §. u. der Hindeutung auf das Wichtigste, Ansprechendste gelten darf, gnügend für den, welcher sich nicht speciell mit diesen Gegenständen beschäftigt, nur einige Ansichten davon zu erlangen wünscht, obwohl immer auf gründl. Nachrichten beruhend u. zur Belehrung über selbst Gesehenes od. Gefundenes dieser Art ausreichend. Wegen der möglichsten Raumersparung wird bei den häuf. Abkürzungen u. bei d. nur kurzen (auch aus d. Liter. d. S. 116. erw. Handb. v. Wagener sich leicht ergeb.) literar. Nachweisungen, die schon B. I. S. 8. erbetene Nachsicht hier erforderlich.

Anmerk. VII. Das Schild. Taf. III. N. 44. l. ist ein german. auf der Antonins-Säule zu Rom, obwohl es vielleicht auch eine röm. Form war (vergl. Berndts schätzbares Werk: Wappenwissensch. I. 1841. S. 13.); m. eine Form nach dem Bruchstücke eines solchen im Mecklenburg. gef. (bei Lisch); n. ein altdeutsches Schild, ob ans german. od. fränk. Zeit ist zweifelhaft. Es ist 3½ F. hoch, 1 F. 5 Z. breit, 10 Pfd. schwer, u. gleicht gewissermaßen einer Fischgräte. Aus der Hauptrippe gehen Seitenrippen hervor, aus Stricken gebildet; das Ganze besteht aus Tannenholz, auf beiden Seiten mit Baumrinde u. mit einem filzart. Stoff belegt, nach außen aber mit Schweinsleder, u. dieses wiederum mit dichten Linnen überzogen; letztere weiß grundirt u. rings herum mit rothen u. gelben Strichen verziert; die obere wappenähnliche Figur ist ohne Zweifel neueren Ursprungs. Auf der innern, hohlen Seite sind drei eiserne Hefte zur Befestigung des fehlenden Griffs. Es zeigt von vieler Verletzung im Kampfe. Dorow (Alterth. I. mit Abbild. dess.) schreibt ihn einer nördl. german. Nation an der See zu; Berndt (Wappenk. I. 348.) setzt ihn dem Mittelalter näher. Im Eichstädtischen entdeckte man ein hölz. Schild 3½ F. l., 1½ br., mit Bronzeüberresten u. Eisenschienen, neben einem Gerippe. Von Holz konnten sich solche überhaupt wenig erhalten; dagegen finden sich metallene Schildbuckel, in eine Spitze in der Mitte ausgehende Rundungen, wie der auf dem Schilde N. 44.

m. (nach Lisch) u. besonders zahlr. kleine fingerhut-ähnl. Buckel, ohne Zweifel mit einem oft darin befindl. Nagel auf dasselbe herum zu befestigen, zur bessern Sicherung u. zugleich Verzierung. N. 44. i. ist nach röm. Abbild. entnommen. Der Köcher 44. o. u. Bogen q., so wie wahrscheinl. ein Haken zu dessen Spannung, p. befinden sich auf einer der 4 Steinplatten, welche ein heidn. Grabmal (bei Merseburg entdeckt u. jetzt im dasigen Schloßgarten) bilden, u. wo sich auch die schon verzierte stein. Streitart B. I. Taf. II. 67. vorfand. Die Figuren sind eingeritzt u. der Bogen zugleich roth, die Sehne schwarz gemalt. (Rosenkranz, Zeitschr. 1832. u. Dorows Beschr. dieses Grabes.)

Die Darstellung der röm. Trophäen aus angeblich german. Waffen sind von röm. Siegesmünzen, aus Gesners Münzwerk (Taf. 124 ꝛc.) u. and. Hülfsmitteln entnommen. N. 28. von e. Münze des Commodus mit der Umschrift de germanis, nur daß das zweiseitige Beil (zur rechten Seite) von einer and. gleichen Münze (wo es statt der Streitart links befindl.) entlehnt wurde. Gleiche Streitärte sind auch auf röm. Münzen mit cimbrischen Trophäen (Bienenberg, Böhm. Alt. III., wo auf einer solchen ein krummes Schwert.) N. 29. von einer Münze des Domitian, mit de germ.; die Fähnchen sind offenbar röm. Form; Münzen auf Drusus enthalten gleiche Trophäen, jedoch Pfeile statt jener musikal. Hörner. N. 30. von Commodus mit de germ. Ebenso giebt es aber auch fast gleiche Münzen auf besiegte Sarmaten, Dacier, Armenier ꝛc., ein Beweis, daß man es mit dem National-Costüme nicht genau nahm; zumal möchte die mützenartige Kopfbekleidung nicht den Germanen angehören. Auf ähnl. des Cäsar u. Tiberius erscheint der Helm gehörnt, wie N. 49. e. Auf. röm. Siegesmünzen sollen auch Lanzen mit breiten Spitzen dargestellt sein, daher wohl der Streitmeißel der Germanen; doch hat der Verf. noch keine zu Gesicht erhalten können. In Bezug auf Waffen, Schilder u. besonders Wappen d. Germanen u. die bei ihnen schon beginnende Unterscheidung durch solche, verweiset der Verf. auf die schon gerühmte Wappenkunde von Berndt, 1841, mit vielen Abbildungen.

Schon früher (B. I. S. 67.) ward von jener thörichten Ansicht gesprochen, daß nehml. die Deutschen, selbst noch zu der Römer Zeiten, sich ohne Kleidung beholfen hätten, u. wahrhaft komisch ist es, wenn selbst in den neuesten Werken (z. B. Baders Bildersaal) die ganze Sippschaft, jung u. alt, groß u. klein, in diesem Naturcostüme in treffl. gearbeiteten, nur leider unwahr dargestellten Bildern sich repräsentirt. Aus einzelnen, nicht im rechten Sinne gedeuteten, klassischen Stellen bildete man, um sie recht hart u. grimmig gegen die Römer, u. dabei alle Bequemlichkeit verschmähend, zu schildern, die Idee von jenem Nackgehen aus, nur mit Bärenfell u. Keule versehen. Im Verfolge dieser Schrift soll das Gegentheil gnügend zu erweisen gesucht werden.

§. 24. Ueber einige Münzen aus der vorchristlichen Zeit Ost-Deutschlands.

(Als Nachtrag zu dem vorigen §.)

Das Fertigen von Münzen steht mit dem eben besprochenen Erz-Schmelzen und -Gießen in nahem Bezuge, und wo Völker sich zu diesem erhoben, ward auch jenes meistens auszuführen gesucht, wenn dabei auch nur an einfaches Gießen, nicht an ein kunstfertiges Prägen gedacht werden konnte. Die Münzen Griechenlands und Roms dienten dabei den Kelten, Deutschen und Slawen zum Muster, als sie sich an diesen Gegenstand wagten. Doch die von den letzteren Nationen muthmaßlich herrührenden Münzen, gewöhnlich als barbarische bezeichnet — so wie jene Nationen selbst von den Römern — sind schwierig zu deuten und überhaupt ein noch wenig angebautes Feld; die Unvollkommenheit des Gepräges und die Unkenntnisse der Symbole ist meist die Ursache,

so wie, daß nur auf wenigen Schriftzüge vorhanden und noch seltner erklärlich sind. Um so weniger hält sich der Verf. zu einer gnügenden Mittheilung darüber geeignet und beabsichtigt nur auf einige derselben, zumal in hiesigen Gegenden gefundene, aufmerksam zu machen. Dabei ist der Blick besonders auf Böhmen zu richten, wo ergiebige Silberadern und Goldkörner im Flußsande, auch den mindergebildeten Bewohner auf deren Gewinnung und das Fertigen von Münzen hinleiten mußte, und wo zuerst die Bojen Jahrhunderte verweilten. Deren stammverwandte Nationen, die keltischen Gallier, Kimmern ꝛc. aber, waren in der Metallbearbeitung erfahren und haben selbst zahlreiche Münzen hinterlassen, welches daher auch von jenen zu vermuthen seyn wird.

Zu diesen keltischen Münzen, welche sich häufig in England und Nordfrankreich finden, aber auch öfter am Oberrheine, in Böhmen und anderen keltischen Sitzen, wie in einzelnen Exempl. in manchen anderen deutschen Gegenden, gehört z. B. Taf. III. N. 27. a. b. c. u. d., worüber die Anmerk. I. nähere Nachweisung giebt. Eine andere Gattung solcher Münzen sind die sogenannten Regenbogen-Schüsselchen, die man zwar auch einzeln in oberrhein. und and. keltischen, wie and. deutschen Gegenden, doch besonders häufig in Böhmen entdeckt hat, so z. B. bei Podmokl einige Tausend in Gold, und darunter N. 47. a. in der Nähe einer Goldwäsche, welche Menge und Oertlichkeit auf deren Gießung an Ort und Stelle hinweiset. Das einfache Gepräge, die Dickheit und Anderes gleicht zwar den keltischen Münzen in Frankreich und England, dennoch scheinen sie verschieden davon zu seyn; obwohl immer in die Zeit der nächsten Jahrhunderte um Christi Geburt gehörig. Sie sind daher für bojische, aber auch markomannische, oder gothinische gehalten worden; von böhmischen Gelehrten, obwohl mit weit geringerer Wahrscheinlichkeit, für czechische. Außerdem sind noch andere räthselhafte Münzen in Böhmen gefunden worden; die eine Seite einer solchen N. 47. c. zeigt eine ähnliche Stellung und Bewaffnung eines Mannes wie manche gallische, z. B. N. 27. b.; N. 47. b. läßt die Darstellung eines slawischen Kriegers des 9. Jahrh. vermuthen, denn diese Münze gehört der Wahrscheinlichkeit nach dem großmährischen Reiche an, (das darauf befindliche slawische Wort Penesy bedeutet Geld); N. 22. ebenfalls in Böhmen entdeckt und einen ähnlichen Krieger darstellend, scheint nicht minder slawisch zu seyn. — Man spricht oft von wendischen Münzen, sogar mit Runenschrift, allein solche sind noch unerwiesen; was man dafür hielt, sind theils schon christlich-slawische (böhmischer, polnischer, pommerscher ꝛc. Fürsten), theils sogenannte Okelpfennige, welche für die überwältigten wendischen Nationen längs der Elbe, im 10. und 11. Jahrh. unter den damaligen Kaisern, den Ottonen und Heinrichen ꝛc. von deren Markgrafen oder von Bischöfen der Gegend

geprägt worden, und meist mit erhabenem reifenartigen Rande versehen sind, wie Taf. IV. N. 48. und 49., wodurch die Schrift umher undeutlich erscheint. Ihnen gleichen auch andere damalige Münzen von Kaiser Otto I. (N. 50.) und III. (N. 51.), worüber ebenfalls die Anmerk. I. Weiteres besagt; wogegen einige Bracteaten, Solidi und meißnische Groschen frühester Zeit im folg. Hefte mitgetheilt werden sollen, so wie Nachrichten über die in hiesiger Elbgegend zahlreich gefundenen römischen Münzen, Bronze-Schmucke, Thongefäße, Idole ꝛc., von welchen ersteren 5 derselben von den Kaisern Augustus, Vespasian, Commodus, Gallien, Constantin, Taf. IV. N. 52—56. (laut der Anmerk.) vorläufig dargestellt sind. Werden alle diese Abbildungen auch für Münzsammler nichts Neues darbieten, so doch den weit zahlreicheren Lesern einige Ansicht davon zu gewähren vermögen, welche noch nicht damit vertraut sind, und es alsdann wohl als eine nicht unerfreuliche Zugabe betrachten möchten. Wegen des vor. §. sind zumal Krieger-Darstellungen gewählt.

Anmerkung. Keltische, römische u. früheste deutsche Münzen. Eine bei Ritschburg in Böhmen gefund. muthmaßl. kelt.-gall. Silbermünze Taf. III. 27. d. aus Maders Vers. üb. Bracteaten; 27. c. eine gleiche in d. Verf. Besitz (mit der undeutl. Avers-Darstell. u. daher weggelass. Hauptseite). Kelt.-gall. erscheinen sie nach dem Hauptwerke über solche, mit zahlr. gleichen Abbild., nehmlich Lelewel études numismatiques, Vol. I. Type gaulois ou celtique, Brux. 1841. Auf jener erstern M. die Hauptseite Kopf mit Lorbeerkranz, wie oft auf solchen, besonders d. größ. kelt. Gold- u. Silber-M. Rückseite: ein Pferd, sehr gewöhnl. heil. Symbol; muthmaßl. der keltischen Göttin Cerdwen. Darunter das ebenfalls häufig vorkommende kelt. symbol. Dreieck auf 27. c., wo die Schriftzüge als KAL u. auf Kalu, Kaldu, Kaletedu (die gall. Nation d. Kaleten in der Champagne) gedeutet werden. Aehnl. kelt. M. v. Gold, Silber u. Bronze (die größeren gewöhnl. sehr dick) finden sich in den Hauptsitzen kelt. Nationen in England, Nordfrankreich u. Belgien besonders häufig, so aber auch u. oft zahlr. am Ober-Rhein, in Böhmen, in Donau-Gegenden, b. Krakau ꝛc.; fast überall, wo einst Kelten saßen; einzelne ebenfalls in and. deutschen Prov. (Thüringen ꝛc.) u. durch Verkehr wohl dahin gelangt.

N. 47. c. (d. Verf. von s. verehrten Freunde, d. National-Museums-Biblioth. Ritter Hanka in Prag mitgetheilt) in Böhmen gefunden nebst ähnl., von Gold, zeigt auf einer Seite (d. and. unkennt.) einen Krieger, wie solche, obwohl roher, doch der Stellung nach u. vorn mit Waffen, hinten mit Ring, auf gall. M. vorkommen, die man für veromändische hält (im nördl. Frankr.), weil sie dort oft gef. Eine solche in Grauerz (Potin d. Franzosen) erlangte d. Verf. in der Gegend des durch Attila's Niederlage bekannten catalaun. Schlachtfeldes b. Chalons sur Marne (s. Taf. III. 27. a. b. um ½ verkleinert), wie sich ähnl. auch zuweilen in Deutschl. finden. Man hält die Figur (Mannequin von Lelewel genannt) für d. Hesus, Camul od. einen and. kelt. Mars mit Lanze u. Schild. Schreiber, der ebenfalls gleiche mittheilt, beschreibt sie als eine männl. Figur m. d. Kapuze auf d. Kopfe, rechts einen Stab haltend, auf manchen m. 1. Griff versehen, auf and. in eine Spitze auslaufend, in der Linken einen Ring mit Knöpfen, auf der Rückseite ein heil. Eber u. darüber einen kelt. Knoten, als dessen Symbol; ein gleiches unten. — Bei den obigen mit den mit Lorbeerkranz versehenen Köpfen, auch wohl mit lat. u. griech. Schrift, obschon meist unleserl. od. doch nur muthmaßl. als Namen kelt. Häuptlinge erklärt, haben offenbar macedon. Münzen zum Muster gedient. Eine eigene Gattung dieser sogen. barbarischen (nehml. nicht röm.-griech.) M. scheinen die besonders in Böhmen gefundenen sogenannten Regenbogen-Schüsseln zu bilden; das Volk bemerkte sie oft nach Regen, der sie von Erde entblößt hatte u. glaubte daher, wo jener auf dem Erdboden ruhte, fänden sich solche; meist auf

einer Seite erhaben, auf der and. vertieft, erscheinen sie schüsselartig. Nicht selten nennt man auch so die ihnen oft im unvollkommenen Gepräge u. räthselhaften Gegenständen ähnl. kelt. M., allein diese unterscheiden sich meist bedeutend von ihnen, wenn auch ohne Schrift, durch die oft belorbeerten Köpfe, Helme, Pferde u. and. Thiere, wie durch Puncte u. Linien gebildete kelt. Symbole ꝛc., so daß man jene davon charakterist. abweichenden besond. betrachten kann. Zu diesen gehört zumal der Fund von einigen Tausend solcher Goldmünzen (80 Pfd.) zu Podmokl b. Pürglitz an d. Mies in Böhmen, nebst 1 gold. Armbande röm. Form, in einem bronz. Kessel. Sie sind dick u. unförml., viele in Halbkugelform; man nahm wahrscheinl. gegossene rundl. Metallstücke u. preßte dann den Stempel darauf, wodurch sie zugleich platter, oft auch ausgehöhlt wurden. Viele scheinen nur auf einer Seite geprägt od. enthalten wenigstens nur unkenntl. Erhöhungen auf der and.; manche zeigen Dreiecke (nicht d. christl. Dreieinigkeit, sondern wohl heidn. Symbol des Norden, d. 3 Jahreszeiten ꝛc.), Sonnen, Herzen, Kugeln, Blätter, Vogelköpfe ꝛc., überhaupt sehr Unkenntliches. Taf. III. 47. a. zeigt 2 d. deutlichsten u. kleinsten (nach Voigt Sendschr. üb. Podom. M. 1771), andere sind noch 1 u. 2 Mal so groß. Ebensolche fanden sich auch silb. im Bayerschen u. and. deutsch., besond. in böhm. Gegenden u. oft, wo es zeitig in d. Nähe Bergbau gab, z. B. bei der Goldwäsche zu Eyle im Böhm. (schon im 10. Jahrh. bekannt); b. Kuttenberg ꝛc.; man glaubt sie daher im Lande geprägt. Lelewel u. and. Numismatiker schreiben sie d. Bojen od. Markomannen zu; Andere vermuthen ihre Fertigung unter dem letztern Fürsten der Gothinen, Catuald, zumal da die mähr. Gothinen als Metallarbeiter bekannt sind; And. durch die an d. Markom. angränz. Taurisker an d. Donau, welche d. Münzfertigung viell. von eingewand. Griechen erlernten, obwohl unvollkommen. Nach dem meisten Meinungen u. der Beschaffenheit solcher Münzen selbst, als unbezweifelte rohe Nachahmung röm. od. griech., gehören sie d. kelt.-german. Periode an u. zumal einer german. Nation zur Römerzeit; für diese sprechen z. B. bei den Podmokler M. jener Armring, so wie in der Nähe entd. bronz. Fibeln ꝛc, damaliger Epoche; ferner deuten bei jenem Dorfe zugleich Wälle u. Urnenscherben, Knochen, auf einen festen heidn Opferort. Ebenso ergaben sich (nach Schreiber) solche M. bei röm. Münzfunden. Schon erwähnt ist, daß böhm. Gelehrte sie dagegen für ihre Landsleute, die Czechen, in Anspruch nehmen, da diese ebenfalls zeitig Bergbau trieben. Die sehr zahlr. Literatur darüber s. in Vulvius Curiositäten VII. 1.; Jäthensteins böhm. Alterth.; Leipz. Gesellsch. Ber. 1839. So auch Schreiber, welcher sie in s. schätzbaren Taschenbuche f. Geschichte u. Alterthümer Süddeutschlands, v. J. 1839 u. 1840, alle sämmtl. hier erw. M. f. keltisch erklärt, auch die Literatur u. Abbild. derf. mittheilt und auf ihnen häufig die heil. Ringe abgebildet findet.

Als eine der ältesten slawischen Münzen erscheint N. 47. b., einen Krieger zeigend, mit d. slaw. Worte ПЕНЬЯZЕ, Geld, der nicht mit abgeb. Revers einen Kopf, mit РАСТІІСАЯВ, Rastislaw (od. -laus, Name des Vorgängers Swatupolcks od. Zwentibolds, des Gründers des großmähr. Reichs). Solche Goldmünzen wurden in Mähren u. zu Trebeschna bei Leukomischel in Böhmen, meist in d. abgebild. Größe, aber auch fast halb so klein, doch immer mit gleicher Darstellung, gefunden, u. (nach Hanka's Mitth.) v. Prof. Boczek in Brünn (in der Moravia) für M. von Großmähren erklärt, wohin die Slawen-Apostel Cyrill u. Methodot von Thessalonich vielleicht macedon. M. mitbrachten, die (gegen 880) jenen zum Muster dienen mochten, da der Kopf offenbar d. alexandrin. M. gleicht (wie Aehnliches schon b. d. kelt. vermuthet). Die Reihe d. böhm. M. scheint mit Wenzel d. Heil. (928—36), wenn nicht erst mit Boleslaw I. (936—67) zu beginnen; die poln. mit Boleslaw d. Tapfern († 1025). N. 22. eine unbek. M. aus Böhmen u. wohl früherer slaw. Zeit (nach Binnenbergs Abhd. üb. d. Podmokler M. 1777); Krieger mit Schild u. seltnem krummen Schwert (wohl asiat. Form); Rückseite Verzierung zwischen 2 Schildern.

Die Okelpfennige (als dem Auge, slaw. oko, ähnl.) von Markgrafen jener Kaiser für die Wenden zwischen Elbe u. Oder geprägt, theils von Bischöfen, wie der, auf manchen befindl. Krummstab zeigt. Besonders wird dabei an die Erzbischöfe zu Magdeburg zu denken seyn, diesem uralten Handelsplatze u. unter Karl d. Großen schon Gränzburg gegen die anwohnenden Wenden. Sie scheinen bis Ende d. 11. Jahrh. gebraucht u. immer kleiner geworden zu seyn, daher von Groschen- bis Dreier-Größe; doch meist dicker; ein ihnen fast stets eigenthüml.

gebliebener höher od. niedriger reifenartiger Rand unterscheidet sie charakteristisch von and. M. Sie zeigen gewöhnl. auf d. einen Seite ein aus 4 etwas erhabenen Dreiecken, Blätter ic. zusammengesz. Kreuz, mit einem Kranze umgeben; auf der and. ein ebenso umkränztes Kreuz von 2 Scepteru, Krummstäben ic., in dessen Winkeln aber Kugeln, Dreiecke ic.; manche zeigen ein Kirchengebäude, spätere auch Köpfe, wie die damal. Kaiser-Denare. Auf beiden Seiten Reste von Randschrift od. Verzierungen doch meist unkenntlich durch Fertigung jenes hohen Randes, mittelst eigenthüml. Prägens. An Runen ist dabei nicht zu denken; es hat keine Münze Deutschl. solche, wenn sie auch auf scandinav. vorkommen. Manche ältere Obelpf. zeigen statt der Umschrift gerade Striche neben einander rings herum. Solche Münzen fand man in pommer., brandenburg., sächs. Gegenden; i. d. Oberlausitz z. B. b. Zöblitz, von wo d. Verf. die abgeb. erlangte. Taf. IV. 48. zur Seite, wegen des breiten Randes; 49, auf beiden Seiten (Lauf. Mon. Schr. 1801. 182. u. v. Koine i. d. Nieder-Lauf. abgeb. Lauf. Mag. 1826. Sie gleichen den Denaren d. Kaiser Otto I. II. III., wo der Avers meist nur ein umkränztes Kreuz zeigt. Z. B. (nach Götz Kaisermünzen) N. 50. das OTTO zwischen d. Kreuzwinkeln; D(e)I GRA(tia) REX. Rückf. einfaches Kirchengebäude, M(a)GADABVRG, von Otto I. 936—73. N. 51. ODDO REX (d. Rückf. enth. COLONIA, Kölln), von Otto III. Beide um ⅓ verkleinert. Die Münzen blieben sich damals sehr gleich u. so kommen eben solche von Heinrich III., IV. u. and. damal. Kaisern vor; die Hauptseite mit deren Brustbilde u. Namen, die Rückf. ein gleich umkränztes Kreuz, mit Kugeln ic. in den Winkeln u. darum Städtenamen ic. Ueber die sächs. Münzen ist bald ein Hauptwerk von einem der gerühmtesten vaterländ. Numismatiker zu erwarten, dem auch d. Verf. manche Belehrung verdankt (H. v. Posern-Klett). Angelsächsische, byzantinische u. arabische M., wie sie in den deutschen Ostseeländern häufig, u. zumal letztere in unzähliger Masse, südl. bis Frankfurt a. d. Oder vorkommen u. deren vielen Verkehr mit England, wie mit dem Orient u. zwar wohl mehr zu Lande über Bulgarien ic., als zu Wasser, im 8—11. Jahrh. beurkunden (vrgl. Ledebours Handelsverkehr, 1840), sind in hies. Gegenden, so viel d. Verf. bekannt, nicht gefunden worden.

Mehrere der in hies. Elbgegend gef. u. zum Theil v. Verf. erlangten röm. Münzen: N. 52. Erzmünze (hier halb verkleinert) vom Kaiser Augustus, Avers: DIVVS AVGVSTVS PATER, m. dess. gekrönt. Haupte; Revers: sitzende weibl. Figur, mit dem so gewöhnl. S(enatus) C(onsulto), bekanntl. z. Zeit Chr. Geb. geprägt. — N. 53. Erzm. (hier halb verklein.) vom Commodus, Avers M. COMMODVS ANT. P(ius) FELIX AVG. BRIT(annicus) mit dess. bekränzt. Haupte; Revers (hier weggelassen): eine steh. weibl. Figur m. einem Palmzweige in d. Hand: HILARIT(as) AVG(usti Pontificis Maximi) TR(ibunicia Potestate) XII. IMP. VIII. COS. V. (pater patriae) S(enatus) C(onsulto); 187 n. Chr. geschlagen. — N. 54. Erzm. (hier in natürl. Größe): Av. CONSTANTINVS IVN. N. C. mit dess. bekränzt. Haupte; Rev. VICTORIA DDD. AVGG. NNN. mit 2 Siegesgöttinnen, welche in d. rechten Hand Kronen od. Palmzweige halten, im Abschn. TRS. gegen 317—37 n. Chr. geschl. Sämmtl. auf d. Schloßberge b. Radeberg gefunden, nebst noch and. von Augustus, Claudius, Constantin d. J. ic. (vergl. d. Verf. Beschr. v. Urnen 1828, auch Kruse's Alterth. II.). — N. 55. Silber-M. (hier um ⅓ verkl.): Av. Brustb. mit Lorbeerkranz, IMP. CAESAR VESPASIANVS AVG.; Rev. sitz. weibl. Figur, rechts einen Zweig (od. 3 Kornähren), links den Caduceus, den mit Schlangen umwund. Stab, COS. ITER. TR. POT. (als nehml. V zum zweitenmal Consul u. Volkstribun war); bei Seußchen unweit Großenhayn auf d. Felde gef., nebst 1 Goldm. dess. Kaisers, mit Loch zum Anhängen. (Eine and. röm. Silberm. d. Familie Titia b. Herwigsdorf unw. Löban gef., ist in d. Verf. oberlausitz. Alt. abgeb.) — N. 56. Goldmünze (um ⅓ verkl.): gekröntes Brustb. mit Helm, Schild u. Speer, GALLIENVS AVG.; Rev. (hier weggebl.) VICTORIA AVG. VII., mit Loch zum Anhängen, wie die v. Vespasian in der Nähe von Großenhayn auf dem Felde gefunden. Eine Kupfermünze vom Gallien erlangte d. Verf. unlängst aus der Gegend von Budissin, der Angabe nach beim Graben bei einer dort. Schanze gef. (doch ohne Näheres); die um Görlitz gef. röm. M. sind S. 134. erwähnt.

§. 25. Burgen der östlichen Ober-Lausitz und Ursprung der Stadt Görlitz.

Nimmer gedeihet das Reich, wo hundert Staaten im Staate;
Wie einst Vasallen und Städt' herrschten, und Bischof und Abt.

Die Gränzgegend verschiedener Staaten war von frühester Zeit her ein wichtiger Gegenstand der gegenseitigen Sicherung; und so erscheint auch die Queis-Aue mit mehreren Burgen versehen, da, wie S. 118. bereits erwähnt, die Gränzen von Sachsen, Böhmen und Schlesien in ihrer Nähe zusammen trafen. Damals meist zu Böhmen gehörig, bedurfte jene Gegend keines Schutzes auf dieses zu, desto mehr gegen Schlesien, wegen der häufigen Einfälle der dasselbe beherrschenden Polen-Fürsten nach Böhmen und Meißen, und zumal gegen die nahen späteren schlesischen Grafen und Herzöge, die an der jenseitigen Gränze die schon §. 19. erwähnten Burgen Greiffenstein ꝛc. errichtet hatten. Drei Burgen sind auf der lausitzischen Queis-Seite zu nennen, Schweta und Lesna zeitiger, Tzschocha später. Die Erbauung der Burg Schweta, deren Name seit den letzteren Jahrh. in Schwerta überging, wird in das 11. Jahrh. zu setzen seyn, doch fehlen darüber bestimmte Angaben, wie über ihre frühere Geschichte; ein noch vorgefundenes, Anmerk. I. näher beschriebenes, Burgglöckchen trägt die Jahrzahl 1109. Früher gehörte Schweta muthmaßlich mit zu dem Burggebiete von Lesna; einige Jahrhunderte lang kam sie dann an die von Uechtritz bis 1647; später an die von Löben, welche sie noch bewohnten. Im J. 1527 brannte sie ab und ein neuer Brand 1820 vernichtete vollends die noch zahlreichen Ueberreste, wovon jetzt nur die Ruinen einer Kapelle, eines noch als Gefängniß benutzten Thurmes und mehrere sehr starke Mauern vorhanden sind, wie Taf. IV. N. 26. a.; Näheres zeigt der Grundriß N. 25. b., welcher Anmerk. I. erläutert ist. Von der Burg Lesna, die unbezweifelt auf dem Zangenberge unfern des Städtchens Markliffa lag, auf welches ihr Name überging, haben sich keine Ruinen, nur einige, auf deren Lage hindeutende Namen und Sagen erhalten (S. 117.); sie mochte wohl meist nur aus Holzbau bestehen und bei der Einäscherung durch die Hussiten völlig zerstört worden seyn. Da Lesna, wovon einige histor. Notizen die Anmerk. I. enthält, 1268 und zwar mit bedeutenden Besitzungen genannt ist, später aber ganz in den Hintergrund tritt, dagegen die nahe Burg Tzschocha als Schutzburg der Gegend erscheint, so wird mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß der burgherrliche oder Castellan-Sitz von Lesna, vielleicht wegen deren Kleinheit ꝛc. in das gegen den Anfang des 14. Jahrh. neuerbaute Tzschocha verlegt ward, dessen Bauart auch mehr dieser, als einer frühern Zeit angehört, und wo sich wohl bereits längst ein fester Gränzplatz, ein Schutzwall, oder eine kleine Burg befunden

haben mag, wogegen Lesna zur unbedeutenden Nebenveste herabsank, und später in Ruin verfiel. Das alte, feste Schloß Tzschocha (Taf. III. N. 2. vor dem Brande dargestellt) in sehr romantischer Gegend, — auf dem wohl hundert Ellen hohen und steilen Granitfelsufer des rauschenden Queises gelegen, und von der Landseite nur durch eine Brücke über einen tiefen trocknen Graben zugänglich — galt als eine der bedeutendsten der südlichen Oberlausitz und zugleich als Schutzveste für den Queiskreis, selbst als dessen Bezirksburg, von welchem ein großer Theil zu ihrem eignen Gebiete gehörte. Einige historische Nachrichten über sie sind nachstehend mitgetheilt:

Sie war um so bedeutender, als die Gegend um Lauban keinen andern so wichtigen festen Punct besaß; selbst diese Stadt, früher wenig bedeutend und nur 1268 zum ersten Male urkundlich erwähnt, obschon später befestigt und oft dem Feinde trotzend, besitzt keine Spur von einer frühern Burg, wenn auch in slawischer Zeit ein Supan wahrscheinlich dort seinen Sitz hatte; deshalb bedurfte auch die dortige Gegend nicht selten der Hülfe von Tzschocha aus. Die Gründungszeit dieser Veste ist völlig ungewiß, ungeachtet einer Nachricht, wornach ein Hans von Nostitz 965 den Bau unternahm, welche von dem bekannten Lügen-Chronist Hoßmann (Hofemann) gefabelt ward, der vor einem Jahrhunderte in Schlesien und Sachsen jeder Stadt und jeder Adelsfamilie, die es verlangte und bezahlte, eine erdichtete und stets sehr ehrenvolle Geschichte mit viel Belesenheit fertigte, derselben auch, durch falsche Citate und Beziehung auf nicht vorhandene Schriften, den Schein der Gründlichkeit zu verleihen wußte, u. deren noch von mancher alten Familie als Beweiß früherer Heldenthaten ihrer Urahnen sorgfältig bewahrt werden. Muthmaßlich ward die Burg von dem in der Lausitz u. Böhmen bedeutenden u. mächtigen Geschlechte der Biberstein erbaut, welches bereits Güter um Lauban besitzen mochte. Im Jahre 1329 ward sie urkundlich Tschaichow genannt, als sie einige Zeit unter herzogl. Jauerscher Oberherrschaft blieb; 1391 gelangte sie an die Burggrafen von Donyn, die wegen Mißhelligkeit mit Land und Städten (nehmlich der Ritterschaft und den Sechsstädten) der Oberlausitz sie an Heinrich Renker verkauften, einem reichen Zittauer Bürger (dessen Vater zu Löwenberg lebte u. dessen Mutter eine Altadelige von Uechtritz war). Dieser befehdete wegen einer Schuldforderung den Besitzer des damals ebenfalls böhm. Schlosses Hohenstein bei Stolpen, Hinko Berka von der Duba; da aber zahlreiche Adelige jenem Hülfe leisteten und auf dem Zuge Räuberei begingen, so zogen der oberlaus. Landvoigt, ebenfalls ein Hinko Berka v. d. Duba auf Leitmeritz, Lamatz genannt, und die Zittauer gegen jene und nahmen die meisten gefangen, welche dann, wobei die Budissiner und Görlitzer mit den Zittauern das Recht sprachen, theils geköpft, theils gehängt wurden. Renker blieb unbestraft, da er sich dem Landvoigte zeitig ergeben, auch die Fehde vielleicht nicht selbst als Raubzug beabsichtigt hatte. Von ihm ward 1420 die Burg an Hartung von Klüx verkauft, welcher der Stadt Lauban nicht die gehoffte Hülfe leistete, als sie 1427 von den Hussiten berennt und erobert ward und ein grausendes Blutbad zu erdulden hatte; aber auch Tzschocha ward 1439 von den letzteren eingenommen, die jedoch bald wiederum daraus vertrieben wurden. Im J. 1451 kam die Burg in eines Tapfern Hand, an Caspar von Nostitz, der erst als Feldoberst bei den Ordensrittern in Preußen sich hervorthat, sodann Görlitz. Amtshauptmann und, als Burgherr, der Beschützer der Queisgegend ward, sich

überhaupt um die Landessicherheit höchst verdient machte u. wegen seiner Waffenthaten den Beinamen der Unverzagte erhielt. Der hussitischen Lehre feind, hatte er den Breslauern gegen den Böhmen-König Georg wichtige Dienste geleistet und ward dafür, nebst seiner Burg, mittelst einer Bulle, in besonderen päpstlichen Schutz genommen. Als er, im katholischen Glauben treu beharrend, 1497 im hohen Alter starb, so vermachte er 40 ßo. jährl. Renten zu Stiftungen, um baldigst aus dem Fegefeuer zu kommen, und davon 5 Mark dem Seelenbade zu Lauban (wo Arme unentgeldliche Bäder genossen), 2 M. zu Schuhen für arme Leute, 6 zu 3 Selpher-Tüchern, so für solche verschnitten wurden, and. zu ewigen Messen ꝛc. Einem spätern gleichnamigen C. v. Nostitz ward im 30jähr. Kriege die Beschützung des Queiskreises anvertraut, er dabei aber tödtlich verwundet. Nach dem Aussterben der Linie u. Verwandlung des Lehns in Erbe, gelangten Uechtritze in den Besitz des Schlosses, das 1793 völlig abbrannte, jedoch bald darauf wiederum ausgebaut ward, auch noch manche alterthümliche Waffen und anderes Merkwürdige vorzuzeigen hat. Eine Andeutung, wie solche Schlösser vor einigen Jahrhunderten mit Waffenvorrath versehen waren, enthält die Anmerk I., wo auch der Burggebäude gedacht ist.

In Hinsicht der dem Queiskreise westlich benachbarten Gegend ist der frühern Burg Seidenberg und des ohne Zweifel einst ebenfalls zur Oberlausitz gehörig gewesenen Friedlands zu gedenken. Muthmaßlich bildeten diese beiden Herrschaften, nebst dem Queiskreise, und wahrscheinlich auch der Zittauische Bezirk, den in dieser südlichen Gränzgegend gelegenen Gau Zagost, wogegen der andere oberlaus. Gau, Milska, die nördliche Gegend von Camenz, Budissin, Löbau, Görlitz und Lauban umfaßte (vergl. Anmerk. II.).

Die Burg Seidenberg, nahe an der böhmischen Gränze und östlich vom Zittauischen Bezirke, mochte, nebst anderen Gütern der Gegend, zeitig an die Bischöfe von Meißen gelangt sein, denn 1186 ward ein Burkhard von Kittlitz vom Bischof Martin in den Bann gethan, weil er den Berg „Syden im Gau Zagost" und andere Stiftsgüter feindlich angefallen und verheert hatte. Auf dem nahen Burgberge, dessen Oertlichkeit und alterthümliche Ueberreste in der Anmerk. I. angegeben sind, war unbezweifelt eine frühere Burg, obschon meist nur Holzbau und zwar schon zeitig eingegangen, denn die Geschichte schweigt davon. Später erscheint die Herrschaft Seidenberg in den Händen der Familie der Berken von der Duba, welche längere Zeit zugleich auch die südlich benachbarte, in Böhmen liegende Herrschaft Friedland besaß. Die Seidenbergische, gewöhnlich durch einen im Städtchen wohnenden Burghauptmann verwaltet, gelangte später an die Biberſteiner, nach deren Absterben 1557 an die von Röder, 1630 an die Nostitze, wo sie zur sächs. Standesherrschaft erhoben ward, 1694 aber an die Grafen von Einsiedel. — Obwohl nicht als Burgruine, so doch, wegen jener nahen Beziehung zur Lausitz, und überdies als jedem Geschichtsfreund in vieler Hinsicht wichtig, verdient auch das so nahe Friedland u. sein Gebiet hier eine Erwähnung; — einst das Besitzthum des allbekannten Wallenſteins (Albrecht von Waldstein) aus einer angesehenen böhmisch-protestantischen Familie (zu Dur), doch zum katholischen Glauben übergetreten, welcher nach manchen Kriegsthaten 1622 mit jener Herrschaft belehnt und zum Herzog von Friedland erhoben ward, in Schillers Meisterwerk aber wohl zu günstig geschildert erscheint; nach seinem Tode ward das Lehen wiederum eingezogen und

dem Graf Gallas zugetheilt. Das schön gelegene und gut erhaltene Schloß Friedland, auf einem Basaltkegel, von der Wittich beſpielt, ſoll ſchon 1004 von einem Berken von der Duba gegründet ſein, was ſich jedoch nicht erweiſen läßt und ein wohl zu zeitiges Datum ſein möchte; es iſt wegen ſeiner ſchönen neuern Bauart und hiſtoriſcher Erinnerung, wie wegen ſeiner Gemälde- und Waffen-Sammlung ſehenswerth (nebſt dem nahen uraiten Wallfahrtsorte Hainsdorf und dem Bade Liebwerda). Des ebenfalls den Biebersteinen gehörigen Dorfes Schönau bei Bernſtadt und deſſen Burgberges, der muthmaßlichen Burg Czino, ward bereits S. 120, ſo wie B. I. S. 141. gedacht, als dem Biebersteinſchen Geſchlechte gehörig; es beſaß früher wahrſcheinlich auch Bernſtadt und überhaupt den ganzen, ſpäter an das Kloſter Marienſtern gelangten ſogenannten Eigenſchen Kreis, vielleicht ſelbſt den Queiskreis, mithin, außer dem böhmiſch-friedländiſchen Bezirke, einen großen Theil der ſüdl. Oberlauſitz, und mochte damals eine ebenſo bedeutende Rolle ſpielen, wie jene ſo berühmte Adelsfamilie der Berken von der Duba, welchen längere Zeit auch die Böhmiſch-Leipiſche und die Hohenſteiner Pflege, ſo wie andere böhm. Gränzgegenden gehörte. Zwiſchen beiden mächtigen dynaſtiſchen Geſchlechtern, welche bei der Regierung und Verwaltung Böhmens, ſo wie in der Oberlauſitz, oft wichtige Staatsämter bekleideten, lag Zittau mit ſeinem Bezirke, das, nicht minder von Böhmens Fürſten begünſtigt, ſich kräftig und mächtig zeigte, und, obwohl in der Nähe zahlreicher Raubburgen, die von dem Landesherrn wenig gewährte Gerechtigkeit und öffentliche Sicherheit dennoch zu handhaben wußte, treulich dabei unterſtützt von den übrigen Sechsſtädten. Dieſe ſüdl. Gegend alſo wird muthmaßlich den Gau Zagoſt gebildet haben.

Auf dieſes mittelalterl. Verhältniß, wo Herrſchaften u. Städte, wie geiſtl. Herren, ſich ſelbſtſtändig zu erheben und zu erhalten, nach eignem Gutdünken zu herrſchen ſuchten, bezieht ſich das Motto. Denn ein nur loſes Band umſchlang jene einzelnen Landestheile und bei der öftern Machtloſigkeit der Landesherren hatte jede Herrſchaft, jede größere Stadt ꝛc. ihre beſonderen Einrichtungen und Rechte, politiſche Verbindungen und Fehden. Dieſerhalb bedarf auch die mittelalterl. Geſchichte einer beſondern Behandlung. Während in neuerer Zeit Alles unter eine Regierung geordnet, gleichen Geſetzen und Einrichtungen unterworfen iſt, ſo daß die einzelnen Landestheile nur eine ſehr dürftige beſondere Geſchichte beſitzen können, hat jeder Bezirk, jede Stadt, faſt jeder Ritterſitz ſeine oft ſehr wichtige mittelalterliche Specialgeſchichte, u. dieſe wird vor Allem fleißig zu bearbeiten ſeyn, weil es nur dann erſt gelingen kann, eine genügende und wahrhafte Landesgeſchichte des Mittelalters und ſeiner Bildungszuſtände zu erlangen.

In der nördlich von Görlitz gelegenen Gegend war die von jener Stadt $2^1/_2$ St. entfernte Burg Penzig an der Neiße eine der wichtigſten, und das Stammhaus der darnach genannten Familie; ſie ward wahrſcheinlich im 13. Jahrh. erbaut, als ein Vorfahr die daſige Haide von den brandenburgiſchen Markgrafen zur Belohnung für geleiſtete Dienſte erhielt, jedoch, nachdem der görlitziſche Rath Gut und Haide 1494 erkauft hatte, 1514 völlig abgetragen, damit ſie nicht von Raubrittern beſchädigt oder ſelbſt in Beſitz genommen werden möchte.

Während die Görlitzer davon Herren waren, hatten ſie eine Beſatzung von

einem Hauptmanne und einigen Trabanten, welche wachen mußten, „daß nit die Störche da nisten mögen." Sie scheint überhaupt zum Schutze der dasigen, damals sehr unsichern Waldgegend gedient zu haben; einer Nachricht zufolge, mußten alle Nächte 4 Mann von den umliegenden Gemeinden, wie dieß auch auf anderen Burgen der Fall war, Wache halten, und auf der Mauer hin und her gehen; diese wurden dort Holunken genannt, — jetzt allerdings ein Schimpfname, doch früher unbezweifelt von anderer Bedeutung; Anmerk. III. Ein naher, S. 124. erwähnter Wall erweiset sich als eine dasige Schutzveste heidnischer Zeit.

Das Landstädtchen Rothenburg, ebenfalls an der Neiße, bildete früher längere Zeit die Besitzung eines Nebenzweiges des berühmten Adelsgeschlechtes der Nostitze, eines der ältesten der Oberlausitz. Es wird 1268 urkundl. genannt und besaß unbezweifelt schon frühzeitig eine Burg, worauf jener (obschon einige Male fälschlich Rothenberg geschriebene) Doppelname deutet (schwerlich von roth, sondern rod, Burg, B. I. S 112., und wie so oft der slaw. mit dem gleichbedeutenden deutschen Namen im Laufe der Zeit verbunden). Die frühere Burg soll auf Tormersdorf zu gestanden haben, wo man auch Eisenwaffen u. Münzen fand. Bei dem Landstädtchen Reichenbach, das im Mittelalter einen der 3 erzpriesterlichen Stühle des Görlitz. Kreises besaß u. weit bedeutender war, als jetzt, auch deutsche Tuchmacher-Innungsartikel schon vom Jahre 1346 besitzt, ist nicht minder eine frühere Burg zu vermuthen, worauf noch eine Schloßgasse hinweiset. Und so möchte es noch manche, wenn auch historisch nicht gedachter Rittersitze mit eingegangenen Burgen in diesem Landstriche geben, deren Ermittelung später noch zu hoffen ist. Muskau, in der gleichnamigen Standesherrschaft und Besitz des sehr gekannten Fürsten Pückler, mit Parkanlagen mitten in dieser Haidegegend und anderen Sehenswürdigkeiten, wird in Bezug auf früheste Zeit zur Niederlausitz zu rechnen seyn, so daß die meilenlange und breite Haidegegend, hinter welcher es von Görlitz u. Budissin aus liegt, die Ober- von der Nieder-Lausitz schied. Auf eine sehr wehrhafte Veste frühester Zeit scheint der Name zu deuten nach Anmerk. II.

Diese Haidegegend der nordöstlichen Oberlausitz war besonders für das räuberische Gewerbe ein erwünschter Schlupfwinkel, und so finden sich auch an mehreren Gegenden Raubschlösser, verschieden von den zu solchen Raubnestern herabgesunkenen Ritterburgen in den gebirgigeren Gegenden. So z. B. das Raubschloß, oder richtiger Raubhaus am Schöpsflusse bei Quitzdorf unfern Diehsa, dessen Grundriß Taf. III. N. 24. mitgetheilt und Anmerk. III. erläutert ist, da es zu den merkwürdigsten der Gegend gehört.

Nichts deutet dabei auf die heidnische Periode hin, die viereckige Gestalt, die Gebäudeüberreste von Lehm, Ziegeln ꝛc., gefund. Eisenwerk ꝛc. zeigen deutlich auf das Mittelalter. Und wenn es auch die schwer zu findende, versteckte Lage, mitten in waldiger und sumpfiger Gegend, mit vielen Heidenschanzen gleich besitzt, so wie nur von einer (der südl.) Seite zugänglich ist, so fehlt dennoch der diesen eigenthümliche Wall. Diese versteckte Lage in der Nähe dreier alten Straßen und zugleich der Mangel an historischen Nachrichten weisen auf ein Raubnest hin, u. dafür erklärt es auch die Sage. Nach einer solchen ward es bei der Schlauheit der Räuber schwer, ihren Schlupfwinkel zu entdecken, bis ein Hündchen, das sich von jenen in Görlitz verlaufen hatte, beim Rückwege der

frühern Spur nachfolgte, u. dadurch den Weg zu jener Verstecke zeigte. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser einsame berüchtigte Ort auch zu and. Sagen u. bei Furchtsamen, die dort zu thun hatten, manchen Wahn, etwas Ungewöhnliches gesehen zu haben, hervorrufen mußte. So giebt z. B. es dort auf einen Schatz deutende Flammen, so wie ein goldnes Kalb. Ein solches bemerkten auch der Fischer Use und seine Leute, vor etwa 60 Jahren, plötzlich in ihrer Wathe spät Abends beim Fischen in dem nahen Schöpsflusse; es soll schwarz mit funkelnden Augen gewesen seyn; aus Schreck eilten sie nach Hause, ohne es näher zu untersuchen; Tages darauf fand man nur noch das Netz mit vielem Schlamme. — Fragt man nach dem Guten, was dieses Raubhaus etwa gehabt haben könnte, da doch meist jedem Uebel auch einiges davon zukommen möchte, so wird es darin bestehen, daß der dadurch entdeckte Ort von den Umwohnenden zum Verstecke und Erhalten ihres Viehes und ihrer Habseligkeiten im 30- und 7-jährigen Kriege vor herumstreifenden Freikorps benutzt werden konnte.

Während auf andere muthmaßliche Raubburgen noch in der Anmerk. III. hingewiesen ist, sey hier erwähnt, daß bei dem damaligen Raubritterwesen oft auch die angesehensten u. begütertsten Geschlechter der Gegend betheiligt waren. Doch wurden sie nicht etwa gefangen und, wie es dann meist geschah, auch bald gehangen oder geköpft, so war es keine ehrenrührige Sache; selbst Landesfürsten und Landesbeamte suchten den adelichen Burgbesitzer bei deshalb entstandenen Streitigkeiten mit den Städten möglichsten Vorschub zu leisten. Aus gleichzeitigem „Rouberczedil" vom J. 1429 (aus d. Görlitz Rathsarchiv, von Köhler mitgeth. Lausitz. Magaz. 1839. 186.) ergiebt sich z. B. folgendes: Ein Caspar Notenhof auf Arnsdorf kam in die Görlitzer Gefangenschaft, und bekannte seinen Raub bei Maltitz, wobei als Anführer Franz von Oppel war („die reite ist Franczk Opuln gewest"); als Theilnehmer waren dabei: Heinz von Tzschirnhaus, Vincenz von Wiedebach und Caspar von Ullersdorf; ferner Siegemund von Rosenhain, Rodewitz, George von Rothenburg und Knabehans. Von dem Raube erhielt Peter, des Pfaffen Sohn von Jänkendorf, und Herr Fritsche, Pfarrer zu Seyfersdorf. Er wurde wahrscheinlich hingerichtet, denn auf einem losen Zeddel liegt sein Testament bei, worin er unter Anderm Folgendes bestimmte: „Allis vndtfich is sey cleyn adir gros, das hot her bescheiden den Mönchen, der ist riij vnd ouch iij seiten fleisch, das hangit zcu Petir Symon. Item iij pferde hot her ouch bescheiden der kirchen zcum Colmen. So hot her bescheiden hern Lorenz seynem beichtsater j malder korn vnd i malder haser dos leyt zu Arnersdorf uf seynem gesesse. So hot her bescheiden den funff schulern die mit dem heiligen lichnam geen vj scheff. korn — zcu sante Peter viij mark, zcu s. Niclos j panczir das sal legin in deme bettestro." — Ein „Knabe-Hans" raubte mit Patsch von Grodis, Anthonius und Joan von Langenau und seinem Bruder, Tuch (wahrscheinlich von Wägen auf der Landstraße) bei Budissin und bei Reichenbach; ebenso Pferde bei Rosenthal; auch einer von Landskron war dabei. Und so zahlr. ähnliche Vorfälle.

Bei dem damaligen Mangel an landesherrlichen Gerichten und deren Macht, überhaupt an Rechtshülfe gegen die raubsüchtigen adel. Landesbeschädiger (dieß war sonst der Name für Raubritter), wie gegen Verbrechen überhaupt, sahen sich allerdings die Städte genöthigt, selbst kräftig Hand anzulegen und der oberlausitzische Städte-Bund hielt dieserhalb fest zusammen. Von den einzelnen Sechsstädten hat besonders Görlitz den Ruf strenger Gerechtigkeit. Oft wurden damals in einem Jahre mehr Criminal-Strafen vollzogen, als vielleicht jetzt kaum in einem halben Jahrhunderte erfolgen möchten; so z. B. im J. 1573 (nach

einem Auszuge aus Rathsacten): 3 Diebe geköpft, 1 Leinwanddieb geköpft und gerädert, 1 Getreidedieb gehenkt, was auch noch 2 anderen Personen widerfuhr; Staupenschlag erlitten 1 Weibsperson wegen Ehebruch, eine andere wegen Diebstahl, ebenso ein Junge, nebst Abschneiden eines Ohres. Und so ergiebt sich Gleiches in früherer, wie späterer Zeit, so daß Görlitz wegen dieser strengen Justiz selbst in dem schon erwähnten alten Sprüchwort charakterisirt ward: „Kommst du von Bautzen ungefangen, von Görlitz ungehangen, von Zittau ungefreit, so magst' wohl sagen von guter Zeit."

Görlitz, die frühere sächsische Sechsstadt, jetzige preußische Bezirksstadt, erscheint seit frühester Zeit als der wichtigste Ort der östlichen Oberlausitz, von deren Ursprungsgeschichte, dem allmähligen Uebergange von der frühern Burg bis zur selbstständig gewordenen Stadt, nach der Anmerk. IV. näher angegebenen Forschung Köhlers, hier einige Notizen mitgetheilt werden. Der so gelegene Neißfurth (beim Einfluß der Lommitz, wo jetzt das Niederviertel) und die bereits erwähnte uralte Landstraße, gaben wahrscheinlich schon in germanischer Periode Veranlassung zur dasigen Ansiedelung und Errichtung eines festen Platzes; alten Nachrichten von 1388 zu Folge sollen sich zuerst 3 Kretschame bei der Burg befunden haben; als fester Posten gegen das polnische Schlesien mußte sie frühzeitig schon bedeutend seyn, sie besaß auch eine landesherrliche Meierei. Goreliz in der Provinz Milska wird urkundlich zuerst 1071 und zu des meißnischen Markgraf Eckberts Bezirk gehörig erwähnt, als 8 königliche Hufen einem gewissen Ozer wegen Unthaten genommen und dem Bisthume Meißen überlassen wurden. Der Ort erscheint aber 1) zuerst als Burg, bewohnt von Ministerialen (oder landesherrlichen Beamten) und der unter dem Burggrafen stehenden Besatzung.

Erst wohl Sorbenveste, dann im Besitze der deutschen Eroberer, und zwar zu Meißen gehörig, jedoch 1076 dem Könige von Böhmen überlassen, ward nach böhmischen Annalisten die dasige, Drebnow genannte Burg 1126 durch Brand zerstört und bei der Herstellung nach dem dabei liegenden Dorfe Yzhoreliz, Zhoreliz, Görlitz benannt (vergl. Anmerk. IV.); eine neue, wohl mit dieser verwechselte Burgerrichtung soll 1132 durch den böhmischen Herzog Sobieslaw erfolgt seyn. Zu den unter dem Burggrafen (seit dem 13. Jahrh. Voigt genannt) stehenden Ministerialen gehörte der Richter, Zollerheber, Meierer (Verwalter der landesherrlichen Güter), der Münzer (welcher die meist gepachtete Münze verwaltete) u. a. landesherrl. Dienstmänner und Ritter; die Besatzung diente zum Schutze der Burg und Sicherheit der Gegend und der Wege, als Geleite für Reisende ꝛc. Bald siedelte sich eine weder zu den Beamten, noch zu den Soldaten gehörige Classe von Bewohnern an der Burg an, zur Fertigung von Geräthen, Kleidungen ꝛc. der Burgbewohner, nehmlich Handwerker, Burgsassen (burgenses). Da sie sich stets vermehrten und auf die Umgegend ihre Arbeit ausdehnten, auch außerdem, wegen mehr gesicherten Aufenthalts, die umwohnenden Besitzer naher Landgüter und anderer Grundstücke sich dahin zogen, so wurde eine immer erweiterte Umschließung des Orts nöthig. Wegen dieser, meist als eigenthümliches Recht der Städte betrachteten, wahrscheinl. gegen 1160

erfolgte Ummauerung des außerhalb der eigentlichen Burg gelegenen, jedoch dadurch zu dieser gezogenen Orts erscheint derselbe:

2) später als Burg und Stadt, bewohnt von Ministerialen, Geschlechtern und den Handwerkern, unter dem landesherrlichen Voigte, ungefähr seit 1150.

Eine Ertheilung der Marktgerechtigkeit, welche in anderen Gegenden oft als die Erhebung zur Stadt betrachtet ward, scheint in den lausitz. u. sächs. Städten wenig erfolgt zu seyn; die Abhaltung von Märkten hatte sich meist durch die Nothwendigkeit selbst gefunden. Die Burgkapelle war zuerst der einzige, zugleich für die Umwohnenden dienende gottesdienstliche Ort. Bei der letzteren Einfinden zur kirchlichen Messe gab es Gelegenheit, sich manche Bedürfnisse zu erkaufen, was später auch zur Erlaubniß für fremde Verkäufer zu bestimmten Zeiten Veranlassung gab. Dieser wachsende, gewerbl. Verkehr, der erst nur den Städten eigenthümliche Bierschank und Anderes, so wie die größere Sicherheit und manche andere Annehmlichkeit des geselligen Lebens, zog mehr u. mehr Einwohner herbei und besonders fanden sich gegen das J. 1150 aus ihrer Heimath durch Wassernoth geflüchtete zahlreiche flandrische Wollenweber ein, so wie um 1250, welche zu dem später so schwunghaften Tuchmachergewerbe in Görlitz, wie in anderen ostdeutschen Landen, den Grund legten, u. zur Ausbildung des spätern Bürgerstandes mit gleichen Rechten die nächste Veranlassung gaben. Es bestanden nehmlich damals drei Classen der Stadtbewohner: 1) die Ministerialen, die Inhaber königl. Aemter und Lehne; später verschmolzen mit 2) den Patriciern, Geschlechtern, welche vorzugsweise den Titel „Bürger" führten, als die Inhaber von Stadt- und Land-Grundstücken, Mühlen, Brauhöfen, Bänken ꝛc.; überhaupt Grundbesitzer, welche deshalb erst allein herrschten und aus ihrer Mitte die städtischen Behörden wählten; zu ihnen hielten sich später auch die Kaufleute, Apotheker, Bader ꝛc.; 3) die Handwerker, die Innungen (das sogen. gemeine Volk nach damaliger Ansicht), welche, im Gegensatze jener Grundbesitzer, auf Erwerb beweglichen Vermögens gewiesen u. erst von manchen städtischen Rechten jener ausgeschlossen waren. Durch solche eingewanderte Handwerker mochten die Einrichtungen der alt-sächsischen Städte mit Gemeindevertretung durch Rath u. Schöppen in diesen ostdeutschen Orten bekannt geworden, auch bald die inneren Stadtangelegenheiten Rathmännern u. Schöffen, aus den sehr bevorzugten Bürgern gewählt, übertragen worden seyn. Die von der letztern Gerechtsame ausgeschlossenen Handwerker errungen sich jedoch nach manchem Kampfe gegen jene u. die aus deren Mitte gewählten Oberen, damals als Aufruhr betrachtet, nach und nach gleiche Rechte, wie sie ja doch auch gleiche Pflichten, Abgaben, Stadtvertheidigung ꝛc. zu leisten hatten. — Der Zeitgeist überhaupt und das nöthige Zusammenhalten der sämmtlichen Stadtbewohner gegen die Anfeindungen des Landadels und besonders der Raubritter, trugen ebenfalls das Ihrige bei, daß jener Unterschied sich nach und minderte und mehr eine Gesammt-Bürgerschaft sich ausbildete; — obwohl auch später immer wiederum durch sich selbst ergänzende Stadträthe ein oft sehr unrechtlicher Zustand der städtischen Verhältnisse eintrat, den nur erst die neuesten Zeiten gehoben haben. — Nach 1268, von der Theilung der Provinz unter die 2 Brandenburgischen Linien an, erhob sich Görlitz um so mehr, als sie zur Bezirksstadt für die ottoische Hälfte diente, so wie sie es auch für den meist dieselben Gränzen besitzenden Görlitzer Kreis später blieb, obwohl der Landeshauptmannschaft zu Budissin unterworfen. Bei den vermehrten Erweiterungen der Stadt wurden

auch nahe gelegene Dörfer Klephelswalde, Conrads-, Salomons- und Croels-Dorf in derselben Umkreis gezogen, von welchen sich noch einige Namen als einzelne Gassen (Salomons-, Croels-Gasse) erhalten haben.

3) Görlitz als Stadt, mit Bürgern und Handwerkern, als Stadtgemeinde regiert von den Schöffen und von Rathmannen mit dem Bürgermeister an der Spitze, und unter Oberaufsicht des Voigts — seit Erlangung des magdeburgischen Rechtes im J. 1303, wodurch ihr die eigentliche Selbstständigkeit verliehen ward. Während bei der ersten Periode die Herrschaft der Waffen, bei der zweiten die des Grundbesitzes galt, so hier die des Geldes oder des beweglichen Vermögens, indem auch der dritte gewerbtreibende Stand Antheil an der Stadtverwaltung erlangte.

Zuerst sprach im Namen des Landesherrn der Burggraf das Recht, später Voigt genannt (daher das Voigtgericht oder Voigtding), wobei meist ein anderer landesherrlicher Beamter, der (Erb-) Richter seine Stelle vertrat. Schon war im 13. Jahrh., wie schon erwähnt, die Stadtverwaltung durch Rathmannen und Schöppen eingeführt, doch sie erlangte erst völlige Ausbildung und Macht, als der Brandenburgische Markgraf, Herrmann der Lange, 1303 der Stadt den Gebrauch des magdeburgischen Stadtrechtes urkundlich zugestand. Nach dieser den Städten so günstigen Gerechtsame ward zur Handhabung der Civil-Justiz das Schöffengericht bestimmt, dessen Schöffen von und aus den Bürgern gewählt wurden und wobei der Voigt, gewöhnlicher der Richter (Erbrichter, Schultheis, Scholz) an der Spitze stand. Daneben gab es für die der Beschleunigung bedürftigen Rothsachen und manche besondere städtische Angelegenheit ein anderes Gericht, mit gleichen Mitgliedern, jedoch ohne Beisitz jener landesherrl. Beamten, Burding, Burgericht, Bursprache genannt (Bur — Einwohner, Gemeindeglied, wovon das spätere Bauer). Die Stadtverwaltung besorgte der Stadtrath, von Rathmännern gebildet, mit dem Bürgermeister an der Spitze. Durch dessen und des Schöffengerichts steigendes Ansehen ward das Stadtregiment mehr u. mehr dem Voigte entzogen, dem bald nur noch, außer einem allgemeinen Aufsichtsrechte, die Gerichtsbarkeit in Criminalsachen und über das Burglehn, so wie die Stadtvertheidigung in Kriegszeiten verblieb.

Ein weiterer Verfolg der Stadtgeschichte wird hier nicht beabsichtigt, nur sey als Beispiel, wie angesehen Görlitz schon damals war, noch bemerkt, daß 1377 Kaiser Karl IV. diese Stadt (wahrscheinlich nebst dem Landkreise) zu einem Fürstenthum erhob für seinen jüngsten, 6jährigen Sohn, Herzog Johannes. Dieser residirte auch von 1379 dort, als der Vater starb; dennoch blieb Görlitz dennoch mit Böhmen und den Sechsstädten vereinigt. Es fehlte nicht an glänzenden Turnieren und Hoffesten, jedoch die Ehre kam der Stadt sehr theuer zu stehen, durch öftere Anlehen und sonstige Ausgaben; auch betrug sich der junge, kaum mündige Herzog Johannes von Görlitz so unsittlich, daß er genöthigt ward, sich 1392 fortzubegeben, worauf Görlitz wiederum Böhmen und zwar dem böhm. Könige Wenzel, seinem Bruder, zufiel. — Von jener Zeit an, wo das erlangte Stadtrecht in Ausführung kam, läßt sich ein eifriger Sinn für städtische Verwaltung und Gerechtigkeitspflege der Stadt Görlitz bis zur neuesten Zeit verfolgen; bereits seit 1305 wurde ein noch vorhandenes Stadtbuch gehalten, in denen die gerichtlichen Verhandlungen der Schöffen niedergeschrieben sind, und welches, wie ein ausführliches späteres sogen. Rathsbuch, interessante Aufschlüsse zur Landes- und Stadt-, wie zur Sitten-Geschichte früherer Zeit

gewährt, wie denn Görlitz überhaupt wohl eins der reichsten städtischen Archive hiesiger Lande seit frühester Zeit besitzt. Aus Mangel an Raum können erst im folgenden Bändchen schon oben versprochene Sprachproben aus diesen wichtigen Schriften mitgetheilt werden und zwar besonders aus jenem Stadtbuche, welches beginnt: „Nach gotes geburt vber tusend jar vnd drihundert iar. vnd in deme vunften jare, mit der herren Rate. die do' schepphen vnd gesworn waren zu Gorlicz. iz diz buch geshriben. zu deme Rechte. daz ir eldern gehabt habben. vnd dise selben iren Nacheumelingen lazen wolden."

Anmerkung I. Die frühere Sechsstadt Lauban besitzt keine Burgruinen, dagegen führte sonst ein abgesondert stehendes altes Haus den Namen Zupanz, den man auf Zupan, slaw. Bezirksrichter, gedeutet und als dessen einstmaliger Sitz vermuthet hat. Der Name, früher Luban, auch der Luban, wohl vom dasigen, in d. Quellsfluß fließenden Bache Lube, Luban, wird als liebliches Wasser erklärt, wie die Lubata v. Löbau (jedoch vergl. S. 98.) aber auch vom Adject. eines Frauennamens, Ljuba ꝛc., das verkürzte Lubomjila ꝛc.

Der slaw. Name Tzschocha (urkundl. Tschachow, Zachow, Tschochaw) kommt, wie zahlreiche gleiche, u. zwar mehrere von alten Burgen u. Burgwällen, ohne Zweifel von einem altslaw. Wort für Veste her, zakow, böhm. zachow ꝛc. Zufluchtsort, zackow, wend., Versteck; doch wird auch auf das oberl. Zoch, Zech, der Tscheche, Böhme, Zochi, die Böhmen, oder einem solchen Eigennamen eines Besitzers vermuthet. Eine ausführl. Geschichte der Burg von Worbs s. in Lauf. Mag. VII. u. VIII. 1830, — Die Mauern des Schlosses u. des frühern Gefängnißthurmes sind gegen 5 Ellen dick; es bestand vor dem Brande in 3 Stockwerken mit 3 Sälen u. 16 Wohnzimmern, zu den meisten führten verborgene Gänge, 9 Gewölben, der wohlversehenen Rüstkammer, eine Kapelle ꝛc.; der Ausgang des Schloßhofes mit eiserner Gatterthür, u. mit einem in Ketten hängenden Gatterwerke zum Herunterlassen versehen; ein verborgener Stall befand sich unter einer Bastion. Ueber den trocknen aber tiefen Wallgraben führt eine hölzerne u. eine steinerne Brücke in die ebenfalls mit hohen Mauern versehenen Oeconomie-Gebäude. — Gegen das J. 1703 befanden sich in der dasigen Rüstkammer an Waffen: 6 ganze, 36 halbe Cuirasse, 7 Panzerhemden, 29 Musketen, 9 Feuer- u. 5 Schwamm-Rohre, 19 Doppelhaken, 10 Katzenköpfe ohne Schlösser, 4 Degen, 2 Dolchraviere, 2 Pistolen, 36 Picken, 5 Hellebarden, 10 Sättel nebst and. Pferde-Rüstzeug, 10 Pulverflaschen ꝛc., auch „3 Stück (Geschütz) auf dem Pflaster" (des Schloßhofes). Diese Waffen wurden früher wahrscheinlich theilweise von den zur Gestellung von reisigen Knechten verpflichteten Dörfern angeschafft und von dem Burgherrn bewahrt; wenigstens ist nachfolgender, darauf sich beziehender Empfangsschein für die Gemeinde Wingendorf vorhanden: „Ich Hans von Nostitz auf Schachow, erbherr der Gemeine von Wyngendorf, bekenne mit dieser miner Handschrift, daß die Gemeine alldo zu Wyngendorf nach meynen Willen und Vorschriften auf sieben Mann Harnisch als Hynder- und Vorderteyl, Hirnhawbel, Kragen und Armschynen gekawfet und sy bei mir als yren erbherrn zu getrawe Henden bleiben lassen, welches sy bei mir und allen yren erbherrn uff Schachow, erben ire nachkommlinge, wenn man Lewde aus der Gemeyne aufzwehren soll, fordern mögen. Geschryben im fünf und tzwanzigsten Jor am Obend Katharinä." (1525, d. 24. Novbr.)

Lesna von lies, Wald, lesny, waldig, so wie mit Markt zusammengesetzte Marklissa, das noch jetzt von der Umgegend nur Lissa genannt wird (Lisser Jahrmarkt, in der Lisse ꝛc.). Noch giebts am nahen Zangenberge zwar keine Ruinen mehr, doch einen Ort, der Burgkeller gen. ꝛc.; ebenso alte schon erw. Sagen. Lesna ward vom König Wenzel Ottokar 1247 dem Bisthume Meißen überlassen, das in der Nähe bereits Güter besaß; nach d. Theilungsurk. v. J. 1268 gehörte der Burggraf Yrkisleve (Erleben) mit allen zur Veste Lesna gehörigen Gütern unter beider brandenb. Markgrafen Lehnherrschaft. 1264 ist Hinko von Lesna bischöfl. Burggraf od. Castellan, deren Sitz, weil viell. zu wenig Raum seyn mochte, bald darauf nach Tschocha verlegt zu seyn scheint; 1431 ward sie von den Hussiten zerstört.

Die Burgruine Schweta, — am Abhange einer felsigen Höhe in dem

engen Thalgrunde, eines in den Queis fließenden Baches, längs dem das Dorf Schwerta gelegen ist — ward 1329 Schweta, 1337 Zwet, erst seit einigen Jahrh. Schwerta geschrieben, u. stammt, wie mehrere gleich benannte Orte an Flüssen u. Bächen, wahrscheinl. vom slaw. swiety, der heilige (Bach), so wie auch anderwärts es einen Schwetenbach, die heilige Zwota ꝛc. giebt. Könnte man kelt. Niederlassungen vermuthen, so würde sich dieser Name durch das gälische suidlio, Sitz, Hof, erläutern lassen, zumal da solche Namen öfters den früheren gutsherrl. Sitzen gelten. Bei dem Grundrisse von Schweta (v. Amtm. Demnitz) gilt a. u. b. der eigentl. Burg, wovon nur die Ringmauern ohne Dach vorhanden, jedoch vier Stockwerk hoch, das fünfte abgetragen. c. Wendeltreppe in der 5 Ellen starken Mauer; daneben in derf. ein Schornstein; d. Haupteingang; e. Mauerreste gewölbt gewesener Wohnungen; f. Gärtchen; g. Kellerräume; h. vorn Gesindestube, hinten d. Küche, über jener d. Gerichtsstube; i. Gewölbe; k. Mauern früh. Wohnzimmer; l. Burgthor, früher wohl mit Zugbrücke; m. Ueberrest der Wachstube; n. neu veränd. Gebäude; o. der viereckige, auf starken Mauern erbaute Burgthurm, noch das Polizei-Gefängniß; p. hochgeleg. Gärtchen, neuangel.; q. Holzremise; r. Brennerei; s. zweite Einfahrt; t. der Wallgraben, in welchem sonst bei p. der Dorfbach gegangen; u. Brücke; v. Straße gegen Marklissa. Die Ruine ist von hohen Bäumen sehr verdeckt; auch umgeben höhere Puncte die Burg, so daß sie nur von Marklissa her durchs Thal sich als imposant darstellt. Mehrere Anbaue südl. an d. Burg sind längst abgetragen. Die Burgansicht ist von d. Südseite aufgenommen. — Nach einer, durch die Güte des das. Pastor Franz erlangten Copie der Glocken-Inschrift (vielleicht künftig verkleinert mitzutheilen) läßt sich sehr deutlich u. schwerlich anders lesen, als deus ets (statt est) adiutorium noster A. M. C. VIIII. Auch die Schrift mit bereits scharfen Minuskelecken scheint auf das 11. Jahrh. zu deuten; vor u. nach der sehr rohen Schrift ist die den Buchstaben gleich große Figur einer Glocke; das C bei der Zahl ist unverkennbar. Die Schwere ist ½ Centner, Metall u. Klang gut u. helltönend; übrigens mit einem Oehre für einen fehlenden Klöppel (jetzt als Uhrglocke des Herrenhofes benutzt; Franz, Gesch. v. Schweta, 1836, u. Lauf. Magaz. 1832. S. 343. u. 1834. S. 150.). Eine bis 1642 erhaltene, von glaubwürd. Männern noch gesehene Glocke in Görlitz hatte die Jahrzahl 1041; beide konnten wenigstens sehr gut schon damals für andere Orte gegossen u. erst später in die Lausitz gelangt seyn; übrigens trugen meißn. Bischöfe wohl auch Sorge für solche, da es der Hebung des Cultus galt. Ebenso sind noch ähnl. alte Glocken in uns. Gegenden bekannt, z. B. zu Ludwigsdorf m. d. Jahrz. 1124, Rengersdorf 1195, Kittlitz 1200, Briesnitz b. Dresden 1205 ꝛc. Da es bereits selbst in Schweden Glocken v. d. J. 1107, 1131 gab, so kann es nicht Wunder nehmen, solche noch zeitiger bei uns zu finden; sie wurden früher an Glockenstühlen bei der Kirche befestigt, wie noch an manchen Orten der Lausitz u. in and. Ländern.

Der von dem Landstädtchen Seidenberg (dicht an der böhm. Gränze, welche die Katzbach bildet, in deren Nähe zwei Felsspitzen, die Katzenberge) östl. liegende, etwa 50 Ellen hohe Burgberg bildet ein abgerundetes Oblongum mit 2 erhöhten Spitzen, hat 60 Schritt Länge u. 30 Breite (nach Klose's Seidenberg 1762, nach Aud. aber mehr) steht frei u. steil empor; nur an der böhm. Seite ist er mittelst eines wenige Ellen betragenden Raumes zugängl., so daß er sichernder Umwallungen nicht nöthig bedurfte (wovon auch keine Ueberreste vorhanden), nur einer Eingangspforte (wahrscheinl. früher mit einer Brücke über den dabei befindl. tiefen Graben versehen), in deren Gegend man auch große eiserne Schlüssel fand. Er wird zumal an Oster- u. Pfingst-Tagen nach altem Herkommen von der Umgegend besucht, u. gewährt eine herrl. Fernsicht. Als man vor einigen Jahren den Brandschutt der wahrscheinl. meist hölzernen Burg durchgrub, fand man einige Ellen tief eine ¼ Elle hohe Lage von verkohlten Roggen, Weitzen, Erbsen, Hirse, u. von einander abgesondert, welches jedoch schwerlich auf einen heidn. Opferheerd deuten möchte, wie an manchen anderen Orten; doch wird auch dort von einem unterirdischen Schatze erzählt u. will man den ihn bewachenden Pudel selbst zuweilen gesehen haben; da Jacob Böhme hier geboren ist, so wird die Landskronsage oft auf hier bezogen. Der Name Syden wird als Adj. ssudny, von ssud, d. Gericht, erläutert: auch poln. zdun, Töpfer; ein Berg Sitno in Ungarn, ein Sitangrad in Bulgarien, siten, serb. nach Schaffarik, klein.

Als einstige, jedoch meist nur in Sagen erwähnte Burgen dieser Gegend sind noch genannt: das Kesselschloß bei Giehren, 1 St. oberh. Friedberg in Schles., mit Schatzsage u. wenig Mauerwerk; die Ruine e. alten Schlosses bei Reibnitz, 1 St. v. Hirschberg, heißt b. Volke Lausepelz; das Lähnhaus; der Talkenstein bei Wellersdorf; Neidberg, Neipperg, unw. Tzschocha, ½ St. v. Friedersdorf auf e. stein. Anhöhe, eine wenig bekannte Ruine; b. Linde auf d. Spitzberge soll ein Schloß 1394 vorhanden gewesen seyn; ebenso erwähnt die Sage ein Schloß auf dem Urberge oder Auerberge b. Gerlachsheim (Großer, Lauf. Merkw. V. 15.). Mehrere Gickelsberge deuten auf alte Wachplätze, um den Feind zeitig zu erschauen. — In Bezug auf Friedland: Nemethy, das Schloß Friedland; Prag 1818.

Anmerkung II. In frühester Zeit bildeten sich die Bezirke nach natürlichen Gränzen; die der Oberlausitz, des alten Milzener-Landes, waren g. O. u. N. meist die jetzigen, ebenso g. W. (nur mit Einschluß von Bischoffswerde u. Stolpen u. vielleicht Hohenstein's). Südl. scheint aber die dasige Gegend um Schandau, so wie die einen Winkel in die Oberlausitz bildende böhm. Gegend von Rumburg, Schluckenau, Nirdorf u. Schönlinde, so wie der gleichfalls in jene hereinragende böhm. friedländ. Bezirk mit zur O. L. gehört zu haben. Sonach bildete der höhere Gebirgszug von Schandau aus bis zum Zittau-Gabelschen Gebirge u. dann bis zum Riesengebirge eine gerade natürl. Gränze, wodurch die O.L. u. Böhmen abgerundeter als jetzt erscheinen. Dafür spricht auch der mittelalterl. meist auf frühesten Völkergränzen beruhende kirchl. Sprengel des Bisthums Meißen, da er alle Kirchen des friedländ. u. rumburger ꝛc. Bezirks mit umschloß (mit Ausnahme von Zittau, das zum prager Erzbisthume gehörte), wie sich aus der Meißner Bisthums-Matrikel v. J. 1346 (in Calles Series misn. episc. 1752) ergiebt, wovon d. Verf. nach einem Bericht. Exempl. die erzpriesterl. d. O. L. im Lausitz. Mag. 1834, der Ried.-L. aber in Worbs Urkunden-Inventarium mittheilte. Jene jetzt böhm. Bezirke wurden vielleicht, als selbstständige dynastische Besitzungen, bei besonderen Vorfällen, so wie Zittau, zu Böhmen gezogen. — Im 11. Jahrh. erscheinen im Milzier-Lande zwei Gaue, Milska (später Budissin) u. Zagost, welche Theilung, da jenes an sich nicht von bedeutendem Umfange war, auch eine natürl. Gränze dabei fehlt, nur später erfolgen mochte, als Böhmen öfters die OL. an Andere überließ und sich wohl dabei die südl. Gegend, den Gau Zagost ganz od. theilweise, nach jenen einzelnen Gebieten, zurück behielt, deren nördl. Gränze zugleich die jenes Gaues gegen Milska bildete. Zudem muß dessen Name von Böhmen aus gewählt seyn, denn er bedeutet (so wie der Gau auch gegen dieses zuliegt) hinter dem Walde (von sa, za, hinter, husta, ober, gussd, niederlaus. wend. qwosd, altböhm. Wald, Dickicht, das altd. Quad). Denn hoher Wahrscheinlichkeit nach gehörte zu ihm d. Quelskreis, das seidenberg. u. friedländ. Gebiet, nebst dem elgenschen Kreise, so wie Zittau mit s. Gebiete (s. B. I. S. 139.), vielleicht auch jene Pflege um Rumburg, Schönlinde ꝛc., wie Hohenstein. Eine wichtige Begränzungsurkunde d. bischöfl. meißn. u. königl. böhm. Güter v. J. 1213 (1228 u. 1243 erneuert) betrifft zwar zum Theil dieselbe Gegend, doch ist es noch keinem Forscher gelungen, sie genügend zu erklären (vergl. Worbs in s. N. Archive II. 1824, u. d. Laus. Mag. 1834, 35, 36, 38.). Der Name Lausitz, seit Ende d. 14. Jahrh. beiden Provinzen gemeinschaftl., ward früher besonders für die Niederlausitz gebraucht, u. von dem, auf deren Sumpfwälder an der Spree ꝛc. bezogenen Worte luže, Sumpf ꝛc. meist abgeleitet (S. 74.); es giebt zwar auch in der O. Laus. mehrere „Lausitz-Bäche" u. ähnl. Namen (Lausche dagegen viell. v. hlawiste, b. lowischzo, w. groß. Kopf, od. wuscha, w. hoch) u. zuweilen ward die O.L. allein so bezeichnet; dennoch möchte jene Ansicht festzuhalten seyn (Laus. Mag. 1842. 52.). Die oberl. Wenden pflegen die der N. L. zuweilen lužican zu nennen, doch ist zweifelhaft, ob es aus älterer Zeit stammt. Ein mittelalterl. Name für die N. L. war Niederland, für die O. L. Oberland; die letzte hieß übrigens seit d. M. d. 14. Jahrh. die Sechsstädte oder Sechslande, vorher Land oder Mark Budissin, oder auch Land u. Städte Budissin u. Görlitz. — Jener nördl. Gau Milska (Milsa, Mileško ꝛc. hat von d. Milzienern den Namen; das poln. milczany heißt verschwiegen; legten die Slawen ihn den oberlaus. Bewohnern bei, so möchten (analog dem niemcy, stumm) dieß Germanen gewesen, und, nach Besitznahme der Provinz von den Wenden, dieser Name viell. auf dieselben übergegangen seyn. Nach Grimm (Myth. 302.) heißt

aber auch milzinas lithauisch, milsenis lettisch, ein Riese, gleich mit dem böhm. obor. Nach e. wendischen Sage in der Gegend von Göda saßen Riesen, riesige Männer, auf manchen Ringwällen, hoborsky muż, weiteres hat d. Verf. nicht erfahren. Obor wird aber zugleich als Avar erklärt. Weil nun diese hunnischen Völker (nach S. 76.) die Elbgegend u. wohl auch die angränzende Oe. oftmals heimsuchten, die Slawen hart plagten, sich selbst bei ihnen festsetzten u. mit ihnen vermischten, so konnte, wenn sie als gefürchtete Riesen betrachtet wurden, wie öfters in den Sagen die Sieger von den Unterjochten, man sie viell. Milziener nennen u. ihr Name auf die Provinz u. die gleichzeitig oder hernach dieselbe bewohnenden Wenden übergehen. Es sind Hypothesen, doch immer wohl einer weitern Prüfung werth, ebenso ob diese südl. gebirg. Gränzgegend von Germanen fortbewohnt ward u. darauf jene Gauabtheil. sich mit gründete, da z. B. jene Gegend nur von Deutschen bewohnt wird, in Sprache u. Sitte verschieden von den der nördl. wohnenden Wenden u. deren schon germanisirten Theile, auch nur wenige Ortsnamen auf slaw. Orte deuten ꝛc. Doch eine weitere Begründung aller dieser Vermuthungen des Verf. muß wegen Raummangel hier unterbleiben, der sich übrigens schon seit den Jugendjahren mit der frühern vaterländ. Geschichte u. Geographie beschäftigte, bereits als Lyceast zu Löbau im J. 1804 histor. Karten d. OLauf. v. J. 1228 u. 1300 zu fertigen versuchte, auch den freilich unreifen Entwurf solcher damals schon der OLauf. Gesellsch. d. Wissensch. zu Görlitz überreichte. Eine and. möglichst begründete, von ihm 1829 entworfen, auch bereits von mehr. Sachkundigen berichtigte histor. Karte d. OLauf. enthält die Angaben der Gaugränzen, d. heidn. Opfer- u. Sicherungs-Orte, die Grabhügel u. Fundorte von Bronze- u. and. heidn. Alterthümer, so wie die urkundl. Ortsnamen bis 1268. Doch er hält es noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen, um erst noch so manche schwierigen Räthsel dabei gelöset zu sehen, so daß sie, als ein Nachtrag zu diesem Werke, vielleicht mit Hinzufügung der meißn. Elbgegend, erst später wird erfolgen können.

Anmerkung III. Die Burg Penzig ist 1268 bei d. Theilung d. OLauf. erwähnt, wo sie beiden brandenb. Markgrafen zur gemeinschaftl. Lehn verbleibt; 1264 wird bereits eines de Penzig gedacht ꝛc., wie Köhlers Gesch. d. Burg (Lauf. Magaz. 1838. S. 387.) Weiteres von deren Besitzern mittheilt. Die Gebäude sind in Kreyßigs Beiträgen VI. S. 332. genau beschrieben, worauf hier verwiesen werden kann. — Das Wort Ho-(Ha-)lunke pflegt man zwar auch als Soldat, Troßbube ꝛc. zu erklären, allein es könnte in dieser Gegend wohl von dem wend. holank, ein Haidebewohner, abstammen (hola, die Haide), wie solche ja auch jene Wachtdienste zu verrichten hatten. Wegen Unterdrückung der Wenden wurde öfters wend. Worten ein verächtl. Sinn untergelegt, daher jenes später zum Schimpfworte gebraucht. — Das Kuhnaer Schloß verdient ebenfalls wegen s. Befestigung, obwohl mehr aus späterer Zeit, der Erwähnung (L. Mon. Sch. 1803. II. 34. u. L. Mag. IX. 390.) Muskau wird vom Adj. mużakow, mannhaft, tapfer, von mużak, großer, starker Mann, aber auch als ein Patronym, eines Erbauers oder Besitzers Name angesehen. Eine Hypothese ist die, daß es ein alter german. Sitz gewesen seyn möchte, der in dieser Waldgegend sich leicht noch längere Zeit forterhalten u., wacker vertheidigt von tapferen Männern, von den eingewanderten Slawen darnach genannt werden konnte.

Das Quitzdorfer Raubhaus (Taf. III. N. 24.) liegt etwa 800 Schritt vom Dorf, mitten in sumpfigen Wiesen am Schöpsflusse nach Jänkendorf zu u. hat auf 300 Schritt Umfang, in der Mitte ein gegen 4 Ellen über der Wasser- u. Wiesen-Fläche erhabenes Viereck (a.), 40 Ell. l., 30 br., mit Gebäudeüberresten, Bruchstücken von altem Eisengeräthe (Spiese, Ketten, Nägel ꝛc.), auch Stufen zu einem verfallenen unterirdischen Gemache. Ein Aufwurf (d.) umgiebt dasselbe, der dazwischen befindl. Graben (c.) wird von dem 10—12 Ell. br. Schöps (b.) bewässert u. so auch bei hohem Wasserstande die übrige niedere Gegend, so daß jenes Viereck dann einer Insel gleicht. (Darüber Lauf. Magaz. 1836, 312. 1839, 187. 1840, 41. 403., u. die Acten d. Görl. Naturforsch. Gesellsch.) Die Ableitung schwerlich von kwjet, Blume, eher v. Namen Kwjetan. Daß das bekannte märk. Rittergeschlecht der Quitzow's das Stegreifleben nicht verschmähte, u. Quitzdorf ähnl. lautet, giebt noch keinen Grund, es als Erbauer jenes Raubschlosses anzunehmen; hätte es jenes Dorf besessen, so würde

die Geschichte Etwas davon wissen. — Eine ähnl. Raubveste war ohne Zweifel eine gleiche Ruine bei Alt-Liebel (wend. Stary-Luban, d. h. Alt-L.) im Muskau'schen, 5 St. NW. von Rothenburg, zwischen Linda u. Neu-Liebel, am linken Ufer des schwarzen Schöpses, wo sich noch Ueberreste von einem runden Thurme, u. rings herumgeh. Wallgraben mit Zugbrücke, eisernen Waffen, Thongeräthe, Marienbildchen u. prager Groschen ergaben; der Name ist unbekannt. Die Sage gedenkt auch eines Raubschlosses bei Rietschen auf Neuhammer zu, eines and. vom Ritter Panauer, tief in der Muskauer Haide, wohin noch ein Panauer Weg führen soll; einer gleichen unw. Warthe ꝛc. Wären alle solche aber zu Dörfern gehörige Rittersitze gewesen, so würden sie sich eher erhalten haben. — Ein sogen. „altes Schloß" befindet sich ferner W. bei dem Dorfe Keule, S. von Muskau; es gehört in das Mittelalter wegen seiner viereckigen Gestalt, wie gefund. Ziegelbruchstücke; es ist von 3 Seiten mit Wasser u. Sumpf umgeben, etwa 40 □ F. groß, 12 Ellen erhaben und auf S. und O. noch durch 2 Wälle gedeckt. Bei Bohayn unf. Görlitz finden sich manche Wälle, auch bezugvolle Namen: Krieghügel, Zeltplätze ꝛc., die sich jedoch auf den Hussiten- oder Schweden-Krieg beziehen möchten (Schöne's Nachricht von Neundorf). Des von den Görlitzern 1368 zerstörten Schlosses Neuhaus ward bereits B. I. S. 133 gedacht. — Am Fußweg von Wittichenau nach Dubing hat einst ein Schloß gestanden. Wegen der Bosheit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Besitzer ist es versunken. Noch sieht man den Wallgraben; auch vernimmt der bei nächtl. Weile vorbeieilende Wanderer nicht selten Geheul u. Wehklagen u. sieht Gestalten aus dem Sumpfe auftauchen u. schnell wieder verschwinden. So weit die bekannte Sage; dazu der folg. Nachtrag (v. Cand. Warnatsch): Man glaubte es durch religiöse Ceremonien wiederum zu heben; es wurde eine Procession durch die Geistlichen u. das Chor von Wittichau aus veranstaltet, worauf das Beschwören erfolgte. Bald wurde immer mehr u. mehr vom versunkenen Schlosse ein stattliches Gebäude sichtbar. Der Zug sollte schweigend u. ohne sich umzusehen zurückgehen, doch da tönte von jenem Schlosse ein mächtiges Geläute u. als sich die Leute umsahen, da versank es!

Anmerkung IV. Bei obigen Notizen ist der Verf. den geistreichen Forschungen des Polizei-Rathsherrn Köhler in Görlitz gefolgt (in s. schätzbaren Ursprungsgeschichte von Görlitz, im Lauf. Magazin 1840. S. 321.). Eine vollständige, historisch begründete Geschichte der Stadt mangelt noch, ungeachtet unlängst die rühml. Aufgabe eines Preises von 100 Rthl. auf die Ausarbeitung einer solchen von Seiten der Stadt erfolgte. Von böhm. Annalisten wird Görlitz früher Yzhorelitz, Zhorelitz, Horelitz genannt. Man hat es Brandstätte zgorelec, gedeutet, allein derselbe Name war schon vor dem Burgbrande dem Dorfe eigen, um so mehr kann auf Anderes gedacht werden, so z. B. was auch Schaffarik für zulässig hält, von gorelize, — liczka, Deminut. v. gora, Berg, im Gegensatze d. gröss. Landskrone (jenes z als Vorwort, am ꝛc.). Im J. 1307 ist nur noch ein Burgberg erwähnt u. die Burg nicht mehr vorhanden, auch nicht mehr nöthig gewesen, da die Stadt ohnedem befestigt war; man vermuthet sie an der Stelle des frühern Schlößchens u. neuen Landschaftsgebäudes. In der Theilungsurkunde v. 1268 heißt der Ort auch nur civitas, dagegen Budissin civitas & castrum. Der Ausdruck villa 1071 möchte nicht gerade Dorf bedeuten, dennoch wurden damals königl. Orte, schon von Bedeutung u. befestigt, z. B. Erfurt ꝛc. so genannt. Drebnow bezeichnet viell. Holzburg, von drewo, Holz.

In der Script. rerum Lusatic. ist, außer oben erw. Rathsannalen, auch der Abdruck eines Rechtsbuches (das Landrecht) der Stadt Görlitz enthalten, welches nach kritischem Urtheile gegen das Ende d. 12. Jahrh. u. vor der Zeit verfaßt scheint, bevor noch die Magdeburger Schöppen ihr hohes Ansehen erlangten, so wie auch die Handschrift selbst viell. aus d. 13. Jahrh. herrührt; es beginnt: „Von drier hande recht. div geschribin sint. Daz recht ist drier hande. Gotis recht ist daz eine. Markit recht (nehml. Stadtrecht) daz andire. Lantrecht daz dritte. Gotis recht ist daz got gesazt hat. daz der man sin wib vnde sin kint minne vnde nere. Markit recht ist daz die markit livte vndir in zo rechte gesazt habin. Alse die von magdeburch vnde die von colne. vnd. die von andirn stetin. Lant recht. daz lant livte gesatzt habin. Also hie bevore do sie mit ein andir orlovgiten (streiten, kriegten). do saztin sie daz recht vndir in swer in deme orlovge gevangin worde daz man den mit Silbere odir mit eime andirin gevangin ledigite. vnde of des nicht geschc. daz man in zo dienine be-

hielte ꝛc." — Ebenso befindet sich daselbst der Abdruck der Görlitz. Handschrift des deutschen Lehnrechts; beginnend: „Diz ist ein Buch von den leurechte. — Swer cluoch an lenrechte welle wesin. der soll diz buch dicke vor lesin. 2 Zom erstin sol wir merkin daz der herschild uon me kunige nider stiget unze an den siuenden. vnde da endit ꝛc." Die Beachtung solcher alt-deutschen Rechtsschriften gewährt interessante Aufschlüsse, weil, wenn dabei Grimms Rechtsalterthümer u. ähnl. Werke zu Grunde gelegt werden, sich ergiebt, wie die allgem. deutschen, die Provinzial- u. Local-Rechte sich nach u. nach ausbildeten u. schon in frühester Zeit bei den Deutschen ein seltner Rechtssinn gefunden wird, der das ihm aufgedrungene röm. ꝛc. Recht nicht bedurfte u. jetzt Mühe hat, sich solcher fremdartiger Rechte u. Formen wiederum zu entledigen, da man endlich dahin gelangt ist, volksthümliche dafür zu wählen u. das deutsche Volk in deutscher Sprache u. nach deutschen Gesetzen zu richten.

§. 26. Die Sorbenwenden in der Ober- und Nieder-Lausitz.

Treu bewahrten sie sich der Väter Sprach' und Gewohnheit;
Klein nach Zahl und Gebiet, achtbar in Sitte und Fleiß!

„Pomhai Boh" wird den Wanderern in der nördlichen Oberlausitz oft zugerufen, und wer diesen Zuruf (Gott helfe!) versteht, antwortet darauf: „Wersch pomhasy" (der Höchste helfe!). Es ist wendisch und die Sprache des in der Lausitz noch bis jetzt mitten unter den Deutschen forterhaltenen Ueberrestes der früheren slawischen Bewohner der Gegend, der Sorben, von den Deutschen Wenden genannt; beide Namen oft auch verbunden, wie oben. Man schätzt ihre Anzahl in beiden Lausitzen noch ungefähr auf 100,000 (schwerlich 150,000, nach manchen Angaben), wovon auf den sächsischen verbliebenen Theil der Oberlausitz 37,722 kommen, nach amtlicher Zählung (davon etwa 7—8000 Katholiken). Die Anmerkung 1. angegebene Grenzscheide ihres kleinen Sprachbezirks verengt sich mehr und mehr; dennoch haben die Wenden, — ungeachtet des bald tausendjährigen Einflusses der deutschen Oberherrschaft — ihre slawische Nationalität sich meist bewahrt, und nicht nur in den waldigen und sumpfigen Niederungen der Nieder- und der nördlichen Ober-Lausitz, sondern selbst in den fruchtbarsten, von der großen sächsisch-schlesischen Heerstraße durchschnittenen, daher vielem deutschen Verkehre ausgesetzten Gefilden der letzteren Provinz, in der Gegend zwischen Weißenberg, Löbau, Budissin, Bischoffswerda ꝛc., wenn auch zuzugestehen ist, daß Vieles jenem Einflusse unterlag, daher germanisirt wurde, wie denn auch in neuester Zeit nicht nur die deutsche Cultur in Kleidung und Sitte in vermehrtem Verhältnisse zunimmt, sondern auch, zumal in der Nähe der Städte, es wenig Wenden mehr geben möchte, welche nicht zugleich das Deutsche Etwas verstehen und sprechen. Es ist ein lebenskräftiges, arbeitsames mit Landbau, Viehzucht und Fischerei beschäftigtes Völkchen; sein religiöser Sinn spricht sich durch fleißigen Kirchenbesuch und häufige auf Gott bezogene Wünsche und Redensarten, wie durch Rechtlichkeit und

rühmliche Sitten aus; ihre Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Geselligkeit wird allgemein anerkannt, ebenso ihre Genügsamkeit, Reinlichkeit, eheliche Treue und manche andere lobenswerthe Eigenschaften. Dabei verträglich und, wie viele slawischen Nationen, nicht kriegerisch gesinnt, wenn auch Hof und Heerd muthig vertheidigend, wie nicht minder die jungen kräftigen Naturſöhne dieſes Stammes, gut eingeübt und angeführt, noch in den neueſten Kriegen ſich das Lob tapferer Soldaten gar öfters erwarben. Daß übrigens, wo Licht iſt, auch Schatten ſeyn wird, bedarf keiner Erwähnung; manches Gerügte wird, bei näherer Beachtung, ſich aber als minder tadelhaft ergeben.

So z. B. pflegt man ihnen oft einen heimlichen Groll gegen die Deutſchen zuzuſchreiben, und ein ſolcher wäre auch nicht unnatürlich, da dieſelben ihre Unterjocher waren und ſie bis zu den letzteren Jahrzehnten in Leibeigenſchaft erhielten. Doch wenn ſie auch z. B. den nach dem Wege fragenden Deutſchen zuweilen eine ungenügende, abweiſende Antwort geben, wie: „Gihſt der's hie, gihſt der's do, kommſt der's allwege recht!" oder wohl auch mit einem „Nerozumju" (ich nicht verſtehe, dagegen vom Andern geſagt: „nerozumi", er verſteht's nicht) die Sache bald abzuthun glauben, ſo liegt nicht ſtets ein ſolcher Haß zum Grunde. Es iſt vielmehr wohl oft nur eine, auch bei Ungebildeten und Armen unter den Deutſchen und anderen Nationen zu beobachtende, ſehr allgemeine Abneigung gegen Höhere und Reichere, oder die Anſicht, daß dieſelben es, wie vieles Andere, doch wohl ſelbſt beſſer wiſſen müßten. Oft aber erfolgt es auch vielleicht aus Unkenntniß der nahen Orte, weil ſie wenig aus dem ihrigen kamen. So antworten z. B. in Weſtphalen manche phlegmatiſchen Bauern ſelbſt zuweilen dem nach Orten und Wegen hochdeutſch fragenden Landsmanne: „Dat weet ick nich!" oder: „Dat werd he wol bäter wäten, als ick", wenn nicht ſelbſt: „Herr, laht mi miner Wäge gahn!" — Allerdings ſuchen junge wend. Burſche zuweilen, von Liebe und Getränk berauſcht, im Kretſcham beim Tanzen ihre wahren oder vermeinten Rechte oft auf ſehr handgreifl. Weiſe zu verfechten, doch dieß iſt anderwärts eben auch vielfach zu beobachten. Und ſo würde ſich noch Manches auf ähnl. Weiſe betrachten laſſen, — ohne deshalb als Lobredner des Wenden-Stammes zu erſcheinen.

Auch unter dem harten Drucke der Leibeigenſchaft blieb den Wenden ihre, mit den meiſten ſlawiſchen Nationen getheilte, harmloſe Heiterkeit und Fröhlichkeit, ihr genügſamer, zufriedener Sinn, der ſich durch zahlreiche, fröhliche Volkslieder ausſpricht; denn luſtiger Geſang ertönt bei ihnen, oft in Haus und Feld, bei Arbeit und im geſelligen Kreiſe, und der Tanz wird nicht minder geliebt. Beſonders früher war es noch gewöhnlicher, als jetzt, daß die Hirtinnen um die Wette ſangen und die Schäfer auf Bockshörnern (Dudelſäcken) oder Schalmeien ihr Stückchen ſpielten; häufig erklang das beliebte Lied: „Hanka, moja lubka, bydź weßela, by by runje forneſchko njeßyla." (Hannchen, mein Liebchen, ſey fröhlich, wenn du auch kein Körnchen geſäet hätteſt.) Es ſind meiſt Lieder der Liebe, zuweilen auch der Klage über Verluſt oder Untreue des Geliebten; manche in das wehmüthig Elegiſche übergehend, mit

schwärmerischer und phantasiereicher Betrachtung der Natur und des irdischen Untergang bringenden Weltlaufs, mit vertrauensvollem Glauben an das Schicksal und Hingeben an das Wunderbare, wie dieß jedoch noch häufiger bei den südlicheren und östlicheren Slawen-Nationen der Fall ist, und zugleich mit Verziehen der wehmüthiger stimmenden Molltöne, wie überhaupt den Slawen eigen.

Mehrere slaw. Gelehrte haben in neuester Zeit, aus jenen Ursachen, ihren Nationen mehr ein Gefühlleben zugeschrieben, während den Deutschen ein höheres geistiges zugestanden ward, so daß diesen gleichsam die Stelle des Kopfes, jenen die des Herzens zukäme. Kann dieß zugegeben werden, so wird den östl. Deutschen, welche vom slaw. Elemente Einfluß erlitten, wie den germanisirten Slawen, beides in gleicherem Maaße zukommen, in einer rathsamen Vermischung beider Extreme zu einem reichen Gemüthe, wie eine ähnl. günstige Verschmelzung schon oben bei den ost- u. mitteldeutschen Mundarten erwähnt ward.

In den Liedern der Wenden finden sich fast keine, bei den Böhmen und besonders den südöstlichen Slawen dagegen so häufigen Beziehungen auf heidnische Sitten und Gebräuche, auf Götter und Helden, auf Großthaten ihrer Nation u. dergl. Zeitig durch deutsche Oberherren beherrscht, und an und für sich vielleicht schon friedlicher gestimmt, wenn auch noch gegen die Franken sich tapfer wehrend, gingen bei diesem, nur in seinen Auen, Wäldern und Flüssen beschäftigten Völkchen, solche Erinnerungen weit zeitiger unter, als bei anderen nicht so eingeengten, slawischen Nationen mit länger erhaltener politischer Selbstständigkeit. Zudem fand sich kein Aufzeichner derselben; die wend. Sprache wurde nur etwa seit zwei Jahrhunderten zu Schriften benutzt, und auch dabei galt es meist nur dem oberlausitzischen Dialecte und religiösen Werken. — Einige kurze wendische Lieder mögen hier als Probe folgen, und dann einige Erläuterungen über deren Gattungen, wie über das ebenso beliebte Tanzen und einige damit verbundene wohl meist aus frühen Zeiten forterhaltene Gewohnheiten.

Ein Liebeslied, das Röslein (die Aussprache nach Bd. I. S. 9. u. 202., ż als gelindes sch, wie das französ. j; cż, tsch; scheż, schtsch; z als s, wie sich auch Anmerk. II. näher ergeben wird):

Mi je ta rożiczka wele lubscha, dyzli ton zwiy schiroki swjet.
Na moju rożiczku po radam, na swojoh luboh sej pomyślu.

(Mir ist das Röslein viel lieber, als wie die ganze weite Welt; auf mein Röslein blicke ich; an meine Liebe denke ich.)

Ein Tanzliedchen.

Wereż me pola herza, :,: moj naj lubschi luby!
:,: Njemski rady rejwam :,: serski hischeże radsjo.

(Auf Deutsch: Dreht mich beim Spielmann [Musicus] mein allerliebster Lieber [Herzallerliebster]; deutsch tanz ich gerne, wendisch [sorbisch] noch viel lieber.)

Ein gleiches Tanzlied (in der freien Uebersetzung der Haupt-Schmalerschen Sammlung):

Ach wer glaubt es, wie das schmerzet, wenn der Schatz mit andern scherzet,
Augenwink' ihr schicket, und die Hand ihr drücket. :,:

Geh' nur, geh' nur, falsches Wesen, geh' nur hin, wo du gewesen!
Wirst mich nicht berücken, kenne deine Tücken :,:

Ein Gesetzchen nach dem Tanze (das Gelöbniß, ebenso wie voriges).
In der Lohser Oberschenk', bei dem hellen Fensterlein,
Bei dem klaren Mondenschein
Sprachen zu einander wir: — :,: uns gehören wollen wir! :,:
Ei, wer stand denn dort dabei, — :,: der des Wortes Zeuge sei? :,:
Die Gemeinde allzumal, — unsre braven Knechte all; :,:
All' die jungen Bürschlein, — :,: soll'n noch ungezählet seyn. :,:

Und als Rundgesang (mit wechselnden Namen).
Die Sonne scheinet dort, das Gras grünt immer fort,
Wo mir das Hannchen Drohula ihren schönen Liebsten hat;
Die Sonne ꝛc. ꝛc.
Wo mir der Andrees Likola sein schönes Liebchen hat.

Zu den wend. Gesängen gehören die sogen. Feldlieder, überhaupt im Freien zu singende Lieder, zumal romant. u. eleg. Art; die Rundgesänge junger Bursche u. Mädchen; Tanzlieder u. sogen. Gesetzchen, von welchen letztern der Vortänzer, nach beendigtem Tanze, eins zu Ehren seines Mädchens bestellt und das dann von ihm und den anderen jungen, um das Paar versammelten Burschen mit gesungen wird. Darauf hat das Mädchen den von jenem ihm schon vorher überreichten Ehrentrunk (ein Krug Bier) dem Liebsten und den Musikanten zuzutrinken. Gleich allen mehr sinnlichen, mehr der Natur noch zugewendeten Nationen, spricht sich des Wenden Frohsinn auch durch häufige Tanzliebe aus (ta reja, d. Tanz, reiwacz, tanzen, rejwanje, das Tanzen, das deutsche Reihen). Wenn auch jetzt längst künstlichere Tänze gewöhnlich sind, so bestand es früher wenigstens aus verändertem Wenden, Drehen und Schwenken, besonders des Mädchens; dabei stets ein Paar hinter dem andern, eine fortgesetzte, um die Säule im Kretscham (oder auch in der Scheune oder im Freien) herumtanzende Reihe bildend, wobei die Bursche es an lautem Jauchzen und Juchhei-Geschrei, an Stampfen mit den Füßen und Schwenken der Hand und des Hutes, aber auch mit Halten des (meist $^3/_4$ oder $^3/_8$) Taktes nicht fehlen lassen durften; und wer am kräftigsten zu stampfen und das Mädchen am künstlichsten zu schwenken vermochte, galt für den besten Tänzer; — es war ein Tanz mit Leib und Seele, wobei sich das lebenskräftige Gemüth fröhlich austummeln konnte, natürlich und dem noch nicht verzärtelten Sinne der Wenden mehr entsprechend, als so manche künstliche fremde Tanzarten. — Tanz erfolgte in der Regel auch bei Kindtaufen wie bei Hochzeiten und Kirchweihen (Kirmsen) und anderen sogenannten Bierzügen, nehmlich wenn Mädchen oder Weiber zu Biere in die Schenke mitgenommen wurden. Bei solchen Festen wird dem Freunde, aber auch Fremden zugetrunken (denn der Wende ist gastfrei); mit pschipicz (zu trinken) u. der Antwort: Boże me (od. Boż' mi; in Gottes Name). Sodann żohnuj Boh (Gott segne), und die (dasselbe bedeut.) Antwort: pożohnuj Boh. (Von diesem pież, trinken, ist das Wort pietschen, viel trinken, das Bier-Pitschel ꝛc. in den deutschen Volks-Dialect übergegangen.)

Sowohl beim feierlichen Zuge zur Trauung, als zurück, und zuweilen auch bei dem Einzuge der Jungfrau wird musicirt und gesungen; überhaupt wird dieß beides meist verbunden. Besonders bei der Hochzeitfeierlichkeit sind noch zahlreiche alte Sitten gewöhnlich. Wegen des sumpfigen, von unzähligen Canälen durchschnittenen Spreewaldes, wo diese zu Communicationswegen dienen, macht es dort einen besonders seltsamen Eindruck, das ganze Gefolge bei einer Taufe,

und das zumal zahlreiche bei Hochzeiten und Begräbnissen auf kleinen Kähnen dahin fahren zu sehen. Eine Hauptrolle bei der Verheirathung spielt der, selbst schon beim Anhalten um ein Mädchen, den Sprecher machende Druschba, Trauschner (Truschemann), auch Braschka, Probatschka genannt (im Riesengebirge Plumpatsch), der Hochzeitbitter, welcher, als Ceremonienmeister, Festredner und zugleich Lustigmacher, beredt und ceremoniös und voller Schwänke und Laune seyn muß, am Hute, Rocke, Stocke ꝛc. mit Rosmarinzweigen und langen bunten Bändern reich ausstaffirt. Eine andere wichtige Person dabei ist die Salzmeste (Sslonka, die Züchtfrau s. S. 191), welche die Braut begleitet und für sie Manches besorgt und auf Zucht und Ordnung sieht. Außerdem giebt es Bräutigamsdiener (Towarischi), Brautführer und auch Brautjungfern (Druschka). Die Hochzeitfeierlichkeiten sind übrigens in den verschiedenen Gegenden sehr abweichend. Ein auf dem Wege zur Trauung sonst oft gewöhnl. sogen. Feldstückchen, (Pschespolo), Brautmarsch, lautete: „Wedzemy ju :,: ; mamy ju :,: ; (und Alles wiederholt:) a nikomu ju hewak njedamy." (Wir führen sie :,:, wir haben sie :,:, und Niemandem sie sonst wir geben.) Ein Marsch bei der Heimführung lautet:

1. Vier Pferdchen sind angespannt; und alle sind zum Hofe hinausgekehret; und mit denen ich muß jetzt leider fort. :,:

2. Wo ist mein Vater und wo ist meine Mutter? Von denen ich muß jetzt gute Nacht nehmen. :,:

3. Habet Dank, :,: meine Eltern, :,: für eure Erziehung. :,:

Die Zeilen sind hier nicht in Sylben gleich, doch der Wende weiß dann (und überhaupt auch bei anderen Liedern) ein a, ha, haj, oder halje sehr passend hinzuzusetzen, ohne alle Bedeutungen, wie dieß mit ähnl. Worten auch anderer slaw. Nationen zu thun pflegen; ebenso sucht man sich mit Ausdehnen oder Zusammenziehen der Sylben zu helfen und weiß immer mit Melodie und Text zurecht zu kommen; die Slawen sind ein musicalischer Volksstamm. Die sogenannten Bittlieder sind bestimmt, wenn Abends die Abgesandten der Rocken- oder Spinn-Stube, Spinde (na Pschasu hicz genannt, zum Spinnen gehen), ein Liedchen vor dem Hause des Dorfeinwohners, der gerade gebacken oder geschlachtet hat, singen, um ein Brod oder eine Wurst zu erlangen, welches dann gemeinschaftlich verzehrt wird; in dieser Spinde (während des Winterhalbjahres) wird gesungen und erzählt; das frühere Einfinden junger Bursche dabei aber meist nicht mehr polizeilich geduldet. Endlich giebt es noch religiöse Legenden zum Singen, auch zum Sprechen. — Ist in manchen noch jetzt gebräuchlichen Liedern von Soldaten die Rede, so gilt es fast stets nur der neuern Zeit, besonders den sächsischen Reitersleuten, welche in ihrer Gegend garnisonirten und oft als ungetreue Liebhaber erschienen, auch wohl den Geliebten zum Militair nahmen; — doch keine Andeutung auf Kriegshelden heidn. Epoche.

Die Melodieen sind meist einfach, die Lieder selbst oft kurz, zuweilen nur aus 1, 2 Strophen bestehend; ganz ähnl. den russ. u. Kosacken-Melodieen, wird meist tremulirend und trillernd gesungen, zumal beim Anfange und Schlusse und dieses beides oft dadurch verbunden, auch wohl mittelst jener bedeutungslosen Sylben-Beifügung. Jetzt bedienen sich die wend. Musikanten allerdings der neuen deutschen Instrumente, doch nach Ende des vor. Jahrh. waren hier und da die früheren Koslo, Husla ꝛc. oft noch allein gewöhnlich. Koslo ist der Dudelsack (meist wohl wegen Tonähnlichkeit und der Hornverzierung abgeleitet von koslo, Zicklein, Deminutiv von kosa, Ziege, kosol, Bock (das l hier schräg durchstrichen und um Badisstn wie w gespr.). Dieses

bekannte aus 2 Pfeifen bestehende Instrument, mit deren einer die Melodie gespielt wird, während die andere stets einen damit harmonirenden Grundton, als Baß, von sich giebt, von einem ledernen Beutel mit Luft versehen, der mit dem linken Arme gedrückt und durch einen unter dem rechten Arme bewegten Blasebalg fortwährend aufgeblasen wird. Es ist uralt und war sonst weit verbreitet, ja fast bei allen europäischen Nationen einheimisch seit frühester Zeit; merkwürdiger Weise meist in gleicher Form erhalten, dient es noch in vielen Ländern bei Tanz, Gesang und öffentl. Aufzügen. So ward es z. B., mit einer kleinen Fahne schön verziert, als Regimentsmusik der National-Schotten noch im letzten Kriege in Frankreich gebraucht (engl. Bag-pipe, Sackpfeife). Ebenso wenig darf es in Livland bei Festen fehlen und wird dort selbst zur Ermunterung bei Feldarbeiten gespielt. Bei den Wenden hieß nur der größere, mit Bockskopf und Hörnern gezierte kozol, koslo, der kleinere, ohne solche Zierde mjechawa, wenigstens in der Niederlausitz. Hußlje ist die dreisaitige Geige (mit den Saiten d, e, a), schmal und in der Mitte hochgewölbt, mit viereckigen Schallöchern, die Wirbel unten aufwärts stehend, und unangestrichen; (wahrscheinl. von huss, die Gans, abgeleitet, wegen der gansartigen Biegung). Diese Geige war meist bei allen slaw. Natidnen gebräuchlich und ist es theils noch; hausle, böhm., gosle, krain. Doch eine strenge Terminologie hat man bei solchen Dingen nicht festgehalten; daher heißt gusla russ. ein klavierähnl. Saiteninstrument, mit den Fingern oder einer Feder gerissen; ge(n)sla, poln. Zither; gudok, russ. die dreisaitige Bauerngeige, und balalaika, die 2—3saitige Zither. Der Musicus war bei manchen Nationen oft zugleich der Zauberer, Hexenmeister, daher wird das wend. koslar, kuslar, Zauberer, kosliu, zaubern, heren, viell. von jenem huslje, gosle abstammen. Zu den Blasinstrumenten gehörte die wend. Tarakawa, einfache clarinetten-artige Pfeife; Piſchczalka sind die kleinen, fingerlangen Pfeifchen; Rożk, kleine Hörnchen (von roh, Horn) aus einem Ziegenhorne, mit mehreren Löchern; früher gebrauchte man ohne Zweifel auch größere Thierhörner; ebenso war wohl die Hirten-Schalmeie gewöhnlich, verwandt mit dem am Riesengebirge noch üblichen Hellahorn (aus Kiefernholz 1½ Elle lang). Merkwürdig ist eine alte Stelle (im Theophanes), daß nehml. der Kaiser Mauritius drei Abgesandte nördl.-wend. Nationen und an den Avaren-Chan bestimmt, auffing, die keine Waffen, nur eine Leier (wohl eine Huslje) bei sich hatten und aussagten, daß ihr Volk den Krieg verabscheue, gern in Ruhe lebe und sich mit Musik vergnüge. Somit hätten sich die Wenden schon zeitig als ein musikliebendes Volk charakterisirt; deutsche Abgesandte wären nicht ohne Waffen gereiset. (Ueber d. Wasserleben der Wenden im Spreewalde B. I. S. 72).

Die Geschichte dieses Wenden- oder Sorben-Stammes ist noch sehr ins Dunkle gehüllt; doch ist es scharfsinnigen Forschern gelungen, Manches mit hoher Wahrscheinlichkeit aufzustellen, da urkundliche Gewißheit wenig dargeboten und aus jenen Zeiten selbst nicht gefordert werden kann. Die west-slaw. Nationen, welche (mit Ausschluß der Ljachen in Polen und Czechen [Tschechen] in Böhmen) als Sorben, Polaben ꝛc. einst das nordöstliche Deutschland bewohnten, vom böhmischen Grenzgebirge bis zur Ostsee, und von Queis, Bober und (weiterhin) Oder bis zur Saale und Elbe, hatten ihre Heimath vorher im Weichsel-Lande, bis zur Düna und Berezina hin. Vom linken Weichsel-Ufer wurden sie, wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor Christo, von den aus Schweden

kommenden Gothen noch Osten zu verdrängt, doch als diese im 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. weiter nach Süden zogen, nahmen sie deren Plätze ein. Ebenso rückten sie, nachdem durch Auszug deutscher Krieger der Osten Deutschlands mehr und mehr entvölkert war, in deren Länder ein, und so wie die Czechen 454—495 in Böhmen eindrangen, so überschritten die Sorben mythmaßlich Mitte des 5. Jahrh. die Oder und ein Jahrh. später die Elbe, bis wohin sich das damalige thüringische Reich erstreckte; erst nach dessen Falle konnten sie sich bis an die Saale verbreiten, wo deutsche Herrschaft ihnen Schranken setzte, und diese, vom 9. Jahrh. an, sie nach und nach in Unterthänigkeit brachten und das Slawenland wiederum ungefähr so weit, als früher germanische Bewohnung stattgefunden hatte, bis an die obere Oder- und niedere Weichsel-Gegend eroberte und germanisirte, wie bereits S. 77. erwähnt ward. Ein kurzer, geographisch-historischer Ueberblick dieses, bis auf die wenigen Ueberreste in der Lausitz, verschwundenen, merkwürdigen Volksstammes und besonders des einstigen Sorbenreichs, Sirbia, Sorabia, im Meißnischen, zwischen der Elbe, Saale und Böhmen, muß bis zum nächsten Bande zurückgelegt werden. — Ueber einige frühere wend. Trachten, Taf. V. E. f. §. 28.

Die noch lebende wendische Sprache scheidet sich in zwei Hauptdialecte, doch so, daß die sie Sprechenden sich noch zu verständigen vermögen, nehmlich in den ober- und nieder-lausitzischen, wovon der letztere sich dem Polnischen, der erstere sich dem Böhmischen nähert, mit dem dieser z. B. den Gebrauch des h gemein hat, während jene beide dafür das g gebrauchen (hora, gora, der Berg). Es scheint fast, als ob jene Annäherung an das Böhmische nur durch die nahe Nachbarschaft und öftere Oberherrschaft herkäme, daher nicht ursprünglich eigenthümlich war, zumal da manche Ortsnamen vermuthen lassen, daß auch die Sorben des angränzenden meißner Landes und der südlichen Mark eine mehr der niederlausitzischen ähnliche Aussprache hatten, wie denn auch der Dialect der Polaben und anderer Nordwenden sich dem Polnischen in noch höherm Grade näherte. Während in der Anmerk. II. einige Eigenthümlichkeiten jener beiden Dialecte näher erwähnt, auch die Worte des wendischen Vater-Unsers erläutert sind, um einige nähere Ansicht vom Bau der wendischen Sprache zu gewähren, sey nur noch darauf hingewiesen, daß sich in ihr zahlreiche, bei anderen Nationen schon verloren gegangene ur- oder alt-slawische Worte erhalten haben. Deshalb und weil sich aus ihr zahlreiche, verändert in das Deutsche übergegangene Worte, so wie Namen von Oertlichkeiten und deren Benutzung zu gottesdienstlichem ꝛc. Gebrauche, nicht nur erläutern lassen, sondern weil sie auch, bei gleicher Behandlung, wie Grimm bei der deutschen, die Bildungsgeschichte der Nation wohl ebenfalls zu erhellen vermöchte, sey auf eine vermehrte Beachtung dieser Sprache hingewiesen. Nicht minde-

werden Sitten und Sagen ihren Beitrag dazu gewähren und um so interessanter seyn, wenn sie bis auf das Heidenthum zurück zu führen sind.

Dazu gehört z. B. das schon B. I. geschilderte Todtenaustreiben am Sonntage Lätare, wo ein Strohmann, unter Absingung von Liedern, bis über die Gränze des Dorfs oder bis an einen Fluß getragen und dann weggeworfen ward. Doch fälschlich pflegt man es für ein slaw. Nationalfest auszugeben, da es sich vielmehr als ein, auch bei den alten Deutschen und anderen europ. Nationen einheim. uraltes Frühlingsfest, vielleicht schon aus der oriental. Heimath mitgebracht, ergiebt, wie von Grimm u. And. genügend erwiesen. Ferner das ebenfalls schon S. 19. erwähnte Freudenfeuer am Pfingst- und Johannisfeste, über welches, aus heidn., vielleicht noch oriental. Sitte, gesprungen, wodurch Mensch und Vieh das Jahr über gesund erhalten wird u. so ähnl. m. Die Feierlichkeiten bei Geburt und Taufe sind meist neueren, christl. Ursprungs; dagegen gab es früher, zumal bei der Hochzeit und Heimführung, manche alterth. Gebräuche, z. B. das ceremonievolle Anhalten um die Braut, welche sonst die Geschenke nicht immer bekam, sondern deren Vater, gleichsam als Ueberrest der frühern käufl. Ablassung der erstern; das Aufheben und Bewahren eines Stück Brodes von dem Hochzeitmahle durch dieselbe, was zu Vielem gut seyn soll; das zuweilen erfolgte, vielleicht noch auf einstigen Mädchenraub deutende bewaffnete Heimführen der jungen Frau, welche, beim Eintritt in die neue Wirthschaft, an die ihr zuerst begegnenden Personen Brod verschenkte, auch an manchen Orten Milch. Ebenso bei jenem Einzuge das Fliegenlassen einer schwarzen Henne durch die junge Frau, deren Dableiben auch das der letztern anzeigte. (Hähne und Hühner waren aber bei den Slawen heidn. Opfervögel und öfters auch Hausgötzen; Hähne opferten noch die Nachkommen der lüneburg. Wenden vor 100 Jahren, u. schwarze die Böhmen noch im vor. Jahrh. den h. Veit, so wie man auch solche an den Ettquellen fliegen ließ, um Ueberschwemmungen vorzubeugen.) An manchen Orten wurden den Sonntag nach der Hochzeit Brote unter die Kanzel gelegt und blieben, einem Opfer gleich, während des Gottesdienstes liegen, bis sie dann unter die Armen vertheilt wurden, so wie man auch zu anderer Zeit Geschenke für den Pastor, selbst Hühner ꝛc. mit in die Kirche brachte u. während des Gottesdienstes dort ließ. Ferner bei den Begräbnissen, die Leichenessen und die Klageweiber, das Werfen von einem Stück Reißholz auf das Grab eines am Wege Erschlagenen durch jeden Vorbeiwandernden; und so zahlreiche andere Beziehungen auf das Heidenthum, zum Theil selbst auf oriental. Ursprung, u. mithin auf eine gleiche Abkunft der Slawen deutend.

Die ausführlichere Erwähnung und Deutung aller solcher merkwürdigen nationellen Sitten und Gebräuche muß jedoch aus Beschränkung des Raumes hier übergangen werden, wogegen der Verf. im folgenden Bande einiges Nähere über die Götter und gottesdienstlichen Gebräuche der Wenden nachzubringen hofft. — So reich manche slawische Nationen an historischen Volkssagen sind, die sich auf Fürsten und Großthaten der Helden ꝛc. beziehen, so arm sind die Wenden an solchen, wovon wohl, wie schon oben bemerkt ihr friedlicher Sinn, wie ihre zeitige Unterjochung schuld seyn mag. Einer Sage vom Rückzuge der Wenden aus der Löbauer Gegend ward S. 120. und von einem geflüchteten Sorbenfürst S. 132. gedacht; eine solche giebt es ferner vom geheimen

Forterhalten der wendischen Könige, doch verborgen bleibend unter deren Familien, und namentlich in der Niederlausitz, obwohl auch manche oberlausitzische Geschlechter (um Bautzen) von solchen noch abzustammen glauben.

Ueberhaupt war der Landmann bei den Slawen geachtet; der poln. Herzog Piast war ein solcher, wie der Libussa Gemahl, Premißl; auch bei den südl. Winden hatten die Bauern bei Wahl der Kärnthner Herzöge besondere uralte Rechte; ebenso können leicht unter den Wenden oft auch Landleute sich zu einheim. Fürsten erhoben, und die Erinnerung ihres Geschlechts daran kann sich forterhalten haben, wenn auch eine solche immer fortgesetzte Königswahl, selbst bis zur neuesten Zeit, obschon geheim gehalten unter den strengen deutschen Oberherren, mehr als eine später ausgebildete Sage erscheint, wie es denn auch von Manchen nur auf Anführer bei Wenden-Unruhen gedeutet worden ist. Doch giebt es Grabhügel in der Niederlausitz in der Gegend um Muska (bei Klein-Priebus an der Neiße), welche Königsgräber (kralske rowy) genannt werden, und wenigstens auf frühere dasige Fürsten oder Heerführer schließen lassen. (König heißt wend., böhm., altslaw. ꝛc. kral, poln. krol; knez, knjes, knjas, dagegen Fürst, aber auch Edelmann und Priester wird so titulirt; pan ist Fürst, Herr, im Gegensatze der Untergebenen). So wie die Geschichte uns mehrere Namen von Fürsten der meißn. Sorben nennt, so werden deren ebenfalls den lausitz. Wenden zuzugestehen seyn, wenn auch keine Schrift uns deren Namen und Thaten aufbewahrt hat. Und so wenig als die Sage von dem Fürstensitze eines wend. Krals auf dem Ringwalle zu Burg an der Spree (S. 132.) täuschte, — wo man merkwürdige Alterthümer, selbst goldne fand, und dem Vernehmen nach auch eine Stirnbinde (wie bereits einige solche Diademe in unseren Gegenden vorgekommen sind, wovon später eine Abbildung erfolgen wird) —; ebenso werden in jenen der Untersuchung werthen Königs- oder doch Anführer-Gräbern solche Alterthümer zu vermuthen seyn, denn schon oft führten alterthüml. Ortsnamen zu wichtigen Entdeckungen, worauf keine histor. Nachricht hinwies, und hier könnte es also unbezweifelteren wend. Denkmälern gelten.

Die wendische Nationalität, für uns Deutsche gleichsam ein noch aus frühen Zeiten hervorragendes Alterthum, ist mithin nach Sprache und Sitte zur Aufhellung der vaterländischen Culturgeschichte dringender Beachtung werth. Wahrhaft erfreulich ist es daher, daß von wendischen Gelehrten uns in neuester Zeit durch gediegene sprachliche und ethnographische wie andere belehrende Werke die Quellen dazu geöffnet werden; erfreulich, daß der Eifer für ihre National-Geschichte und Sprache und deren Erforschung und Veredelung sich selbst auf Studierende erstreckt, in Vereine dafür getreten zu Leipzig, Breslau und Budissin, aus denen Männer hervorgehen können und werden, welche jenen Zweck in der Zukunft mit desto günstigerm Einflusse zu verfolgen geeignet sind, je zeitiger sie mit jugendlichem Eifer ihr Augenmerk auf ihn richten. Die Förderung der Nationalliebe, der ächten, welche auch dem Nachbarvolke sein Rühmliches und Eigenthümliches gern zugesteht, nicht ihm Alles abzusprechen, vielmehr, im Vereine mit ihm, sich fortzubilden, vorwärts zu gehen sucht: solcher Eifer für Erhaltung und Erhöhung der Nationalität wird stets als ein, hohe Achtung und allseitige rege Unterstützung

verdienendes Streben, seine volle Anerkennung finden. Dieses Streben wird die wendischen Dialecte mehr und mehr zur Schriftsprache ausbilden, ihr Forterhalten begünstigen und, wenn sie in künftigen Zeiten dem Verlöschen als Volkssprache dennoch erliegen sollten, so werden sie wenigstens in Schriften fortleben und fernen Generationen noch zur vergleichenden Belehrung dienen, wie zur Erinnerung an den, einst so weit verbreiteten Stamm der lausitzischen und meißnischen Sorben.

Anmerkung I. Das wendische Sprachgebiet 1) in der Oberlausitz, sächs., wie preuß. Antheils, wird v. einer Linie umschlossen, welche v. Muskau über Skerbersdorf, Daubitz, Kosel, Petershayn, Kulm, Radisch, Krischa, Nostitz, Kittlitz (diese Orte mit eingeschlossen) bis Löbau geht, wo ein Wendepunct eintritt, u. in welcher Stadt für die nördlich liegenden Dörfer Altlöbau, Oelsa ꝛc. wend. gepredigt wird, während die Stadt selbst, so wie alle südl. u. östl. gelegenen Dörfer, seitdem histor. Nachrichten vorhanden, völlig deutsch sind. Von hier aus geht die Linie westl. zu, über das wend. Oehsa, nahe an dem völlig deutschen Kunewalde, längs der Reihe der schon beschriebenen alten Götterberge der Sorben vorbei, über Postwitz, Sohra, Gaußig, Demnitz, das wend. dörferreiche Kirchspiel Göda, zum meißner Kreise gehörig, mit einschließend. Dann nordwestl. über Pohla, Burkau, Seuritz, Jauer, Nebelschütz, Jesau, Zschorne, Biele, Weißig, Bernsdorf, Wiednitz, Wendisch-Sella, Hohenbucka, Bielen, Nimmitsch u. über Lauke, Wendisch-Sorno u. Senftenberg in die Nieder-Lausitz. 2) In Bezug auf die Nieder-Lausitz beginnt die Linie bei Senftenberg (im ehemal. meißn. Kreise gelegen) mit den wend. Parochien Lauta, Sorno, Kletwitz u. Groß-Röschen; geht dann über Dobristrow, Salhausen u. Barzig in den (niederlausitz.) Kalauer Kreis u. zwar über Lug, Lipta u. Kalau, dann in die Herrschaft Lübbenau, über diesen Ort, Zerkwitz u. Rago, dann südöstl., im Lübbenschen Kreise, über Radensdorf, Zauche u. Straupitz, u. den Cottbusser Kreis nördl. umschließend, über Peitz, mit Fehro u. Drachhausen; darauf an der Neiße, an der westl. Seite des Gubener Kreises, in die Herrschaft Forst u. längs der Orte Mulkwitz u. Eulau u. westl. an Forst herauf, über Klein-Kötzig ꝛc. sich wiederum bei Muskau anschließend, womit oben begonnen wurde, u. wo die Gränze beider, der ober- u. niederlaus. Dialecte, westl. über Schleife, Spremberg bis Senftenberg führt.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Gränzlinien öfters über deutsche Orte gehen, so wie auch innerhalb derselben solche liegen u. zumal in der Nähe der Städte, wo deutsche Sprache u. Sitte herrscht, obwohl in fast allen derselben für die umwohnenden Wenden in ihrer Sprache gepredigt wird. Die meisten, zumal die an der Gränzlinie u. um die Städte wohnenden Wenden sprechen deutsch, obschon gewöhnl. ihrem wend. Sprachgebrauche gemäß, nach den S. 59. mitgeth. Proben, od. verstehen es wenigstens zur Noth. Bisher hat das Wend. im Laufe eines Jahrh. an manchen Gränzen auf 1—2 M. weit abgenommen, so wie bereits in manchen dadurch außerhalb des wend. Sprachbezirks gelangten Stadt das wend. Predigen aufhörte; weit zeitiger scheint das Erlöschen dieser Sprache in der Niederl. zu fürchten zu seyn, als in der sächs. Oberlaus., wo man für genügende wend. Prediger u. Lehrbücher zu sorgen u. auch sonst obrigkeitlich das Aufhören der Sprache keinesfalls zu fördern sucht, u. es erscheint auch wünschenswerth, daß nicht nur zu wissenschaftlichem Nutzen, sondern weil sich Jedes glücklich fühlt, seine mit der Muttermilch eingesogene Volkssprache wenigstens im traulichen Familien-Umgang zu behalten u. sich darin viel fröhlicher u. herzlicher ausdrückt (ebenso wie es S. 80. von den deutschen Dialecten gemeint), sie auch ferner erhalten werde.

Anmerkung II. Die slaw. Nationen lassen sich am Besten nach ihren Mundarten übersehen; diese theilen sich in 11 östl. Stamm: 1) Russisch, a) Großruss. (d. eigentl. ält. nördl. R.); b) russiniſch od. kleinr. (südruss.); c) altslaw. (sogen. Kirchenspr.), welches nach den neuesten Forschungen die altbulgarische Mundart ist. 2) Illyrisch: a) bulgarisch, b) serbisch, c) chorwatisch (kroat., dalmat., bosn.), d) slowenisch (in Krain, Kärnthen ꝛc.). Das Lettische od. Litthauische (a) d. preuß.- u. b) poln.-litth. u. c) d. ausgestorb.

altpreuß. D.) von Manchen zu dem Slaw. gerechnet, von And. als ein beſond. u. ſehr gemiſchter Sprachſtamm betrachtet. II. Weſtl. St.: 1) Polniſch (lechiſche, m. d. groß- u. klein-mazur. u. ſchleſiſchen ꝛc., auch d. kaſſub. D.); 2) Böhmiſch (czechiſch, m. d. mähr. u. ſlowak.); 3) Sorbiſch: a) ober-, b) nieder-lauſ.

Die lauſitz. Wenden nennen ſich sserb, serbje; Adj. sserbski, sserski; sserska, das Wendenland (die von jenen charakteriſtiſch verſchiedenen öſtlichen Serben, ſich ebenfalls sserb, sserbjo, u. ssbrnja, Serbien), von einem Urworte sserb (nicht srp, Sichel od. muſik. Inſtrum., ſond.) wahrſcheinl. Volk bedeut. Schon B. I. S. 64. ward Slawen, Slowenen, von slowo, d. Wort, daher die Redenden abgeleitet, wie im Gegenth. njemz, die Deutſchen, Stummen, die Sprache (d. Slawen) nicht Verſtehenden. (Merkwürdig iſt es, daß slowan goth. ſchweigen heißt). Ueberhaupt ſpielte das Sich-Verſtehen bei den Völkernamen häufig eine Rolle; ſo nach Grimm (Gramm. I. 3. Aufl.) thiudisk, deutſch, aber auch volkiſch, u. die Volksſprache redend, daher verſtehbar ꝛc. (ebenſo die Bezeichnung Fremde, wovon Czud, Wlach ꝛc.). In d. Niederlauſ. um Lübbenau heißen d. Deutſchen bawarski, nicht von Bauer, ſondern ohne Zweifel Bayern, als Anſiedler.

Die zwei lauſ.-wendiſchen Dialecte theilen manche von den Deutſchen u. and. europ. Sprachen charakteriſtiſch abweichende Eigenthümlichkeiten mit allen od. mehreren and. ſlaw. Mundarten, z. B. die Häufung der Conſonanten, obwohl die nördl. mehr Vocale dazwiſchen ſchieben, z. B. bei dem Poln., u. beſond. dem Wend. u. Ruſſ., welche beiden daher auch dem Fremden leichter ſprechbar erſcheinen; ferner die zahlr. Ziſchlaute, wovon jedoch das erſt vor 5—6 Jahrh. entſtand. poln.-böhm. rz von d. Wenden nicht angenommen, dagegen das urſprüngl. rj beibehalten ward (ebenſo wenig d. poln. mit verkehrter Cedille bezeichnete a, wie ong, om, e als eng, em geſprochen, das dagegen im Polabiſch-wendiſchen üblich geweſen ſcheint). Ferner d. Mangel an manchen Doppellauten, eu, äu ꝛc., wogegen die Slawen zahlr. jotirte, mit halbem i zu ſprechende, dadurch weicher werdende Conſon. beſitzt. Der Artikel fehlt den Slawen; doch iſt bei den wend. (u. krain.) Mundarten ein ſolcher üblich geworden: ton, ta, to, der, die, das, aus Nachahmung des Deutſchen; er bezeichnet eigentl. dieſer, dieſe ꝛc. u. wird öfters weggelaſſen, zumal nach Präpoſitionen (nicht: wohnt in der, ſondern wohnt in Stadt, ebenſo wie ein, eine ꝛc. oft wegbleibt; deshalb fehlt jener Artikel auch meiſt bei d. Sprachproben S. 59. u. 87.). Den Slawen fehlt ferner das f u. wird durch verwandte Zeichen, ph, b ꝛc. erſetzt; ſo wie auch die ſlaw. Dial. die meiſten Vocale zum Wortanfang vermeiden, beſond. a, e, i, u. weshalb bei ausländ. Wörtern deshalb ein j, h, w vorgeſetzt wird. Das Wend. beſitzt ferner mit d. and. ſlaw. Dial. den Dual, den Locativ, Socialis ꝛc., ebenſo zahlr. Verkleinerungsformen, u. ſo and. Abweichungen vom Deutſchen, deren ausführlichere Angabe hier zu weit führen würde. — Zu den charakteriſtiſchen Unterſchieden der ober- u. niederlauſ. Dial. gehört z. B. in der Okauſ. mit den Böhmen gemeinſchaftl. der Gebrauch des h (in jenem auch zuweilen in w verwandelt od. weggelaſſen), wogegen die deſſen entbehrenden Nk. dafür mit den Polen das g haben (hora, gora). Das eigenthüml. ſchräg durchſtrichene l wird um Budiſſin, wie in manch. Nk. Geg., wie w, in and. wie l, u. zumal im Poln. wie ein Mittellaut zwiſchen beiden geſpr. Das Okauſ. hat mehr Jotirung, d. Ok. häufigere u. härtere Ziſchlaute, den Infin. auf cź (tſch), im Nk. dagegen schj (poln. c mit Accent, ſi; böhm., ruſſ. ꝛc. ti). Und ſo and. Abweich. in Buchſtaben, Worten u. deren Formen. Als das reinſte Wend. in der Nk. nimmt man das um Kottbus an, als das der Ok. um Budiſſin, außer welcher Mundart noch in derſ. mehrere and. beſtehen, um Löbau, in der Haidegegend auf Muskau zu, u. dann eine mehr durch die Schreibart abweichende der kathol. Wenden um Cannenz, Wittichenau ꝛc. Zahlr. in frühzeitigen Urkunden bemerkte, wie von den Deutſchen forterhaltene, obſchon oft nach deren Ausſprache veränderte wend. Ortsnamen, deuten oft die alte Ausſprache an, ſo z. B. daß das durchſtrich. u. jetzt meiſt w geſpr. l früher nur l galt, wie die Dorfnamen Laußke, wend. Wußko, Laßke, Waßkow, Lumßke, Luppa, Wupej ꝛc.; ebenſo daß früher nicht h, ſondern dafür g gebraucht ward, wie die zahlr. Namen Göhra, Guhrig, Grödiz ꝛc. (wogegen jetzt obl. hora, d. Berg). Dieſer Gebrauch d. l u. g ergiebt ſich aus gleichen Namen im Meißn. u. and. weſtl. ſorb. Gegenden, u. daher zugleich die Annäherung an d. jetz. niederlauſ. Dial., wie dieß auch bei and. der Fall zu ſeyn ſcheint, z. B. der Orts-

name Zschaunitz bei Gr.-Hayn (in fruchtbarer Aue), wohl von d. niw. Tschawa, Gras, wogegen der örtl. nähere oberlw. D. Trawa hat. Solche Forschung wird vielleicht die früh. geogr. Verbreit. d. einzelnen Stämme erläutern, so wie die Zukunft wohl noch das Räthsel lösen, wenn u. wie der ganze Sorben- od. Wenden-Stamm in frühen Zeiten mit and. slaw. in näherer Beziehung stand, sich dann von ihnen trennte u. eigene Unterabtheilungen in sich ausbildete. — So wie aber die slaw. Sprachen überhaupt als wortreich u. bildsam geschildert werden, so ist dieß auch dem Wend. zuzugestehen; nicht minder werden sie als wohltönend, melodisch von slaw. Beurtheilern angesehen, während sie den nicht daran gewöhnten Deutschen vielmehr als stoßweise polternd und hart, wie d. Poln. u. Russ., od. zu zischend, d. wend. erscheinen. Sachkundige erklären das Wend., wegen zahlr., bei and. Slawen wenig mehr zu findenden, uralten Worten u. Formen, als eine sehr selbstständige u. unverändert forterhaltene Sprache, während das Poln. u. Böhm. sich manches Neue aneignete, so daß jenes zum Studium der alten Dialecte höchst dient. erscheint. — Nachfolgende Erläuterung des oberlaus. wend. Vater-Unsers wird am besten einige nähere Einsicht in diesen Dialect gewähren:

Wotze [1]) nasch [2]) kiż [3]) ssy [4]) we [5]) Nebessach [6]), ssweczene [7]) bydź [8]) twoje [9]) meno [10]), pschindź [11]) knam [12]) twoje [9]) Kralestwo [13]), twoja [9]) Wola [14]) sso stan [15]), każ [16]) na [17]) Nebju [18]) tak [19]) też [20]) na [17]) Semi [21]), nasch [2]) wschjedny [22]) kljeb [23]) daj [24]) nam [25]) dżenssa [26]), a [25]) wodaj [26]) nam [25]) nasche [2]) Winy [27]), jako [28]) my [25]) wodawamy [29]) naschim [2]), Winikam [30]), a [25]) newedź [31]) nas [32]) do [32]) Spytowanja [33]), ale [34]) wumoż [35]) nas [32]) wot [36]) telio [37]) Sleho [36]), pschetoż [39]) twoje [9]) je [4]) to [37]) Kralestwo [13]), a [25]) ta [37]) Moz [40]) a ta Cżesz [41]) hacż [42]) do [39]) Wjecżnoszje [43]). Hamen [44]).

Gelesen (oa möglichst verbunden, einsylbig, u. der Punkt oben ˙, der allerdings stets über dem Buchstaben stehen sollte, als ein halblautes, dem e vortönendes i; das j nach einem Vocal, wie ein etwas getrenntes i; das für ż stehende sch gelind, wie das franzöſ. j): Woßˑe nasch kisch ßů we nebˑeßach, ßwˑetschˑene bůdsch twoaje mˑeno, pßindsch knam twoaje kralˑeßtwoa, twoaja wola ßoa stanˑ, kasch na nedju tak tesch na semi, nasch schjůdnů klˑeb daj nam dschˑenßa, a woadaj nam nasche winů, jakoa mů woadawamů naschim winikam, a newˑedsch naß doa frůtowanja, alˑe wumosch naßwot tehoa slehoa (swehoa), pschetosch twoaje je toa kralˑeßtwoa, a ta moz, a ta tschˑeßz hatsch doa wˑetschnoßzˑe. Hamin. (Da es übrigens zahlr. Dialecte des Oberl.-Wend. giebt, so findet auch eine etwas abweich. Aussprache bei mehreren dieser Worte statt.)

Erläuterung: [1]) Vocat. v. wotz, Vater, nur von Gott, Vorfahren, den jüd. Patriarchen gebr., der leibl. V. aber nan. [2]) unser, v. Pron. nasch, a, e. Dat. Plur. naschim. [3]) welcher, der, Pron. relat. nur im Sing.-, Dual- u. Plur.-Nomin. u. Acc. außerdem kotryż, aż, eż gebr. [4]) bist, vom Inf. być (bůtsch gespr.) seyn, Präs. ssym, ich bin, je, er ist. [5]) we, w, in, auf, oft nur w. [6]) Himmeln, Plur. Locativ v. Plur. tantum nebessa; in vollst. Form dagegen nebja. [7]) geheiligt, Neutr. Part. pass. von sswecżicz, heiligen, dessen Wurzel sswjaty, heilig. [8]) sey, werde, Imper. v. N. 4. oben. [9]) dein, Nomal. Neutr. v. twoj, a, e. [10]) Name. [11]) komm', Imper. von pschincż. [12]) k, Präp. zu, nam, uns, Dat. Plur. v. ja, ich; Plur. my, wir, nas, uns. [13]) Reich, eigentl. Königthum, v. kral, König, -stwo, Nachsylbe wie -thum. [14]) Wille. [15]) sich geschehe, 3. Pers. Imp. v. stacż, sso stacż als Verb. Recipr. im Slaw. meist das Passivum ausdrückend. [16]) wie. [17]) an, auf, in. [18]) Loc. v. nebju, wie bei [6]). [19]) also. [20]) auch. [21]) Erden, Loc. Sing. v. semja. [22]) alltäglich, Adj. Comp. v. wschon, na, no, alles (das w gewöhnl. nicht gespr.) u. dnja Gen. v. dżen Tag. [23]) Brod. [24]) gieb Imp. von dacż. [24]) dżenssa, heut v. dżen, wie [22]). [25]) und. [26]) vergieb, Imp. v. wodacż, comp. v. wot, ab-, ver-, u. dacz, wie [24]). [27]) Schulden, Nom. Plur. v. wina, Ursache, Verschuldung. [28]) wie. [29]) vergeben, 1. Pers. Präs. Plur. v. Frequent. wodawacż, wie [26]). [30]) Schuldnern, Dat. Plur. von winik, der Etwas verschuldet hat, w. [27]). [31]) führe nicht, Imper. v. newesz, Präs. newedu, ne-, nicht, un-. [32]) in, Präp. mit Genit. auf die Frage wohin? dagegen w, we mit d. Locat. auf wo? [33]) Versuchung, Gen. Sing. spytowaaje, v. Verb. spytowacż, als Frequent. von spytacż, versuchen, prodiren, verführen, comp. v. s u. pytacż, suchen. [34]) aber, sondern. [35]) erlöse, Imper.

von wumoz, comp. v. wu-, aus, moz, können. [36]) von. [37]) des, Gen. Sing. Neutr. v. ton, ta, to, der, die, das, regiert v. wot. [38]) oder auch mit durchstrichnem l, das um Budissin w gespr., Bösen, Neutr. Genit. Sing. v. sly, a, e, to sle, das Böse. [39]) denn. [40]) Gewalt, Kraft. [41]) Ehre. [42]) bis. [43]) Ewigkeit v. wjecz nosz, weczny, ewig, von der Wurzel wek, Alter, auch Säculum, osz ist d. deutsche Nachsylbe -keit. [44]) über öfteres Vorsetzen d. H vor Vocale S. 87. (Eine gleiche Sprachprobe des Niederlauf.-Wend. hofft der Verf. später zu erlangen u. mitzutheilen, welches bei manchen Worten abweicht, z. B. statt ssweczene, husswjeschone, st. meno, mje, st. pschindź, pschiźi, st. kaž, ako (wie das böhm. u. poln. gako, jako), st. też, teke, st. dżenssa, zinssa, st. jako, ako u. a. m.) — Zu S. 183, sslonka, Salzfaß, weil die Züchtfrau den Tisch mit dem sonst bedeutsamern Salz (u. Pfeffer) zu versehen hat.

Der oberlauf. Dialect hat sich bis jetzt fast nur allein der literar. Bearbeitung zu erfreuen gehabt, während im niederlauf. nur wenige u. ältere Schrr. vorhanden sind. Ueber erstere handeln von neueren Schrr.: Seilers Grammatik d. sorben-wend. Spr., Budissin, 1830; Jordans Gramm. d. wend.-sorb. Spr. Prag, 1841, nach e. mit and. slaw. Dial. mehr übereinstimm. Rechtschreibung, worauf jetzt besonders sehr gedrungen wird; so auch in Schmalers maly sserb, d. kleine Sorbe, od. wend.-deutsche Gespräche nebst kurzem Wörterb., Bud., 1841. Ein wend.-deut. Handwörterb nach oberlauf. Dialecte, herausgeg. von Curt v. Bose, Grimma, 1840, ist kurz u. nach e. ältern Arbeit. Ein neues ausführl. von mehreren Sprachforschern (durch die drei sorbischen Vereine zu Leipzig, Breslau, Bautzen unter der Redaction Jordans) wird nächstens erscheinen. — Ueber die versch. Dial. u. d. slaw. Liter. überhaupt das Hauptwerk Schaffariks, Gesch. d. slaw. Sprache u. Lit., 1826, u. s. nächstens auch deutsch ersch. slaw. Ethnographie m. Sprachkarte; ferner: Geschichtl. Uebers. d. slaw. Spr., 1837; vergl. auch die S. 89. erw. Sprachen-Bibl. Ueber d. Gesch. d. Sorben, Schelz im Lauf. Magaz. 1838. 208., u. bekannte ält. Schr. v. Gebhardi ꝛc. — Ueber alte Sitten u. Gebräuche der Wenden sind die Hauptquellen: Hortschansky, i. d. OLauf. Provinz. Blättern, Görl. 1781, Kreysigs Beitr. VI. Frenzel, i. d. OL. Arbeiten V. ꝛc., aus denen meist die Neueren schöpften; Antons Versuch üb. d. Slawen, L. 1789. 2 B. (außer dem Streben, Alles möglichst auf die Slawen zu beziehen, ein sehr verdienstvolles Werk). Schöne's Ethnographie d. Wenden 1840 eine kurz. Auszug aus jenen Schr.; Worbs, üb. d. Orientalismus d. Slawen in s. ält. Archiv; Abhandlungen üb. d. Wenden vom Stadtr. D. Klien in Budissin, u. so zahlr. and. kürzere Aufs. u. Notizen in Peschecks handschriftl. Liter. d. Wenden sorgsam verzeichnet. Auch hat zahlr. gefälliger Auskunft von schon gen. Freunden, besonders dem Pastor Bronisch, ebenso vom Gymnas. Pfuhl (Vorsteh. d. Budiss. Wenden-Vereines für slaw. Liter. u. Sprache) ꝛc. d. Verf. um so dankbarer zu erwähnen, als er nicht selbst slaw. Stammes ist u. es doch oft dessen Sprache u. Cultur galt; so ferner vom Prof. F. Th. Richter in Leipzig u. dem dasigen Jurist Mosig von Aehrenfeld, welcher, in Verbindung m. Prof. Wuttke, Schaffariks interess. Werk: Slawische Alterth. in deutsch. Uebersetz. herausgiebt. Dringende Empfehlung verdient ferner die Samml. wend. Volkslieder von Haupt u. Schmaler, 1842, mit Melodieen u. freier Uebersetzung, welchen auch eine Schilderung d. wend. Sitten folgen soll. Ohne hier der zahlr. Samml and. slaw. Volkslieder u. Sagen zu gedenken, sey nur auf die uns so nahe stehenden böhm. hingewiesen u. zumal auf von Hanka herausgeg. Königinhofer Handschrift, mit manchen interess. Andeutungen heidn. Götter, wie Rechte, Sitten und Gebräuche. — Es fehlte bisher an einer Zeitschrift, um das Slawenthum mit den Deutschen zu befreunden u. beide in nähere Beziehung zu bringen, zur gegenseit. Besprech. u. Vermittel. abweichender Ansichten; diese wird jetzt ebenfalls dargeboten durch Jordans Jahrbücher für slaw. Literatur, Kunst u. Wissenschaft. — Wegen der Anmerk. I. erw. immer steigenden Verengung des wend. Sprachgebiets erscheint es dringend wünschenswerth, nicht zu säumen, mittelst Sprachlehren u. Wörterb. sämmtl. Worte u. Formen ꝛc. nach ihrer Verschiedenheit in den zahlr. Dialecten (selbst kleine Pflegen von wenigen Dörfern haben ihre Eigenthümlichkeiten) fleißig zu sammeln, u. so wie alle Sitten u. Gebräuche, Trachten ꝛc. u. Erinnerungen an solche frühere, der Nachwelt in Schrift (u. Bild) aufzubewahren, die es ebenso dankbar erkennen wird, als es von uns jetzt geschehen würde, wenn unsere Vorfahren es bereits vor mehreren Jahrh. ausgeführt hätten, als noch reichere Quellen flossen.

§. 27. Ringwälle und älteste Bewohnung der Gegend um Camenz und Budissin, und der letztern Stadt Belagerung im Jahre 1005.

Schaust Du zurück in die Fern' und mit Dir ein Zweiter und Dritter,
Jedem sie anders erscheint, wahrer nur prüfendem Blick.

Als die hauptsächlichste Heimath der räthselhaften, bereits S. 121. geschilderten heidnischen Ringwälle der Oberlausitz erscheint die Gegend um Budissin und Camenz, weil sie sich dort am zahlreichsten und auch am erhaltensten vorfinden; denn in einem Umkreise von etwa 5 Meilen in der Länge von O. nach W. (vom Löbauschen Wasser bei Weißenberg bis westlich in die Gegend von Camenz) und von 2 Meilen in der Breite (von etwa ½ M. südl. bis 1½ M. nördl. von Budissin), ergeben sich deren auf 30, wie in keiner andern Gegend der Nähe und Ferne. Mit den S. 122. und in B. I. S. 112. aufgezählten gleichen Rundwällen der Gegend von Zittau, Löbau und Görlitz finden sich mithin gegen 50 solcher in der ganzen Oberlausitz; und zwar in einem Landstriche von etwa 9 Meilen Länge, 3—4 M. Breite.

Mehrere in der nördl. Gränzgegend um Muskau (z. B. 2 bei Schleife), Witichenau, Kummerau, Königswarth ꝛc. noch ungerechnet, welche später mit denen der Niederlausitz zur Erwähnung kommen sollen, da sie in diesen sandigen und sumpfigen Niederungen einen andern Charakter annehmen, statt auf Felsen und Anhöhen angelegt, von Sümpfen umgeben sind (Sumpfwälle) und wenig jene hohe Umwallung zeigen, wie dieß auch zum Theil in westl.-sächs. Landstrichen der Fall ist, während andere, im Hügellande, jenen Bergwällen gleichen, wie später sich ebenfalls ergeben wird. Da die nähere Beschreibung jener Wälle in obiger Gegend in die Anmerk. I. verwiesen ist, so genügt hier deren Angabe nach den dabei liegenden Orten, und zwar nach ihrer Lage in den verschiedenen Flußgebieten.

Zwischen Budissin, Löbau, Weißenberg und den B. I. S. 109. geschilderten und abgebildeten beiden Wällen bei Schöps: 1) Die sogenannte Schwedenschanze bei Niethen, B. I. Taf. I. N. 28. 2) und 3) zwei gleiche Schanzen zwischen Lauske und Zschorne, Taf. I. N. 38. Nördl. a. die kleinere, auf einer hohen felsigen Kuppe des herrschaftlichen Parks bei ersterm Orte, und b. die niedriger gelegene, auf Zschorne zu. In der Nähe dieser drei Schanzen führte, so wie bei jenen beiden am Schöps, die alte Heerstraße aus Schlesien über Görlitz und Budissin nach Leipzig vorbei. Davon N. 1 St. 4) die Schwedenschanze bei Belgern, auf einem die Ebene beherrschenden Hügel angelegt, B. I. Taf. II. N. 16. und N. 18. im Grundrisse; nahe dabei 5) die Nackelsche oder Connewitzer Schanze, Slotnik, d. h. der Goldberg (vom wendischen slato, Gold), genannt, wohl wegen einer Sage von daselbst verborgenen Schätzen. 6) Eine ähnliche, sehr zerstörte im Parke zu Gröditz, und 7) der Ueberrest einer solchen in Weißenberg, das schon zeitig am

Furth des Löbauer Wassers (die Löban, sonst Lubata genannt) angelegt scheint, da bereits 1239 ein Voigt von „Wiczenburg" vorkommt. 8) Bei Blösa, nahe der von Budissin nach Löban führenden Straße, mit einer in der Anmerk. angegebenen Schatzsage; auch hier fand sich, wie in den Schanzen bei Niethen und Lauske verkohltes Getraide. 9) Eine zerstörte Schanze bei Knmschütz. Ferner an der Spree, 1 Stunde S. von Budissin 10) bei Doberschau, für die 1213 urkundlich erwähnte Burg Dobrus gehalten, T. I. 33. a. und III. 7., eine der ansehnlichsten Rodschischtscho's, denn so werden diese Ringwälle meist von den Wenden benannt. Nahe dabei 11) die Schanze bei Grubschütz oder der sogenannten weiten Bleiche, jedoch weit kleiner, T. IV. N. 12. u. T. I. N. 34. im Grundrisse. Wegen dieser meist bewaldeten Schanzen, wie ähnlicher alterthümlicher Puncte ist zu erwähnen, daß die Bäume meist weggedacht werden mußten, weil sonst eine bildliche Darstellung ihrer Gestalt oft unausführbar wäre; auch sind jene sehr unwesentlich, vielleicht erst seit kurzem angepflanzt und bald wieder niedergeschlagen. 12) Der Ueberrest einer Schanze bei Daranitz, eine andere 13) zwischen Budissin und Stiebitz. 14) Zu Budissin die älteste Hauptveste der Gegend, und auf dem Protschen, wie §. 29 noch näher zu erwähnen. 15) Die Schanze bei Lubas, unfern Niedergurig, und 16) bei Brana. Ferner W. von Budissin, am Schwarz- und Kloster-Wasser und deren Nebenbächen: 17) die Schanze bei Klein-Seitschen, für die 1213 erwähnte Burg Sizen gehalten, und nahe dabei 18) die in vieler Hinsicht wichtige Schanze bei Göda, Taf. III. N. 11., und N. 21. im Grundrisse.

Dieser Ort, an der Budissin-Dresdner Landstraße und in sehr fruchtbarer Gegend gelegen, war ohne Zweifel seit der frühesten Zeit angebaut, in der wend. Periode der Sitz eines Supans, und wohl auch einer der ersten vorgeschobenen kirchl. Posten des meißn. Bisthums bei der Miziener-Bekehrung, welches nach einer chronikal. Nachricht, 1010 diesen Landstrich vom Kaiser Heinrich II. geschenkt erhalten, und wo der um jene Bekehrung verdiente Bischof Eido eine Kirche gegründet habe. Wohl mochte ein heidn. Opferort dazu die Veranlassung geben, da der wend. Name des Ortes Hodzi, Wallfahrtsort lautet, so wie es auch im Mittelalter noch als ein solcher galt, bis das dasige wunderthätige Marienbild zur Zeit der Reformation in das kathol. verbliebene, gegen 3 St. davon entfernte Kroswitz auswanderte (nach anderen Angaben vom ausgewanderten kathol. Pfarrer Temler 1559 mit dahin in Sicherheit gebracht). Wie sehr dieses in Ansehen blieb, ergiebt sich daraus, daß, nach glaubwürdigen Angaben, selbst noch in neueren Zeiten, ihm von umwohnenden protestant. Wenden zuweilen noch Opfer gebracht werden, um sich dessen Gunst und Hülfe zu vergewissern. Diese Schanze wurde auch die heilige genannt, ohne Zweifel wegen einer Kapelle mit jenem Bilde. Der bekannte meißn. Bischof Benno soll 1076 die dasige Kirche erbaut haben, wozu dessen sich da aufhaltende Mutter Bezela ansehnl. Unterstützung gewährte, weshalb auch noch bis zum Eintritte der Reformation für sie Seelenmessen gelesen wurden. Sie wandte sich ohne Zweifel aus Niedersachsen erst dann hierher, als ihr Sohn bereits Bischof in Meißen war, der, zu Hildesheim

geboren, auch dort und dann zu Corbei seine Bildung erlangte. Göda (früher „ein halber Thum" genannt) besitzt ein sehr ausgebreitetes Kirchspiel mit 41 zum Theil allerdings kleinen Dörfern; ein Beweis der zeitigen Gründung. Bei dem vor einigen Jahren erfolgten theilweisen Umbaue der Kirche entdeckte man, in die sehr dicken Seitenwände eingemauert, merkwürdige Ueberreste der frühern Kirche, nehml. Säulenstücke mit Bildhauerarbeit, Figuren und Arabesken, offenbar byzantin. Rundbogen-Styls; es wird nicht geirrt seyn, diese als Ueberreste aus jener Zeit Benno's anzunehmen, für den es nicht schwer fallen konnte, geschickte Baumeister und Bildhauer zu dem Kirchenbaue in dem von ihm und seiner Mutter so bevorzugtem Orte zu erlangen. Göda wird 1071 als Burgward Godiwa, und 1213 Godow, so wie der Göda'sche Bach Godowiza erwähnt, doch möchte der Sitz des Burgbezirksbeamten im Dorfe und weniger in der heidn. Schanze zu vermuthen seyn. Nach den in der Anmerk. 1. mitgetheilten Ergebnissen bei Nachgrabungen in derselben läßt sich die Vermuthung aussprechen, daß dieser feste Platz einst von Hunnen oder Avaren besetzt war, welche (nach S. 76.) im 7.—10. Jahrh. diese Gegend oft längere Zeit heimsuchten; — der aber auch demungeachtet aus einer weit frühern Epoche herstammen kann, und ebenso später, neben dem gottesdienstl. Zwecke, wohl oft als Schutzort der Umwohnenden und als militair. Punkt benutzt ward.

Ferner 19) der Rundwall des nahe bei Göda gelegenen Dorfes Dahren (Döberkitz), abgebildet Taf. III. 12. und IV. 17. 20) Ein gleicher bei Spittwitz; 21) und 22) zwei andere T. III. N. 1. dargestellt, und zwar a. die Dobranitzer, N. 18. und b. die Coblenzer Schanze N. 19., nahe bei einander auf den Abhängen eines wenig gekannten romantischen Thales.

Beide, gegen eine Stunde von Göda NW., zwischen jenen Dörfern und Medaschütz gelegen, bilden Halbkreise, ihre Stirn ist auf die anliegenden Feldflächen gerichtet, die offene Seite dagegen durch steile felsige Abgründe gesichert, und zwar a. gegen SO., b. N. zu, welche abweichende Richtung, wie bei anderen Wällen, nur von der örtl. Lage herrührt und die Ansicht Mancher, welche alle Schanzen nach einer Richtung (gegen eine feindl. Gegend) zu annehmen, als unhaltbar darstellt. Nur wenige Minuten von einander entfernt, scheinen sie, so wie es die meisten anderen Schanzen nicht minder vermuthen lassen, nur zum gegenseitigen Schutze der nahen Dorfbewohner angelegt zu seyn, um in dieser, von Landstraßen entfernten, von Weiten nicht zu bemerkenden Thalgegend, in krieger. Zeiten für sich und ihr Vieh einen sichern Aufenthaltsort zu besitzen und sich im Nothfalle gegenseitige Unterstützung leisten zu können. Zur bessern Beurtheilung dieser örtl. Lage suchte der Verf. deren bildl. Darstellung beizubringen.

Gegen 2 St. NO. davon befinden sich zwei ähnliche Rundwälle in fast gleich benannten und benachbarten Orten: 23) bei Loga, und 24) sehr zerstört bei Luga. In der Gegend von Camenz findet sich 25) der Doppelwall bei Kupschin, unfern Krostwitz, eine gewöhnliche Rundschanze, jedoch mit Vorwall, T. II. N. 14. 26) Die Schanze bei Kukau, unfern des Nonnenklosters Marienthal, wo vor einem Säculum Jahrelang ein Einsiedler in einem noch erhaltenen Häuschen lebte, jedoch später, des unbeschäftigten Lebens überdrüssig, sich einem thätigern widmete und sich auch verheirathete, allerdings aber des Rufes der Hei-

ligkeit dadurch verlustig wurde. 27) Der Doppelwall zu Ostro(w), einer der merkwürdigsten der Gegend, wegen Gestalt, Lage und Höhe.

Der größere Wall, Taf. IV. 14. a., gehört der Ostroer Gemeinde, der kleinere zu dem nur ¼ St. entfernten Jdlitz; sie scheinen die Zufluchtsorte beider Gemeinden gewesen zu seyn; zwar geschieden durch einen Querwall, waren die dahin Geflüchteten dennoch leicht im Stande, sich gemeinschaftl. gegen den Feind zu vertheidigen. Man fand an mehreren Stellen verkohltes Getraide, Gefäßbruchstücke ꝛc. heidn. Zeit, wie in der Anmerk. genauer erwähnt; daher konnte es auch zugleich ein Opferplatz seyn, worauf noch eine Erhöhung zu deuten scheint; sie dienten vielleicht zu beiden Zwecken, wie so oft anderwärts es der Fall war. In dem benachbarten Dorfe Rosenthal befindet sich ein (12 Zoll hohes) wunderthätiges Marienbild; nach der vom Jesuit Ticinus erwähnten (jedoch von Knauth in seiner oberlaus.-sorbenwend. Kirchengesch., 1767, sehr bestrittenen) Sage, ist dies schon zu Karl des Großen Zeiten in die Oberlausitz gekommen; es soll dasselbe, von einem Soldaten auf der Ostroer Schanze zurückgelassen, sich später in einer Linde verborgen gehalten haben, wo es von einem Edelmanne gefunden und in einer Marienkapelle zu Rosenthal aufgestellt ward; doch wird dieses Gnadenbild auch für das von Göda nach Krostwitz gekommene gehalten, zu welchem letztern Rosenthal (mit e. heil. Born) früher als Filial gehörte. Jene Sage von Ostra könnte viell. auf eine frühzeitige dasige Kapelle hinweisen.

28) Der Burgberg bei Prietitz, Taf. IV. N. 20., durch viereckige, pyramidale Gestalt ausgezeichnet, im Mittelalter mit einer Kapelle versehen und noch zur Hussitenzeit von den Einwohnern zur Vertheidigung benutzt; ebenfalls ein frühzeitig erwähnter, von Wallfahrern einst viel besuchter Ort. 29) Der bereits abgetragene Wall des Reinhardsberges bei Camenz, ohne Zweifel zur Heidenzeit der feste Platz dieser Stadt, in deren nördl. Nachbarschaft bereits zahlreiche Alterthümer entdeckt wurden (vergl. B. I. 180. der Teufelsstein ꝛc.). Zwei andere Ringwälle der westlichen Oberlausitz zeichnen sich in so fern aus, als sie, ohne Gewässer in der Nähe, mitten auf Anhöhen liegen, nehmlich 30) der Burgstall auf dem Rehnsdorfer Steinsberge unfern Elstra (Taf. IV. N. 19.), welcher offenbar nur zum Verstecke der Umwohnenden gegen feindliche Horden gedient zu haben scheint, auch dazu noch in neueren Zeiten gebraucht ward, und 31) der Radschin bei Schmölln, unfern Bischofswerde, auf Göda zu, dessen Name schon auf eine slawische Veste hinweiset, wie dies Alles in der Anmerk. l. näher erläutert ist. (Eine ähnliche Umwallung bei Hohnstein soll §. 31. erwähnt werden; über gleiche Rund-, wie andere Wälle in der Gegend von Meißen, Großen-Hayn, Döbeln, Oschatz ꝛc. im folgenden Bändchen.)

Wenn auch weniger über den Zweck dieser Rundwälle, so doch über deren Ursprung, ist noch viel Dunkel verbreitet, so daß der Verf. bereits B. I. erklärte, sich ein Endurtheil noch vorzubehalten. Volkssagen sind von ihnen wenig bekannt; der, daß Riesen (Obor oder Avar) auf einigen saßen, ward S. 177. gedacht; ebenso einiger Schatzsagen und der übl. Sitte, auf solchen Wällen, das Johannisfeuer zu überspringen; denn darauf ist eigentl. die

B. I. S. 108. erwähnte Gewohnheit auf dem Bernstädter Burgberge zu beziehen, wo jetzt, nachdem jene heidn. Freudenfeuer (vergl. S. 19. und 26.) weggefallen sind, nur noch vom Ueberspringen des Walles, um von Kopf- und Zahnschmerz das ganze Jahr freizubleiben, die Rede ist. Der gewöhnl. Name derselben, Rodschischtscho, rodźiżczo, Magnativ und zugleich Pejorativ, eine große alte, verfallene Burg, von rod, mit weggefallenem Anfangs-h oder g, Umzäunung, Burg, ward schon B. I. S. 112. erläutert; ein anderer, jedoch selten erwähnter Name dafür ist Kral (also König und wohl königl., fürstl. Sitz, S. 187.) Slotnik ist nur ein Special-Name, S. 192. In Hinsicht des Zweckes erscheinen sie am allerwenigsten als alleinige Grabhügel, dem selbst ihre Form und meist bedeutende Größe zu widersprechen scheint; auch sind unbezweifelte Grabstätten darauf, mit Urnen und anderen Gefäßen, bronzenen Mitgaben ꝛc. dem Verf. nicht bekannt worden; u. wenn es auch solche darauf geben konnte und (vielleicht schon früher zerstört) noch urnenartige Gefäßbruchstücke, einzelne Metallgeräthe, Kohlen ꝛc. davon herrühren, so mochte es wenigstens nicht der Hauptzweck seyn. Ueberhaupt geben die gefundenen Alterthümer wenig Aufschluß, in so fern man sie auf gewisse Resultate beziehen will. Dagegen gelten manche der obigen, wie schon früher erwähnte um Zittau, Görlitz ꝛc. als gesicherte heidn. Opferorte, Opfer- oder Priester-Westen, meist durch spätere christl. Kapellen entsühnt, wodurch man zugleich fortgesetztem Opferdienste der an den Ort schon gewöhnten Umwohner vorbeugen wollte (S. 122.). Gefäßscherben, Metallgeräthe, verkohltes Getreide ꝛc. weisen auf ersteres hin; Kapellenüberreste, Sagen, große Kirchspiele auf letzteres, ebenso wie Eisen- und härtere Thon-Geräthe der letztern heidn. oder frühern christl. Epoche. Als der hauptsächlichste, selbst der einzige Zweck erscheint bei den meisten der kriegerische, und zwar manche als Bezirksburg der Oberen, militairischer Platz zur Sicherung der Heerstraßen, Gränzen ꝛc. benutzt. Die größte Zahl diente unbezweifelt, wie sich dieß schon oben ergeben haben möchte, als Zufluchtsorte der Umwohnenden; in Friedenszeit unbewohnt und von jenen nur benutzt, um sich und ihr Vieh oder sonstige Habseligkeiten vor plündernden Horden zu retten und sich gegen diese, besser als in den Dörfern und einzelnen Wohnungen, zu vertheidigen, was selbst noch zuletzt durch Steinwürfe geschehen konnte, während sie im Innern durch Bedachung vor dem feindl. Geschosse gesichert seyn mochten. Uebrigens waren diese Wälle unbezweifelt (wie dieß auch von anderen Gegenden in Pommern, Rügen ꝛc. bekannt) auf der Wallkrone mit Pallisaden versehen, und auch die Böschung und der diese umgebende Graben mochte auf gleiche Weise gesichert, das Holzwerk dabei innen mit Erde ausgefüllt seyn. Davon können die zuweilen noch bemerkten verkohlten Stämme und Kohlen auf dem Walle und in dessen Innern herrühren, so wie die Gefäßbruchstücke, oft härter gebrannt als die heidn. Urnen, daher aus der Uebergangsperiode in die christliche Zeit, von zuweilen erfolgter Bewohnung, verkohltes Getreide aber von aufbewahrten Nahrungsmitteln, ohne dieses jedoch stets nur darauf beziehen zu wollen, da es vielmehr, zumal bei größerer Menge, offenbar auf Opferung hinweiset. An eine von Manchen vermuthete, durch die Wälle gebildete Gränzlinie gegen feindl. oder doch fremde Landstriche möchte nicht zu denken seyn, da sich solche Wälle in großer Ausdehnung nach Länge und Breite vorfinden, und wie schon erwähnt, meist nur ein örtlicher Zweck sich dabei ausspricht. Dieserhalb kann, in Hinsicht ihres Ursprungs, deren Errichtung von den frühesten Bewohnern der Umgegend zu vermuthen, wohl nur rathsam erscheinen, denn diese werden ebenso und nicht allein erst spätere solche Vertheidigungsmittel nöthig gehabt haben. Jenes

aber waren Germanen, wie denn auch Stämmen dieser Nation solche im westl. Deutschlande und Belgien eigenthümlich waren. Man hat zwar angenommen, daß insbesondere die Lausitz, vom Urbeginn an, nur von Sorben bewohnt war, allein oben ward bereits das Gegentheil erwähnt, als Ergebniß der umsichtigsten Forscher deutscher und slaw. Nation. Jene Wälle daher den Sorbenwenden allein und unbedingt zuzuschreiben, mag der Verf. nicht wagen, um nicht eine neue Unwahrheit in der Vaterlandsgeschichte verbreiten zu helfen; und wenn es auch manche Vermuthungen dafür giebt, so ebenfalls weit zahlreichere dagegen. So wahrscheinlich aber die einwandernden Slawen die vorgefundenen Wälle zur bessern Sicherung sehr zweckdienl. fanden und sie benutzten, ebenso mögen sie solche an Wohnorten, wo sie noch nöthig wurden, nach gleicher Form errichtet haben, sowohl zu jener Sicherung der Umwohnenden in Kriegszeiten als außerdem zu Sorbenvesten für Bezirksobere ꝛc. Solche Rundwälle finden sich nicht nur in den meißn. und anderen sächsischen Gegenden, der Mark, Pommern und überhaupt dem östl. und nördl. (german.-slaw.) Deutschlande, sondern auch an der Weichsel und in Rußland, ebenso in russ. Ostsee-Provinzen (wo sie noch Bauernburgen genannt werden, welcher altdeutsche Name auch in Thüringen und Hessen frühzeitig vorkommt, selbst schon im J. 774 genannt). Ferner in süd- und west-, daher rein-deutschen Gegenden, in Skandinavien, Belgien, selbst in Sitzen der alten Gallier und Britten (in welcher Hinsicht vorläufig auf das Archiv für hess. Gesch. H. 2. 184f. u. Schreibers Taschenb., 184f, hingewiesen wird) und worüber der Verf. später ausführlicher zu sprechen hofft, wo dann auch die Beschreibung des schon B. I. abgebildeten, jenen ganz ähnl. Hartha- und Carenza-Walles nachfolgen soll. Die Ansicht (Schreibers), daß die lausitz. Ringschanzen, wie alle anderen in Deutschland, und so auch die bronzenen Geräthe ꝛc., kelt. Ursprungs wären, da die Bojen Böhmen und die umliegenden Landstriche bewohnten, hat Vieles gegen sich, z. B. daß sich gleiche in Gegenden finden, wohin nie Kelten drangen. Gegen die Ansicht aber, daß diese Wälle den slaw. Nationen allein eigenthüml. wären, ist nicht nur derselbe Grund, daß sie in rein-deutschen und kelt. Ländern vorkommen, zu erwähnen, sondern Manche wollen sie vielmehr selbst in slaw. Ländern für Werke anderer Nationen halten, z. B. im südl. Rußland die daselbst Gorodischtschen und Kurgane, als von den Mongolen und Tschuden, und westlicher von den dort angesiedelten Normannen angelegt, so wie von diesen auch gleiche in dem einige Zeit von ihnen beherrschten Liv- und Ehstland; ferner ähnl. Wälle östl. der Weichsel (ein Rundschanzenzug von Colberg bis Gnesen) von den einst da wohnenden Gothen, wie denn auch Journandes Gothiscanzia erwähnt und dieß als Gothenschanzen gedeutet auch Danzigs früherer Name davon abgeleitet wird. Ebenso erscheint es sonderbar, daß es, bis auf einige, mehr für Grabhügel gehaltene, in Schlesien fast keine solchen Wälle jener Art zu geben scheint und so auch in Böhmen, wo nur Schanzen einer davon sehr abweichenden Form vorkommen sollen, obwohl beide Länder so zahlr. Jahrh. von Slawen besetzt waren. Dennoch finden sich nach Schaffarik (slowen. Alterth.) auch in rein-slaw. Gegenden solche Wälle, deren specielle Nachweisung und Beschreibung am besten davon überzeugen würde. Man wird, bei jenen oberlaus. u. sächs. Ringwällen aber auch an die Hunnen und Avaren denken können, gerechtfertigt durch ihre öftere lange Anwesenheit in diesen Gegenden zur slaw. Periode, wie manches Andere (jenes Hunnen-Skelett bei Göda, die Sage von den Riesen S. 177.); dennoch wohl immer nur als Benutzer mancher derselben, vielleicht auch Errichter einiger, doch nicht aller solchen in diesen ostdeutschen Gegenden, theils wegen ihres kurzen Aufenthaltes nur in

einigen derſelben, theils wegen jenes meiſt örtlichen Zweckes und dergleichen mehr, wenn auch gleichzeitige Chroniſten von ringartigen Schanzen derſelben ſprechen.

Uebrigens iſt die Vertheidigung in Rundſchanzen ſo natürlich, daß die früheren Völker von ſelbſt darauf verfallen konnten, ohne die Idee von anderen entlehnen zu müſſen; nur in ſpäterer Zeit, bei vorgeſchrittener Kriegskunſt, kam die eckige Form mehr in Gebrauch. Man wird ſie daher ſchwerlich einem oder dem andern jener Volksſtämme allein und urſprünglich zuſchreiben können, wenn auch in einzelnen Gegenden dieſelben, nach ihren vorherrſchenden Eigenthümlichkeiten (Lage, Form, häufiges Vorkommen, alterthüml. Funde, Sagen ꝛc.), einer oder der andern daſigen Nation vorzugsweiſe zuzugeſtehen ſind. In dieſem Bezuge aber wird noch die Beachtung der ähnl. Wälle aller jener Gegenden erforderlich, und dabei ſelbſt der vergleichende Blick auf noch entferntere Länder und Welttheile zu richten ſeyn, bevor ein völlig begründetes Urtheil darüber zu äußern ſeyn möchte, weshalb der Verf. obige Anſichten auch noch nicht als ein ſolches auszugeben gemeint iſt.

Als älteſte Orte der nord-weſtlichen Hälfte der Oberlauſitz werden insbeſondere die gelten, wo ſich Urnengräber ergeben und dabei auch bronzene Spiralen, Nadeln, Ringe und ähnliche Alterthümer heidniſcher Periode. Sie finden ſich faſt nur in dem ebenen und zum Theil ſandigen oder ſumpfigen und waldigen nördlichen Gegenden. Die ſüdlichſte Gränze jener Urnenfunde ſcheint ungefähr eine Linie von Weißenberg, um Budiſſin herum, auf Camenz und Königsbrück zu, zu bilden, von wo aus ſüdlich nur bei Pulsnitz, Biſchofswerde, Stolpen und an anderen einzelnen Puncten ſich einige wenige Urnen und Bronzen fanden, während in jenen nördlichen Landſtrichen, oft in allen Dörfern mehrerer Pflegen, ſolche häufig ſind, ſo wie auch in mancher Gegend der angränzenden waldigen Niederlauſitz es faſt keinen Ort ohne Urnengräber giebt, wenn auch zuweilen mit nur ſparſamen bronzenen Mitgaben und daher auf ein in dieſer Hinſicht armes Volk deutend. Während die oberlauſitziſchen Fundorte in der Anmerkung II. angegeben ſind und über Beſchaffenheit der Urnen und Mitgaben, — nur ſelten in Hügel- (oder Kegel-) Gräbern und meiſt wenige Fuß in der ebenen Erde befindlich, — im folgenden Bändchen Weiteres mitgetheilt werden ſoll, kann vorläufig nicht unerwähnt bleiben, daß, ebenſo wenig wie bei Görlitz (vergl. S. 125.), auch hier der Bezirk der Urnenfunde mit dem, aus Ortsnamen ſich ergebenden, der einſtigen wendiſchen Bewohnung nicht übereinſtimmt.

Es gilt dabei drei Landſtrichen: a) einige Meilen breit längs dem böhm. Gränzgebirge, wo jetzt nur deutſche Bewohnung vorhanden iſt, auch wenig ſlaw. Ortsnamen und nur hier und da ſpärlich heidn. Urnen und Geräthe gefunden werden; b) die ebene Gegend der nördl. Oberlauſitz, wo ſolche ſich bis an jene ſüdl. Gränze häufig vorfinden, jetzt mit nur wend. Namen verſehen, und c) mit eben ſolchen zwiſchen beiden ein mehrere Meilen breiter Landſtrich, nehml. zwiſchen Weißenberg, Reichenbach, Löbau, ſo wie um Göda, Biſchofswerda, und bis in die Nähe von Budiſſin und Camenz ſüdlich, wo unzweifelhafte Urnen, ſo viel bekannt, ebenſo ſelten wie bei a, und Bruchſtücke (öfters härter gebrannte aus ſpä-

terer Zeit), auch nur einzelne bronzene Geräthe gefunden wurden. Daß aber früher vorhandene Urnengräber dort bereits im Mittelalter sämmt und sonders vernichtet seyn sollten, ist nicht denkbar, da in ganz gleichen und völlig benarbten Gegenden sich solche noch täglich vorfinden. Die leichteste Erklärung wäre die, daß dieser Landstrich im Heidenthume wenig bewohnt war; allein sie scheint nicht haltbar; denn es ist kein solcher, wo nach Bodenart und Lage frühere Urwälder vermuthet werden könnten; es sind vielmehr angenehme und fruchtbare Gegenden, mehrere davon güldene Auen genannt, wo Ackerbau und Viehzucht trefflich gedeiht; von zahlr. Dörfern mit wend. Namen bedeckt, und als eine ächt wend. Pflege geltend, durch welche die schon erwähnte uralte schles.-sächs. Heerstraße führte und wo sich auch die meisten jener Ringwälle finden. Werden die Urnengräber des zweiten, nördl. Landstrichs den Wenden zugeschrieben, so erscheint es sonderbar, daß bei den, den letzteren bewohnenden, ohne durch irgend eine Gränze von jenen geschieden, oder verschiedenen Stammes zu seyn, nicht ebenfalls der Leichenbrand gleich üblich war, während in jener Gegend fast alle Dörfer davon Zeugniß geben. Man könnte annehmen, daß die südl. gebirgige Gegend von Germanen bewohnt war, die nördl. aber von Sorben, so wie, daß diese den Leichenbrand übten und später jene von ihnen immer südlicher an die Gränze gedrängt, dadurch aber in einzelnen Orten von diesen auch Urnengräber errichtet wurden; allein gerade den Germanen wird jene Sitte mehr und allgemein zugeschrieben, während sie bei mehreren slaw. Nationen zweifelhaft erscheint. Wäre dieselbe aber bei allen der letzteren Regel gewesen, und z. B. bei den Czechen, Polen ꝛc., so müßten auch in deren Gegenden mehr Spuren davon vorhanden und alle slaw. Orte Böhmens, Schlesiens, Polens ꝛc. mit Urnengräbern versehen seyn, wie es aber nicht der Fall ist, wogegen die, wo sie sich finden, vorher wohl auch von Germanen und Kelten besetzt waren, und die Urnen und Bronzen leicht von denselben herrühren könnten. Es giebt zahlr. Funde an Orten aller dieser Länder, welche zu entfernt von jetzigen slaw. genannten Dörfern der Umgegend liegen, als daß sie von Grabstätten derselben herrühren konnten, und zwar meist in wiederum verödeten und bewaldeten Gegenden, welches um so mehr auf Bewohnung von vor-slaw. Nationen hinweisen möchte. — Man könnte ferner vermuthen, daß die Germanen diese Gegenden früher so weit bewohnten, als die Urnengräber und bronzenen Geräthe sich häufig finden, und später, als der besonders krieger. Theil des Volkes ausgewandert war und die Slawen in die sehr entvölkerten Landstriche einzogen, der zurückgebliebene Theil von diesen in die südl. gebirgigere Gegend gedrängt wurde, damals aber der Leichenbrand bereits abgenommen hatte, wodurch in diesen letzteren wenig Spuren davon vorhanden sind, während die Slawen diese Sitte wenig oder nicht ursprüngl. liebten oder von jenen annahmen, daher ihre immer südlicher ausgedehnten, durch Ortsnamen erwiesenen Bezirke auch mit den der häufigern Urnenfunde nicht gut übereinstimmen können. Dieß aber ist ebenso wenig in den westlicheren sächs. Gegenden der Fall, wo slaw. Namen viel weiter südl. reichen, als häufige Urnen ꝛc. entdeckt werden, die, wie bronzene Gegenstände z. B. nur in wenigen einzelnen Orten des Erzgebirges sich vorfanden. Da übrigens die Sorben im Meißn. nur etwa etwa 3—4 Jahrh., in der Lausitz gegen 5 Jahrh. im Heidenthume verlebten, die Germanen aber wenigstens ein Jahrtausend in deren Gegenden vorher, und zumal zu der Zeit, als die bei Urnen gefundenen bronzenen Waffen und Schmucke gewöhnl. waren, so würde man dieselben wohl eher der letztern Nation, als der erstern zuschreiben mögen, oder wenigstens hauptsächlich, weil, wenn die Sitte des Leichenbrandes auch von den Germanen

auf die Slawen überging, die bronzenen Geräthe damals schon seltner, die eisernen gewöhnlicher wurden. Und so wird es über dieß Verhältniß noch manche Hypotheſen geben, die jedoch vorjetzt bei Seite gestellt bleiben mögen, da es noch zu zeitig und erst die weitere alterthüml. Erforschung aller jener Gegenden nöthig zu seyn scheint, bevor eine glückliche Lösung dieses Räthsels zu hoffen ist.

Von mittelalterlichen Burgen der nord-westl. Gegend ist wenig bekannt; theils hat sich von ihrer Geschichte und Beschaffenheit wenig Schriftliches erhalten; theils scheint es deren in diesen flachen Landstrichen weniger, als in den gebirgigeren Gegenden gegeben zu haben, wie denn auch das Ritterwesen überhaupt mehr in solchen recht eigentlich heimisch war; theils sind sie zeitig in neue schloßartige Adelssitze umgewandelt worden, so z. B. Baruth, durch alterthümliche Bauart und ein reiches Archiv ausgezeichnet, Gröditz (beide galten im dreißigjährigen Kriege noch für feste Schlösser), Neschwitz, Pulßnitz ꝛc. Camenz, Göda ꝛc. wurden schon genannt, Königsbrück und Königswarthe, Hoyerswerde und Bischofswerda waren wohl zeitig landesherrl. u. bischöfl. Burgen. Nur von der Burg Kirschau sind noch einige Ruinen vorhanden; sie wurde von den Sechsstädten als Raubburg gegen 1352 zerstört. Sie liegt $2^1/_2$ St. südlich von Budissin, von wo aus sie öfters zu ländlichem Vergnügen besucht wird, an der Straße nach Schirgiswalde, $^1/_2$ St. von Crosta, auf einem von der Spree auf drei Seiten umflossenen, felsigen Hügel in sehr romantischer Lage; Taf. III. N. 23. und Anmerk. III.

Wohl könnte es der Fall seyn, daß deren Zerstörung nur deshalb erfolgte, weil der Besitzer bei der Wahl eines neuen Landesherrn der Oberlausitz 1319, nach dem Absterben der Brandenburg. Markgrafen, nebst anderen Rittern der Budissiner Gegend, für den benachbarten Markgrafen zu Meißen gestimmt hatte, während die Sechsstädte sich für Böhmen erklärten, und welches daher Kaiser Karl IV. und seine Anhänger ihm und anderen der Gegenpart übel gedachten; vergl. B. I. S. 133.; doch die Gerechtigkeitsliebe der Sechsstädte läßt vermuthen, daß das damals so beliebte Stegreifleben der Ritter wohl nicht minder einigen Grund dazu mit abgab. In den fast gleichzeitigen Zittauer Annalen von Johannes von Gubin heißt es:

„Donoch in dem M. CCC. lij. jar. kal. Nouebris czoch dese stat (Zittau) vz vnd gewan do huz, daz do heyst dy Körse, vnd czubrochen daz huz mit hülfe ander stete, vnd herezog Bolbolke von der Swydeniez waz howtman vf dem velde. — Donoch M. CCC. lv. jar czoch dese stat mit groser macht mit andern vmmesesyn steten keyn Konigisbrucke vnd branten ab der Schonenvelder hüf an dem stetil. Do noch in dem selbn jare quam keyser Karl in daz lant czu Budissin, vnd czoch dese stat vz mit groser macht wen vor mit vmmesessen steten, vnd branten ab noch geheyse dez selben keyserz alle die hove in Budissiner lant vnd in Görliczer lant, di by der czyt vorsprochen worn vnd bose lute gehalden hatten."

Der bereits B. I. S. 189. und 201. gedachte Schmoritz-Berg, verdient hier ebenfalls eine Erwähnung, da das Volk darauf eine Raubhöle und einen Raubkeller annimmt, wie denn auch dessen mit Steinen umwallte Kuppe Raub-

rittern (oder auch gemeinen Räubern) zum Aufenthalte dienen und die nur ½ St. davon befindl. schles. Heerstraße ihnen wohl Beschäftigung geben konnte; doch scheint jener Steinkranz auf weit frühere Zeit, und zwar auf einen heidn. Opfer- und Sicherungs-Ort hinzuweisen, ähnl. dem auf dem Löbauer Berge, B. I. S. 81. (Anmerk. III.)

Budissin, wendisch Budischin, in dem verkürzten Volksausdrucke Bautzen, war seit früher Zeit die sorbische Bezirksveste der Milziener; wahrscheinlich befand sich diese an der Stelle des jetzigen Schlosses Ortenburg, während diesem gegenüber, auf dem linken Spreeufer, ein befestigter sorbischer Opferwall zu vermuthen ist (nach dem §. 29. zu erläuternden Grundrisse Taf. III. 14. b. h.). Die Gründung des Ortes fällt aber unbezweifelt in die Zeit der ersten (ohne Zweifel germanischen) Bewohnung der Gegend, wo die Furth an der mehrfach sich krümmenden Spree, mit ihren hohen, sichernden Felsenufern, einen sehr gelegenen Wohn- und zugleich Bezirks-Ort darbot.

Während der Verf. die sehr zu bezweifelnden, durch nichts beglaubigten, selbst nicht durch alte Volkssagen unterstützten chronikalischen Nachrichten von einem Franken-Siege bei Budissin 805 und dessen neuer Erbauung 807 u. dgl. m. auf sich beruhen läßt, sey nur erwähnt, daß dieselbe nach der Mitte des 10. Jahrh. u. wahrscheinl. im J. 985 von den Deutschen besetzt ward, als die Milziener, — wie es scheint, vorher, wegen freiwilligerer Tributentrichtung, auch friedl. u. ungestörter behandelt, als die von den Polen angeregten Lusitzer in der Niederlausitz, welche Markgraf Gero schon 859 besetzte, — sich mit den Czechen gegen die Deutschen vereinigt hatten, und Markgraf Eckhart damals die Provinz völlig in Abhängigkeit brachte. Da sie in Ditmars Chronik beim Jahre 1002 bereits eine Stadt und der Hauptort der Milziener genannt wird, so mußte sie schon damals sehr bevölkert und mit Gewerbtreibenden versehen seyn, weshalb ihre Geschichte sich anders gestaltet, als von Görlitz erwähnt ist. Im J. 1002 vom Polen-Herzog Boleslaw in Besitz genommen, erlangte sie Kaiser Heinrich II. 1005, nach fruchtloser Belagerung nur durch Uebereinkunft. Doch schon 1007 ward sie von Ersterm wiederum belagert und, da der in ihr befehlende Markgraf Herrmann keinen Ersatz erhielt, auch erobert und besetzt. Wie sie später wiederum mit der Provinz 1031, nachdem Budissin 1029 erobert worden war, völlig an Meißen und dann 1076 an Böhmen kam, ist S. 115. bereits bemerkt. König Sobieslaus I. erneuerte die baufällig gewordene Burg, welche auch nach erfolgtem Stadtbrande 1400 wiederum erbaut ward; das jetzige Schloßgebäude, die Ortenburg, ist nach gleichem Brande 1636 neu hergestellt worden. — Ueber den immer erweiterten Anbau der Stadt sind weniger Vermuthungen vorhanden, als bei Görlitz; ebenso über die Zeit und Art, als sie sich aus des Burggrafen Macht mehr zur Selbstständigkeit erhob. Doch diese nur auf enge Gränzen gewiesene Schrift läßt die Verfolgung der ohnehin noch wenig bearbeiteten Stadtgeschichte nicht zu, in deren Hinsicht auf die bekannten Specialwerke verwiesen werden muß. (Anmerk. III.)

Wie es aber bei jener Belagerung vor länger als acht Jahrhunderten, nehmlich 1005 zuging, und wie damals sich bei dem Kampfe der Einzelne oft muthig hervorthat, wird sich aus nachfolgender Uebersetzung aus des gleichzeitigen Bischof Ditmars Chronik ergeben.

„Wie König Heinrich in Prag durchgängig die besten Einrichtungen getroffen hatte, schickte er die Bayern wieder in ihr Land. Er selbst begab sich nebst dem neuen böhm. Herzoge in das wend. Gebiet der Milzener, welche ihm damals am nächsten waren. Der Weg dorthin ward ihm überaus beschwerlich Er belagerte die Stadt Budissin. Als er aber eines Tages seine Soldaten Mann für Mann zur Bestürmung der Stadt aufmunterte, hätte er von einem Scharfschützen, welcher von der Stadtmauer nach ihm schoß, unvermuthet tödtlich verwundet werden können, wenn ihn nicht die göttl. Vorsehung noch beschützt hätte. Denn der Pfeil tödtete Den, welcher gleich neben ihm stand, und so traf das, was der Feind ihm zugedacht hatte, einen andern. Der König (fiel auf seine Knie und) lobte Gott mit aufgehobenem Herz und Händen, daß er ihm ohne seine Würdigkeit einen so sichtbaren Beweis seiner wachsamen Vorsorge gegeben hatte. Budissin würde in Asche gelegt worden seyn, denn man hatte das Feuer dazu schon in Bereitschaft: allein ein unzeitiger Befehl des Markgraf Guncelius hintertrieb es. Es wurden auf beiden Seiten Viele verwundet und Verschiedene getödtet. Auf unserer Seite blieb vornehmlich Heinuza, ein Herr von sehr edler Geburt und mannhaftem Betragen. Er hatte schon mehrmals die Bürger der Stadt zum Streite aufgefordert. Einmal verfolgte er sie bis an die Mauern der Stadt. Da warf man einen halben Mühlstein auf ihn herab. Er traf sein mit dem Helme bedecktes Haupt. Die Feinde stürzten herzu und schleppten ihn todt in die Stadt. Mein Bruder, Graf Heinrich, welcher bei ihm Officier war, löfete dessen Leichnam aus und führte ihn ab in sein Vaterland. Der Andere, welchen wir einbüßten, war Tommo, welchen man, wegen seines unaufhörl. Jagens, nur den wilden Tommo nannte. Dieser schlug sich einst mitten in der Spree mit den Feinden tapfer herum; endlich kam er auf den glatten Kieselsteinen zum Fallen. Noch schützte ihn sein guter Panzer eine lange Zeit, zuletzt ward er hart verwundet und starb. Einer von seinen Fußknechten widersetzte sich und wollte ihn nicht mit fortnehmen lassen. Man erstach ihn mit einer Lanze und er stürzte über ihn hin. Die Ungemächlichkeiten dieses Krieges waren nun bald überstanden. Boleslaw schickte seinen Botschafter heraus und übergab die Stadt Budissin in die Hände des Königs, jedoch mit Vorbehalt eines freien Abzugs für die poln. Besatzung. Nun besetzte sie der König mit seinen Saldaten, und hierauf zog er mit seinem Heere, das von Märschen und Hunger ganz abgemattet war, wieder nach Hause (nehmlich nach Merseburg)."

Anmerkung I. Heidenwälle der nordwestl. Ober-Lausitz (Sch. gilt für Schanze, S. Schritt, l. lang, br. breit, h. hoch, t. tief, St. Stunde, O. östl., N. nördlich, S. südlich u. so ähnl. Abkürzungen): 1) die Miethner Sch., 2½ St. O. v. Budissin, ½ v. Hohkirch, Taf. I. 28. a., auf felsiger Anhöhe, W. auf 70 Ellen h. über dem Thale u. den von Lehne komm. Bache c.; O. auf 50 E. h., mit rundl. Umwallung v. 450 S. Umfang; innen O. an d. Stirn auf 30 E. h., wovon man in den Herrschaftshof b. sieht, u. gegen die fast offene Thalseite abnehmend, wo W. sich früher 2 kleine Hügel befanden, in denen sich Holzkohle, Schlacken, Urnen- u. einige Knochen-Reste, 1 Stück Eisen ergaben, u. bis 4 E. tiefe Asche. In dem zum Getreidebau (¼ Scheffel Aussaat) urbar gemachten Wallkessel aber verkohltes Getreide. S. u. W. die Wallböschung mit Bäumen bepflanzt. Ein längst zugemauerter Gang soll vom Hofe aus unter die Sch. in einen Keller führen, wovon man vor etwa 100 J. Ueberreste entdeckte; auch der Sage nach ein Gang von da aus nach Kohlwese. Der Ortsname ist wend. Rjetschin. — 2 u. 3) ½ St. O. von jenen, zwei Sch. bei Lauske, durch den Eisenroder oder Nechernschen Bach getrennt; N. die kleinere, Lauskaee a. auf dem 80 E. h., früher sehr unzugängl., jetzt mit zum Parke benutzten u. mit einer künstl. Ruine versehenen Felsen, dadurch aber

sehr zerstört, früher auf 20 E. h.; beim Grundgraben 1780 fand sich verkohltes Getreide. S. die größere, Zschornaer Sch. im Halbkreise, mit Wall von NW. bis O. 300 E. l., 3—4 E. Höhe innen u. 15 außen; 100 S. l. O. offen geg. d. Wasser. Der wend. Name des erstern Orts ist wussko, eng (vom Thale geltend) oder iows, Jagdreviere; d. zweite von czorny, a, e, schwarz (? vom Bache). Jene Angaben verdankt d. Verf. d. HH. Wehle u. Kmoch; so wie einz. der folg. Ang. den schon B. I. gen. Lehr. Böhland, Hilme ꝛc., auch Lehr. Frank in Camenz; zahlr. d. Rittm. v. Zehmen, OPfarrer Räde, Cand. Wehlam, Lithogr. Buchheim u. and. m. in das. Gegend. — 4) Schanze SW. b. Belgern, 2½ St. v. Budiss. (Taf. II. 16. u. 18.); S. steiler, nach der Budissin-Weißenbergischen Straße, SW. v. d. schwarzen Hechte oder dem Cannewitzer Bache gedeckt; 175 S. oben, 350 am Fuße, 112 im Kessel; 60 u. 46 S. im Durchmesser, 15—20 Ell. Höhe. Der Orts-Name von biela, weiß, sonst gora, jetzt hora, Berg; deshalb auch die Schanzenhöhe, zuweilen d. weiße Berg genannt. N. ¼ St. davon 5) die Rackelsche oder auch Cannewitzer Schanze fast rund; O. an der Stirn, auf die anlieg. Felder zu, 15—20 Ell. h.; W. auf d. Löbauische Wasser zu, niedriger u. mit Bäumen bewachsen; der Wallumfang im Kessel 180 Schr., auf d. Kamme 300, an der äuß. Böschung 500, im Durchmess. 72 u. 100 Schr. Der Ortsname wend. Rakojdy, viell. v. rakojedy, Krebsesser; Cannewitz, wend. Skanedzy. O. 1 St. davon 6) im herrschaftl. Garten zu Gröditz, am Löbauer Wasser, zerstört, wovon der Verf. keine Nachricht erlangte. Diese Schanzen heißen h(g)rodžischczo, davon der Ortsname. 7) In Weißenberg noch Reste einer Sch. zwischen W. geleg. Häusern (OKauf Kirchengall. S. 164.). Das Städtchen wend. Wospork, d. Deutschen nachgeahmt, wenn nicht von wossoka, hoch; das romant. Löbau- (oder Löb.-Wasser-) Thal dabei heißt oberhalb W. die Bernau, unterh. die Weichaer Skala (Felsen). O. ½ St. v. Budissin 8) Blösaer Sch. in ellyptischer Form, sehr zerstört; die Stirn N. auf Felder zu, der Wall noch 10—15 Ell. h., 150 S. l., 100 br.; offen S. am 20 Ell. tiefen fels. Abhange u. d. Nadelwitzer oder Klein-Bautzner Bache mit d. Dorfe. Auf dem vor d. Sch. befindl. deurbarten Platze fand man Kohlen u. Asche, Knochen, auch verbranntes Getreide (besond. Gerste) u. ziegelsteinart. Thonstücke. Auf einen Opferort deutet viell. die folg. Schatzsage. Aus dem Keller eines Bauerngutes führt ein Gang zum Schatze in d. Schanze; doch die denselben verschließ. Platte mit hieroglyph. Schrift ist leider verschüttet; ein Geist hat einst ein Mädchen gebeten, ihn zu heben, wodurch sie glückl. u. er erlöset würde; sie brauchte nur die Hand auf die Platte zu legen. Sie hat aber nicht in den gefürchteten Keller mitgehen mögen, u. der Schatz ist daher noch nicht gehoben. Der Name wend. Brjesow, Adject. v. brjesa, Birke(nwäldchen). — Auf 1 St. NO. davon 9) ¼ St. N. v. Kumschütz befindet sich ein nicht zu verkennender Ueberrest eines heidn. Walles, der früher 300 Schr. im Umfange haben mochte. — 10) Sch. ¼ St. S. v. Doberschau (noch näher an der Schlungwitzer Mühle u. b. Sinkwitz) u. 1 St. v. Budissin, T. III. 7. u. Grundr. T. I. 33. a., im Halbzirkel, S. offen, durch fels. Abhänge u. d. Spree gedeckt. Der Wall 3 Ell. br., N. an d. Stirn auf 15 Ell. h. innen u. 30 außen, gegen 400 S. im Umfange. Die in der Gränzberichtigungs-Urkunde v. J. 1213 erwähnte Burg Dobrus, wo sich die Commissarien versammelten, wohl nur ein Holzbau, daher leicht zerstört, konnte im Dorfe aber auch auf dem Walle stehen, wo aufgefund. unglasirte Gefäßscherben, doch härter als Urnen gebrannt, auf die letzte Slawenzeit u. das früheste Mittelalter hinweisen. In deren Nähe, auf Bautzen zu, finden sich mehrere noch ununtersuchte, kleine Hügel, Kegelgräbern ähnl. Der Dorfname, wend. Dobruscha, Dobreschczy, viell. v. einem Besitzer Dobrosch, Dobrosław (weibl. Dobroscha) wenn nicht von dub, altslaw. debr, Eiche. — Auf ½ St. davon NW. 11) die Grubschützer Sch. (oder Preuschwitzer), ¼ St. davon, auch nahe b. d. weiten Bleiche u. b. Stieditz (Taf. I. 34. u. IV. 12.), kleinerer Art, im Halbkreise, von 250 S. im Umf. u. 15 Ell. h. innen, 25 außen, mit Gebüsch bewachsen; S. die offene Seite durch die Spree gedeckt, deren fels. Ufer hier das Grubschützer Thal bilden. Grubschütz wend. rubelczezy, wohl Sperlingsort, von roblik, kleiner Sperling, oder wegen ausgelaß. h von hrobelka, hrobliza, kleiner Graben, viell. beides auch Patronymen. Zwischen N. 10 u. 11, bei d. Grimmerschen Fabrik, N. am Spreeufer hat man noch eine gegen dieses offene

sehr kleine Sch. von nur 20 Ell. Durchmesser bemerkt. — 1 St. SO. v. Budissin 12) Sch. v. Daranitz, im Gebüsche am Hügelabhange, nur d. W. Seite vorhanden (nach Schiffner, Kauf. Mag. 1840 u. ebenso): 13) eine sehr zerstörte, an einem vorspring. Hügel mitten zwischen Stiebitz u. Budissin. — 14) Protschen b. Budissin, wovon weiterhin; auch giebt es in der Nähe dieses Ortes N. ohne Zweifel noch and. Ueberreste früh. heidn. Befestigungen dieses Hauptortes. — NO. auf 1 St. davon 15) die Lubaser Sch., N. u. W. offen u. abgetragen, an der sich daselbst theilenden Spree; v. 300 Ell. im Umf., 20 Ell. h., die Stirn auf Nieder-Gurig zu; unfern vom alten Rittersitze Doberschütz (wend. Dobroschezy, als Patronym, wie bei Doberschau, u. gleicher Personenname Luboschi; Guhrig, wend. Horka, wo sich im Deutschen ebenfalls noch das ältere G erhalten hat, Deminut. v. jenem gora). — 2 St. N. v. Budissin 16) der Branaer Rundwall, N. d. Dorfs, mitten in sumpf. Wiese, gegen 10 Ell. h. außen u. 7 innen; 180 S. im Umfange. S. davon liegt Radibor, wo vor etwa 20 Jahren ein gleicher abgetragen worden; bei Erbauung der das. Schenke fand man Grundmauern von bedeutender Größe, der Sage nach von einem Rathhause der Wenden, so bei deren Bekehrung zerstört worden sen. Jene kann jedoch von den Namen entstanden seyn, da rada Rath, dwor Hof heißt, bor aber Wald, Hayn (? oder nach einem Erbauer od. Besitzer Radbor). — 2 St. SW. v. Budissin 17) die Klein-Seitschner Sch., nahe v. Groß-S., im Halbkreise, 100 S. offen an dem felsi. Thalgrunde mit d. Gödaer Wasser; der Wall 30 E. h. gegen d. Feld. u. 140 S. im Umf. Im Kessel, wo ein Steinbruch, wird kohlenhalt. Erde bemerkt. Sie erscheint zu klein für die wohl im Dorfe befindl. gew. Burg Sizen, die 1213 fälschl., wie auch jenes Dobrus, Burgward, Hauptort des Burgbezirks, heißt, was das richtigere ebenso genannte nahe Göda war, da deren im Umkreise von 1—2 St. nicht 3 seyn konnten. Das hier ebenfalls vermuthete Scitiani u. Zizani des Ditmar lag ohne Zweifel in d. Nieder-L. (Kauf. Mag. III. 342.). Der Name viell. v. ssydzeni, (Ritter-) Sitz, wenn nicht v. zitezin, Adj. v. zito, Getraide, da die Gegend sehr fruchtbar. — 18) Gödaer Rundwall, 2 St. W. von Budissin, 5 Minuten SO. v. Göda, über den Göd. Bach hinüber, u. an diesem geöffnet, 50 S. l.; S. u. O. auf Feider zu mit der auf 20 S. h. Stirn; d. Aufwurf v. S. nach O. bis NW. gegen 250 S. im Umf. Im Kessel (T. III. N. 11. u. 21.) zeigt sich ein, auf ein früheres Gebäude deutend. Platz, 26 S. l., 14 br., mit Schuttaufwurf; der das. OPfarrer Räde fand bei Nachgrabung oben Mauerstein mit Kalkputz, Nägel, hartgebrannte Gefäßbruchstücke ꝛc., daher mittelalterl. u. wohl von einer das. Kapelle. Darauf 2—3 E. tief Kohlen v. hartem Holze u. Asche, darunter menschl. Gerippe auf e. Winkel zusammengedrängt u. in einer auf gewaltsamen Tod deutenden Lage, wohl durch das einstürzende brennende Gebäude, worin sich viell. ein tapfrer Krieger mit den Seinigen bis zuletzt vertheidigt hatte. Ein zusammengesetztes Gerippe deutete auf eine Größe von 78—80 Zoll, ein Alter von 60—70 Jahren u. den Schädel — mit kleiner Stirn, stark gekrümmten Kiefern bei weit hervorragenden Jochbeinen u. stark entwickeltem Gebisse mit sehr abgekauten Zahnkronen, nach eines Anatomen Auskunft, — auf mongol. Bildung (also Hunnen, Avaren ꝛc.). Auch Gebeine von Kindern u. Hausthieren fanden sich, so wie angeschmolzene Lanzenspitzen u. and. Eisen-Fragmente, auch hart gebrannte, wenig glasirte Gefäßbruchstücken, wegen Masse u. einf. Verzier., wohl aus der letzten Heidenzeit. Ganz unten ein Boden von festgeschlag. Lehm. (Vom Verf. darüber im: Leipz. deutsch. Gesellsch. Bericht 1833; Acten d. Görl. Naturf. Ges. u. Abbild. d. Bildhauer-Arbeit im Kauf. Mag. 1837. 177.). — Nur ¼ St. davon N. 19) die (v. 2 Seiten abgebild.) Dahrener Sch. am Gödaer Wasser, ebenfalls auf einer natürl. Anhöhe, NW. offen, 90 S. an steilen Felsen; der Wall 160 Sch. l., im Halbkreise, auf 30 Ell. h. Dahren, 1377 Daryn, viell. v. dorn, Rasen, poln. darn. Deberkitz, der and. Name d. Dorfes (als meißn. Antheil) wend. Debrekezy, Patronym. v. Debrik. — 20) Spittwitzer Sch. ¼ St. W. vom Dorfe zwischen Leutewitz u. Klein-Praga, am Schüeser-Bach, in abgelegener, doch hoher, die Gegend beherrschender Lage, sehr bewaldet; ein Halbkreis, 80 S. offen gegen S. u. durch Felsabhang u. Steinbruch gedeckt; der Wall, mit der Stirn N. auf 120 S. l., 12 E. h. An einer aufgegrabenen Stelle fanden sich Kohlen, verkahltes Getraide, etwas hart gebrannte Gefäßscherben. Der wend. Name Sbotezy, wahrscheinl. vom Personen-N. Sspot,

Sbat. — 21) Der Dobranitzer Ringwall, im Halbkreise zum Theil abgetrag., S. offen u. durch einen wohl 100 F. t. fels. Abgrund ins Thal gesichert; v. O. nach W. 150 Fuß im Durchm.; das Großhäynchner Wasser fließt an ihm im Thale vorbei, bis zur Coblenzer Sch., wo es der Dobranitzer Bach aufnimmt u. an deren NO. Seite sich in das vereinigte Schwarz- u. Schliefer-Wasser ergießt. Der wend. N. Dobranczy, wohl Patronym vom persön. N. Dobran. — 22) Die Coblenzer Sch., ¼ St. O. vom Dorfe u. ¼ St. W. v. Redaschütz; der nicht umwallte Theil W. 130 Sch. l. u. von d. auf 100 F. tiefen Thalabgrund gesichert; der Wall im Halbkreise v. N. nach O. u. SW. 200 S. l., 15 F. h. an d. Stirnseite auf die abhäng. Ebene zu, mit 45—50 Grad Böschung; zu Holzung u. Viehweide benutzt, wie die meisten Sch. SO. davon in dichtem Gebüsche hat man einige 2—3 F. h., geradaus gehende Wallüberreste bemerkt, welche viell. sonst einen Lang- u. Vor-Wall bildeten, über die Fläche quer überlaufend, um d. wenig gedeckte Stirnseite zu schützen, was auf der Abbild. nicht mit dargestellt werden konnte. — 23) Die Sch. O. v. Loga, eine d. schönsten u. größten, 340 S. Umfang u. 500 außen, S. auf 25 F. h.; der Kessel wegen Lustanlagen sehr verändert, rundl; ebenso 24) die Lugaer Sch. O. im Dorfe, vom Besitzer des darin befindl. Hauses meist abgetragen und zum Garten benutzt, sonst gegen 300 S. Umf., jetzt nur N. u. S. erhalten, innen auf 6 F., außen 15 F. h. Loga wend. lahow, Luga, luw, luh, wohl beides v. lug, Sumpf, Graßpfuhl. — SO. ¼ St. v. Krostwitz 25) die Kupschiner Sch. von ovaler Form, auf e. natürl. Anhöhe (B. I. auf T. II. 14. a., nach einer geometr. Aufnahme); auf 300 S. im Umf., die W. u. SW. Seite durch e. auf 60 Fuß t. fels. Abhang ins Thal (m. e. kl. Wässerchen) geschützt; auf der NO. u. O. Seite durch einen Vorwall im Halbkreise b. gesichert. Dieser steigt über das anstoß. Feld, bei 14. c., gegen 20 Fuß h., dann folgt dessen etwa 10 F. t. Kessel, worauf sich jener Hauptwall auf 30 F. erhebt, dess. innere Höhe auf 6 Ell. beträgt, c. bei 14. a. ist der Bach mit einigen Häusern des kleinen Dorfes. 14. b. Seitenansicht; 14. c. Durchschnitt. Der Name abgeleitet v. kupa, Haufen, als Menge: kopczina. — 26) Die Kuckauer oder Höfchener Sch., ½ St. NO. von Kloster Marienthal, ebenf. auf e. natürl. Hügel, N. auf 40 F. h. u. 300 S. Umfang; der rundl. Wall geht von NO. nach S. u. W. u. ist N. offen u. durch steilen Felsenabhang geschützt. Der Ortsname wend. buckowa, Birkenwald, nach Anderen kukow, Schutt, oder auch als Ort einer Pers. Kuk. — Davon ¾ St. SW. u. 2 St. SO. v. Camenz 27) die Ostroer Sch., O. nahe am Dorfe u. am Klosterwasser gelegen; ¼ St. NW. von Jidlitz, wohin der kleine süd-östl. Wall. Taf. IV. 14. b. gehört, a. der nordwestl. größere dagegen zu Ostra, beide durch einen Querwall geschieden u. auf einem gegen 130 Fuß h. Felsen; a. mit Bäumen bewachsen, enthält auf 2. u. b., zu Getraidebau benutzt, auf 1½ Acker Aussaat; a. hat auf 850 Fuß, u. b. auf 710 F. im Umfange ohne den bei beiden in Anschlag kommenden Querwall von ungef. 350 Fuß; die allerdings oft ungleiche Höhe beträgt bei a. meist auf 50 F. innen auf 90 außen; b. ebenso innen 26 F., außen 36 F. hoch. Die Breite des Walles ist beim Eingange c. 5. F.; die Abdachung des höchsten Punktes auf 30 Grad Neigung; da wo der Querwall SW. d. an beide Schanzen stößt, fehlt der Aufwurf auf 30 S. u. ist viell. abgetragen; auf der entgegengesetzten Seite, NO. 12 S. v. Querwall auf dem Aufwurfe von a., bei e. ist eine erhöhte Stelle, scheinbar mit einer rundl. Vertiefung, gleich als habe d. Piedestal v. einem Götzen- od. Heiligen-Bilde dagestanden. Die kleinere, Jidlitzer Schanze zeichnet sich noch durch den Umstand aus, daß, an mehreren Orten, zumal nahe am Hause, f., wo man des Lehms wegen die Sch. senkrecht etwas abgrub, etwa 8 F. tief v. oben herunter, 1—1½ F. starke Lagen verkohlten Getraides (Weitzen u. Korn, Erbsen ꝛc.), so wie gleiche Schichten von Asche u. Eichenkohlen entdeckte; auch Bruchstücke von Urnen, topf- u. schüsselartigen Geräthe, grober, wenig gebrannter Masse u. bedeutender Stärke; abwechselnd auch Erdschichten. Dieß fand sich meist in Hölungen, nach innen, manche in einander führend, wovon eine, auf 3 F. h., über 5 F. hineinging. Eine nähere systemat. Nachgrabung würde viell. zu interessanten Ergebnissen führen; wären es Vorrathskammern gewesen, so würde sich keine Verkohlung finden, daher ist mehr an Opferung zu denken, wie solche Schichten auch anderwärts vorkommen. Ostra, Ostro, wend. Ostrow, auch Wotrowa, viell. v. wotrycz, abgraben; nach Anderen Insel, eingefriedigt Land.

Zidlitz, Giedlitz von jidla, Fichte, daher Fichticht. — SO. 1 St. von Camenz 28) der Prietitzer Burgberg, mitten im Dorfe an einer früher sehr benutzten Straße, bildet eine etwas ungleichseitige, viereckige pyramidale Anhöhe mit zum Theil Schlangengängen; unten 300, oben nur halb so viel im Umfange; SW. ein fast senkrechter Felsengrund, SO. eine ähnl. Lehmwand. Die nach der Mitte sich verflach. Sch. ist zu einem Park umgestaltet; O. noch von einem 6 E. h. Walle umgeben. Entdeckte Urnenbruchstücke, Kohlen u. Aschenlager lassen zugleich auf einen frühen Opferplatz schließen, zumal da es auch im Mittelalter ein viel besuchter Wallfahrtsort war, der Georgenberg genannt, u. wohl mit einer Kapelle versehen, wobei die kathol. Stationen auf dem Wege herauf sehr gut angebracht werden konnten. Im Hussitenkriege wurde dieser Burgberg noch zur Vertheidigung der Dorfbewohner gegen Plündernde benutzt. Man hält den Ort, wend. Pschiwiczizy, für das Priszez der Gränzurkunde von 1213 u. das 1165 dem Stifte Meißen geschenkte Prezez, von dem auch damals die Kapelle angelegt seyn möchte. — 29) Die Reinhardberg-Schanze nahe an Camenz, eine weite Aussicht darbietend, jetzt völlig geebnet; zwischen der Elster u. Grundbach gelegen u. vom Felsen des Schloßberges (der alten Burg) nur durch eine Schlucht getrennt; bei den Untersuchungen Seiten des (durch Gründung des Barmherzigkeits-Stiftes zu des dort geborenen Lessings Andenken vielverdienten) ehemal. Stadtphys. D. Böhnisch ergab sich ein kreisrunder Umfang von 200 Schr., 10—12 E. Höhe des Walles, 4—6 E. aber nach innen abfallend; man fand 4—6 E. tiefe Lagen von Asche, balkenförm. Kohlen, geschmolzene Steinmassen, Knochen u. Urnenbruchstücke. Die Wälle schienen daher zum Theil durch solche Balken gebildet zu seyn (Böhnisch, Topograph. v. Cam. 241. u. dessen briefl. Auskunft). Auch hier giebt es eine Braupfanne mit Gold u. Silber, die in der Johannisnacht zu finden ist, nach einer (viell. and. nachgebildeten, von Gräve erw.) Sage. Die Herren von Camenz sollen, nach Annalisten, vorher von Greifenstein geheißen, auch eine Burg dieses Namens auf dem Schloßberge angelegt haben; doch nahmen jene den alten slaw. Namen des Ortes an, u. schon 1213 erscheint ein Bernhardt von Camenz. Dieser Name vom wend. kamen, Stein (B. I. S. 114.), hat vielleicht Bezug auf die Burg Greifenstein, oder auf die große, seltsam gestaltete Felsenmasse, der Eulenstein, unfern der Stadt, u. Stein konnte der uralte Name der Burg seyn, wogegen die Stadt selbst erst bei Gründung des nahen Klosters Marienstern 1264 genannt, 1268 bei der Landestheilung aber nicht erwähnt wird, weil sie noch unter den dasigen Burggrafen stand; sie trat erst später als selbstständiger Ort zum Sechsstädte-Verbande. — 30) Der Rehnsdorfer Burgstall (so viel als Burgstätte) auf dem Steinsberge, 1 St. v. Elstra, 1½ St. NO. v. Pulßnitz, zwischen Ober-Steine, Mehrsdorf, Ohorn (oder Mohren) u. Kindisch; 200 S. Umfang der grabenähnl. Vertiefung darum, 120 S. d. kreisrunde Wallkamm, 40 S. Durchmess. mit 6—10 Ell. Höhe vom Graben aus. Im Kessel ist eine Vertief., 6—8 Fuß im Durchm. u. 4 F. t., muthmaßl. von Schatzgräbern. Der mit Fichten bewachsene Wallboden besteht aus lockrer, schwarzer Erde, abweichend von der übrigen Bergoberfläche. Der Sage nach führen unterirdische Gänge (obwohl ohne alle Spur) von da nach dem Hoch- oder Sybillen-Steine u. dem heil. Berge b. Hennersdorf mit einer 1542 abgetr. Kapelle d. heil. Wandel-(Wal-)burgis: Auch erzählt man von einem auf diesen Bergen hier u. da noch sichtbaren Steinpfade, die Mönchsmauer genannt, was nähere Untersuchung verdient. Ebenso soll sich unfern Prietitz auf Wohle zu ein kleiner Rundwall finden, u. der Ueberrest eines solchen in Poderitz ein Gehöfte umschließen; der Burkenberg bei Burkau, auch Kessel genannt, u. wegen and. Andeut. als ein gleicher zu vermuthen, wie viell. and. Burgberge d. Gegend, b. Königsbrück u. bei Orten mit bedeutungsvollen Namen dieser Art, wie Ratschin b. Lohsa, Warthe u. Strohschütz, beides wend.; stroza, Warte, Wachthaus (eigentl. das Nachtwachen der Bauern auf den Edelhöfen bedeutend ꝛc.); wie denn auch die Hut- u. Wachtberge für die alte Geographie nicht minder wichtig erscheinen. — Endlich 31) der Ratschin bei Schmölln, 1 St. O. v. Bischofswerde, 3 St. W. v. Göda, N. an d. Demnitzer Gränze, mitten auf einer bedeut. Anhöhe u. entfernt von Orten u. Gewässern; ein unregelmäß. ovaler Wall von etwa 180 S. u. zuweilen 5 E. h., mit Holz bewachsen u. einer Menge Felsstücken u. Steinbrocken bedeckt. SW. davon zwischen S. u. Belmannsdorf fand man in einem Torfbruche bronzene Armringe und Bernstein-Stücke (Mauf. Magaz. II. 577.) Schmölln, wend. Smilna, viell.

v. smollena, Pechhütte. Der Wallname wie das böhm. Hradschin, Burg, auch als Formation vom wend. rod, rodžin erklärt. (And. liter. Nachweis. über diese Wälle B. I. 111.)

Anmerkung II. Fundorte von Urnengrabstätten in der nordwestl. Oberl.: Budissin, nahe dabei: Kayne, Kreckwitz (s. §. 29.), Jenkwitz, Bloaschütz, Schmochtitz, Bolberitz. Ferner nördlicher: Bröfa b. Gutta, Bornitz, Braußke, Cannewitz b. Purschwitz, Camina, Commerau, Droben, Kaupe, Klür, Königswartha (d. S. 152. erw. wichtige Fund), Lippitsch, Lissahora, Lohsa, Milkel (u. dabei Croste), Malschwitz, Rachlau (bei Wittichenau), Sährchen, Klein-Saubernitz, Sdier, Uhna, Wittichenau; Hoyerswerde u. dabei Neidau, Sprowitz ꝛc. Bei manchen dieser Orte (z. B. Budissin, Königswarthe ꝛc.) fanden sich auch bronz. Nadeln, Ringe ꝛc. In der westl. Ok. um Kamenz Urnen (meist auch bronz. Gegenst.) b. Baselitz, Bernbruch, Biela, Weißig, Nebelschütz, Ostra ꝛc.; ferner Hohenbucka, Gotschdorf, Niedersteina, Neukirch, Guteborn, Pulsnitz. Nicht minder einzelne Metallgegenst., z. B. Golddrath b. Quatitz, Cracau a. d. Pulsnitz ꝛc., bronz. Ringe b. Camenz; Celts b. Camenz, Pulsnitz u. zu Ratschin b. Lohsa; zu Tätschwitz b. Ruhland ein goldnes Stirnband (ein gleiches bei dem nahen Senftenberg, im Seirotelche). Am südlichsten: Urnen b. Putzkau u. Stolpen; Bronzeringe b. Schmölln (S. 208). Nach Engelhards Erdbeschr. IV. zwischen Gaußig u. Wilthen, in Schloßüberresten, vergold. Spieße, Pfeile ꝛc., was wohl bronz. waren. Eine röm. Kupfermünze (v. Gallien) b. Budissin gef., nach S. 164.; Bracteaten bei Ebendörfel, Storche, Obergurig ꝛc. (Aelter. Nachweis. wie S. 134.) Stein. Streitart m. Loch bei Bolberitz, Kreckwitz ꝛc.

Anmerkung III. In Bezug auf das Schloß Baruth macht d. Verf. auf die in das. Bibliothek des jetz. Besitzers, Graf zu Lippe, befindl. Samml. zahlr. Urkunden aufmerksam, die bis über d. 14. Jahrh. hinaufreichen sollen, allerdings meist d. Gersdorfsche Geschlecht betr. — Die Ruinen von Kirschau, T. III. 23. a. Hofraum, b. Ueberrest v. e. Thurme (od. Warte), d. v. e. Brunnen, bei c. noch gegen 3 Ell. hohe Mauern, außerhalb d. Burg am Wege noch Ueberreste des Eingangthores, welcher Weg z. Spree e. herunter führt. Länge des Platzes auf 50 Schritt. Lage u. Wälle scheinen auf die Benutzung eines heidn. Ringwalles bei der Anlegung der Burg zu deuten, deren Besitzer die Geschichte nicht gedenkt; auch an Sagen fehlt es, bis auf unbedeutende von Schätzen, wohl mehr Producte neuerer Zeit. (Näheres in Gräfe's Sagen IV., d. Erinnerungsbl. 1821. 34.; handschriftl. ein romant. Gedicht v. Demuth, u. e. Schauspiel d. Raubritter Kappler v. Kirschau, 1818, völlig Dichtung, so wie d. Ritter Durschmann v. Kirschau, dessen stein. Bildsäule am Budissin. Marktbrunnen steht u. welcher mit s. Pferde einst über diesen gesetzt seyn soll — nach d. Sage.

Zum Schmorlzberge nachträgl., daß der Wall aus lose übereinander geworf. Steinen (3—400 S. l., m. Gras u. Gesträuch überwachsen, 2—3 E. h., 6—8 E. br.), drei Seiten der Bergkuppe umgiebt, während d. N. Seite, 40 S. l. frei u. durch einen auf 20 E. h. Felsenabhang gedeckt ist. Der Raubkeller od. d. Raubhöhle, ist e. in d. Felsen gehauene (jetzt mit Steinen verschütt.) Vertiefung, viell. einst ein Brunnen; Mauerwerk hat sich nicht vorgefunden. Der Name Budissin wird vom uralten bud, Hütte, als bewohnter Ort, wie in vielen Gegenden, nach And. vom Personennamen budz, besond. aber budissa (Budischa) abgeleitet. Bekannt ist die Sage, oder vielmehr elymol. Klügelei früherer Jahrh., wornach auf die Frage eines slaw. Fürsten (od. böhm. Burggrafens 905) ob sein neugeborenes Kind ein Sohn sey, budze sin? nach gleich lautender Bejahung derselben, aus Freuden die neuerbaute Stadt ebenso benannte. Der Name des an der Stadt u. d. Spree lieg. Dorfes Seidau, wend. žydow, als Adj. v. žyd, d. Jude abgel., u. auf e. so genannten Besitzer, wie auf die Sage von einstigem Wohnen zahlr. Juden daselbst bezogen. Doch wenn auch zuzugeben ist, daß schon im früh. Mittelalter in manchen Orten häufige Juden waren, ihre besonderen Stadttheile hatten, u. in späterer Zeit oft ganz daraus wiederum vertrieben wurden, so möchte dennoch der Ort schon im frühen Heidenthume angelegt und wohl noch einand. Abl. zu hoffen seyn. Auf die Schr. v. Böhland, Käufer ward B. I. bereits verwiesen; der Stadt mangelt noch eine genaue u. ausführl. Geschichte (z. B. nach Peschecks Musterschr. über Zittau), wozu auch das domstiftliche Archiv reiche Beiträge liefern könnte, in welchem jedoch (nach gefälliger briefl. Antwort des vormal., so verdienten Bischof Lockh an d. Verf.) die Urkunde v. Stiftung des Domstifts sich nicht vorfindet. Ueber d. Fund auf d. Protschen s. §. 29.

§. 28. Das heilige Grab zu Görlitz und das Zittauer Hungertuch.

Wohl bringst willig Du dar zu gutem Werk' Deine Opfer,
Nur das Höhere nicht, — Dich zu veredeln auch selbst.

Wann das Licht der christlichen Lehre in die hier besprochenen Gegenden drang, wird sich nie mit Bestimmtheit ermitteln lassen, doch ist zu vermuthen, daß es bereits im 9. Jahrh. von Mähren aus erfolgte. Denn damals standen alle benachbarten Slawenländer unter Einfluß Swatopluks, des Gründers des großmährischen Reiches, wo die bekannten Slawen-Apostel Kyrill und Methodot gegen 880 ihr Bekehrungswerk begannen. So wie in Böhmen ihre Lehre bald Aufnahme, wenn auch erst nach Jahrhunderten durch der Deutschen Eifer allgemeine Verbreitung fand, so könnte auch in der Lausitz Gleiches erfolgt seyn, obwohl es nur sehr zweifelhafte Sagen (S. 131.) von schon damals errichteten Kirchen zu Jauernick, Nieda ꝛc. giebt, die allerdings zu den ältesten der Gegend gehören. Gewiß ist es, daß von dort aus das Christenthum nicht so gewaltsam, als von den Deutschen (mit Zehnten-Auflegung ꝛc., wie schon B. I. S. 195. erwähnt), verbreitet ward und eben wegen friedlicherm Auftreten und daher freiwilligerer Annahme mit mehr Liebe und Innigkeit erfaßt werden mußte. Dennoch mag das heidnische Priesterthum es bald wiederum erstickt oder doch sehr beschränkt haben, denn nur vom meißnischen Bisthume aus ist die Bekehrung der Oberlausitz historisch bekannt. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts ward ohne Zweifel die erste Kapelle in Göda angelegt, nachdem bereits Bischofswerde (=Warte) gegründet seyn mochte; aber erst durch Gründung des Budissiner Domstifts und Archidiaconats 1207 vermochte man für ein allseitig geordnetes und allwärts verbreitetes Kirchenwesen genügend zu sorgen.

Noch im 11. Jahrh. scheint das Heidenthum, wenigstens in entlegenen Gegenden, bestanden, selbst sich zuweilen aufs Neue erhoben zu haben, denn so ward in der Oberlausitz z. B. um 1116 (nach B. I. S. 195.) noch ein Götze zerstört. Das Christenthum konnte um so weniger allgemeine Wurzel fassen, als es zuerst nur in den Burgen Kapellen oder Kirchen gab, auch zu Besorgung solcher es sehr an der Landessprache kundigen Geistlichen fehlen mußte, so wie es überhaupt auch damals in sehr unvollkommener und unreiner Form gelehrt ward. Durch das von dem meißn. Bischof Bruno II. 1207 zu Budissin gestiftete Domstift erhielt die Provinz eine eigene geistliche Behörde; eine Kollegiatkirche ward gegen 1220 an die Stelle einer alten, zu engen und dunklen Stadtkirche erbaut, welche vielleicht schon bei der ersten Besitznahme der Stadt durch die meißnischen Markgrafen Ende des 10. Jahrh. gegründet war. Zu dem mit dem Stifte verbundenen Archidiaconate — das letzte der 9 des Bisthums Meißen — gehörten (außerhalb Budissin) 10 über die einzelnen Pfarrkirchen ihres Sprengels gesetzte Erzpriester (zu Camenz, Sorau, Löbau, Reichenbach, Görlitz, Lauban, Seidenberg, Bischofswerde, Stolpen, Hohnstein), so daß

mithin zum kirchl. Bezirk der Oberlauſitz Theile von Meißen u. der Niederlauſitz, wie die böhm. Gränzgegend bis Friedland, Schönlinde ꝛc. gehörten, nach S. 171. Während dem ſtand Zittaus Decanats-Bezirk unter dem Prager Erzbisthume, ſo wie auch deſſen Gegend von Böhmen aus u. vielleicht noch zeitiger zum Chriſtenthume bekehrt ſeyn möchte, als von Meißen aus die nördlichere Oberlauſitz durch Otto d. Großen u. ſ. Nachfolger Bemühen. — Der bekannten religiöſen Anſicht des Mittelalters gemäß, fehlte es auf dem kleinen Bereiche der Provinz nicht an zahlr. Klöſtern, zumal für ſogen. Bettelmönche; ſo gab es ein ſolches für die Minoritenbrüder des Franziscaner-Ordens, in Budiſſin (ſeit 1218), Görlitz 1234, Zittau 1244 (u. daſelbſt auch Franziscaner-Nonnen), Löbau 1336, Lauban 1273, Kamenz 1490, u. für die in Hinſicht des Terminirens (Gabeneinſammeln) mit ihnen verwandten Dominicaner einen temporären Sitz in Görlitz. Die gelehrteren Cöleſtiner erlangten 1369 auf dem Oywin ein Kloſter, deſſen bereits B. I. S. 208 bei Schilderung dieſes merkwürdigen Felskegels näher gedacht iſt. Ferner: Nonnenkloſter zu Lauban, Marien Magdalenen-Büßerinnen, 1320 vom Herzog v. Jauer Heinrich II. gegründet, u. die 2 noch beſtehenden zu Marienthal 1234 u. Marienſtern 1264, für Ciſterzienſerinnen; jenes von der böhm. Königin Kunigunde, Gemahlin Wenzel IV. gegründet; vom letztern weiterhin. In Zittau befand ſich eine Commende der Johanniter-Ritter od. Kreuzherren, deren Comthur zugleich Pleban oder Pfarrherr des Orts war. Die Städte beſaßen zahlreiche Kirchen u. in dieſen wiederum eine große Anzahl Altäre, oft mit beſondern Altariſten, ſo daß die Maſſe der Religioſen damals höchſt bedeutend ſeyn mußte, welche, meiſt beſtimmt für Andere zu beten, der fromme Glaube ernährte, obwohl dieſer nicht ſelten durch die Sittenloſigkeit der an das Cölibat gebundenen Mönche geſtört, dadurch aber zugleich einer Veränderung der Religionsanſichten immer mehr vorgearbeitet wurde. Ueberdieß gab es eine Menge Layen-Brüderſchaften, welche ſpäter nicht ſelten in bloßes Formweſen mit Schmauß und Beluſtigung ausartete, während erſt nur fromme Erbauung für die theilnehmenden Männer u. Weiber aus dem Bürgerſtande, Altarſtiftung, Armenpflege und andere wohlthätigen Einrichtungen als Zweck galt; — eine herrſchende Eigenthümlichkeit oder Mode damaliger Zeit, wie jetzt etwa das Streben für Vereine zu mancherlei Zwecken.

Von der Gründung des Nonnenkloſters Marienſtern iſt eine, der des Kloſters Trebnitz in Schleſien (S. 29.) ſehr ähnliche Sage bekannt, obwohl der Stiftungsbrief vom J. 1264, wornach 3 Gebrüder, Wittich, Burkhard und Bernhard, Herren von Camenz, um Schutz für das ſchon neuangelegte Kloſter angeſucht hatten, des Vorfalles nicht gedenkt. Ein Graf Bernhard von Camenz, der ſpäter den geiſtlichen Stand gewählt habe, ſo heißt es, ſey auf der Jagd, da, wo das Kloſter jetzt ſteht, im Sumpfe ſtecken geblieben, und habe darin die ganze Nacht verharren müſſen. Er rufte Maria, die Himmelskönigin, in der Noth an und verſprach, nach der Errettung ein Kloſter zu bauen. Beim Anbruch des Morgens erblickte er, unfern des Morgenſterns, ein mit ſchwarzem und weißem Gewande umhülltes Haupt (alſo, wie bei den Ciſterzienſer-Nonnen als Ordenstracht üblich), worauf die Erde unter ihm feſt ward und ſein Pferd nach und nach den Moraſt verlaſſen konnte. Sein Wort löſend, erfolgte jene Kloſterſtiftung und Namenswahl.

Die Oberlausitz war u. blieb, wie Sachsen, den Hussiten feindlich gesinnt, weil es dabei meist politischen Meinungen galt, auch ihre Lehre durch die blutigen Heereszüge nicht Freunde finden konnte; jedoch sie wendete sich bald dem aus Sachsen friedlicher ausgehenden Protestantismus zu, wohl besonders deshalb, weil, obwohl zu Böhmen politisch gehörig, die Provinz in kirchlicher Hinsicht unter Meißen stand, wo die Reformation sehr begünstigt wurde, obschon in Böhmen der Protestantismus viel Verbreitung fand, und auch z. B. der Majestätsbrief König Rudolfs II. 1609) beiden Partheien freie Religionsübung gestattete. Nur das Domstift Meißen und jene 2 reich dotirten Nonnenklöster blieben katholisch, und durch des Probstes Leisetritts weltkluges Benehmen, auch die meisten ihrer Ortschaften, zumal wendischer Pflege, obwohl manche schon protestantisch (Wittichenau ꝛc.) auch zur Rückkehr zum Katholicismus genöthigt wurden. In Budissin begann die Reformation ungefähr 1525, in Görlitz 1523, Laudan 1525, Camenz 1524, Löbau 1526 ꝛc., doch mit vielem Kampfe meist gegen die ältern, gern am Alten hangenden Rathsherrn, und öfterm Rückschritte auf mehrere Jahre, so wie auch manche katholische Gebräuche noch lange Zeit, einige selbst bis in das letztere Jahrhund. beibehalten wurden. Da die Lausitzen 1620 unter Sachsens Botmäßigkeit gelangten, so entgingen sie dem Schicksale Böhmens und Schlesiens bei der schon S. 119. erwähnten Gegenrevolution, durch jesuitischen Einfluß u. Militairmacht zum Katholicismus gezwungen zu werden. Die Katholiken u. Protestanten benutzen seitdem noch gemeinschaftlich u. friedlich die Haupt- u. Simultan-Kirche zu Budissin, und so spricht sich auch in andern Orten und in Bezug auf die herrnhutischen Brüdergemeinden ein allgemeiner Geist ächter gegenseitiger Toleranz aus, wie sie selbst neuerlich durch die neue Verfassung Sachsens gesetzlich ausgesprochen ist, und wodurch auch nur Reiche und Völker gedeihen können.

So wie die katholische Kirche überhaupt den Künsten förderlich erscheint, so verdankt auch die Oberlausitz den mittelalterlichen Zeitgeist manche kunstvolle Bau- u. Bildwerke, so z. B. die schon B. I. gerühmten u. bildlich dargestellten Kloster-Ruinen auf dem Oybin, die der Mönchskirche zu Budissin; ferner manche wichtige noch bestehende Bauwerke, die Hauptkirchen zu Budissin, Görlitz ꝛc. u. so andere, mehrere mit Crypten oder unterirdischen Kapellen; ebenso schätzbare Bildwerke; vergl. Büschings Abhandl. üb. d. Kunstwerke d. OLaus. im Laus. Mag. B. III. u. VII. 1824 u. 1828 u. spät. Nachtr. in Peschecks OL. Liter. Selbst die Klöster gehörten, ungeachtet mancher ihrer Nachtheile, zum Bildungszwecke jener Zeit; sie waren die Veranlassung zu einigem beginnenden Schulunterricht u. zur weitern Verbreitung der Schreibkunst u. scheinen selbst die Ausfertigung von Urkunden und andern Schriften in deutscher Sprache zu Ende des 13. Jahrhunderts befördert zu haben.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen Religiosität war die Ansicht der hohen Wirksamkeit sogenannter guter Werke, indem man häufig wähnte, durch diese allein und ohne fortgesetzte Selbst-Besserung und Selbst-Veredlung zu Seelenfrieden und Seligkeit zu gelangen. Nicht nur Gründung von Kirchen und Klöstern und wenigstens reiche Spenden an solche, Stiftungen für Arme, Kranke ꝛc. gehörten dazu, sondern auch Wallfahrten nach heiligen Orten und deren Reliquien in der Nähe und Ferne, und so auch nach Rom. Eine Folge dieser Ansicht und

zugleich des Wunsches, das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen, um sich dadurch eine Stufe in den Himmel zu bauen, waren die Kreuzzüge in das gelobte Land, deren mannichfache Vortheile, wie Nachtheile und ihre wichtige Rolle im Bildungsgange des germanischen Volkes, hier unerwähnt bleiben mögen. Als ein Nachhall derselben gelten die spätern Pilgerfahrten nach Jerusalem, zwar noch als ein gutes Werk für das Seelenheil angesehen, wobei aber die Wißbegierde und Reiselust einen noch größern Theil daran haben mochte. Eine solche Fahrt unternahm auch, und zwar zweimal, der Görlitzische Burgemeister Georg Emmerich. Sie erscheint für uns um so wichtiger, als er in seiner Vaterstadt eine Nachbildung des heiligen Grabes durch Bau- und Bild-Werke ausführte, wie ein solches wohl nirgendwo weiter anzutreffen ist. Dieser G. Emmerich, 1422 geboren, der Sohn eines dortigen Burgemeisters, und vielleicht Nachkomme eines frühern (um 1321) Namens Ermerich, unternahm seine erste Reise in's gelobte Land 1465, ward dort Ritter des heiligen Grabes und brachte Zeichnungen vom letztern mit, um in seiner Vaterstadt eine solche in Nachbildung zu errichten; doch unterblieb dieß noch einige Zeit, während welcher er 1470 in den Rath, 1474 in den Schöppenstuhl gewählt, auch 1483 Burgemeister ward. In Besitz von 17 Dörfern und vielen Stadtgütern, war er ein so reicher und angesehener Mann, daß Luther ihn den Görlitzer König nannte, und man in ihn einen Adepten vermuthete; er starb 1525. Als er 1476 ein amtfreies Jahr hatte, begab er sich auf eine zweite Reise nach Jerusalem, um noch genauer Maaß zu den beabsichtigten Bau zu nehmen, und schloß sich dabei dem sächs. Herzog Albert dem Beherzten an, welcher eine gleiche Fahrt mit zahlreichem Gefolge dahin unternahm.

Aufgefundene gerichtl. Notizen lassen vermuthen, daß seine erste Pilgerfahrt wegen unsittlichen Benehmens, zu welchem damals junge Adeliche u. Patrizier oft ein Recht zu haben wähnten (weil er ein Unrecht an einem Mädchen nicht wieder gut machen mochte), ihm auferlegt wurde, nicht aber, wie Manche vermuthen, daß er dadurch polit. Streitigkeiten aus dem Wege gehen wollte, indem er damals noch keine wichtige Rolle spielte. Das zweite Mal soll er einen Baumeister u. Maler mit sich genommen haben; gewisser ist es, daß er in anderer, wahrscheinlich angenehmerer Gesellschaft reisete, nehmlich in Begleitung einer reichen Tuchmachers-Wittwe, Agnes Fingerlein, welche, — als eine Frau von männlicher Sinnesart und Rede geschildert —, in einer Mönchskutte verkappt nachgefolgt war und ihn auf der Reise sehr überraschte, als sie ihn bei seinem Namen rief. Sie behielt jene Tracht bei, dennoch mag ihr Verhältniß kein Geheimniß gewesen seyn; sie ward sogar für seine Frau gehalten. In der „Beschreibung der löbl. und ritterlichen Reise u. Heerfart in das Land nach Hierusalem ꝛc. Albrechts, Hertzogen zu Sachsen ꝛc. durch Hans von Mergenthal, so mit dabei gewesen," (Leipz. 1586) heißt es, bei Aufzählung des zahlreichen Gefolges (das aus 7 Fürsten und Grafen, 50 Edelleuten, 17 solchen Freiwilligen aus versch. Gegenden, 8 Bürgern aus Leipzig, Augsburg ꝛc., 13 Hofbedienten, 25 Knechten bestand):

„Es sein auch vier Weiber mit uns auff dem heiligen Lande gewesen, zwo aus Cypern, eine von Olmütz mit irem Manne, und sonsten eine Deutsche aus der Schlesien mit jrem Manne. Die zwey Eheleut von Görlitz haben das Muster vom Heiligen Grabe zu Hierusalem genommen und darnach zu Görlitz herausser vor der Stadt eine Capelle laßen bawen, und ein Grab in aller gestalt, wie das Heilige Grab zu Hierusalem.“ (Eine Beschreibung von Emmerichs Reise ist nicht vorhanden; eine ausführlichere als jene ist die vom Mainzer Domdechant von Breitenbach 1483; andere vom Nürnberger Senator Sucher 1474 ꝛc. verzeichnet Gräse's Liter. des Mittelalters.)

Nach einer allerdings sehr bezweifelten Sage begab sich Folgendes bei der Rückkehr von einer dieser Reisen. Als er nach Dresden kam, sendete er zwei Diener nach Görlitz voraus; der eine, ein böser Mensch, wollte sich der Kostbarkeiten bemächtigen, welche der andere von seinem Herrn in Verwahrung hatte; da es ihm aber nicht gelang, ritt er nach Görlitz voraus und gab vor, daß der andere Diener seinen Herrn erschlagen und dessen mitgebrachten Schätze sich zugeeignet habe, die man noch bei ihm finden würde. Bei dessen Ankunft ergab sich auch dieß letztere, und da man seiner Rechtfertigung nicht Glauben beimaß, so ward ihm kurzer Proceß gemacht und er zum Hängen verurtheilt. Als Emmerich selbst nachfolgte, hörte er bei Reichenbach das Görlitzer Geläute und vernahm zugleich die Kunde des Vorfalles mit seinem Knechte, der eben auf den Richtplatz geführt werden sollte. Hastig angetrieben, stürzte sein Pferd auf der Galgenstraße, da, wo später eine Kapelle errichtet ward; doch man bemerkte es, hielt mit der Execution inne, als er ein Zeichen zum Warten gab, und freute sich über die Ankunft des todt geglaubten Herrn, worauf dessen unschuldiger Diener sogleich freigegeben, der falsche Ankläger aber an dessen statt gehangen ward.

Nach der zweiten Rückkunft ward bald ein geeigneter Platz zur Ausführung seiner Idee vor dem Nikolaithore gefunden, das Grab Jesu erbaut, so wie durch den Rath und fromme Leute auch nahe dabei eine kleine Kirche zum heiligen Kreuze, wozu 1480 die bischöflich-meißnische Genehmigung erfolgte. Dabei wurde selbst auf die Entfernung von anderen Orten Rücksicht genommen, die als Gebäude Jerusalems galten, um sich das Leiden Christi lebhafter darzustellen, auch manches Andere angebracht, was der neuere Zeitgeist zwar als Spielerei ansehen möchte, dennoch aber, in damaligem Sinne betrachtet, uns in jene mittelalterlichen Zeiten versetzt, wo man, aus Mangel an anderen Belehrungsmitteln, mancher bildlichen Darstellungen bedurfte, um dem gemeinen Mann die heilige Geschichte tiefer einzuprägen. Wenn aber auch der jetzige Ort des heiligen Grabes zu Jerusalem, nach Schubert u. and. Reisenden, der richtige seyn möchte, so dennoch nicht dieses selbst noch das alte, ächte; vielmehr konnte, — da dies wenigstens bei dem Untergange Jerusalems zerstört ward, und so auch der spätere Bau einer dasigen Grabkapelle durch die Sarazenen-Kriege, — jene Copie nur von einer mittelalterlichen Erneuerung einer solchen entnommen werden. Dennoch ist das Görlitzer heilige Grab für den Freund der Culturgeschichte nicht ohne Interesse und gilt als ein der fernern Erhaltung werthes Denkmal mittelalterlich-religiöser Ansicht und Aufopferung.

Taf. III. N. 15. zeigt dieſes durch den Baumeiſter Bährer vollendete heilige Grab. Die Hauptkirche St. Petri und Pauli gilt dabei als des Pilati Richthaus, wovon 286 Schritte über die Brücke bis zu einer Kapelle an der Lunitz (als der Bach Kidron betrachtet) führen, als ſo weit Jeſus das Kreuz allein trug; von da bis zur Thüre des heiligen Grabes 647 Schritt, als ſo weit Simon von Cyrene es tragen half. Die 3 Linden (e) bedeuten die 3 Kreuze, die eingegangene iſt das des unbußfertigen Schächers. Das kleine, aber maſſive Kirchlein zum heiligen Kreuze (d), 16¾ Ellen lang, 13¾ breit, hat 2 Stockwerke; das unterſte gewölbte, mit einem Altar verſehen, bedeutet das Cenaculum der hohen Prieſter, welche über Jeſum berathſchlagten; dient ein Kaſten zum Andenken an den, worein Judas die 30 Silberlinge warf. (Vorgebliche Abgüſſe ſolcher in Zinn werden den Beſuchern zum Andenken abgelaſſen.) Ein künſtlicher Mauer-Riß bezieht ſich auf den des Tempel-Vorhanges. In dem obern Stockwerke befindet ſich der gepflaſterte Saal, gleich dem, wo Jeſus das Oſterlamm aß; 3 Löcher bedeuten die Entfernung der 3 Kreuze; auch iſt die Größe der Schrift-Tafel in Stein gehauen, welche Pilatus über das Kreuz heften ließ. Ein ſteinerner Tiſch wird auf die Mahlzeit des Oſterlammes bezogen und in einem vergitterten Loche dient ein Würfel zur Erinnerung an der Kriegsknechte Spiel, und ſo noch ähnliche Beziehungen. c) iſt ein mit eiſernem Gitter geſichertes Steingehäuſe, mit Darſtellung der Salbung des Leichnams durch Nicodemus, Maria ꝛc. in Stein gehauen; davon 44 Schritt entfernt das heilige Grabgebäude (a) von Quaderſteinen, 10 Ellen lang, 6¾ hoch und breit, obgleich innen viereckig, ſo doch außen von länglich runder Form. Die Thüre gegen Morgen (b) mit 2 großen Steinen in der Länge und 1 noch größern in die Quere gelegt, der Sitz der Wächter nach der Bibel; Riegel und Siegel, wie Specereigefäße, ſind ebenfalls angedeutet. Das Innere beſteht aus einem Vorgemache mit kleinen Fenſtern, und dann dem heiligen Grabe ſelbſt, welches 3⅜ Ellen lang und breit und 6¼ Ellen hoch iſt; ein viereckiger Stein weiſet auf den Sitz des Engels hin. Eine nahe Anhöhe gilt für den Oelberg und ein darauf befindlicher Baum als der, wo Chriſtus gebetet hat. Und ſo noch ähnliche Deutungen auf die Leidensgeſchichte, wodurch ſich dieſelbe bei den Beſuchern der frommen Stiftung deſto lebhafter im Gedächtniſſe einprägen ſollte. (Vergl. Beſchreibung des heiligen Grabes, Görlitz 1779, und eine gleiche von Funk, 1719, ſo wie die Literatur über Emmerich, Lauſ. Mag. 1834. 91.) Ein Modell des heiligen Grabes ſoll ſich auf der Weimariſchen Bibliothek befinden; das Grab aber, was Chateaubriand noch ſah, und wovon wenigſtens ein Theil noch von dem Baue der Kaiſerin Helena (B. I. S. 97.) herrühren ſoll, ward ſeitdem wiederum meiſt durch Brand zerſtört und neu hergeſtellt. Abbild. u. Beſchr. davon in Roſenmüllers und Raumers Paläſtina; Chateaubr. wie Lamartine's und and. Reiſen, beſonders aber die getreue und geiſtreiche von Schubert ins Morgenland, 1839.

Zur Belehrung der Layen (Nicht-Geiſtlichen) über die bibliſche und beſonders die Paſſions-Geſchichte bedurfte es im Mittelalter bei dem Mangel an Schulunterricht und Schriften mancher anderer Veranſtaltung; dazu gehörten die geiſtlichen Proceſſionen mit Darſtellung von heiligen Perſonen und Handlungen, woran meiſt die ſämmtliche Einwohnerſchaft thätigen Antheil nahm, wie z. B. bereits B. I. S. 96. eine ſolche zu Löbau 1521 geſchildert ward; ebenſo das öftere Verleſen der

Passions-Geschichte, wobei später die Worte Christi und so die Reden Anderer von verschiedenen Personen gesprochen wurden, was nach und nach zu den geistlichen Comödien Veranlassung gab, die dann in die Schulen und darauf in weltliche Hände übergingen. Ferner, die bildliche Darstellung jener heiligen Gegenstände in Gemälden, Bildwerken ꝛc. So pflegte man auch dieselben, oft die ganze biblische Geschichte, auf großen Tüchern abzubilden und durch Predigten zu erläutern. Da das Aufhängen solcher Gemälde meist während der Passionszeit statt fand, diese aber zugleich die Zeit der Fasten war, so nannte man sie auch Hungertücher. Ein solches Hungertuch, das 1472 der Zittauischen Haupt- und St. Johannis-Kirche geschenkt und zwei Jahrhunderte lang zu jenem Zwecke benutzt ward, hat sich noch bis jetzt erhalten; einige Abbildungen davon sind Taf. V. A. mitgetheilt.

Dieses Hungertuch, ganz der sonstigen Sitte gemäß, die Personen, auch der ältesten Zeit, in dem Costüme darzustellen, welches bei der Gemälde-Fertigung eben gewöhnlich war, wurde im Jahre 1472 von dem Gewürzkrämer Jacob Gorteler zu Zittau, welcher es ohne Zweifel auch malen ließ, der Kirche geschenkt, und hing von 1472 bis 1672 (mithin noch auf 150 Jahre in der protestantischen Periode), alljährlich während der Passionszeit im Laufgange der Kirche zwischen 2 Pfeilern aufgespannt. Erst 1672 wurde es, weil es schon gelitten hatte und man dessen Herabfallen fürchtete, besonders aber wohl seines Anblickes satt seyn, und es nicht mehr zeitgemäß halten mochte, im Bibliothek-Locale verwahrt; dort aber ward es, unter Repositorien verborgen, völlig vergessen, auch erst vor Kurzem entdeckt und durch Vermittelung des verdienten Diaconus M. Peschek der Sammlung des Königlichen Alterthums-Vereines zu Dresden (im Großen-Garten-Palais) überlassen. Ein Reim des einst berühmten Dichters und Rectors Christian Weise, auf dessen Entfernung aus der Kirche 1672 lautet: So ist das Hungertuch zurissen! — Und hat die Zeit, so alles frißt, — Auch diese Leimbt entzwei gebissen, — Daß sie nun voller Löcher ist, — Und daß man sie so hoch hinan, — Nicht ohne Schaden hängen kann ꝛc. — Auf diesem Tuche von geleimter Leinwand, gegen 90 Quadratellen groß (oben und unten an Stangen befestigt) ist auf 90 Feldern (in 10 Reihen) die biblische Geschichte dargestellt. Die Gemälde sind bunt und unter jedem befindet sich in sogen. Mönchsschrift ein erklärender Vers; sie beginnen mit Erschaffung d. Welt u. endigen mit der Himmelfahrt Christi und dem Weltgericht; die goth. Schrift hat ebenf. altteutsche Anfangsbuchst. der Zeilen. Die ersten Verse, lauten: Hie schaffet Himmel und Erde Gott; — Darnach die vier Element gemacht hat. — Alda scheidet er den Tag und die Nacht. — Sonn und Mond darnach macht ꝛc. Die T. V, A. befindlichen Abbildungen haben folgende Unterschrift: a) bei Esau, von Jacob den Seegen fordernd: „Dy gebenedeyunge esaw auch wolte entphon." b) Sahra kochend (nebst Isaak und Jacob) dargestellt: „Dy gebenedeit vsack seynen son jacob." c) Abraham reicht Melchisedeck Brod und Wein: „abraham opperte melchisedech weyn unn brot." d) Der obgenannte Schenkgeber „iocob gorteler", neben seinem Tische mit Gewürzen u. Gemüsen mit der Jahrzahl 1472.

Die Gemälde sind in Tempera- oder Wasser-Farben und nicht ohne Geist und Geschick gefertigt; nur erscheinen Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese sogleich in der überhaupt angewendeten mittelalterlichen vor-spa-

nischen Tracht; der Donateur Gorteler steht im schwarzen Bürgergewande, mit blondlockigem Haar, vor dem Gewürzkrame mit s. Firma; das Bildwerk umgiebt gothisches Laubwerk. Solche Hungertücher fanden sich z. B. auch in Augsburg, Rufach im Elsaß ꝛc. (Vergl. Peschecks Gesch. Zittau's I. 56., u. d. nächst. Jahresber. d. Dresdn. Alterth. Vereins, dess. Secret. D. Schäfer der Verf. gefäll. Mittheil. üb. Trachten ꝛc. verdankt, wie dem Geh. Archivar D. Tittmann, St.-Archiv-Registr. Erbstein, Künstler F. A. Frenzel ꝛc.)

Fortgesetzte Erklärung der Tafel V., alten Trachten geltend.

B. Sächsische Fürsten: a) Churfürst Moritz mit seiner Gemahlin Agnes und seinen Kindern Albert und Anna. b) Churf. August I., als Administrator von Merseburg 1545. c) Georg der Bärtige und seine Gemahlin Barbara. d) Friedrich, Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, dritter Sohn Churf. Albrechts (sämmtlich aus dem im Geh. Staatsarchive zu Dresden aufbewahrten sogenannten Stammbuche der sächsischen Fürsten). — C. a) Markgraf Conrad d. Große 1156, statt auf d. Originale zu Pferde, hier zu Fuße dargestellt, wie beide folgende: b) Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange 1288, und c) Markgraf Dietzmann. d) Katharina, Schwester des Churfürsten Friedrichs des Sanftmüthigen und Gemahlin Churfürst Friedrichs II. von Brandenburg 1441. e) Churfürst Friedrich der Weise 1488. f) Churfürst Johann Friedrich d. Großmüthige 1533, sämmtlich nach Urkunden-Siegeln jenes Archivs.

D. Oberlausitzische Bildnisse, und zwar von den beiden berühmtesten und verbreitetsten der alten Adelsgeschlechter der OL.: a) Christoph von Gersdorf, auf Lautitz, geboren gegen 1580, begraben zu Kittlitz, 70 Jahr alt, Vater von 9 Söhnen u. 2 Töchtern, u. Bruder von 13 Brüdern, war in 9 Feldzügen Ungarn (nach Carpzovs Ehrentempel 121), und b) Christoph von Rastitz, auf Leichnam, begraben 1643 zu Klix. Ferner c) der berühmte Zittauer Burgemeister Nicolaus von Dornspach, geboren 1516, gestorb. 1580, Luthers Schüler, dann Conrector zu Zittau, 1542 Rathsherr, 1548 Burgemeister, auch kaiserlicher Rath. d) Zittauer Bürger, Mich. Köhler 1651 (sämmtlich nach Grabsteinen, aus des Zittauer Gerichts-Actuar Th. Pescheck interess. Samml. solcher Zeichn.; eine gleiche, jedoch v. Verf. nicht zur Benutzung erlangte schätzbare Samml. lauf. Denkmäler von Schultze in mehreren Bänden besitzt die Görlitz. gelehrte Gesellsch.). e) Ein Löbauer Jungmeister der Leinweber, Gottlob Preißker, 1689 (ein Vorfahr des Verf.), von e. Gemälde des das. Innungshauses. f) Zwei Görlitzer Tuchknappen, von ungefähr 1520; nach einem Gemälde auf dasigem Schießhause (Wegweiser, 1832).

E. Frühere Wendische Trachten. a) Wende und Wendin, aus einem auf Befehl König Augusts d. Starken gef. Costümbuch des königl. Kupferstich-Kabinets, v. J. 1709. b) Wendische Trauer- u. Kirchen-Tracht (nach Leske, 1782; das Röllchen unterm Arme ist das Leinwandtuch zum Umnehmen bei Trauer, auch bei Regen). c) Wende und Wendin bei Löbau um 1710 (nach einem Costüm-Blatte d. Löb. Raths-Bibl.) d) Wend. Braut (nach Anton) und Bräutigam; e) ein anderes wendisches Mädchen. Charakteristisch ist besonders die sehr verzierte Mütze der Braut (Borta gen.) u. die sonst allgem. übl. Weibertracht im sehr kurzen schwarzen Tuch- oder Leinwand-Rocke (Schürz), in unzähl. Falten gelegt, mit hochrothen Strümpfen. Zum Beschlusse f) ein lustiger Hochzeitbitter (Druschba, nach S. 183.) Ueber frühere sächs. Trachten überhaupt, besond. die hier u. später bildlich dargestellten (Namen, Farben ꝛc. der Kleider) wo möglich im folgend. B., so wie auch die Verlagshandlung bereit ist, auf Verlangen, diese Trachtentafel, so weit die Farben der Bekleidung bekannt sind, illuminirt zu besorgen. Als Zugabe, F. da es der Raum zuließ, einen sogen.

Mummenschanz oder Fastnachtsscherz, aus einem mit trefflichen Randbildern verziertem Chorbuche oder Missale aus dem 14. oder 15. Jahrh. auf der Zittauer Rathsbibliothek, mit einer für jene Zeit sehr charakteristischen Darstellung und mit bürgerlichen und ländlichen Trachten (worauf bereits Herr von Quandt in s. Hinweisung auf Kunstwerke Sachsens 1831 aufmerksam machte).

§. 29. Der Sibyllenstein, Protschen und Flinsstein.

Himmelwärts strebet der Sinn, wenn göttliche Ahnung begeistert;
Drob beim Opfern erglänzt weithin die Flamm' auf der Höh'.

Der Sibyllenstein, T. IV. N. 1. (auch der Hohe, gewöhnlich Hoch-Stein in der Umgegend genannt), ein weit sichtbarer und seltsam geschichteter, ruinenartiger Granitfelsen, findet sich in der westl. Oberlausitz, gegen 1 St. südlich von Elstra und $1^1/_2$ östlich von Pulßnitz auf dem höchsten Bergrücken der Gegend. Er gleicht wegen seiner meist horizontal geschichteten, zerklüfteten und herabgestürzten Felsstücke den schon B. I. beschriebenen Königshayner Bergen und Meschwitzer Götterfelsen bei Budissin; durch einiges Klettern über die, gleichsam durch Riesenmacht aufeinander geworfenen Blöcke gelangt man auf die oberste Platte mit kesselartigen Vertiefungen, wo sich eine reizende Aussicht auf weite Ferne genießen läßt. Dieserhalb wird der Berg weither und besonders an Sonn- und Fest-Tagen des Sommers auch von Denen besucht, welche nicht an seiner reichen Thier- und Pflanzen-Welt, oder an seinen beachtungswerthen geognostischen Verhältnissen, oder alterthümlichen Beziehungen Interesse nehmen.

Der Hochstein (von der Südseite abgebildet) liegt auf einem hohen Bergrücken, welcher NW. mit dem Steinberge bei Rehnsdorf (mit dem Burgstalle S. 193.), SO. mit dem Rammenauischen Berge zusammenhängt und an dessen Fuße die schwarze Eister und Röder entspringen. Er erhebt sich auf dem an sich schon höchsten (1405 Fuß über dem Meere gelegenen) in $^1/_2$ Stunde zu besteigenden sehr bewaldeten Berggipfel der Gegend und gewährt eine sehr weite Aussicht bis zu der Landskrone u. dem Isarkamm, dem Erzgebirge, dem Kuimberge bei Oschatz ꝛc. Der Gipfel bildet eine auf 24 Ellen hohe und gegen 80 Ellen lange Schicht großer Granitblöcke, mit 2 Hauptkuppen, einer südlichen a. mit mehreren kesselartigen Vertiefungen auf der obersten Steinplatte, u. einer nördlichen b.; diese letzte (N. 22. b., von dem eigentl. hohen Steine aus gesehen) heißt der Tanzplatz, doch ohne daß eine Ursache davon bekannt ist und vielleicht nur seit neuerer Zeit, wie bei dem Namen eines herabgestürzten querliegenden Blockes c. das Reitpferd. Die Kluft, wodurch man von der einen Spitze zur andern sich hindurch drängen kann, heißt ebenso räthselhaft die Sibyllen-Höhle. In den drei größten jener (in der Anmerkung näher erwähnten) kesselartigen Vertiefungen (Taf. IV. N. 23. b.) sieht die Volkssage Viertel, Metze und Mäßchen, in welchen der Teufel Denen nachmißt, welche falsch Maaß führen. Wohl ist es möglich, daß die flächeren Vertiefungen vom Einflusse der Witterung herrühren, allein wenigstens bei jenen dreien kann, bei ihrer Größe, regelmäßiger Eingrabung und Lage, wie schon von ähnlichen B. I. 15. erwähnt, nur auf Menschenhand von frühester Zeit geschlossen werden; öfters auf heid-

nischen Opferfelsen ebenso vorgefunden u. muthmaßl. zu Aufstellung von Standbildern, bessern Erhaltung des Opferfeuers, Hineinstellen von Gefäßen ꝛc. bestimmt; eine andere Vertiefung am Rande wird dagegen als ein Sitz zu vermuthen seyn, wie ebenfalls auf jenen zuweilen vorkommt. Denn warum sollte die Natur gerade nur hier sie so regelmäßig rund und tief bewirkt haben, während solche in benachbarten Felsplatten (denn nur auf der einen, dem Tanzsaale, finden sich noch ähnliche) nicht vorhanden sind, ungeachtet völlig gleicher Lage und Härte ꝛc. des Gesteins. Ferner erwähnt die Sage, daß der Fels einst weit höher gewesen, wegen zunehmender Sündhaftigkeit der Menschen aber mehr eingesunken sey. Auch soll es eine in den Berg (oder Fels) führende geheimnißvolle Thüre geben, ein Mann sie einst offen gefunden und beim Hereintreten eine alte Frau erblickt haben, welche sich die Haare kämmte; — eine Sage, die sich von mehreren Bergen findet und vielleicht auf das feenhafte Wesen, die alte Frau Holle oder Hulda (die Perchta anderer Gegenden) Bezug hat und zugleich auf jenen Sibyllen-Namen, wie denn auch das Haarkämmen bei den alten Halbgöttern und Geistern nicht selten vorkommt. — Auf N. 23. a. ist vom Hohen-Stein ein ungefährer Grundriß bemerkt, a, b, c wie oben; d. der daran hinführende Elstraer Fußweg; e. gilt dem Anfange einer dem Felsen westlich sich anschließenden, gleichsam mauer- oder wall-artigen Steinaufschichtung, welche sich mit Unterbrechungen auf 80 Schritt hinzieht, u., wenn auch von Vielen meist nur für Naturwerk gehalten, dennoch, wie in der Anmerkung geschildert, wenigstens theilweise auf einen absichtlichen Menschenzweck hinzuweisen scheint. — In der S. 176. erwähnten Begränzungs-Urkunde von 1213 heißt es, nachdem vorher der Sumpf zwischen Rammenau und Giselbrechtes- (jetzt Giesmanns-)dorf und nachher ein Quell bei dem zerstörten Tutize, bei Schönbrunn, erwähnt wird: hiernach auf den weißen Stein. Diesen hält man wohl nicht mit Unrecht für den (wegen des hellfarbigen Granits) weißl. erscheinenden, weit sichtbaren und daher zum Gränzpuncte sich eignenden Hochstein. — Auch ist der uralten Sitte zu gedenken, daß noch bis zur neuesten Zeit die Einwohner der nahen Dörfer Kindisch und Rauschwitz sich am Ostermorgen, vor Sonnenaufgang, in dem östl. vom Sibyllensteine herabfließenden schönen und reinen, von Glimmerblättchen des aufgelöseten Granits erglänzenden Quelle wuschen, auch wohl sich und ihr Vieh in das für heilig gehaltene Wasser tauchten, welches sie oft deshalb des Tages vorher abdämmten, so daß dann der dasige Fahrweg zu jener Ortschaften nicht passirt werden konnte. Der heidnische Gebrauch des Osters- (wie des Johannis-) Wassers bei den alten (germanischen und slawischen) Nationen zu Gesundheit und Schönheit ist auch von anderwärts bekannt.

Haben sich aber auch Alterthümer noch nicht vorgefunden, die unter dem mit Gesträuch und Moos bedeckten Steingerölle am Hochsteine schwer zu entdecken seyn möchten, und sind die spärlichen Sagen wenig deutbar, so scheint dennoch Mehreres auf einen dasigen Opferfelsen hinzuweisen. Nehmlich — auch abgesehen von dem räthselhaften langen mauerartigen Steinwalle — nicht nur die zu solchen meist gewählte weite Sichtbarkeit und hohe Felsenerhebung, damit die Opferfeuer weit ins Land hinein gesehen wurden, sondern auch jene fast regelmäßigen Aushöhlungen, wie solche bei den Opferfelsen alter Völker, zumal der Kelten und Germanen, sehr gebräuchlich waren. Der Name Sibyllenhöhle, und jene Sage von

einer alten Frau, scheint ebenfalls auf den altdeutschen Heidenglauben hinzudeuten, und wo Teufelssagen sind, kann an sich schon auf heidnische Opferorte vermuthet werden, durch welche man letztere in frühester christlicher Zeit zu verdächtigen, die heidnischen Götter zugleich als böse Geister zu schildern suchte. Ob aber wegen jener Sitte, das Osterwasser zu benutzen, auf die Ostera, oder auf welche andere Gottheit zu schließen ist, wird vielleicht weiteren günstigeren Forschungen zu enträthseln möglich seyn, da bis jetzt nur die Vermuthung eines dasigen Opferortes und zwar wohl germanischen Ursprungs festzuhalten ist. Als ein ähnlicher, doch ganz anderer Sitte, erscheint dagegen der folgende, der Protschen.

Dem landesherrlichen Schlosse, der Ortenburg (Taf. III. 14. b.) nahe an der Stadt Budissin (a), gegenüber, auf dem jenseitigen Felsenufer der Spree (mit c. d. e. bezeichnet) liegt der Protschen-Berg (f. g. h.), welcher in frühester Zeit eine wichtige Rolle spielen mochte, wenn sich auch keine Sage davon erhielt und nur eine, von einem Schatze in einer dasigen Höhle, bekannt ist.

Es gilt dabei nur einer wenig bemerkbaren Vertiefung im Felsenabhange wo zwischen c. und f. eine kleine Rundung. Davon giebt es mehrere unbedeutende Sagen, wornach aber der Schatz nicht gehoben wurde; z. B. von einem Bauer, der zwar in die früher sehr verrufene Höhle, die in mehrere Zimmer abgetheilt seyn soll, eintrat, allein eine verschlossene Thüre aus Grauen nicht zu öffnen wagte und zurückeilte; so hatte ferner ein graues Männchen einen Seidauer zum Nachgraben des Schatzes vermöcht, doch er versank wieder in die Tiefe, weil jener das ihm gebotene Schweigen auf alle etwa erfolgende Fragen nicht erfüllte, das sehr gewöhnliche Ende der Schatzsagen. Grosser (in s. Lausitz. Merkwürd. 1716) meint, daß bei solchen Vorhaben es leicht so gehen könnte, wie jenem Schatzgräber, der einst einen Stein antraf, mit den Worten: „Was suchst du hier, hat man doch nichts hergelegt." Eben so reizte, bei einem gleichen Unternehmen, die Aufschrift eines gefundenen Steines „dreh mich um" allerdings zur weitern Nachforschung, doch beim Umdrehen lautete eine zweite: „Ich habe lange genug auf der andern Seite gelegen." Nach Gräve (in s. Sagen) hat es dagegen einem Bautzner Bürger schon im 16. Jahrh. besser geglückt, da er in der offenen Höhle 7 alte Juden in ihrer polnischen Tracht, die Geister von früher ausgewanderten, antraf, auch, mit ihrer Erlaubniß, viel Gold vom Schatze einstecken durfte; doch man hat sie seitdem nicht wieder offen gefunden. Die Erwähnung der Juden in dieser Dichtung mag sich auf die frühren zahlreichen im Orte beziehen, welche aber vertrieben wurden; oder auch auf die öftere Ableitung des Namens Seidau (S. 207.). Man hat auch (nach Böhlands Geschichte Budissins) auf dem Protschen, da, wo seit 1798 ein Kirchhof der Seidauer Gemeinde angelegt (bei g.), bereits 1766 mittelst der Wünschelruthe nachgegraben, aber statt des Schatzes nur Kohlen und Schlacken gefunden u. dieß für die Ruinen eines alten Schlosses gehalten. Doch einer Sage sey noch gedacht. Einst spielten Kinder armer Eltern an diesem Berge und fanden einen Haufen Kohlen, die sie, als noch brauchbar, ihren Eltern mitnahmen; als diese einige Tage darauf sie zum Brennen benutzen wollten, fanden sie dafür einen Haufen Goldstücke. Diese Sage ist insofern bezugsvoll, als man

in neuester Zeit gar viel Kohlen auf dem Protschen vorfand, wie bald näher zu erwähnen, nur mit dem Unterschiede, daß diese sich, wie der Verf. gewiß weiß, — da er selbst solche, nebst anderen zugleich entdeckten Gegenständen, durch Freundes Hand erlangte — sich bisher nicht in Gold verwandeln wollten.

Der Protschen, N. und O. durch hohen Felsenabhänge auf das Spreethal gesichert, war besonders W. und S. auf die anstoßenden Ebenen zu, mit einem, zwar noch bemerkbaren, meist aber zerstörten Wall h. umgeben; er wurde bisher von Seidauer Einwohnern zur Hutung benutzt. Die zufällige Auffindung von Kohlen in großer Masse veranlaßte im Jahre 1830 zu Nachgrabungen, bei denen sich mächtige Schichten von Kohlen harten und weichen Holzes, verhärteten Thon und Lehm, auch Steinschlacken ergaben; ebenso fanden sich einige urnenartige Geräthe und eine Menge solcher schon zerstört, Knochen von zahmen Thieren und andere auf heidnischen Opferheerden vorkommende alterthümliche Ueberreste.

Bei den Kohlen, welche in Masse den Wall und selbst den Bergabhang an mehreren Stellen bedecken, fanden sich auf 4—6 Ellen tief im Wallaufwurfe querübergelegte Stammstücke. Von mächtigem Brande zeugen auch die zahlreichen Stein- und Thon-Schlacken, an welchen letzteren zuweilen Holz abgedrückt erscheint. Bei den Knochen will man nur Thier-, nicht Menschen-Gebeine bemerkt haben; jene u. die Scherbenmassen fanden sich meist in u. am westl. Walle (W. von h.) u., so wie jene wenigen ganzen Geräthe, in den tiefsten Schichten. Ferner entdeckte man nur einige unbedeutende Bronzestücken (Drathe ꝛc.) einige für Mahlsteine zu haltende abgeplattete Steine, verkohlte Gerste und nur etwas Weniges von andern Getreide. Weiteres in der Anmerk. ll. Alles dieses meist unter einander, einem Chaos gleich, ohne regelmäßige Lage und vielmehr Vieles in offenbar zerstörtem Zustande, so daß ein gewisses Resultat sich noch nicht ergab, daher auf eine bestimmte Zeit und Nation schwierig zu schließen ist. Man würde die Masse von zerbrochenen Geräthen auf die Schmäuse nach dem Leichenbrande (die Dadsisas der alten Deutschen) beziehen können, wie anderwärts, wofern sich auch zahlreiche Urnen u. Menschengebeine vorgefunden hätten, welches aber nicht der Fall war; — man müßte denn annehmen, daß es blos Opferungen von Thieren galt, oder daß die Ueberreste der verbrannten Leichen anderwärts beigesetzt wurden. An mehreren Orten, nahe an der Stadt, entdeckte man bedeutende Heidenkirchhöfe, mit Hunderten, ja selbst Tausenden von Urnen mit Asche und Gebeinen, auch zuweilen Bronzedrath, Ringen ꝛc. und mit Beigefäßen umstellt, 1—1½ Fuß tief, von Steinen bedeckt und umgeben, jedoch ohne bemerkbare Hügel darüber, wie überhaupt selten in der Lausitz, wo dagegen z. B. in den Hügelgräbern bei Bloaschütz (B. I. Taf. II. N. 16.) sich unverbrannte Skelette fanden, wie späterhin näher zu beschreiben. Die Kohlen u. Thonschlacken im Wall-Innern können allerdings von Opferungen, wobei immer neue Schichten von solchen aufgefüllt wurden, herrühren (die jedoch hier keinesfalls so regelmäßig, wie die des Schliebner Burgwalles, auch anderer Art erscheinen, als bei Melaune S. 125.), nicht aber davon die Masse verkohlten harten Holzes, zumal im Wallaufwurfe (und ebenso wenig vom bloßen Brande eines vervallisadirten Walles), vielmehr nur von einem Jahrhunderte lang unterhaltenen Opferfeuer, wobei man Holz nicht sparte. Eine neueingewanderte Nation mochte zur Zertrümmerung und Zerstörung des Vorgefundenen beigetragen, neue Umwallungen errichtet und den Ort als festen Platz, vielleicht ebenfalls als

Opferreſte fort benutzt haben. Erſcheint der faſt gänzl. Mangel an bronzenen Schmucken und Geräthen, die ſich ſonſt meiſt an Opfer- und Begräbnißorten der Germanen finden, auch der Annahme ſolcher nicht ſehr günſtig, ſo würde man dennoch vielleicht an ſie, als früheſte Benutzer des Orts, denken können, von deren Opferſchmäuſen die beſonders in der Tiefe gefundenen Gefäßſcherben, die über die Thierreſte ꝛc. und das Opfer überhaupt verbreiteten Kohlen- und Thon-Schichten, ſo wie die Mahlſteine ꝛc. herrühren. Dann aber möchten die Sorbenwenden den Platz benutzt und ihre ſteten Opferflammen darauf entzündet haben, von denen noch die Unmaſſe Kohlen Zeugniß giebt. Doch könnten die vielen Zerſtörungen des Orts und deſſen Umwandlung auch durch die ſchon mehrmals erwähnten Hunnen entſtanden ſeyn, welche ſich zuweilen in dieſer Gegend aufhielten und vielleicht einen ihrer feſten Plätze darauf beſaßen. Aus der Sorben letzter Freiheitszeit aber, vielleicht ſelbſt zum Theil aus dem Mittelalter, möchten die außerdem noch u. zwar mehr auf dem Kirchhof zu entdeckten Grundmauern eines Gebäudes und dazwiſchen verkohltes Getreide, oxydirte Eiſenbruchſtücke von Waffen ꝛc. herſtammen. — Nach chronikaliſchen Angaben ſoll erſt nach der Zerſtörung der ſorbiſchen Veſte, auf dem Protſchen, auf dem Platze der jetzigen Ortenburg eine neue Burg von den Deutſchen errichtet ſeyn, allein es fehlt aus jener Zeit auch die mindeſte Andeutung davon. Es ſcheint vielmehr, daß wohl beide Ufer ſchon in früheſter Zeit (wenn auch der Protſchen mehr als Opferort) befeſtigt waren, um ſich gegenſeitig zu Hülfe zu kommen, und daß die erſte Anſiedelung im Spreethale erfolgte. (Vergl. Anmerk. II.)

Nach dieſem Allen läßt ſich, da ein klares Bild des Aufgefundenen nicht vorliegt, meiſt ein ſehr zerſtörtes früheres Verhältniß, nur im Allgemeinen auf einen befeſtigten und Jahrhunderte lang benutzten Opferwall ſchließen, wobei beſtimmtere Vermuthung der Zeiten und Nationen weiteren Ergebniſſen vorbehalten bleiben muß. Mit mehr Wahrſcheinlichkeit wird dagegen ein alterthümlicher Fund auf den nur 2 St. öſtlich davon entfernten Kreckwitzer Anhöhen zu deuten ſeyn, und zwar ebenfalls auf einen Opferort muthmaßlich germaniſcher Bewohner der Gegend.

Dieſe Anhöhen, Taf. IV. N. 13., gewiß den älteren Militairs im friſchen Andenken wegen der hitzigen Gefechte dabei und dem mehrmaligen Erſtürmen und Wiedererkämpfen dieſer Hügel während der Schlacht bei Budiſſin, den 21. Mai 1813, wurden auch bereits von Friedrich d. Großen nach dem Ueberfalle bei Hochkirchen bei ſeinem Rückzuge benutzt; zugleich ein Beweis, daß ſie eine weite Ebene beherrſchen und daher wohl ſchon in früheſten Zeiten die Aufmerkſamkeit der Bewohner auf ſich ziehen mußten. Sollten die auf dem Schrinza- oder Mittel-Berge (a.) befindliche Granitplatte mit keſſelartiger Vertiefung (Taf. IV. N. 24. b.) und die in der Nähe gefundenen alterthümlichen Geräthe auf einen von der Localität ſo begünſtigten Opferort nicht genügend hinweiſen, ſo wenigſtens auf einen heidniſchen Begräbnißplatz. Der Umſtand aber, daß ſolche in hieſiger Gegend nicht auf Anhöhen gefunden werden und daß ſich dagegen intereſſante Urnengräber am Fuße derſelben ergaben, verleiht jener erſtern Vermuthung deſto mehr Gewicht, und es wird dabei wohl nur an eine germaniſche Opferſtätte zu denken ſeyn. (Anmerk. II.)

Dagegen weiſet der Flinsſtein, auf $\frac{1}{2}$ Stunde unterhalb Budiſſin am felſigen Spreethale, auf einen ſorbenwendiſchen Opferplatz hin, denn Taf. III. N. 6. bei a., wo die kleine Spitzſäule, ſoll der Abgot

Flins gestanden haben. Wenn aber auch Alterthümer sich noch nicht vorfanden; wenn es selbst sehr bezweifelt wird, ob es einen wendischen Gott dieses Namens gab (vielleicht im folgenden Bändchen näher erläutert), so spricht dennoch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß wenigstens ein heidnischer Götze dort einst verehrt ward. Volkssagen beruhen meist auf einigem historischen Grunde, und solche giebt es auch von jenem Orte mehrere; so z. B. daß von demselben die Büßenden bis zum Tschornybog auf den Knieen rutschen mußten, nach B. I. S. 198., so wie eine andere vom Herabstürzen des Abgotts in die Spree, welche der geehrte Leser S. 59. im wendisch-deutschen Dialecte der Gegend nachzulesen ersucht wird. (Es war vielleicht der zerstörte, S. 208) Auch die Slawen pflegten Berg- u. Felshöhen zu Altären zu benutzen; so heißt es z. B. in dem altböhmischen Gedichte Cestimir (in der Königinhofer Handschrift):

„Fleug' durch Wälder hin mit Hirschessprüngen,
Dort zum Eichwald, dort ein Fels am Wege,
Lieblingssitz der Götter; bring' auf seiner
Höh' den Göttern Opfer, deinen Rettern,
Für den Sieg!" ꝛc.

Anmerkung I. Ob der Sibyllen-Name aus früheren Zeiten stammt, ist ungewiß, wenigstens kommt er schon im vor. Jahrh. in Büchern u. Karten vor. Er braucht aber nicht vom Lateinischen hergeleitet zu werden, da nach Grimm auch in nordischen Sagen eine weise Frau Sibil u. eine heil. Kuh in Schweden Sybilja hieß ꝛc. — Von den Vertiefungen auf der obersten Felsenplatte (T. IV. N. 23. b.) ist a. 18 Zoll breit u. 6 Z. tief; b. 13 Z. br., 5 Z. t.; c. 12 Z. br., 8 Z. t. Die punctirten, rechts oben u. links unten 6 Z. br. u. sehr flach, daher, u. besonders die unbedeutende links oben, vielleicht eher Natureinfluß, wie schwerlich jene ersteren, wo Einarbeitung von Menschenhand nicht zu verkennen ist; ebenso wie bei der punctirten Vertiefung rechts unten neben a., die 12 Z. l. u. offen gegen den Steinrand zu ist, auch wegen zieml. regelmäß. Rundung der innern Seite nicht von einem abgesprungenen Stücke herrühren kann. Sie scheint vielmehr als eine Art Sitz zu gelten, wie solche auf deutschen Opferaltären, Teufels- u. Riesen-Steinen ebenfalls zuweilen gefunden u. als Priestersitze gedeutet werden. (B. I. 15. 156.) Auf der obersten Felsenplatte des Tanzsaales finden sich ebenfalls einige Vertiefungen, besonders zwei solche, senkrecht eingearbeitet, 12 Z. l., 2 t., etwa mit 2 mit einer breiten Spitze gegen einander gerichteten und wenig geöffneten A zu vergleichen, deren Ursprung u. Bedeutung unbekannt ist. — Jene räthselhafte wallartige Steinschichtung (T. IV. 23. a. e.), von dem Hochsteine einige Ellen entfernt, beginnt nordwestl. mit einer scheinbar polygonartigen Steinaufhäufung, etwa 14 E. l. u. auf 5 h. u. br., die deshalb viell. von Menschenhänden bewirkt ist, weil hier weniger eine solche Schichtung d. Platten, wie anderwärts von Natur erfolgte, vielmehr nur ein bloßes Aufeinanderwerfen loser Felsblöcke sich ergiebt; mehrere dabei befindliche (oft fälschlich für Basalt gehaltene) einzelne Bruchstücke von dichtem schwarzen Grünstein, der oft 1—2 Fuß breit gangweise den Granit durchsetzt, jedoch gerade nicht in den Schichten des nahen Felsens bemerkt wird, zeigen, daß nicht eine ursprüngliche Lage der Steine dort anzunehmen ist. Dann zieht sich diese Stein-Aufhäufung mit Unterbrechungen u. zuweilen mehr natürl. geschichtet nordwestl. in gerader Richtung auf 80 Schritt hin, worauf sie in südwestl. Krümmung in einen sich später verflachenden, möglicher Weise auch der Natur zuzuschreibenden Erdwall überzugehen scheint. Man will aber auch auf der andern Seite des Felsens ebenfalls ähnl. Steinaufschichtungen bemerkt haben, u. daher der Vermuthung Raum geben, daß solche viell. einen heil. Platz um den Felsen umschlossen, eben so wie Menschenhände selbst die oberen Steinplatten des letztern zu heiligen

Zwecken, u. die unteren zum Heranfsteigen, besser geschichtet haben könnten, indem sich anderwärts nicht minder kaum glaubl. Leistungen von ähnl. Steinbewegung ergeben (B. I. S. 23.) u. zwar oft als riesenhafte Steinkreise um Opferaltäre in german. Gegenden. Jenes Ergebniß wird daher fernere Prüfung verdienen, bevor man ohne Weiteres üb. diese Vermuthungen abspricht. Des Sibyllensteins gedenkt Böhnisch in s. Gesch. v. Camenz, S. 18., u. dabei des obenerw. Osterwassers; seine Annahme als Sybinnenstein hat er jedoch später zurückgenommen. Ferner: Pastor Werner in Rammenau in d. oberlauf. Kirchengallerie N. 69., dem der Verf. auch brieft. zahlr. Mittheill. verdankt, wie d. Cand. Günther. — Eines merkwürd. frühern Opferfelsens auf dem Jungfernsteine bei Leippe unf. Hoyerswerda soll später gedacht werden, wie vielleicht der in der Nähe von Schmöln befindlichen Felsgruppen, mit Sagen von Jungfrauen ꝛc.

Anmerkung II. Der Name Protschen, vielleicht eine Formation von brod, Furth, oder auch von d. schon erw. Schanzennamen (h)rodźischczo, abstammend. — Unter den wenigen unzerstört gefund. Gefäßen von gewöhnl. Urnenmasse befindet sich ein becherart., ein and. 7 Zoll hoch m. Henkeln, ein 13 Z. h. in einem 26 Z. h. napfförm. Gefäße von roher Arbeit eingesetzt. Zuweilen schien es einzelnen kleinen Opfern von Thieren gegolten zu haben, von Lehmschlacken überdeckt u. dabei Gefäßscherben; an einem Orte zeigte sich ein bogenförm. Wall von fest zusammengeschmolzenen Stein- u. verschlackten Thon-Massen mit Kohlen, Knochen, der durch mehrmalig. Aufschütten u. Verbrennen entstanden schien. Manche der verhärteten Thonstücke zeigten Löcher, gleich als wären Zweige darein gesteckt worden, wie dieß auch bei thüring. Opfer- u. Grab-Stätten bemerkt u. als Verzierung derselben vor dem Brande vermuthet ward. Von einigen gefund. Münzen erschien nur eine mittelalterl. als eine Wallfahrtsmünze zum Anhängen erkenntlich. Die Masse der Kohlen im Walle u. ebenso am Bergabhange ist fast unerschöpfl., obwohl man deren über ein Jahr lang ausgrub u. wegschaffte. Manche der alterthüml. Ueberreste fanden sich auf 10 Ellen tief. — Die Ausgrabungen auf dem Protschen wurden besond. durch d. verstorb. Adv. Holtsch u. Oberlehrer Böhland 1830 u. 31 veranlaßt; des erstern Sammlung davon u. die Auffindungs-Protokolle besitzt Bibl. D. Klemm in Dresden. Möchte in Budissin die vaterländ. Alterth.-Kunde zahlr. Freunde gewinnen, damit auf dem Protschen, wie anderwärts in der an Alterth. so reichen Gegend bald weitere Nachforschungen unternommen werden. (Die Nachgrabung ward, wegen d. Huthungsnutzung, im Wallkessel (f.) nicht zugelassen!)

Zu den Kreckwitzer Anhöhen (T. IV. N. 13.) gehört (vom Hause an gerechnet) der Krähen-, daneben der Linden-Berg; dann der hier zu beachtende Ssrinza od. auf deutsch Mittel-Berg (a); nächst diesen der Birk- u. dann der Katzers-Berg; hinter welchem zur Seite Kleinbautzen mit seinen Anhöhen liegt. Besonders jener Hügel a. ward 1813 mehrmals erstürmt. Unfern der Kuppe, u. auf der hier dargestellten Seite, auf Budissin zu, wo jetzt auf e. Steine: „Zeuge der Schlacht" ꝛc. eingehauen, fand sich die Taf. IV. N. 24. b. abgebildete, vielleicht von einem nahen Blocke herabgeworfene Granitplatte, 2½ Elle l., 2 E. br., mit einer kesselart. Vertiefung von 1—1¼ E. Breite, 2—6 Z. tief, die weit eher v. Menschenhand als Natureinwirkung herstammt, ebenso wie die B. I. schon beschriebenen des Teufelssteines bei dem nahen Kleinbautzen. Wenige Schritte davon entdeckte man meist zerbrochene urnenartige Gefäße, Schaalen ꝛc. u. dabei ein kleines hornförmiges Gefäß, 3 Z. l., mit Henkel u. 29 lochartigen Eindrücken in 3 Reihen, wie einige ähnliche, muthmaßlich beim Opfern benutzte Hörner von Thon auch bei Schlieben ꝛc. gefunden wurden. Dagegen ergaben sich unfern der Hügel, nördlich vom Kreckwitzer Herrenhause, in einer Sandgrube und mit Steinen umsetzt, zum Theil schon zerstörte heidn. Gräber; in den Urnen mit Knochen und Asche, nebst anderen Beigefäßen fanden, sich eine bronzene Speerspitze (abgeb. s. S. 152.), eine steinerne Streitart, 5 Z. l., ähnl. der N. 62. T. II., eine Feuerstein-Pfeilspitze (abgeb. s. B. I. S. 174.), e. Spindelstein, e. kleines, später zu beschreib. Amulett v. Thonschiefer, e. trichterförm. Gefäßbruchstück u. dgl. m., welche sämmtl. H. v. Otto auf Possendorf besitzt, der sich auch die Nachforschung jenes Opferortes sehr angelegen seyn ließ. Die Aehnlichkeit dieser Geräthe mit den in rein-deutschen Gegenden, läßt auch hier german. vermuthen, ebenso jenen Opferplatz als einen solchen. Urkundl. Beweise lassen sich freilich nicht beibringen! (Kreckwitz v. slaw. Namen Krak.)

Nachträglich zu B. I. von den Götterbergen. Wohl ist es möglich, daß der Eine oder Andere an dem Forterhalten der Felsennamen Tschorny- u.

Bielz. Bog zweifeln könnte, weil er in seiner Jugend in dort. Gegend sie nicht hörte; allein, wie es oft zu gehen pflegt, erhalten sich Namen u. Sagen in einem Orte weit mehr u. länger, als im andern, u. eine Person ist oft geneigter, sich um solche histor. u. ähnl. wissenschaftl. Nachrichten zu bekümmern, als eine andere, die sie überhört u. dagegen die Aufmerksamkeit auf ganz Anderes zu richten pflegt. Deshalb könnte auch ein solcher Zweifel keinesfalls als ein genügender Beweis dagegen gelten, wie der Verf. noch weiter auszuführen im Stande wäre. Vorjetzt sey nur einer seiner Hauptquellen gedacht, nehml. briefl. Angaben des vormal. Budiss. Pastor Primar. Lubensky, welcher nicht nur jene Felsen-Namen, die auch der Verf. früher von Landleuten nennen hörte, für ächt u. fortgeerbt u. nicht erst von Fremden beigelegt hielt, obschon Frageberg der gewöhnlichere sey, sondern auch auf dem Flinsplatze den Stand eines Götzen vermuthete. Der Ansicht dieses Gelehrten, von Jugend auf mit jenen Bergen vertraut, mit tiefer wend. Sprachkenntniß u. mit Wahrheitssinn begabt, wird aber wohl Gewicht beizulegen seyn; wenigstens ist dieß des Verf. Ansicht. — Eine Sage vom Flins ist noch die, daß derselbe jährlich sein Opfer verlange, — indem nehmlich bei dem an dem Flinsplatze gewöhnl. Baden öfters Leute verunglücken. Alte Leute erzählten auch vom Pan (Bern)-Dietrich, mit d. wüth. Heere über d. Tschornebog ziehend. Auch gefäll. Mittheil. des Budiss. Oberlehr. Thomas u. dess. Bruder, Amts-Act. W. E. Thomas ist dankbar zu gedenken.

§. 30. Das frühere Adelsrecht des ritterlichen Vorritts in der Oberlausitz.

Sieh'! wie die Zeit sich gewandt und wie verändert die Sitte;
Als Curiosum erscheint, was einst ein wichtiges Recht.

Wohl in keiner andern deutschen Provinz ist es noch bis zum Jahre 1780 vorgekommen, daß ein adelicher Ritterguts-Besitzer, um sich ein altes Recht zu sichern, daher nicht zum Scherz, sondern allen Ernstes, sich in völliger Ritterrüstung und als gewandter Reiter öffentlich zeigen mußte. Es ist bekannt, daß, nach dem Lehnsrechte, ein vom Landesfürst früher als Lehn gewährtes Rittergut demselben wiederum zufällt, sobald dessen Besitzer stirbt und keine männlichen Nachkommen oder Mitbelehnte hinterläßt, weshalb es von ihm auch nicht eigenmächtig verkauft werden durfte. Käiser Ferdinand I. gab jedoch dem Oberlausitzischen Adel 1544 das Privilegium, solche Güter verkaufen zu dürfen, „wo einer keinen männlichen Erben hätte und so jung, gesund und stark wäre, daß er in seinem Cüriß von der Erden auf ein hengstmäßiges Pferd sitzen mag, wenn er dasselbige vor dem Landvoigte vorzeiget." Von diesem Rechte ward auch später und noch im Jahre 1780 Gebrauch gemacht. Der Vorgang dabei ist nachstehend geschildert, allerdings, wie schon so Vieles, mit Notenschrift, und vielleicht nicht mit Billigung mancher geehrten Leser; doch sie ward nicht aus Liebhaberei gewählt, sondern aus Nothwendigkeit, weil außerdem die Bogenanzahl, aber auch zugleich der Preis des Buches sich verdoppelt haben würde. Dieß möchte aber, obschon derselbe bei belletristischen Werken nicht in Betracht kommt, dennoch den Käufern von jenem, wie überhaupt bei Schriften dieser Gattung, nicht erwünscht seyn, so daß mithin jener kleinere Druck auf billige Nachsicht Anspruch haben wird.

Nach Weinarts Oberlaus. Lehnrechte, den in seiner Literatur des O.L.Rechts,

wie v. Peſcheck verzeichn. Schriften leiſtete dieſen Vorritt, um die Lehngüter verkaufen zu können, zuerſt ein Nicol. von Metzrad 1545, dann ein Asmus von Gersdorf 1626, einer von Warnsdorf 1670, von Schellendorf 1671, Graf von Hoym 1771 und zuletzt Heinr. Siegf. Traug. von Schönberg den 3. April 1780, welche faſt ſämmtlich ihre gebrauchten Rüſtungen im Seſſions-Saale des Landhauſes zu Budiſſin aufſtellen ließen. Es kann jedoch nicht als ein neues, ſondern nur als ein erneutes Privilegium angeſehen werden, denn es leiſtete ſchon vorher im J. 1529 ein Anton v. Schreibersdorf den Vorritt, um ſein Lehngut an Töchter vererben zu können; es erſcheint vielmehr als eine altſächſiſche Gewohnheit, die anderwärts auch mittelſt anderen Leiſtungen im Gebrauche war, nur aber in der Oberlauſitz ſich bis auf neuere Zeiten erhielt. Der Beweggrund dazu liegt wohl darin, daß der Vaſall ſich als kräftig und ritterlich zu zeigen hatte, zum Beweiſe, vielleicht noch männl. Nachkommen erhalten zu können, er daher nicht ſchon alt und ſchwach ſey und das Lehen nur deshalb veräußern wolle, weil die Wahrſcheinlichkeit vorhanden wäre, daß es dem Lehnsherrn anheim fallen würde. Dieſe Rechtsgewohnheit iſt nicht mehr im Gebrauche, da jener Verkauf ohnehin jetzt (ohne jenen Vorritt) genehmigt wird. Ueber die Auslegung des Privilegium gab es manche Zweifel, ob eine völlige Rüſtung gemeint, ob der Harniſch durch einen Piſtolenſchuß zu prüfen ſey (was auch einſtmals geſchah) ꝛc. Doch wurde (und ſo auch noch im J. 1777 vom Churfürſt Friedrich Auguſt) beſtimmt, daß, da das Privilegium im J. 1544 ertheilt worden ſey, und damals jeder vom Ritterſtande, welcher mit ſeinem Herrn ins Feld gezogen, in voller Rüſtung und wohlberitten zu erſcheinen ſchuldig geweſen, es auch beim Vorritte erfolgen ſolle und: „in allen Stücken nach damal. Gebrauche zum Kriege tüchtiger Rüſtung, auf einem hengſtmäßigen munteren und nach ſeiner Größe zum Kriege tauglichen Pferde", welches beides vorher, zur Prüfung durch landesherrliche Commiſſarien, den Landvoigt übergeben werden mußte. Der Ritter hatte, wenn auch nicht ohne Steigbügel, doch ohne Hülfe von der Erde das Pferd zu beſteigen, auf dem Schloßhofe der Ortenburg zu Budiſſin vor dem Landvoigte auf- und abzuſitzen, auf dem Schloßhofe herum zu reiten, auch das Schwert heraus zu ziehen und wiederum in die Scheide zu bringen. Die Rüſtung ſoll „über den ganzen Leib gehen, mit Helm, Halskragen, ſchußfreiem Bruſt- und Rückenſtück, Rüſtung an Armen, Schenkeln, Beinen, Füßen und Händen, ſammt einem langen panzermäßigen Schwerte. Der Sattel ſoll tief und kein ſchlechtes Poſtkiſſen ſeyn."

Bei dem am 25. Nov. 1777 erfolgten Vorritte des Grafen von Hoym, wurde deſſen neugefertigte Rüſtung 14 Tage vorher dem Landvoigt von Stammern übergeben, auf einem Geſtelle zuſammengeſetzt, mit den früheren aufgeſtellten verglichen und gewogen, auch das Bruſtſtück mit einer Piſtole geprüft; ebenſo wurde das Pferd gemeſſen und ſonſt beurtheilt. Am Vormittage jenes Tages ward, vom Landhauſe an, die Schloßgaſſe bis zur Schloßbrücke von Stadtſoldaten beſetzt; dieſe aber und das Thor von landeshauptmannſchaftl. Unterthanen, dagegen von landvoigteilichen (von der Seidau) dem Herkommen gemäß die Zugbrücke, ſo wie dieſelben auch auf dem Schloßplatze einen Kreis bildeten, der ſich zu beiden Seiten der an der Schloßtreppe der Ortenburg errichteten und mit grünen Tannenreiſern bekleideten Tribüne anſchloß, auf welcher die Prüfungs-Commiſſarien und andere Beamte Platz nahmen. Als der Landvoigt auf dem in der Mitte der Tribune befindlichen Balkon erſchien, ward einer der ſeitwärts aufgeſtellten vier Trompeter zur Abholung des Ritters vom Landhauſe her abgeſandt; dieſer ritt dann unter Anführung des

letztern und Nachtritt seiner Bedienten, in dem Schloßhofe ein auf dem geprüften, mit Sattel und Zeug wohl ausgeschmückten Rosse, in voller, schön polirter Rüstung, nebst eisernen Handschuhen und Stiefeln, auch dicken, zugleich die Knie bedeckenden Beinstücken, offnem Helme und Federbusche, den Leib mit einer gewirkten goldnen Feldbinde umgürtet und ein Panzerschwert an der Seite. Auf dem Schloßhofe angelangt, ward der Kreis geöffnet und von den Trompetern ein Marsch geblasen, bis er vor der Tribüne still hielt. Nach Begrüßung des Landvoigts durch Berührung des Helmes, stieg er auf ein von den Trompetern gegebenes Signal vom Pferde ab, und saß bald wiederum auf. Dann wendete er das Pferd, schloß den Helm und ritt unter Abblasen einiger Aufzüge von den Trompetern, zweimal im Kreise herum, zog beim erstenmale nach Wiederöffnen des Helmes während dem Reiten das Schwert und beim zweitenmale brachte er es wieder in die Scheide. Nach vollendetem Umritte stellte er sich vor den Landvoigt, verbeugte sich und ritt nach erfolgter Entlassung, auf gleiche Art wie er gekommen, nach dem Landhause zurück. — Ein darauf erhaltenes Dekret gab dann stets das Recht zur Veräußerung der Güter, die jedoch immer auch landesherrliches Lehn bleiben. (Taf. IV. 14 a. d. Schloßgasse, b. d. Schloßhof.)

§. 31. Die Bergfesten Stolpen und Hohnstein.

Gern der Ritter erkies zum Sitz sich felsige Burgen,
Felsig war ja der Muth, der ihn zum Ritter erhob.

In anmuthiger fruchtbarer Gegend erhebt sich auf einem sanft ansteigenden Berge die Stadt, und, auf dessen Basaltkuppe, die Bergfeste Stolpen (Taf. IV. N. 3. 7. 8. und 15.); merkwürdig durch manche historische Erinnerung, wie durch die Natur jenes Gesteins. Denn dieses, auf Granitfels ruhend und in der Urzeit einem Krater entflossen, zeigt sich in regelmäßigen, sechsseitigen Säulen, bis zu 12 Ellen Länge und 1 Elle Stärke und, einer Orgel gleich, sich eng an einander reihend. Gewiß zog dieses, wie die, nicht nur die Gegend umher beherrschende, sondern auch eine weite Fernsicht darbietende, hohe Lage des Felsens schon die Blicke der ersten Bewohner der Gegend auf sich und er ward von ihnen zur Veste, vielleicht auch zugleich zur Verehrung ihrer Götter benutzt; ob es Germanen waren, bleibt der Vermuthung überlassen; entdeckte Urnengräber in und bei der Stadt deuten wenigstens auf frühzeitige heidnische Bewohnung. Der Name erscheint als ein slawischer, von den Sorben des Basalts wegen beigelegt, von stolpny, als Adjectiv von stolp, Säule. Das Bisthum Meißen, welches sein Augenmerk besonders auf Bekehrung der Milziener, aber auch zugleich auf weltliche Macht und einträgliche Besitzungen richtete und in jener Bezirke sich zahlreiche eigne Güter, nicht nur Bischofswerda und Göda, sondern auch weiterhin bei Görlitz, Seidenberg und selbst am Queise, zu erwerben wußte, suchte sich ebenfalls zeitig in den Besitz des nahen Stolpens zu setzen und zwar mittelst Kauf von einem sorbischen Edlen, Namens Mocco, durch den Bischof Bruno muthmaßlich im J. 1227. Seitdem, mit der Pflege Bischofswerda, Göda ꝛc. vereinigt, war die,

statt des frühern Holzbaues wohl schon damals theilweise durch Mauerwerk befestigte Burg der öftere Aufenthalt der Bischöffe bis, bald nach der Reformation, Churfürst August Gelegenheit fand, bei der Schlichtung eines Streites sie in Besitz zu nehmen, die Güter zu secularisiren und in ein königliches Amt zu verwandeln.

Man pflegt die sächsische Schweiz und überhaupt diese obere Elbgegend zwar völlig unbewohnt in der heidnischen Zeit, und nur erst als im frühern Mittelalter angebaut, anzunehmen; allein es muß als eine sehr drollige Ansicht erscheinen, die rohen Natursöhne der germanisch-slawischen Periode schon für so verzärtelt zu wähnen, daß sie sich von Betretung noch unwegsamer Gegenden abhalten ließen, während wir so viel Kraftvolles und Unverzagtes von ihnen wissen, wie schon näher erwähnt. Zudem weisen nicht nur Namen sorbischen und böhmischen Ursprungs auf die Heidenzeit hin — denn zur christlichen wurden hier nicht mehr neuangelegte Orte slawisch benannt, — und manche deuten selbst auf vorslawischen, altdeutschen Ursprung, von denen überhaupt die meisten später slawisch umgetauft seyn mögen, sondern die Germanen im jetzigen Meißnischen gehörten ohne Zweifel auch mit zum Markomannischen Bunde und besaßen bereits damals Wege und Orte nach Böhmen zu. Die wildeste Gegend gab ihnen die reichlichste Nahrung und der Elbstrom Veranlassung zur Verbindung der beiderseitigen Gränzbewohner in frühester Zeit, der bald auch Benutzung gangbar gemachter Gebirgspässe folgen mochte. Wenn aber auch — abgesehen, daß frühere Funde vielleicht unbeachtet blieben — nur in der Nähe von Dresden und Stolpen Urnen, bronzene Waffen und ähnliche heidnische Alterthümer vorkommen, so möchte wohl meist ein ähnliches Verhältniß obwalten, als das der Lausitz und anderer nahen Gebirgsgegenden S. 199. Wie weit jedoch der auf die meißnische Elbgegend zu verlegende Gau Nisen bis um Dresden nördlich reichte, muß späteren Erörterungen überlassen bleiben. Die Gegend um Stolpen dagegen gehörte, nicht unbegründeten Ansichten nach, zum oberlausitzischen Milziener-Lande, und zwar zum Gaue Milska; Hohnstein vielleicht zu Zagost (S. 176.). Stolpen ward noch im Mittelalter zu dem, meist auf früheste Gränz- und National-Verhältnisse beruhenden kirchlichen Sprengel der Oberlausitz gerechnet und in neuester Zeit selbst in Hinsicht der Landesverwaltung dieser wiederum zugewiesen.

Das vom Bisthume zugleich von dem Slawen Moeco mit erkaufte, oft für den Ort Altstadt gehaltene Städtchen Jockrim war ohne Zweifel das jetzige Stolpen, dessen früherer Name sich nach und nach verlor und welches, besonders nachdem es von den Hussiten abgebrannt und darauf neuerbaut worden war, den der Burg annahm. Ob frühzeitig böhmische Ritter, wie an anderen Orten dieses Gebirgslandes, sich hier festsetzten, ist ungewiß; die urkundliche Geschichte beginnt erst mit jenem Moeco, von dem auch 1222 die Voigtei über die dienstpflichtigen Dörfer Cobitz, Dobranitz und Cannewitz für das Domkapitel erlangt wurden. So sehr aber der Sitz zu Meißen den Bischöffen gefallen mochte, so wurde er ihnen dennoch durch den dasigen Markgrafen und Burggrafen oft sehr verleidet. Diese drei Regenten, obgleich zu sehr verschiedenen Obliegenheiten bestimmt, der letzte als militairischer und richterlich-finanzieller Beamte für den Burgbezirk, der Markgraf zur Beschützung und Verwaltung der Mark überhaupt und der Bischoff nur zur religiösen Leitung derselben, so daß sie, nach des Kaisers Willen, sehr harmonisch für das Landeswohl wirken konnten, lebten dennoch öfter in Streit und Fehde,

so daß das Ganze wenig gedieh; Jeder wollte allein und unumschränkt regieren. So wie daher die ersteren beiden ihren Aufenthaltsort oft auswärts wählten, so hielten sich die Bischöffe den Sommer, auch wohl das ganze Jahr über, in anderen Schlössern ihres reichen bischöfflichen Eigenthums auf und besonders zu Stolpen. Die sich unaufhaltsam verbreitende Reformation war zugleich mit Ursache jenes Verlustes dieser Pflege, obschon Bischoff Johann IX. von Hangwitz, so wie bereits seine Vorfahren unter Herzog Georg des Bärtigen Schutze, denen es besser gelungen war, ebenfalls dieselbe in der Gegend zu verhindern suchte. Ja es wurden sogar evangelische Geistliche in der Marterkammer gefoltert und getödtet, und Hunderte von Unterthanen mußten ins Exil wandern. Die gerechte Strafe blieb nicht lange aus; Johann IX. hatte den Erben seines Vorfahrers, Niclas III. von Carlowitz, dessen Erbgut herausgegeben; da diese aber an der richtigen Ablieferung zweifelten und sich bevortheilt glaubten, ein Vergleich auch nicht zu Stande kam, so griffen sie zur Selbsthülfe, und, ganz wider den Landfrieden, begann einer derselben, der churfürstliche Stallmeister von Carlowitz auf Zschuschendorf, eine Fehde mit jenem, fiel auf dessen bischöfflichen Gütern in Stolpen, Mügeln und Wurzen ein, nahm auch an letzterm Orte 700 Schweine weg, weshalb man es scherzhaft den Saukrieg nannte. Die Besatzung von Stolpen blieb dem Bischoffe Johann zwar treu, allein seine oft hart bedrückten evangelischen Unterthanen gewährten ihm keine Hülfe und so sah er sich 1558 zur Flucht nach Prag genöthigt, so wie zur Uebergabe Stolpens an den Churfürst August. Noch in diesem Jahre ward von letzterm die Burg, so wie Bischoffswerda in Besitz genommen und zwar durch Altstadt-Dresdner und Radeberger Bürger, ohne Schwertstreich. Und wenn er auch die Fehde nicht veranlaßt hatte, so ward sie wenigstens von ihm, als Landesherr, nicht verhindert, vielmehr für erwünscht angesehen, um den gehaßten Bischoff zu entfernen und seine reichen Besitzthümer zu besseren Zwecken zu seculariſiren. Der Bischoff erhielt zu einiger Abfindung im gezwungenen Tausche das Amt Mühlberg; Stolpen dagegen und sein Zubehör ward ein churfürstliches Amt.

Mächtig und durch reiche Pfründen begünstigt, führten die Bischöffe und ihr höchst zahlreicher Hofstaat zu Stolpen ein sehr behagliches Leben, doch mit der Vertreibung der geistlichen Herren schwand auch die Glanzperiode für die Burg und deren Umgebungen. Und obschon manche Churfürsten, von August bis Joh. Georg II., zuweilen auf jener verweilten; wenn ersterer, der Vater des sächsischen Obstbaues, dort große Baumpflanzungen anlegte, wenn er selbst für seine geschäftige Anna ein besonderes Häuschen zum Destilliren und Laboriren erbauen ließ, wo sie z. B. das bekannte weiße Magenwasser und so Anderes bereitete, so ward sie dennoch immer öder und höchstens zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, z. B. der berüchtigten Gräfin Cosel benutzt. Obwohl nach Bränden theilweise wiederum hergestellt, verfiel sie in neuerer Zeit mehr und mehr, so wie auch manche Ruinen abgetragen wurden, so daß, statt der einstigen, gebäudereichen stolzen Bischoffs-Residenz jetzt (mit Ausschluß der neuern Klengelsburg, als Einfahrt, und dem Marstall- oder Magazingebäude), nur ein theils öder, theils mit zweckmäßigen Gartenanlagen versehener Platz, mit zahlreichen

Ruinen von den Umfassungs- und Grund-Mauern (und manche des ersten Stocks) und 3 meist noch erhaltenen Thürmen zu schauen verbleibt, wie dieß in der nachfolgenden Anmerkung weiter erwähnt ist.

In Hinsicht der Special-Geschichte muß der Vers. jedoch auf andere Werke verweisen und sich begnügen, hier, wie bei anderen Burgruinen, nur deren nahe Beachtung anzuregen u. möglichst zugleich ältere Abbildungen davon, wie Grundrisse beizufügen, da auf solche bisher zu wenig Rücksicht genommen ward, diese aber dem Beschauer der Orte zur genauern Rückerinnerung wohl nicht unzweckdienlich erscheinen werden.

Während T. IV. N. 3. die westl. Ansicht der jetz. Ruinen mit den noch erhaltenen drei Thürmen liefert, nehml. (mit Ausschluß des Schösser-Th., nur im Erdgeschosse noch erhalten) dem Seiger-, siebenspitzigen u. St. Johannis- (od. Kosel-) Thurme, nebst seinem angebauten Wendeltreppenthurme u. N. 7. das westl. Schloßruinen-Ende mit dem dachlosen 7spitzigen Thurme u. außerhalb einer schönen Basalt-Gruppe, wie es deren noch mehrere um u. selbst in der Ruine giebt, enthält N. 8. eine solche östl. ungefähr vom J. 1628, aus den in d. Königl. Bibliothek zu Dresden befindl. Handzeichnungen von Städten u. Schlössern Churfachsens von Dillich. — Ward die Veste Stolpen auch nicht, wie das Städtchen Jocktim (dessen Name noch unerläutert) von den Hussiten 1429 verheert, vielmehr nach dem Brande 1470 von den Bischöffen wiederum hergestellt, auch vom Churf. August Mehreres neugebaut, u. nach dem Brande im 30jähr. Kriege 1632 einiges erneuert, wobei die Festungswerke sogar noch vermehrt wurden, so blieb dennoch Vieles in Ruin, u. ein Brand vernichtete 1723 noch wieder Manches. Im 7jähr. Kriege schien sie den Feinden noch von einiger Wichtigkeit; der Preuß. Generalmajor Warneri nahm sie mit einem Husarencorps 1756 leicht ein, da sie damals nur von wenigen Bürgern und Landleuten, nach alter Frohndienssitte, bewacht war, u. ohne alle Ursache verübte er die Unthat, den greisen Commandanten von Liebenau, der bei unmöglicher Gegenwehr ihm seinen Degen übergab, zu tödten; es war der erste, eben nicht ruhmvolle Schuß im 7jähr. Kriege. Er ließ zugleich durch Hineinwerfen von Geschütz den Brunnen vernichten und nahm noch brauchbares mit sich. Auch Napoleon ließ 1813 flüchtig diese alte Burgruine etwas ausbessern u. Schanzen aufwerfen, doch ohne weitern Gebrauch davon. Bereits 1787 wurden, u. so noch 1813 ganz ohne Noth zahlr. Ruinen abgetragen, die eine längere Zierde dieses mittelalterl. Denkmals gewesen seyn würden. Unter der jetzigen Aufsichtsbehörde, dem Rentamte, wird möglichst für deren Erhaltung gesorgt.

In Bezug auf den Grundriß N. 15. diene folg. Erläuterung, aus gefäll. Mittheilungen des das. Rentamtmanns von Gottschalk u. des Rentschreibers Rüger entnommen: Das Ganze bildet ein Oblongum mit 3 sonst durch Zugbrücken gesicherten Höfen. Eingänge sind die Pforte a. von der nördl. davor lieg. Stadt aus, bei der Schanze b., u. die Hauptein fahrt bei c., wo sonst ein Vorbau stand, das alte Haus od. Unter-Schloß im Hahnewalde (? Hayn-W.); d. ein früher mit Kanonen besetzter Wall; e. die Klengelsburg, 1665 erbaut u. nach d. Baumeister benannt; f. die in Basalt eingearbeitete Cisterne; g. bischöffl. Marstallgebäude u. oben d. Schutthaus; darin eine ebenfalls in Felsen gehauene Marterkammer; h. sonst Zugbrücke; i. im zweiten Hofe der Schösserthurm, 1520 erbaut, noch die Ruinen des ersten Stocks u. darunter 2 Gefängnisse; k. Johannis- oder Kosel-Thurm, wo, in oberen Zimmern, die bekannte herrschsüchtige Geliebte Augusts d. Starken, die Gräfin Kosel, von 1716 bis zum 7jähr. Kriege, wo sie im 80jähr. Alter starb, gefangen gehalten ward; in ihm befand sich d. Rüstkammer u. ein Burgverließ; l. der Seigerthurm, noch erhalten, mit der Schloßuhr, u. jetzt zum Archiv benutzt; m. Destillirhaus oder Laborir-Thürmchen der Churf. Anna, im Ruin, jetzt als Gärtchen benutzt; n. der 1608 in Basalt 287 F. tief gehauene Brunnen, wegen Hereinwerfen von Geschütz, Gestein ꝛc. im 7jähr. Kriege, jetzt nur noch auf 150 F. tief; o. die Kapelle, eigentl. eine Kolleglat-Stiftskirche zu St. Barbara, um 1400 gebaut, noch mit einigen Mauern des ersten Stockwerkes, in der (nach Bischofswerda u. Dresden gekom.) geschätzte Bildwerke sich befanden; die dort verwahrten Gebeine des heil. Benno kamen 1558 nach München; p. der zerstörte Kapitelsthurm, q. der noch im Mauerwerke erhaltene Siebenspitzen-Thurm; beide gegen

Digitized by Google

1470 erb. Zwischen beiden befanden sich d. 1813 als verfallen abgetrag. Schloßgebäude. — Eine and. ältere Abbild. soll später noch mitgetheilt werden.

Ueber die Geschichte d. Burg Gerkens Schrift, noch andere, so wie über Hohnstein u. die übrige sächs. Schweiz, sind in Weinarts Liter. u. Schumann-Schiffners Lex. f. Sachsen verzeichnet. Von der Menge der Hand- u. Reise-B. über d. sächs. Schweiz ist das gründl. Hauptwerk Götzingers sächs. Schw. 2. Aufl. 1812 sehr beachtungswerth, so wie Schiffners Handb. d. Geogr. Sachs. B. II. 1840. Schiffners Beschr. d. böhm.-sächs. Schw. Meiß. m. Karte, 2 B., u. dessen sorgfältige Uebersicht der das. Burgen im Sammler, Dresd. 1835. Heft 20—23. Ferner Wiemanns Taschenb. f. Besucher d. sächs. Schw. Dresd. 1840. u. dess. Elb-Panorama 1831; als neueste Schr. Gottschalks Dresden u. die sächs. Schw. 1842. Ferner Hofmanns meißn. Hochl. 1842. Dietrichs Elbthal, u. s. Schw. 1840, u. so zahlr. andere, leicht in Buchhandl. zu erfahren, wie die Kupferwerke darüber (einzelne kleinere Blätter bei Skerl in Dresden.) In romantischem Gewande: Tromlitz sächs. Schw., m. K., als Abtheil. d. romant. Deutschl. mit neuem Texte v. Sporschil, 1841.

Stadt und Schloß Hohnstein bei Stolpen liegt am Rande der romantischen Wald- und Fels-Höhen der sächsischen Schweiz; um deren Felskegel und Schluchten und überhaupt die Natur dieser, für das Raub-Ritterwesen einst sehr geeigneten Gegend besser, als aus Beschreibungen zu erschauen, ist N. 10. auf Taf. IV. beigegeben, wo im Vordergrunde Hohnstein, im Hintergrunde links der Lilien-, weiter rechts der Königs-Stein, und dann die Felshöhen der Bastei ꝛc. dargestellt sind. Verbreiteten sich auch die früheren Bewohner der Oberlausitz, namentlich die Milzener, bis in die Gegend von Hohnstein, so mochte dennoch zeitig von Böhmen aus dieser Platz in Besitz genommen seyn, über welchen die Könige von Böhmen, so wie über Königstein, Dohna, Pirna ꝛc. die Lehnshoheit bis ins 15. Jahrhundert ausübten. Wenigstens vom Anfange des 14. Jahrhunderts an war die mächtige böhmische Familie der Berka von Duba im Besitz der Burg Hohnstein, worauf sie in andere Hände und 1541 völlig an Sachsen gelangte und ein gleicher Amtssitz wie Stolpen ward.

Der Wahrscheinlichkeit nach gehörte die südliche meißnische Gegend zu dem vom Kaiser Heinrich IV. an den Böhmen-König Wratislaw 1076 überlassenen Gau Nisen, und reichte bis in die Gegend von Dresden (nach Einigen wird er bis zur Dresdner und Moritzburger Heide erstreckt.) Uebrigens ward diese Gegend seit dem Eindringen der Deutschen als kaiserliches Lehn betrachtet, und dem Bisthum Meißen zugewiesen. — Die alte, mächtige und güterreiche böhmische Familie der Berken von Duba, welche die angränzende böhmische Gegend in Besitz hatte, gründete wahrscheinlich zeitig die Burg Hohnstein, doch erst 1330 ist ein solcher als deren Besitzer genannt, mit dem Vornamen Hinko (Heinrich, den der Hohnsteinsche Zweig meist führte). Ein gleichnamiger hatte 1353 das, eine böhmische Veste urkundlich genannt Hohnstein, in Besitz, und 1361 wird ihrer als böhmisches Lehn und der dasigen Burggrafen gedacht. Ein Raubzug Renkers auf Tschocha 1419 gegen Heinrich Berka von der Duba auf Hohnstein, wobei dessen Vetter zu Leipa, mit dem Beinamen Hlawacz, sich des letztern sehr annahm, ward S. 166. erwähnt. Eine Fehde der Herren von Oelsnitz auf Rathen mit den Hohnsteinern 1444 gab Friedrich dem Sanftmüthigen Vorwand, letzteres zu überfallen, wobei die Burg meist zerstört ward; es mochte zugleich von dem letztern geschehen, um diese nahen böhmischen

Herren los zu seyn, die als hussitische Anhänger auch den Bischöffen von Meißen ein Dorn im Auge waren. Seitdem befand sich auf der Burg ein sächs. Amtmann, wenn auch die Güter von Hohnstein und Wildenstein sich noch in der Duba Besitz bis 1491 befanden, als Herzog Albert Denen von Schleinitz diese Pflege als einen Theil des Schleinitzer Ländchens überließ, zu welchem auch angrenz. böhm. Gegenden gehörten. Im J. 1524 kam es von jenen durch Kauf an die ihnen verwandten Herren von Schönburg, von welchen Herzog Moritz 1543 Hohnstein, Wildenstein, Wehlen und Lohmen gegen Wechselburg und Penig eintauschte, worauf es ein sächs. Amt verblieb, wovon die Herrschaft Hohnstein sonst das Vorder-, die frühere Herrschaft Wildenstein (jenseits der Sebnitz, die Gegend des Winterberges ꝛc. begreifend) das Hinter-Amt bildete. Zu jener gehören außer H. u. der Nebenbefestigung auf dem Hockstein, wohl die 2 Burgen am Sebnitzufer, d. Neidberger, und d. bei Neustadt, (so wie es auch Wallspuren zu Proßen und Polenz giebt); zu dieser gehörten muthmaßlich außer W. selbst (auf dem Kuhstalle) die Burg Winterstein, Räuschen- und Raben-Stein, so wie Schandau ꝛc., wovon späterhin.

Wie es bei jener Renker'schen Fehde zuging. (Nach einem gleichzeit. Papierblatte d. Stadtbibl. zu Zittau, vgl. Scriptt. lus. I. u. Peschek's Gesch. v. Zittau II. 485.) Anno Domini MCCCCXIX feria tertia proxime ante penthecostes, habin sich disse noch geschriben geschichte vnd sachen vorlawffen. Eyn burger gnand Heinrich Renker mit eyme owgen, sunder muterhalben gehorte her jn der Wchtericzer geslechte, der was langeczeit vnd manch jar mit seyme vater, der do hiez Hannos Renker, jm got gnade, jn der stat zu Lewenberg, gelegen an dem Qwysse, wonende gewest; sunder noch desselben Hans Renkers, seynes vaters, tode kawfte her das sloz Schochaw mit seyner czugchorunge vmb xiiij hundert marg polnischer czal wider den ediln hern Bernhard von Dhonyn; und als der genannte Heinrich Renker das slos kureze ezeyt, als vmb ezweie jare, hatte jnne gehat, do hilt her mancherhande geselleschaft off vnd trenkte vnd este die doruffe, wenn das sichs in deme obgenanten jare vnd dienstage vor pfingisten vorlieff, das eyn erbar knecht, gnand Heincze von Redern, ouch mit eyme owgen sich dohin zu Renker geschicket hatte wol mit hundert vnd xxv pferden vnd entsagiten hern Berken vom Hoenstein vnd suchten ouch an dem selben dinstage eberurten jn hern Berken land und huben das dorff Jerigiswalde off vnd namen daz vihe, vnd vff der selben reite nomen sie die pferde aws ezween salezwaynen off vnsers hern, des kunigs, strosse, vnd strumten zu dem hofe zum Bösengerisdorff, ouch pechten sie ezwene powirhöfe, allis jn vnsers herren, des kuniges zu Behem, lande, zu Rupersdorff, vnd treben das genomene vihe hin ken Schochaw; vnd als sie off dem wege treben, do sante der edil her Hinke Berke von der Dhuben, herre zur Lypen vnd vogt zu Budissin Gorlicz ꝛc. vnd Lusicz zu den czeyten, heryn jn dy stat Sittaw, wie das die vinde jm lande weren vnd vormante die stat mit macht uff zu sien vnd jm zu hulffe zu komen, wenn her nvrt xv pferde im felde hatte; und do sante jm die stat drenssig schuczen geharnischte zu hulffe. do fulgeten sie mit dem vogte den vinden noch vnd wurden mit jn rindz (?) bis jn das dorff Blümberg, nedewendig dem elostir zcu Senffirsdorff an der Nyesse gelegen, doselbist uff der höe by dem dorffe troffen sie mit jn an; wenn do sie sohen, das der voyt mit den vnsern von der stat geharnischt woren, do entranten sie jn das durff czuhant vnd goben den rucke, ettliche sprengeten jn dy Nyffe vnd die vnsern schussen vnd wunten irer gar vil. vnd jndes hatte der voygt abir heryn gesant, man sulde jm mer hulffe senden; als sante man jm abir ken virezig schuczen vnd wepener, vnd dy scheyphen jm rate worn mete off, jrre wol sechse, dorezu sante man uff sumff waynen wepe-

ner von ittlichem hantwerke, vnd vil lute lieffen czu fusse mete mit spiessen armbrusten vnd wie sie mochten, wenn das sie dy vinde nederlegten vnd vingen jr mer wenn vierzig, vnd Renker mit jn, ouch wurden jr vil tirslagen vnd dirschussen von den powern vnd fußgengern vnd in dy Nysse geworffen, vnd die gefangen furten sie ken Ostras, wenn dy nacht herczu qwam, das sie nicht heryn mochten komen, vnd logen jn eyner stoben dy nacht bis an dy mittewoche; do sante der vogt aber heryn noch den eldisten jn dem rate, dy furen vnd reten hin allis ken Ostras czu dem vogte. do bathen jn der rat, das her jn dy gefangen heryn gebe jn dy stat zu furen, also als dy stat dy groste macht dorczu getan hette. do sprach der voyt, her welde sie off ire trewe lossen gen, daß sie sich wider sulden gestellen ken der Lypen ader wohin her sie vormante, wenn das sich Renker czu hant dem voyte dirgab mit leybe vnd gute vnd globte jm Schochaw zu antworten, daz her jm ouch jngab vnd antworte am sunabende dornoch. ouch wollte der voyt der andern gefangen alleine macht haben, was her mit jn tun welde. do was der rat stetielichen wider vnd wolde dy macht mete haben, als lange das sie stossig worden ettlicher mosse mit dem voyte vnd landluten vnd das sich der voyt bevorte, also als die stat starg aldo was, vnd nam (dy) kirche yn zu Ostras, wenn daz dy tedinge eczwas lange werte vnd daz doch czu leczte der voyt vnderwyst wart von den maynen ettlichen, daz hers noch rate hilt vnd sante zu dem rate vnd gab jm mete macht der gefangen vnd lies sie füren heryn jn dy stat. dy brochte man dornoch an der mittewoche wol jn der dritten stunden in der nacht vff dryen waynen jrre xlj, vnd denselben entging der eyne aws dem gefengnisse; so hatte der voyt eyn von Kittlicz, her Hans, vff seyne trewe lossen frey gen vnd der qwam mit dem voyt her jn dy stat vnd ging ettliche tage zu deme burgermeistere, zu der ezeyt Hans Vogte von Ostras, frey jn der herberge, wenn das dy von Pirne her schriben, wie daz her den jren ir gut vnd gelt vorezeyten ezwischen Bresslaw vnd deme Newenmarkte genomen vnd sy durch dy kappse geslagen hette, vnd qwomen diselben lute her von Pirnaw vnd furderten jn vnd boten vmb daz recht. do saczte man jn wider jn uff daz rathaws vnd slug jm den koph uff dem markte ab dornoch obir virezentage vnd andern sumssen mit ym, vnd hink ir eyns teiles, als daz jr vor der stat awsgefurt wurden iij vnd gekappst, vnd dy andere gehangyn, der gingen eyn tag xviij hin; wenn die stete, Budissin Gorlicz ꝛc., qwomen her vnd riten mete doryn, noch deme als man jn geschriben hatte, daz sie czu rate hirynne den sachen qwemen, vnd sprochen, man salde sie alle toten; das welden sie heissen vorantworten mit leybe vnd gute. wenn die von Gorlicz hatten derselben ouch x gefangen; der liessen sie vij hengen vnd den domit, des dy reyte was, Heincz von Redern. denn dornoch an der mittewoche furte man jrr aber xlj aws; den eynen kapste man, Heincze Domnik, durch seyner frunde willen zu Bresslaw, dy andern worden gehangen, vnd vnder den, die man hink, was eyn snyder mit eyner stelczen, uff eyme beime, vnd do man sie alle gehink bis uff eynen, gar eynen reynlichen knecht, Andirs Mölbok gnant, der sang von freyen mute vnd sterkte dy andern vff deme vsgange vnd sprach jn gute gebete vor, do bat der czuchtiger zu male mit fleysse allis volk daz sie die hern beten, das man bym leben vnser lieben frawen liesse. do reten ettliche heryn aws dem rate, dy do mete woren awsgereten, vnd baten den rat, das man jn liesse, wenn das der rat des yne wart vnd liessen jn wider heryn füren. (Doch pflegte man bei solchen Executionen den adel. Raubrittern noch eine ehrenvolle Auszeichnung, rothe Röcke, Stiefeln u. Sporen, zu gewähren; so sah z. B. der Annalist Haß 1509 in Görlitz den Landplager von Reschwitz noch „hängen in einer rothen Fuchsschauben, mit schönen, langen gelben Haaren".)

Die Burg, nach späterm Ausdrucke das Schloß Hohnstein ward von

den sächsischen Landesherren zuweilen besucht und besonders als Jagdschloß benutzt, auf ihm auch noch bis auf August dem Starken eine Hofwirthschaft erhalten; der 1557 wiederum eingerichtete Thiergarten ward 1609 für Bären bestimmt, ging aber 1756 ein. Im J. 1622 brannte es abermals ab, widerstand aber dennoch den Schweden im 30jähr. Kriege. Es ward oft zur besonders festen und harten Haft von Staatsgefangenen benutzt, woher das Sprichwort: „Wer da kommt nach den Hohenstein, der kommt selten wieder heim." Der Grundriß (Taf. IV. N. 16.) ist in der Anmerkung erläutert, wo auch des Hocksteines, eines Nebenplatzes des Obigen, und eines muthmaßlichen Heidenwalles auf dem Wartenberge gedacht ist.

Anmerkung. Die Ansicht T. IV. N. 10. stellt das Schloß H. von der Stadtseite dar, N. 2. von der entgegengesetzten südwestl. Seite, von dem Felsen über den Bärengrund herüber; N. 9. ist v. J. 1628 nach der Dillichschen Zeichnung (wie b. Stolpen). Das Schloß theilt sich in d. vordere od. neuere, d. mittlere (südl.), u. d. hintere od. älteste (nördl.). Auf d. Grundrisse ist a. die (früh. Zug-, jetzt stein.) Brücke, östl. v. d. Stadt her, zu beiden Seiten d. Schloßgraben, jetzt Garten; b. das vordere od. neue Schloß, nach d. Brande 1620 neuerb., früher d. Schösser- (jetzt Rentbeamten-) Wohnung; c. jetzt c. Bräu- u. d. das Schutt-Haus, jetzt m. Gefängnissen; e. das Köhlergärtchen, d. höchste Punct d. Orts, früher mit c. hohen Wartthurme, mit weiter Aussicht ins Elbthal; f. fr. Klepperstall; g. Ruinen c. alten, zum Theil abgetrag. Thurms, wahrscheinl. v. 5 Stockw., 34 E. h., u. d. Wohnung d. Wirthschaftsbeamten; bei f. unten e. Ausfallthor, auf h. zu, wo sich sonst ein Vorwerk befand; i. Ruinen c. alten Schloßgebäudes mit noch theilweise ersichtl. Eckerker, jetzt Garten, so wie k.; l. das längliche Viereck, die alte Schloßkapelle, 19 E. l., 10 br., mit Spitzbogenfenstern, manchen Ueberresten, auch Mauerwerk aus ältester Zeit, jetzt zum Archive benutzt (d. Kanzelgehäuse b. d. Dresdn. Alterthumsvereine). Dabei befanden sich früher (b. l.) einige Zimmer, das Frauenzimmer genannt, d. Aufenthalt d. Frauen (wo auch d. Gräfin Kosel einige Zeit gefangen saß); m. links, d. Klettenburg (nach c. Staatsgefangenen, d. berüchtigten Goldmacher Baron v. Klettenberg genannt), d. hintere Schloßhof m. früh. Gebäude; rechts c. Thurm m. c. noch 21 stein. Stufen hohen Wendeltreppe; n. zwei freie Plätze, m. früherm Schloßgebäude, u. darunter d. noch bis vor 100 Jahren benutzte Marterkammer, früher Burgverließ. Daran stoßen ebenfalls ein 1632 abgetrag. Thurm u. dann d. Felsenabhang. l—n. war also d. älteste, d. Schloß d. Berken, schon 1444 meist zerstört, auch 1604 u. 1632 abgebrannt. Bei o. ist d. tiefe Felsenthal, d. frühere, m. c. Mauer begränzte Thier- u. spätere Bären-Garten, in den v. Schlosse her bequem geschossen werden konnte, u. wohin auch e. Ausfall in der Einbiegung b. b. führte; p. c. 1692 erb. hoher Felsengarten (im Hofe davor mehrere Schuppen); q. d. mittlere Schloß, zu Moritz u. Augusts Zeit erbaut, u. d. fürstl. Aufenthaltsort, wie d. Beamten (jetzt d. Justizamts); ohne Zweifel schon zu d. Berken Zeit benutzt u. auf d. Felsenabhange mit Treppenthurm u. Felsengärtchen. Der Grundriß ist nach e. Zeichnung d. dasigen Amts-Canzelist Duba entnommen, der, v einem evangel. Zweige jener Berken abstammend, e. Geschichte dieses wicht. Geschlechts in Bezug auf Hohnstein bearbeitet, u. welchem so wie d. kais. Schloßprediger Löhn. u. d. Past. Seidemann d. Verf. zahlr. gefällige Mittheilungen üb. diese Elbgegend verdankt, ebenso d. Past. Ploß, Lieut. v. Biedermann, besonders aber d. Cand. Alb. Schiffner u. Biblioth. D. Klemm in Dresden.

Der Hockstein, c. westl. naher Felskegel, durch 2 kleine Brücken mit d. benachbarten Höhen verbunden, zeigt Spuren v. Befestigung u. galt, ohne eine besond. Burg zu seyn, nur als Zubehör u. Nebenplatz obiger Burg. — Von d. 1813 auf Napoleons Befehl angelegten Schanzen ist sehr zu unterscheiden ein merkwürd. alter Burgwall, T. IV. N. 22., etwa ½ St. NW. v. H., v. d. neuen Straße üb. d. Wartenberg noch vor d. Bergschenke auf 50 Schr. rechts in d. Walde, nahe an e. uralten eingegang. Straße. Zwischen d. 3 Wallgräben

erheben sich die Aufwürfe immer höher, so daß das oberste Plateau mehr als 100 E. h. über dem auf d. entgegengesetzten Seite anstoßendem Riesengrunde liegt, an welchem jenseits d. Hüner- od. Hahn- (wohl Hayn-) Berg noch höher ansteigt. Der äußere Wallgraben ist 230 Schr. groß, d. mittl. 180, d. innerste 118, d. Plateau 45 l., 25 br.; d. Wälle sind 4—8 h. Die mehreren rundl. Wälle, wie d. Mangel an gef. mittelalterl. Ueberresten ꝛc. scheint ihn weniger als e. vermuthete Warte u. Vorfeste d. Burg H., vielmehr ursprüngl. als e. alter Heidenwall u. Versteck in Kriegszeiten zu charakterisiren, wenn auch später zur Sicherung jener alten Straße, u. überhaupt als Wachposten u. Warte zur Ritterzeit gebraucht; daher wohl auch d. Name Wartenberg. Weitere Untersuchungen werden vielleicht klarer blicken lassen. Die Schwedenschanze bei Helmsdorf unsern Stolpen ward v. d. Hussiten allerdings benutzt, doch b. ihren flüchtigen Heereszügen wohl ebenso wenig, als andere fälschl. Schwedenschanzen genannte heidn. Rundwälle erbaut u. kann längst vorher ein solcher gewesen seyn, zumal da die Ueberreste jenen ähnl. scheinen; rundl. Form, auf 800 Schr. u. mehr im Umf., d. Wall 14 Schr. schief hoch, 17 breit, darum e. 7 Sch. br. Graben; O. v. Stolpen am Katharinen-Wasser u. d. Weßnitz m. sumpfigen Wiesen gelegen; (Spuren einer ähnl. will man auch b. Sebnitz od. Saupsdorf bemerkt haben. Urnen bei Stolpen erwähnt Gerken S. 30. — Der sehr bewaldete Falkenberg b. Neustadt, d. höchste d. Hochwaldgebirges an d. Gränze, m. Aussicht noch über den Winterberg hin u. bis z. Riesengeb. u. Culmberg, soll v. einer sehr fabelhaften Valentins-, Valten-Burg den Namen haben, besitzt N. Mauer- u. Keller-Spuren, so wie manche Sagen. So z. B. von einer sorglosen Mutter, wie B. I. S. 79.; noch jetzt gehen die Landleute am Johannistage gern auf denselben, um den an einem Baume hängenden goldnen Schlüssel zu suchen, der zu dem Geldkeller führt (vielleicht Andeutung auf frühere dort erfolgte bergmännische Versuche). Am Falkenberge hat auch eine untergegangene Stadt gelegen, von der eine Inschrift berichtet haben soll: Wenn Dresden und Bautzen wird untergehen, dann wird die Stadt Falken neu erstehen.

Die Geschichte dieser Gegend u. überhaupt d. mittelalterl. Meißens u. Thüringens ist, bei Mangel an Urkunden u. Unsicherheit der Annalisten, so wie häufigen Besitz-, Tausch- u. Pfand-Wechsel, u. oft räthselhafte Ober-, Zwischen- u. Aster-Lehnsverhältnisse sehr dunkel, so daß es, zumal bei meist abweichenden Ansichten der Forscher, selten allgemein angenommene Gewißheit giebt. Da aber eine hier völlig unausführbare gründl. u. ausführl. Beleuchtung aller Data zum nähern Eingehen in das Specielle erforderl. wird, so ist dieß unterblieben; wie denn auch der Verf., überhaupt nicht gesonnen ist, wegen seiner Angaben hier und anderwärts auf literär. Fehden in Zeitschrr. einzugehen und es dahin gestellt seyn läßt, sie anzunehmen oder nicht, in der Urüberzeugung möglichst aus den besten Quellen geschöpft zu haben. Ebenso können manche Entfernungs-Angaben um Viertelstunden mit andern differiren, da er eine geometr. Messung nicht für nöthig hielt; (vergl. auch B. I. S. 10).

Versuchte Erklärung einiger slawischen Ortsnamen der sächs. Schweiz u. benachbarten Elbgegend (Stolpen schon erw.): Hohnstein (urkundl. Hon-, Hoen-, Huenst., dess. slaw. Name unbek.) wird meist vom hohen Felsen erklärt; schwerlich als Hunnenstein. Stein ist (wie b. Königstein früh. Stem) auch zuweilen v. slaw. stan, Aufgestelltes, stanje, Standort, Gebäude, stanisste, Lager ꝛc. abzuleiten, meist später als deutsch gedeutet; Hock- ist Hoch-Stein. Der Riesengrund, wie der Rietschgrund, v. rjezy, Formation v. rjeka, Bach, Fluß. Ilgen-, Lilgen-, jetzt Lilienstein, möchte schwerl. v. Aegydius od. Lilie abstammen, wie man bisweilen meint, viell. v. hledity, hlidny, wachsam, hledidlo, hlidka, d. Wache ꝛc., weniger v. geleni, jeljeni, Hirsch-St. Herns- (Hernis-) Kretscham v. wend. horna, d. obere (böhm. d. Gebirgs-) u. kerczma, Schenke. Prebisch-Thor, -Kegel, prjebjež, poln. przebycże, Uebergang. Schmilka, Smilkow, Patronym v. Smilk. Prossen, brožen, Scheune. Rathen (Radyn), wohl Adj.-Format. radny, wend. rod, böhm. hrad, Burg, zu dieser gehörig, verwandt m. hradžin. Wehlen, als Format. v. hjely, böhm. bily (bilny), weiß; d. weißl. Sandsteinfelsen wegen vermuthet, zumal da es oft in wel überging; od. v. alten wend. wele, groß. Schandau, wohl auf d. Waldgrund, der Zschand zu beziehen. Petscha, pjaz, pjecz, Backofen (wie Pesth); Posta, pusty, a, e, wüste; Pratschwitz, Patron. v. praž, d. Schläger. Poyritz, muthmaßl. v. po, an, rjezy, Locativ v. rjeka, Fluß; das r viell. Zusatz, wie in dort,

Mundart d. o oft oa, oi lautet; abgekürzt d. nahe Porsberg davon. Pilnitz (sonst Belaniz ꝛc.) viell. v. bjely, weiß, hell, u. d. alte niza, Wasser, niža, Niederung, schwerl. v. bylina, böhm. Kraut, Pflanze. Jessen, v. jassen, jesen, Eschen (=Ort). Lohmen, lomy, die Stein=Brüche. Zaschke, Personen=N., Czassek. Daube, duby, Plur. von dub, Eiche, im Eichicht. Doberzeit, von dobry, a, o, gut, żyto, Getreide, od. zyd, böhm. Mauer ꝛc., wenn nicht Patron. Dobroczizy, v. c. Dobroš ꝛc. Porschendorf, ebenso Patron. v. Porsch (viell. Burchard). Mockethal, v. mokly, d. nasse, wend., mokry, böhm., doi, Thal. Loschwitz, c. Patronym, Lossowice, v. Loss, Lossław ꝛc., daher so viel als das Loss'sche Gut, das der Losso'schen Abkömmlinge. Als eben solche erscheinen Blase= u. Rochwitz v. c. Blažey, Blasch, Rok, (od. v. Rochus, Blasius); Wachwitz, v. c. Wacko, u. ähnl. m. Denn d. Endungen auf itz, auch owe, au, weisen öfters auf Namen d. Erbauer od. Besitzer hin, wonach das Gut genannt ward, d. früher viell. schon einen and. Namen hatte. Quohren, viell. v. kowarnja, Schmiede; Rockau, Rockowe, v. einem Roch, Rock, Grock. Ratschin b. Sednitz, 207.

Pirna, wird v. d. auch im nahen Böhmen verehrten Perun, d. slaw. Feuer= u. Sonnen=Gotte abgeleitet, so daß d. neuere Name d. Schlosses Sonnenstein, als bezugsvoll gewählt erscheint; viell. hatte sich bis dahin d. Sage v. dasigen Sonnendienste fortgeerbt. Er konnte aber auch aus vorslaw. Zeit sich erhalten, denn Pyrn, Bryn ꝛc. ist ein german.=kelt. Wort für Berg, Hügel, wovon slaw. auch Brün, Bern, später Vernóne ꝛc. (Das slaw. bernja, Steuer, ist neu.) Ebenso erscheinen Dohna, Thorun (so wie Tharand) als vorslaw. od. doch mitteld. Namen. — Copitz v. kopiza, aufgeworf. (Grab=) Hügel. Die Zschirnsteine v. czorny, schwarz; Gorisch, v. gorischżo, großer Berg, v. gora. Sedlitz, v. (ssed-) ssydliza, d. kleine Sitz, Hof, Residenz, v. ssedlo, selo, d. Sitz, Dorf. Gamig, Diminut. v. jama, Grube, jamka, jamiza. Lockwitz v. hlohowissste, Hagedorn=Ort. Zschachwitz, Laubegast, viell. Patronymen v. Czach, Ljubogoscz. Strehlen, Schießort v. streia, Pfeil. Meuselitz, mysliwec, Jäger; Leuben, wohl d. deutsche Leben, od. Ljubin, Adj. v. Namen Ljuba. Die Gewässer meist nach Geschwindigkeit, Farbe, daran wachsenden Holzarten ꝛc. gen., z. B. Kirnitsch v. kirniza, Wasserwirbel; Biele v. bjela, weiß; Wesenitz, urkundl. Wazomiza, v. wjes, wjas, Ulme, Rüster ꝛc. Daß Arnsteln, Uttewalde u. zahlr. ähnl. v. deutschen Besitzernamen herstammen, bedarf keiner Erwähnung. (Vergl. B. I. S. 115. wegen Schwierigkeit u. verschied. Ansichten bei solchen Ableitungen.)

Zahlreiche günstige Beurtheilungen sind bereits dem Bd. I. zu Theil geworden, u. zwar: Gersdorfs Repertorium d. Literatur, B. XXVII. H. V. 1841. — Literar. Zeit., Berlin, 1842. N. 23. v. 8. Juni. — Menzels Literaturbl. (d. Morgenbl.) 1841. N. 53. v. 24. Mai. — Jahrb. d. Gesch. v. Pötitz, fortgef. v. Bülau 1841. B. IV. S. 380. — Allgem. Schulzeit., Darmstdt., 1841. N. 177. v. 7. Novb. — Sächs. Schulzeit. 1841. Mai. N. 33. — N. Lauf. Magaz. B. 19. oder B. 6. neue Folge, 1841. H. IV. S. 457. — Maltens Bibliothek der Weltkunde, 1841. B. 3. S. 152. — Abendzeit. 1841. N. 150. v. 24. Juni u. in deren Blättern f. Liter. 1841. N. 14. v. 22. Mai. — Leipz. Zeit. 1841. N. 91. v. 16. Apr. — Allgem. Anzeig. d. Deutsch., 1841. N. 127. v. 11. Mai. — Archiv. f. Natur, Kunst ꝛc. Braunsch. 1841. N. 7. Beibl. — Staats= u. Gel.= Zeit. d. Hamb. Corresp. 1841. N. 237. v. 7. Oct. — Erzgeb. Voigtl. Kreisbl. 1841. N. 13. v. 30. März. — Bericht d. Schlesw.=Holst. Allerth.=Vereins v. J. 1842. u. so viell. and. dem Verf. jedoch noch nicht bekannt gewordene Erwähnungen, welcher deren gefällige Angabe, wie andere schriftl. Mittheilungen, (durch Buchhändler=Vermittelung) dankbar erkennen würde. — Ferner wurden Bruchstücke aus jenem Bande abgedruckt im Leipz. Tageblatte, Erzähler a. d. Spree, Budissin, im Voigtländ. Wochenblatte ꝛc.

Zusätze und Berichtigungen: Seite 14 Zeile 2 Einer d. höchsten Spitzen d. Riesengebirgs, der Reifträger, ist m. e. regelmäß. Ringe v. großen Steinen umgeben, (Menzels Gesch. Deutschl.); S. 21 Z. 5. v. unten, lies risan, S. 163 Z. 8 v. u. in Jüterbog gef. nach Eckhardt, in Scriptt. Introb.) S. 184 Z. 18 v. u. statt Theoph., lies Theophylactus. S. 222 Z. 6 auch Lauf. Mag. 1829. 63. S. 215 Z. 15 b. Conrad, der Helm reicht mittelst einer Schiene bis über die Nase. Noch sich Findendes soll später bemerkt, wogegen unbedeutende Schreib= u. Setz=Fehler der Nachsicht der Leser anheim gegeben werden.

§. 32. Die sächsische Schweiz.

— wo romantisch die Au' mit felsigen Klüften sich paaret,
Gleich der Minde mit Ernst, Kraft mit der Anmuth vermählt.

Die sächsische Schweiz — das sächsische Elb-Sandstein-Gebirge oder südöstliche meißnische Hochland — ist allbekannt, viel besucht und ebenso vielfach beschrieben, in zahlreichen, bereits S. 229. erwähnten und sehr verbreiteten Schriften; um so weniger bedarf es, auf deren Merkwürdigkeiten hier näher hinzuweisen. Nur einem flüchtigen Ueberblicke der früheren fürstlichen, wie der Ritter- und Raub-Burgen dieses Elbthales soll es gelten, um auf das rege Leben schon im frühen Mittelalter in demselben und zugleich auf eine nähere Betrachtung der Gegend auch in dieser Hinsicht hinzuweisen. — Die in der mittelalterlichen Geschichte ebenfalls wichtige böhmische Elbgegend von Außig, Schreckenstein, Tetschen ꝛc. einer andern Betrachtung überlassend, sey hier nur von der sächs. Gränze an, bei Herniskretschen, begonnen, welches auf deutsch die obere oder Gebirgs-Schenke bedeutet, wie diese und so andere Erklärungen zahlreicher Orte der Elbaue am Schlusse des vorigen §. versucht wurden. Auf einem der beiden Winterberge stand ohne Zweifel die Burg Winterstein (nach welcher sich einst ein Steinrad von W. 1347 nannte) die als gefährliche Raubburg 1442 von den Oberlausitzern (zumal den Zittauern), wie so viele andere (nach B. I.) zerstört ward, und zwar, wie es in Joh. v. Gubins gleichzeitigen Zittauer Annalen heißt: haben „land vnd stete das newe haws (auf dem Gäbler, der Karlsfriede) — vnd den Winterstein gekouft vmb ijC schock wider (von) den von Blankenstein, vnd haben die gebrochen." Nur spärliche Nachrichten haben sich von diesen Burgen erhalten und noch zweifelhafter ist meistens ihre frühere Lage.

Der ehemaligen Herrschaft Wildenstein ward bereits S. 230. gedacht; die Burg W. selbst wird früher, und zwar die alte auf dem Wildensteine, bei der Heidenmühle angenommen und, nach deren Zerstörung, eine neuere, ¼ St. östl. über der mächtigen und merkwürdigen Felsenhöhle, dem Kuhstall, worüber sich noch Spuren von Thüren, Verrammelung ꝛc., auch alte Waffen fanden. Ein Herrmann v. Wildenstein war 1299 Rathsherr in Pirna. Zu dieser Pflege gehörte muthmaßlich jener Winterstein, obwohl leicht Winter- u. Wilden-Stein auch identisch seyn könnten, so wie Windberg, welcher erstere auf dem großen Winterberge am SW. Abhang vermuthet wird. Der kleine trug muthmaßlich zwei Raubschlösser, das vordere auf dem mittlern Speichenhorn mit noch sichtlichen Einarbeitungen in den Sandsteinfelsen, u. das hintere auf dem isolirten Felshorne, dem Raub- oder Raben-Stein. Ferner die Reisenburg od. Räuschenschloß, muthmaßlich am Winterberg-Abhange, auf die Elbe zu, unfern Schmilka, 1415 von Friedrich d. Streitbaren zerstört. Bei Schandau gab es eine frühere Burgveste, vielleicht die Käfernburg auf einer Bergzunge am rechten Elbufer, zwischen der Kirnitsch-Mündung u. der Sebnitzer Straße; ebenso giebt es v. e. Raubschlosse (muthmaßlich Gusk) unfern Goß- u. Altern-Dorf, beim Einflusse der Schwarzbach in die Sebnitz, u. auch an dieser hinauf, gleiche Ueberreste zwischen Ulbern- und Mitteldorf, muthmaßlich der Nasenberg. (Bei Sebnitz der Ratschin od. Schloßberg mit dem einstigen Neidberge,

und bei Neustadt der 1347 erwähnte Schloß- oder Karren-Berg.) Noch giebt es manche andere Ruinen von Burgen, die, wenn auch nicht Raubschlösser, doch meist hussitisch gesinnten Besitzern gehörig, dafür angenommen u. daher zerstört wurden, so wie die Hussiten wiederum andere feindliche vernichteten. So ferner Arnstein bei Ottendorf, mit Spuren von Thor u. Kellern in den Felsen, u. auf dem vierten obersten Felsenabsatze, mit verschüttetem Brunnen, gefund. Waffen; der Sage nach mit dem Amselsteine durch eine Brücke verbunden. Der frühere, wahrscheinlich befestigte u. 1442 mit zerstörte Falkenstein; er wurde, wie viele ähnliche Felsen u. Ruinen der Elbgegend (u. so auch Neurathen) noch als sichernder Zufluchtsort der nahen Landleute im 30jähr. Kriege benutzt. Auch dem Winterberge gegenüber, jenseits der Elbe, auf dem kleinen Zschirnsteine wird eine frühere Befestigung vermuthet, nach dem sich ein Adelsgeschlecht nannte, und so Spuren von Befestigungen, Verrammelung ꝛc., noch anderer Felsen, die vielleicht nur zum kurzen Aufenthalte von Räubern oder auch umwohnenden Landleuten bei feindlichen Einfällen benutzt wurden; daher wie die Rundwälle, als deren Ersatz in ebeneren Gegenden.

Die Burg auf dem Lilienstein'e (früher Ylgen-, Lilgen-Stein, Taf. IV. N. 10., der links freistehende Felskegel) war 1379 noch böhmisch, u. kam muthmaßlich mit Dohna an Sachsen; bis vor etwa 100 Jahren hatten sich noch Rudera erhalten, wovon nur noch ein Brunnen bemerkbar ist. Im Lilienstein giebt es auch eine von Geistern bewachte Braupfanne, und so noch andere Sagen in diesen Gegenden, die jedoch auf weiterhin verspart bleiben mögen. Auf dem entgegengesetzten linken Elbufer erhebt sich ebenfalls ein steil und isolirt hervorstehender Felskegel (N. 10. rechts von jenen), die noch einzige, für unbezwinglich gehaltene Bergfestung Königstein. Ob die frühere Burg (auch Stein, großer Stein gen.) durch die deutschen Kaiser von Meißen aus, oder von den Böhmen angelegt ward, ist ungewiß; doch war sie zeitig in der letzteren Händen. König Wenzel stellte bereits 1241 auf Lapis regis, nehmlich Königstein, die S. 176. erwähnte Begränzungsurkunde aus; 1268 war ein Ranbold von Nymanez dasiger Burggraf und zugleich Besitzer von Rathen. Sie gelangte als böhm. Lehn wahrscheinlich 1342 an die Burggrafen von Dohna, ward bei deren Unterdrückung vom meißn. Markgraf Wilhelm 1402 besetzt und 1459 von Böhmen völlig an Sachsen abgetreten; 1428 war ein Friedrich von Oelnitz sächsischer Burghauptmann. Die zumal von den Hussiten zerstörte Veste ward im 16. und 17. Jahrhunderte nach und nach neu erbaut. Die von den Besuchern der sächsischen Schweiz besonders zahlreich durchwanderte Gegend von Rathen bis Wehlen, mit der Bastei ꝛc. ist Taf. IV. N. 5. dargestellt und S. 56. bereits in dasiger Mundart erwähnt.

Rathen (Radin, Ratin), N. 5. a., von der noch zwei, zum Theil 2—3 Stock hohe, 4½ Elle dicke Mauerreste vorhanden sind, die auf Gebäude mit Thurm von 32 Ell. Länge, 20 Ell. Breite deuten, nebst Ueberresten von Kellern, einer Cisterne ꝛc. (N. 25. a.), nennt man auch Alt-Rathen, im Gegensatze einer jedoch nie historisch erwähnten Burg Neu-Rathen, die auf der nahen Felsenhöhe, auf dem Wege nach der Bastei zu, angenommen wird. Offenbar gehörten beide Plätze zusammen; jene Burg war ohnehin zu klein u. zu wenig gesichert u. daher mochte Neurathen als

ein Vorbau, von der Baſtei her, gelten, mit Wacht- u. Wirthſchafts-Häuſern, geſchützt durch Thore und andere Befeſtigung. Sie gehörte 1268 dem ſchon erwähnten Burggraf Nymanez, kam wahrſcheinlich unter böhmiſcher Lehnshoheit an Dohna, nach deſſen Fall aber unter Sachſen. Zur Schlichtung der Fehde eines von Oelsnitz, als deren Beſitzer, mit den Hohnſteinſchen Berken, ward ſie 1468 von Kurfürſt Ernſt erobert und darauf dem Verfalle überlaſſen, aus den Burggütern aber das Lehngericht gebildet.

Auf jenem Wege zur Baſtei, dem ſogen. Neu-Rathen iſt, mit Bezug auf die Anſicht N. 5. u. den Grundriß N. 24. a., der nicht ohne Leiter beſteigbare Mönchsſtein b., oben mit einem, mehrere Ellen breiten Eingange zu einer durch den Felſen gehenden ſtubenartigen Holung zu beachten, die einſt wohl als Sicherungsort benutzt ward; c. das ſogen. Kanapee, ein Vorſprung mit freiem Platze u. reizender Ausſicht nach dem Elbthale (ebenſo noch vorher u. tiefer das Roſenbette). Auf dieſem Wege, längſt einer ſchmalen Felſenhöhe, finden ſich jene Spuren früherer Befeſtigung; bogenart. Mauerreſte d_1; weiterhin von einer Fallthüre, von in den Felſen zu befeſtigenden Thorriegeln, einem Wachthauſe u. ſo von ähnl. Einarbeitungen u. Ausholungen; ein verfallener Brunnen e. Das ſogen. Thor von Neu-Rathen f. wird durch 2 Felswände mit einem Zell. Raume gebildet, mit Spuren alter Befeſtigung, von wo aus ſchon in frühen Zeiten eine in ſolcher Höhe wohl ſelten vorkommende Brücke über den ſchauervollen Abgrund, die Martertelle (Vogeltelle) führte, wie auch in neueſter Zeit eine ſolche u. allerdings bequemer angelegt iſt, bei g. (u. N. 26. b. beſonders dargeſtellt). Zu der obern Kuppe der folgenden ſteilſten u. höchſten Felskuppe, der Steinſchleuder h., haben ſonſt Stufen geführt, u. man ſoll von da, nach dem verfolgenden Feind auf der Brücke, Steine geſchleudert haben (was aber ſchwerlich auf die Elbſchiffe möglich war, wie Manche erzählen). Auch hatten dieſe Klippen vor Jahrhunderten wohl noch mehr Zuſammenhang, der ſeitdem aber durch Verwitterung u. Steinablöſung verloren ging. Von da führt der jetzt ſehr bequeme Weg auf die viel beſuchte Baſtei i., eine der höchſten Felskuppen der Gegend, auf 340 Ellen über dem nahe ſcheinenden, aber immer noch auf 250 Ellen entfernten Elbſtrome, deren Vorſprung ein höchſt romantiſches Felſenpanorama, aber ungeachtet des (ſpäter erſt erlangten) Namens keine Burgruinen darbietet. —

Der Burg Wehlen (früher Wylin, Welin) gab eine Familie von Wylin den Namen (1311 Thyrco v. W.); u. früher zu Böhmen gehörig, kam ſie ohne Zweifel mit an die Dohna'ſchen Burggrafen, ward ſpäter vom Markgr. Wilhelm 1402 erobert, auch von Böhmen 1459 völligan Sachſen abgetreten; da dieſes bei dem Tauſche 1543 mit Hohnſtein die Güter erlangte, deren Verwaltung aber nach Lohmen verlegte, ſo verfiel die, wie Rathen, des Elbpaſſes wegen ſehr wichtige Burg, deren Ruinen Taf. IV. N. 4., nach einer Anſicht vor 100 Jahren darſtellt, wovon aber 1788 mehrere abgebrochen worden ſind.

Dunkel iſt ebenfalls die Geſchichte der ohne Zweifel uralten Burg Lohmen an einem der früheſten Päſſe nach Böhmen, und, ſo auch in Hinſicht ihres Urſprungs, die der einſtigen Burg zu Pilnitz, dieſem durch ſeine reizende Lage am Elbufer und ſeine Bauwerke mit zahlreichen wichtigen Gemälden, wie durch manche hiſtoriſche Vorfälle berühmten Luſtſchloſſe; der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie.

Wohl unbezweifelt ſchon frühzeitig angelegt u. befeſtigt, kommt Pilnitz dennoch erſt 1349 als markgräfl. meißn. Lehn u. im Beſitze der Karraſe von Belanitz, ſpäter der Carlowitze, ſo wie der Ziegler von Bülenicz vor, u. gelangte 1569 an

die von Loß, 1693 aber an den König Friedrich August den Starken, mit welchem des Ortes Glanzperiode anhebt. Die einstige Burg, von der in Grauns Manuscript (s. B. I. S. 8.) noch starke Rudera auf dem Kohlberge erwähnt sind, ward unfern der neueren künstlichen Ruine vermuthet (nach And. auf dem Hausberge), ihr Gestein aber wahrscheinlich zu späteren Schloßbauten verwendet. — Die Burg Lohmen ist vielleicht die im 11. Jahrh. erwähnte Veste Chlumen, an einem der Pässe nach Böhmen, wornach sich auch ein adeliges, später hussitisches Geschlecht nannte; ihr Besitz ward seit 1457 mit Wehlen vereinigt, das neuere Schloß aber im 16. Jahr. erbaut. Der Ort zweier benachbarten Burgen zu Mühlsdorf und Daube ist ungewiß, u. selbst einer andern bischöflichen, bei dem bekannten Steinbrecher-Dorfe Liebethal, einst im Besitz einiger städtischen u. noch d. Marktrechts; sie wurde unter dem Bischoffe Johann IV. niedergerissen; auch wird einer zweiten (Kemnitz), wohl nur Vorburg, erwähnt, u. vom Pirnaischen Mönche ein dasiges Kloster. Der Ort selbst kommt schon 1213 vor (Libindal). Die erst 1349 genannte Burg Helfenberg wird noch deutlich durch die westl. dem Gute gegenüber befindl. Ruinen bezeichnet, u. eine ähnl. Burgstätte auch NW. von Wachwitz vermuthet. — Jenseits der Elbe trug der Burgberg bei Lockwitz einst eine Burg, zu der eine Warte auf dem nahen Gückelsberge gehören mochte, denn der Name solcher ist ohne Zweifel meist vom Gucken, Erspähen feindlicher Schaaren abzuleiten. Der Name des nahen Dörfchens Burgstädtel zeiget nicht minder auf eine frühere Burg. Copitz bei Pirna, jedoch jenseits der Elbe, mit einem sogenannten Schlößchen, war vielleicht ein Vorbau dessen, so wie es auch eine alte Burg Mannewitz bei Pirna, auf Rottwendorf zu, gegeben haben soll (nach dem Pirnaischen Mönche.) Gleich dem Königs- u. Lilien-Steine, liegt nahe bei jenem ein dritter hoher Felskegel (der, links neben dem Lilienstein, auf N. 10. nicht mehr Platz fand) der Pfaffenstein, mit einer Klippe, der Jungfernstein, der Sage nach eine von ihrer Mutter verwünschte Jungfrau, weil sie — während der Kirche Beeren suchte.

Pirna erscheint seit den frühesten Zeiten (Pryn, Pirnowe ꝛc.) als einer der wichtigsten Orte zur Vertheidigung des Elbpasses und zur Erhebung des uralten Elbzolles. Muthmaßlich ward es von den deutschen Kaisern dem Bisthum Meißen überlassen, das im 12. Jahrh. die Oberlehnsherrschaft, wenigstens der Stadt, besaß, obschon im Besitze der Könige von Böhmen (als wohl zum geschenkten Gau Nisen gehörig). Heinrich der Erlauchte erlangte es 1249 als Mitgift, doch bald ist es wiederum böhmisch und König Johann bestätigte 1325 der Stadt die von jenem erlangten Freiheiten. Vom König Wenzel gelangte die Pflege Pirna 1380 an die Herren von Colditz und 1393 an die meißnischen Markgrafen, als nie wieder eingelöstes Pfand. Doch ist die frühere Geschichte der Stadt und der Burg sehr dunkel, zumal da nicht immer beide einem Besitzer gehört zu haben scheinen, wobei auch die Dohna'schen Burggrafen in die Pirnaische Geschichte mit eingriffen, nach deren Falle ihre Güter dem Amt Pirna einverleibt wurden. Die Burg (Bernaw, 1260 als böhmische Grenzveste erscheinend) ward 1487, im sächsischen Besitze, durch ein Gewitter zerstört und nothdürftig hergestellt, 1573 aber vom Churfürst August neu erbaut und Sonnenstein genannt (S. 232 erläut.). Besonders wichtig für diese Gegend erscheint die Geschichte der Burg Dohna, deren Burggrafen durch

Macht, Ansehen und zahlreiche Besitzungen, wie durch ihre Fehdelust bekannt sind, bis auch sie dem Falle unterlagen, der durch eine zufällige, an sich weit geringfügigere Veranlassung, eine Ohrfeige, 1401 erfolgte.

Sie besaßen zu Dohna (früher Donyn, Donaw) einen, jedoch seit 1541 unter sächsischer Herrschaft sehr beschränkten u. 1572 selbst mit dem Leipziger vereinigten Schöppenstuhl, „das Dohna'sche Mahl- u. Ritterding", dessen Schöppen sich „Mannen der Dohna'schen Pflege" nannten, u. dessen Rechtssprüche nach Magdeburger Rechte schon 1325 erwähnt und selbst im Auslande hochgeachtet wurden; vielleicht entstanden aus den Rechten eines unter Reichslehn stehenden kaiserlichen Burggrafen, für welche man sie zuerst halten will, obwohl später unter meißnische u. böhmische Lehnhoheit gelangt. Schon 1107 wird der böhm. Besatzung der Burg und 1121 deren Aufbau durch den böhm. König Sobieslaw gedacht. Die Lehns- u. Besitzverhältnisse in diesen Gegenden wechselten damals oft und sind, wie schon S. 232. erwähnt, meist unbekannt. Den Dohnaschen Burggrafen gehörte die Lehn über die Elbe von Pirna bis Dresden, u. so auch der dasige Elbzoll. Der Fall dieses mächtigen Geschlechtes ward durch eine Ohrfeige herbeigeführt, die von dem jungen Burggraf Georg (meist Jeschko, Jasko genannt) um Martini 1401 bei einem Adelstanze auf dem Dresdner Rathhause, einer der zahlreichen Dohnaschen Vasallen, Rütschel (Rudolf) von Körbitz, erhielt, weil er jenem, wegen zu großer Galanterie gegen seine Gemahlin, ein Bein gestellt hatte. Körbitz u. mehrere andere sich seiner annehmenden Vasallen begannen eine offene Fehde gegen den erstern, bemächtigten sich der Burg Dohna und warfen dessen Vater, den alten Burggraf Otto in das Gefängniß. Der meißnische Markgraf Wilhelm, als Schiedsrichter auftretend, aber zurückgewiesen, betrachtete nun die Sache als seine eigene, zumal da jene Grafen den meißn. Fürsten längst ein Dorn im Auge gewesen seyn mochten. Er siegte über dieselben, zerstörte 1403 Dohna und nahm die Pflege als ein verfallenes, früheres Lehn in Besitz, welche jedoch, da sie als ein späteres von Böhmen behauptet ward, von diesem erst 1459 mittelst Vertrag Sachsen völlig überwiesen ward, so wie auch die schlesische Linie jener Burggrafen einige Entschädigung erhielt. Den Ort der Hauptburg zeigt nur noch der öde Schloßberg und eine neue künstliche Thurmruine; eine dazu gehörige untere, die Wasserburg, wird jenseits an der Müglitz angenommen. Von den Dohna'schen Nebenburgen ward Weesenstein (früher Wesin-, Wiesen-Stein), in einem anmuthigen Wiesenthale, auf u. zum Theil in einem sich hoch emporhebenden, einzeln stehenden Felsen eingebaut, bei jener Fehde ebenfalls von dem Markgraf eingenommen u. an Einen von Bünau verschenkt; später theilweise erneuert, ist es 1830 in den Besitz des sächsischen Regentenhauses gelangt. Jenen Burggrafen gehörte ebenso u. ohne Zweifel auf dem mit noch einigen Mauerresten versehenen Robisch (Raubbusch) bei Meuscha, die schon 1206 niedergerissene Burg Thorun, die aber auch noch 1260 erwähnt wird. Ebenso deutet man einen alten Thurm bei Gaunig auf eine gleiche frühere Nebenburg derselben Besitzer.

Wohl genug des Ueberblicks, um das einstige vielbewegte mittelalterliche Leben mit seinen Ritterfehden und seiner Raublust auch in dieser Elbgegend anzudeuten, die, so wie die gleichartigen in dem angrenzenden nordöstlichen Böhmen und Riesengebirge, und ebenso längs des sächsischen Gebirgslandes, zu den burgenreichsten Deutschlands gehört. Meist aber zu wenig gekannt nach ihrer frühern Geschichte, wo-

nach sich zeitig und bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts, zumal als jene Dohna'sche Burggrafschaft unterging, Böhmens Besitzungen und wenigstens Ober-Lehnsherrschaft sich fast bis nahe an Dresden erstreckte und Königstein, Pirna, Dohna ꝛc. als böhmische Grenzvesten galten; — obwohl früherhin diese Gegend ohne Zweifel schon von den germanischen und dann von den sorbischen Bewohnern des spätern Meißner-Landes besetzt und bevölkert worden war, wie bereits S. 226. vermuthet ist. — Wald- und Gebirgs-Pässe, so wie Flußufer und Gränzen in gebirgigen und hügeligen Gegenden waren überhaupt die Heimath der Burgen und des eigentlichen Ritterlebens, weniger die ebenen Landstriche. Die steilen und isolirt sich erhebenden, zerklüfteten Sandstein-Felsen erscheinen zumal schon von Natur burgartig, und somit war es leicht, auf ihnen zahlreiche Ritter- und Raub-Burgen mit geringem Zeit- und Kosten-Aufwande zu errichten; es bedurfte wenig Mauerwerkes, denn die an sich schwierigen Zugänge darauf konnten verrammelt, die Gemächer in den Klüftungen eingerichtet, oder in den weichen Sandstein eingearbeitet werden, wie dieß auch anderwärts (z. B. auf dem Regenstein bei Quedlinburg) sich beobachten läßt. Die Einnahme war meist schwierig und wohl öfters nur durch Absperren und Aushungern zu bewirken; es war eine Kriegführung eigener Art. — Die sächsische Schweiz war früher selbst für den Sachsen ein fast ungekanntes Land; sie galt für eine Wildniß, wohin sich kein Besucher wagte, bis der verdiente Götzinger vor etwa 50 Jahren, dann Engelhard (Richard Roos), Nicolai ꝛc. auf die verborgen gebliebenen Naturschätze wiederholt hinwiesen; — seitdem aber auch, besonders seit drei Decennien, in der sommerlichen Jahreshälfte und zumal an arbeitsfreien Tagen durch Tausende von fröhlichen Besuchern belebt. Die gefährlicheren Pfade sind jetzt geebnet und gesichert, willige Führer zur Geleitung des Fremden bereit. Und welch' ein Wechsel der Zeiten und Sitten! Wer möchte, ungeachtet so mancher ihrer edlen Thaten und rühmlichen Eigenthümlichkeiten, die früheren zurückwünschen, wo, bei steten Ritterfehden, dem Freunde, wie den feindlichen Schaaren, des leibeignen Landmannes mühsam erstrebte Habe, sein Vieh und Erndtevorrath als gute Beute galten; wo der emsige Kaufmann, seine Güter begleitend, nur mit Furcht und Zagen die Straße dahin zog, nie sicher vor den aus verborgenen Schlössern plötzlich hervorbrechenden Raubrittern oder gemeinen Wegelagerern, und noch glücklich, wenn es nur Geld und Gut, nicht selbst dem Leben galt. Und jetzt — nach mannichfachem erhebenden Ergötzen mit größter Sicherheit von der bequemen Wanderung zurückkehrend, voll erstarktem Lebensmuthe und neuer Lebensfreudigkeit zu den Geschäften des Tages; voll Hochgenuß an den Heiligthümern der nie veraltenden Natur mit ihrer eigenthümlichen Gebirgs-Fauna und -Flora und merkwürdigen Gestein-Formation; mit ihren über des Wan-

derers Haupt herüberragenden Felsgipfeln, romantischen Gründen und Schluchten, noch reich an stolz herabschauenden Ruinen jenes ritterlichen Thun und Treibens. Aber auch im steten erfreulichen Wechsel mit lieblicher Auen erfrischendem Grün, wie mit belebenden Gewässern, bescheiden dahin eilend oder sich wild hinabstürzend von der Höh', und in zahllosen Perlen erglänzend in des Regenbogens farbiger Pracht.

Und so wären wir bei diesem Ueberblicke bis zu der so mannichfach begabten Residenz Dresden gelangt, wohl nicht mit Unrecht als ein Elbflorenz geltend. Hier aber mögen die gütigen Leser, wenigstens im Geiste, verweilen und sich an den dargebotenen geist- und gemüth-reichen Lebensgenüssen, vielartigen Wissenschafts- und Kunst-Schätzen, wie Naturreizen und frohsinnig-edler Geselligkeit erfreuen, bis dem Verfasser es vielleicht gelingt, in einem folgenden Bändchen sie weiter, in die meißnische Elb-Aue und die der Elster und Mulde zu begleiten; — nicht minder reich an Ausbeute bei Erforschung kulturhistorischer Zustände und Denkmäler des, wohl als vielseitig gesegnet und beglückt zu rühmenden, Sachsen-Landes und seiner so befreundeten nachbarlichen Gaue.

Inhalt des zweiten Bändchens.

		Seite
§. 18.	Das Riesengebirge, sein Berggeist und der Zobten .	1
§. 19.	Der Kynast, die heilige Hedwig, Hans von Schweinichen	27
§. 20.	Die schlesisch-lausitzischen Gebirgsmundarten, u. die frühern Bewohner des östlichen Deutschlands (mit Dialect-Proben)	49
§. 21.	Die Landskrone bei Görlitz, und Blicke in die Ferne nach Raum und Zeit	99
§. 22.	Früheste Schutz- u. Opfer-Orte der östlichen Oberlausitz	116
§. 23.	Erz- und Eisen-Waffen aus vorchristlicher Zeit . .	134
§. 24.	Ueber einige Münzen aus vorchristlicher Zeit Ost-Deutschl.	160
§. 25.	Burgen der östlichen Ober-Lausitz u. Ursprung von Görlitz	165
§. 26.	Die Sorbenwenden in der Ober- und Nieder-Lausitz .	179
§. 27.	Ringwälle und älteste Bewohnung der Gegend um Camenz und Budissin, und des letztern Belagerung 1005	192
§. 28.	Das heilige Grab zu Görlitz und das Zittauer Hungertuch	208
§. 29.	Der Sibyllenstein, der Protschen und der Flinsstein .	216
§. 30.	Das Oberlausitzische Adelsrecht des ritterlichen Vorritts	223
§. 31.	Die Bergfesten Stolpen und Hohnstein	225
§. 32.	Die sächsische Schweiz	235

Tafel III. N. 1. die 2 Rundwälle bei Dobranitz und Coblenz (unfern Budissin), und Grundriß, N. 18. und 19., S. 194. N. 2. Schloß Tzschocha vor dem Brande 1793, S. 166. — N. 3. Schloß-Ruine Greiffenstein, und N. 16. frühere Ansicht, S. 31. — N. 4. Burg-Ruine Kynast und N. 5. vor 1675; N. 17. Eingang; N. 10. innere Ansicht u. N. 9. Grundriß, S. 33. N. 6. der Flinz-Platz, unfern Budissin, S. 220. — N. 7. Doberschauer Rundwall unweit Budissin, S. 193. — N. 11. Rundwall bei Göda und N. 12. bei Dahren, unfern Budissin; des erstern Grundriß N. 21., S. 193. N. 13. Teufelsstube bei Wehrau, S. 126. — N. 14. Grundriß des Protschen-Berg und Schlosses Ortenburg bei Budissin, S. 218., und — N. 15. heiliges Grab bei Görlitz, S. 208. — N. 20. heidnischer Opferwall bei Melaune, S. 125. — N. 23. Grundriß der Burg-Ruine Kirschau bei Budissin, S. 200., und N. 24. des Raubschlosses bei Quitzdorf, S. 169. N. 25. und 26. Steinbilder auf dem Zobten-Berge in Schlesien, S. 17. — N. 22. 27. a. b. c. und d. (bei 50) und 47. keltische und andere Münzen der heidnischen Epoche Deutschlands, S. 160. — N. 28—30. germanische Trophäen, auf römischen Münzen, S. 149. — N. 31—46. und 48—60. Erz- und Eisen-Waffen aus heidnischer Periode, §. 23. S. 134 ff. — Dagegen über N. 8. der Tanzberg bei Jüterbog Näheres im folgenden Bändchen.

Tafel IV. N. 1. Sibyllen- oder Hoch-Stein bei Elstra, N. 22. b. N. 23. a. und b. Grundriß ꝛc., S. 216. — N. 2. Schloß Hohnstein, jetzt, N. 9. vor 1628, und N. 16. Grundriß, S. 229. — N. 10. dasselbe mit dem Königs- und Lilienstein, S. 234. — N. 3. und 7. Bergfeste Stolpen, N. 8. vor 1628 und N. 15. Grundriß, S. 225. — N. 4. Burg Wehlen 1755, S. 236. — N. 5. Elbufer mit Rathen, der Bastei und Wehlen; N. 24. a. Grundriß und N. 26. b. die Basteibrücke, N. 25. a. Grundriß der Burg Rathen, S. 236. N. 12. Ringwall bei Grubschütz, S. 193. — N. 17. gleicher bei Dahren (von der andern Seite, vergl. Taf. III. N. 12.), S. 194. — N. 14. Grundriß des Doppel-Ringwalles bei Ostrow, S. 195. — N. 19. gleicher des Ringwalles auf dem Steinsberge bei Elstra, S. 195. — und N. 20. in Prietitz bei Camenz, S. 195. — so wie N. 22. bei Hohnstein, S. 233. — N. 13. Kreckwitzer Anhöhen, bei Budissin, und 24. b. Stein mit Vertiefungen daselbst, S. 220. — N. 25. b. und 26. a. Burgruine Schwerta i. d. Oberlausitz, S. 65. N. 21. a. und b. und 27—47. Erz- und Eisen-Waffen und andere Werkzeuge aus der heidnischen Epoche und dem Mittelalter, nach §. 23. S. 134 ff. — N. 48—56. Ockelpfennige und andere früheste deutsche, sowie in der meißnischer Elbgegend gefundene römische Münze, nach S. 161.

Ferner N. 6. Heidengräber bei Klein-Rößen (im Schweinert) bei Herzberg und Liebenwerde; sowie N. 11. der Burgwall bei Schlieben und N. 18. dessen Grundriß, — N. 57—62. Thongeräthe aus der heidnischen Zeit, zu Königswarthe in der Oberlausitz gefunden (vergl. Seite 152.), welches Alles im nächsten Bändchen zu erläutern seyn wird.

Tafel V. Alterthümliche Trachten und zwar A. biblische Personen auf dem Zittauer Hungertuche; B. Sächsische Fürsten; C. solche auf Urkunden-Siegeln; D. frühere Trachten, aus d. Oberlausitz, und E. wendische; F. Fastnachtsbild; wie S. 215. näher angegeben.

Nachträge zu diesem, und Beurtheilungen des I. Bandes S. 234.

OF THE UNIVERSITY OF

4.

…urg-Ruine Kynast.

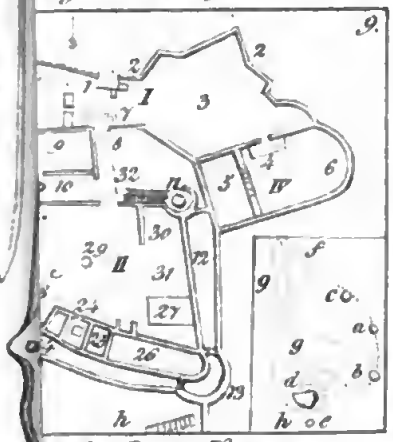
5.

Der Kynast vor 1675.

38.

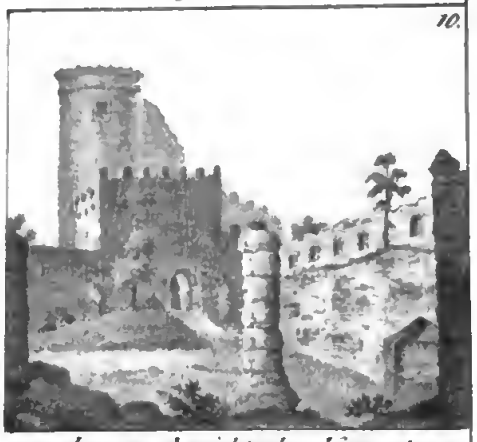
39.

9.



32 …s der Burg Kynast.

10.



Innere Ansicht des Kynast.

40.

16.

Der Greiffenstein sonst.

17.

Eingang zur Burg Kynast.

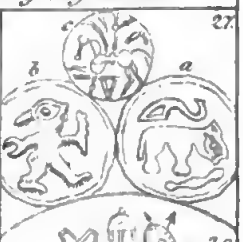
41.

42.

24.

25.

26.

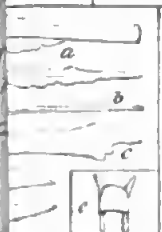


27.

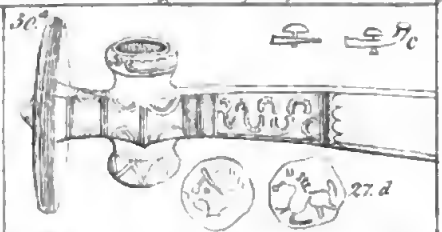
30.

DE GERM.

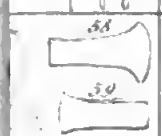
43.



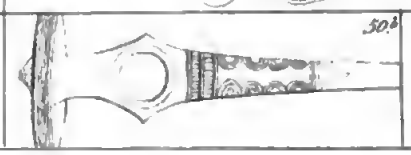
30.a



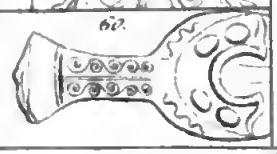
27.d



30.b



60.



Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

OCT 16 1939

OCT 17 1939

LD 21-100m-7,'39(402s)

Blicke in die vaterländische vorzeit.

SEP 21 1929 Teggart SEP 18 1929

OCT 17 1939 Grundig OCT 7 1939

DD61
P8

173824

Prewsker LIBRARY